This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

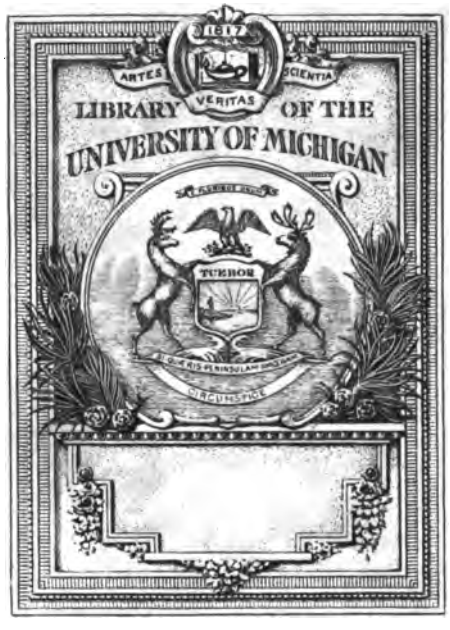
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR

Z
221
.A43

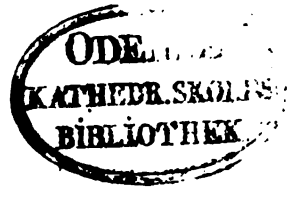
ALLGEMEINE
LITERATUR-ZEITUNG

VOM JAHRE

1830.

ERSTER BAND.

JANUAR bis APRIL.



HALLE,
in der Expedition dieser Zeitung
bey C. A. Schwetschke und Sohn,
und LEIPZIG,
in der Königl. Sächs. privil. Zeitungs-Expedition.
1830.

ALLGEMEINE

LITERATUR-ZEITUNG

auf das Jahr

1830

oder

Sechs und vierzigster Jahrgang.

Herausgegeben

von

C. G. Schütz,

in Verbindung mit

F. Blume,
L. H. Friedländer,
W. Gesenius,
J. G. Gruber,
L. F. Kaemtz,
M. H. E. Meier,
T. G. Voigtel,
J. A. L. Wegscheider,

Professoren auf der Königl. vereinten Friedrichs-Universität zu Halle.

Dir. 1. Tom. 5-48
40 29

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1830.

THEOLOGIE.

Bonn, b. Marcus: *System der christlichen Lehre* für academische Vorlesungen, von *Carl Immanuel Nitzsch.* X u. 252 S. gr. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Die vorliegende Schrift erinnert von Neuem daran, dafs sich in neuerer Zeit in der Theologie eine eigenthümliche wissenschaftliche Denkart hervorgethan hat, die weder dem Supranaturalismus noch dem Rationalismus im gewöhnlichen Sinne des Wortes zugezählt werden kann, die, wenn sie gleich mystische Elemente enthält, doch nicht wohl ihrem wesentlichen Charakter nach als Mysticismus bezeichnet werden darf; die ferner eben so wenig in einer blofs kirchlichen Auffassung der positiven Dogmen oder in einer speculativen Construction der christlichen Lehre aus philosophischen Ideen oder in der Unterordnung derselben unter ein philosophisches System besteht. Dem Rationalismus stellt sie sich meistens feindselig gegenüber, nicht aus dem Standpunkte des gewöhnlichen Supranaturalismus gegen ihn streitend, sondern indem sie ihn einer einseitig verstandesmäfsigen Behandlung der Religionswissenschaft in Begriffen und logischen Demonstrationen, oder einer vorherrschend theoretischen Beziehung der Religion auf blofses Erkennen und auf Lehre fälschlich beschuldigt. Sie bestreitet das Daseyn einer s. g. natürlichen Religion oder Vernunftreligion als einer wissenschaftlichen Ausbildung der religiösen Ideen aus der natürlichen religiösen Anlage des Menschen, oder erklärt diese wenigstens für ungenügend zur Befriedigung der religiösen Bedürfnisse. Daher ist sie auch bisweilen aller systematischen und philosophischen Behandlung der Religionswissenschaft in ihrer Absonderung von positiven Einkleidungen derselben entgegen, und wenn sie auch nicht immer das Daseyn und die Selbstständigkeit ursprünglicher religiöser Ideen in der menschlichen Vernunft leugnet, so verschmäht sie doch eine selbstständige wissenschaftliche Entwickelung derselben, und will diese nur an historisch gegebenen Elementen des religiösen Lebens gestatten, weil nur an diesen und durch diese den Ideen Realität und Leben zukomme. Ein Hauptbestreben derselben ist, der Religion ihren positiven Charakter zu behaupten, doch so, dafs sie das Wesen des Positiven nicht sowohl als ein übernatürlich Geoffenbartes, sondern vielmehr als ein historisch Gegebenes auffafst. In diesem Sinne schliefst sie sich auch in der Behandlung des Christenthums hauptsächlich an die positiven Dogmen und Formeln desselben an, sie hält mit Vorliebe an den eigenthümlichen historischen Gestaltungen des christlichen Glaubens in der protestantischen Kirche fest, und sucht sie zu rationalisiren, indem sie ihnen oft unhistorisch einen höhern, reineren Sinn unterlegt, und so bey einem synkretistischen Schwanken zwischen rationalistischen und supranaturalistischen Vorstellungen sich in der Schwebe hält. Ihr Bestreben nach Fortbildung des religiösen Bewufstseyns ist somit nicht ein freyes, selbstständiges Umbilden des Bestehenden, sondern ein blofses Entwickeln und Herausdeuten aus demselben.

Am nächsten verwandt ist diese theologische Denkart offenbar mit einer juristischen, die unter dem Namen der historischen Schule bekannt ist. So wie diese die Realität eines selbstständigen Naturrechts oder ursprünglichen Vernunftrechts leugnet und die freye Fortbildung des Rechts nach naturrechtlichen Grundsätzen verwirft, dagegen nur das positive, historisch gegebene Recht als wirkliches Recht anerkennt, und alle Fortbildung des Rechts auf historische Ermittelung dessen, was wirklich historisch gegeben sey, Reinigung und Sonderung des Wesentlichen von dem Unwesentlichen in dem bestehenden Recht, und historische Entwickelung desselben beschränkt, so wird auch von der angedeuteten theologischen Schule alle rationale Religionstheorie zurückgewiesen, und die Fortbildung der Religionswissenschaft auf historische Erforschung, Reinigung, Erklärung und Entwickelung der positiven Religion beschränkt. Ihr Verhältnifs zum Rationalismus läfst sich hiernach am Bestimmtesten dadurch bezeichnen, dafs der Rationalismus *freye Kritik* nach Vernunftideen, jene Schule dagegen nur *Erklärung* oder *Ausdeutung* und *Entwickelung der positiven Religion* zum Gegenstande hat. *Schleiermacher* kann im Allgemeinen als der Gründer und das Haupt dieser Schule betrachtet werden; die von ihm aufgestellten Grundsätze der Behandlung der Religionswissenschaft sind mit verschiedenen Modificationen angewendet worden von *Twesten*, *Lücke*, *Sack* u. a. Zu dieser Schule mufs auch die vorliegende Schrift, unbeschadet ihrer sonstigen Eigenthümlichkeit, gezählt werden.

Ueber den Zweck der Schrift ist zweyerley im Allgemeinen voraus zu bemerken. Das erste ist die Vereinigung der Glaubenslehre und der Sittenlehre in Ein System der christlichen Lehre. Der Vf. will zwar mit dieser Vereinigung nicht den Werth getrennter Behandlungen dieser Wissenschaften ver-

kennen, da aber diese Trennung wirklich in der Natur dieser Wissenschaften liegt, so wird eine Vereinigung derselben unter Ein System, weil es eben gegen ihre Natur ist, immer zum Nachtheil entweder einer derselben oder beider gereichen. Und in der That scheint dieser Nachtheil in dem gegenwärtigen Fall die Moral betroffen zu haben, indem sie auf eine Art in dogmatische Grundsätze eingeschmolzen ist, die sie ihrer eigenthümlichen und selbstständigen Natur beraubt. Eben so liefse sich eine Vereinigung denken, die eben so einseitig von moralischen Grundsätzen ausginge, wie hier von dogmatischen, und damit die Glaubenslehre in Moral verschmölze, wie es ja auch in Behandlungen der Dogmatik aus kantischen Principien wirklich geschehen ist. Zweifeln wir nun nicht, dafs der Vf. diese Behandlungsweise als einseitig verwerfen würde, so wird er es nicht unbillig finden, wenn man auch die seinige, von der andern Seite einseitige, mifsbilligen mufs. Das andere ist das Verhältnifs der Darstellung des Vfs zu der biblischen Theologie und zur Dogmatik. Das System der christlichen Lehre, das hier dargeboten wird, soll eine Darstellung derselben seyn, die sich auf der einen Seite von der blofs historischen Entwickelung der Offenbarungsstufen in der biblischen Theologie, auf der andern aber auch von der Dogmatik, welche auch die spätere kirchliche Entwickelung der christlichen Lehre mit in sich fasse, und zur Begründung des allgemeinen Wissens von dem Christenthum überhaupt dienen solle, unterscheidet. Das System der christlichen Lehre soll vielmehr den „Moment der vollendeten Offenbarung und des fertigen christlichen Glaubens und Lebens auffassen, wie er in der apostolischen Verkündigung und in der apostolischen Gemeinschaft urkundlich und für alle Zeiten verbindlich gegeben ist" (S. 4). Diese Erklärung läfst jedoch dieſs Verhältnifs immer noch dunkel, denn es bleibt schwierig, sich dafür einen Standpunkt zu denken, der, in der Mitte zwischen der historischen Ansicht der biblischen Theologie und der philosophisch-kritischen der Dogmatik, eine wissenschaftliche Einheit der christlichen Lehre gestatte. Soll das Christenthum als Offenbarung aufgefafst werden, so wird es eben damit als eine historische Erscheinung aufgefafst, und es wird sich nirgends der Punkt angeben lassen, wo die christliche Offenbarung ihre Vollendung erreicht, und den „fertigen christlichen Glauben" dargestellt habe, da ja die apostolische Verkündigung und Gemeinschaft, die der Vf. als diesen Punkt angesehen wissen möchte, selbst nur als eine Stufe der Offenbarung gelten kann, die nur historisch bedingte, nicht für alle Zeiten gegebene Gültigkeit haben kann.

In einer ausführlichen *Einleitung* handelt der Vf.: I. von dem *Begriff* und *Zweck*, II. von dem *Stoff*, III. von den *Erkenntnifsgesetzen* der christlichen Lehre, IV. von den *Versuchen* des christlichen Lehrbaues. Der erste Abschnitt handelt nur von dem Verhältnifs des Systems der christlichen Lehre zu dem Katechismus, zur Dogmatik und Ethik und zur biblischen Theologie, wovon schon die Rede war. Der erste spricht genauer von der *Religion* und von der *Offenbarung*. Der Vf. gesteht hier der Religion eine ursprüngliche, selbstthätige Anlage in der menschlichen Natur zu, womit alle empirischen Herleitungen der Religion, wozu auch die von einer blofs passiv aufgenommenen Offenbarung gezählt wird, abgewiesen werden. Damit erhält die Offenbarung blofs die Bedeutung einer Anregung oder Erziehung und Ausbildung der ursprünglichen Anlage zur Religion, und für diese ist entschieden ein *rationaler* Grund anerkannt. „Und obwohl gesagt werden darf, heifst es S. 7, dafs der Mensch durch Wechselwirkung des Aeufsern und Innern, also durch Erfahrung, Offenbarung, Lehre und Ueberlieferung zur Gotteserkenntnifs erzogen werde, und dafs Religion überall einen Bildungsproceſs habe und fordre, so wäre doch nichts zu erziehen und zu bilden vorhanden, wenn der Erziehung nicht schon ein ursprüngliches *Gottesbewufstseyn* (?) als wirksame Anlage vorausginge." Ob der Vf. diesem Grundsatze immer getreu geblieben sey, wird sich in der Folge ergeben. Auf der andern Seite stellt sich der Vf. aber auch der Herleitung der Religion aus Reflexion durch Begründung derselben auf etwas Unmittelbares entgegen; wobey man indefs einestheils eine genauere psychologische Nachweisung dieser unmittelbaren Quelle der Religion, anderntheils eine genaue Bestimmung des Verhältnisses des Unmittelbaren zu dem Mittelbaren der Reflexion vermifst. Die psychologische Bestimmung des Unmittelbaren schwankt bey ihm zwischen den Beziehungen eines unmittelbaren Bewufstseyns, oder Wissens, des Gefühls, Glaubens u. s. w., ohne sich für eine derselben zu entscheiden oder ihr gegenseitiges Verhältnifs zu bestimmen, und ohne klar das geistige Grundvermögen anzugeben, dem jene unmittelbare Religionsanlage angehört. Ferner wäre von dem Verhältnifs des unmittelbaren Religionsgefühls zu der Reflexion um so eher bestimmter zu reden gewesen, da nur durch Reflexion der Inhalt desselben bestimmt werden kann. Denn ist auch der Grund der Religion in uns ein Unmittelbares, so gelangen wir zum Bewufstseyn dieses Unmittelbaren, seinem Inhalt nach, den wir in religiösen Ideen aussprechen, doch nur durch Reflexion, ja wir gelangen selbst zu der Ueberzeugung von der Realität dieses unmittelbaren Gefühls nur durch Reflexion, im Glauben, den daher *Fries* ein reflectirtes Fürwahrhalten nennt. Was den Inhalt des Religionsgefühls betrifft, so erkennt der Vf. neben dem Begriff der unbedingten Abhängigkeit die Nothwendigkeit des Begriffs der Persönlichkeit des Menschen oder der Unabhängigkeit von der Welt an; aber wie dessenungeachtet die Schleiermachersche Bestimmung der Religion als blofses Abhängigkeitsgefühl von dem Vf. als genügend erklärt werden könne (S. 17), sieht man nach der so eben vorausgegangenen Erklärung nicht ein, da ihr nach dieser in der Persönlichkeit

ein

ein nothwendiges Element mangeln mufs. Wenn er, ferner diesen Inhalt oder „Urstoff" in unmittelbar gewissen religiösen *Grunderkenntnissen* finden will (S. 15), so erinnert diefs an die grundlose Hypothese von angebornen Ideen, worüber der Vf. sich nicht näher erklärt. — In dem Folgenden wird von den Verhältnissen und Unterschieden der Religion (§. 13), und von den Fehlern (§. 14—16), die in formale (d. i. in Hinsicht der Functionen, also auch subjective zu nennen) und materiale (d. i. in Hinsicht des Inhalts der Lehren, also objective) eingetheilt werden. Ueber positive und historische Religion (§. 17) finden wir manche sehr treffende Bemerkung, namentlich was den Werth religiöser Gemeinschaft für die Ausbildung und Belebung der Religion, und das dafür unentbehrliche Daseyn historischer Ueberlieferung und positiver Geltung religiöser Bilder und Lehren betrifft. Willkürlich scheint es jedoch, wenn der Vf. historische Religion als auf Mythus und Symbol gegründet, von positiver, als in Dogmen und Ritus auf äufserer Autorität beruhend, von einander unterscheiden will, eben so wie auch die Bestimmung, dafs nur Mythus und Symbol die Religion in äufserer historischer Einkleidung darstellen, Dogmen dagegen Grundlehre und Wesen der ursprünglichen Offenbarung, nicht abgeleiteten Ausdruck oder wissenschaftliche oder kirchliche Form derselben bedeute. Historische Religion kann aber nichts anderes bedeuten, als jede historisch zur Erscheinung gewordene und als solche Erscheinung uns überlieferte Religionsform, bestehe diese Form nun in Mythen und Symbolen oder in Dogmen und Ritus. Eine historische Religionsform, die als äufsere Autorität, angenommen wird, ist eine positive. Form aber nicht Wesen der Religion ist das Dogma so gut als Mythus und Symbol, nur mit dem Unterschiede, dafs diese die Phantasie erzeugte, jenes der Verstand. Allerdings ist positiv, wie der Vf. bemerkt, nicht einerley mit willkürlich, und steht so nicht dem natürlichen als dem nothwendigen und gesetzmäfsigen entgegen, und es ist ganz richtig, dafs zwischen positiver und natürlicher Religion kein Gegensatz dieser Art obwalte. Man kann vielmehr, wie es nach dem rationalen Gesichtspunkt sogar geschehen mufs, alle positive Religion als eine ursprünglich natürliche, d. h. aus natürlicher Entwickelung des Menschengeistes entstandene, betrachten, und der Unterschied betrifft nur die subjective Art, wie eine Religionsweise von uns aufgenommen werde, ob durch äufsere Autorität — positiv — oder durch innere Nothwendigkeit — natürlich. So erklärt es auch der Vf. S. 33. In so fern hat es einen richtigen Sinn, wenn der Vf. das Positive, mit Schleiermacher, in ein über die Natur Hinzukommendes setzt. Wie aber durch die positive Religion ein Neues und Anderes hinzukommen könne, „als jemals aus der blofsen Vernunft zu entwickeln war", diefs läfst sich, nach den von dem Vf. aufgestellten Grundsätzen, nach welchen Offenbarung, Belehrung u. s. w. nur in einen Anregen und Entwickeln dessen besteht, was der Anlage nach schon in dem Menschen liegt, durchaus nicht erklären. Wir treffen hiermit schon auf einen der oben angedeuteten Widersprüche des Vfs mit seinem rationalen Grundsatze. Diese treten noch deutlicher und unwissenschaftlicher in der folgenden sehr ungerechten Beurtheilung der natürlichen oder Vernunftreligion heraus. Alle Verbesserungen des religiösen Zustandes, sagt er (§. 18—20), welche durch die natürliche oder Vernunftreligion bewirkt worden, seyen immer entweder unmittelbar zugleich Verschlimmerungen gewesen, oder sie haben sich theils in intensiver theils in ex- und protensiver Beziehung unvollständig und unfähig erwiesen, das ursprünglich gewordene Grundübel zu heben. Diese nur zum Theil wahre Behauptung wird auch durch nur zum Theil wahre Gründe unterstützt. Zuerst sagt er, dasjenige, worin das Wesen der Vernunftwahrheit bestehe, die Entkleidung der Wahrheit von ihrer Thatsache und Geschichte, mache sie unfähig durch sich und für sich selbst Gemeinschaft zu stiften. Aber auch zugegeben, dafs die blofse nackte religiöse Wahrheit, die blofse Theorie oder Wissenschaft der Religion keine eigentliche religiöse Gemeinschaft zu stiften im Stande sey, sondern nur etwa eine solche, wie sie in philosophischen Schulen besteht; dafs gemeinsames religiöses Gefühl, gemeinsame Begeisterung dazu gehöre, und dafs diese sich nur an gemeinsamen religiösen Thatsachen oder Gebräuchen als dem Symbole ihrer Gesinnung entzünden und dauernd erhalten könne: so schliefst doch Vernunftreligion keineswegs Einkleidung der Wahrheit in Geschichte und Symbol aus, sie erkennt vielmehr ihren Werth für das praktische und gemeinsame religiöse Leben neben den Rechten der Wissenschaft und Ueberzeugung vollkommen an; nur fordert sie das Bewufstseyn des Unterschiedes beider Religionsformen ihrer verschiedenen Bedeutung nach, und mit diesem Bewufstseyn ist allerdings religiöse Gemeinschaft verträglich, ja nur unter dieser Bedingung ist Absonderung des Aberglaubens aus dem öffentlichen religiösen Leben möglich. Ein zweyter Vorwurf des Vfs gegen die Vernunftreligion ist, dafs sie, weil sie nach ihren blofs theistischen und ethischen Grundsätzen die Idee der Erlösung nicht anerkenne, den Widerspruch ihrer Weltansicht mit dem Daseyn des Bösen nicht lösen könne. Aber löst diese etwa die Erlösungstheorie? macht sie den Rifs zwischen der Heiligkeit Gottes und dem Bösen als einem unbesiegbaren nicht noch gröfser, als die Vernunftreligion, welche eben so wie sie die Schuld der eigenen Freyheit des Menschen zuschreibt, so auch die Ueberwindung derselben diesem zur sittlichen Aufgabe setzt, statt die Sünde als unabänderliches Erbstück und die Erlösung als eine Ausbesserung des unvollkommenen Schöpfungswerkes durch Gottes unmittelbare Thätigkeit darzustellen? — Auch die Lehre von der *Offenbarung* (§. 22 fgg.) hat bey dem Vf. viel Dunkles, Schwankendes und im Ganzen Unbefriedigendes.

Ihr

Ihr Bedürfniſs oder die Idee ihrer Nothwendigkeit wird aus der Mangelhaftigkeit der historischen und der Vernunftreligion abgeleitet (§. 22). Das Wesen der Offenbarung wird als *erlösende* Thätigkeit Gottes charakterisirt, d. h. als eine göttliche Thätigkeit, welche die der Natur nothwendig anhängende Ausartung der Religion heben, das Böse vertilgen soll (§. 23). Die Offenbarung ist gleich ursprünglich mit der religiösen Anlage selbst (§. 24). In der Offenbarung werden sich die Christen des Heils nicht allein *durch* Thatsachen sondern auch *als* Thatsache bewuſst, das Heil wird ihnen in der „Erfüllung in der Zeit" bekannt gemacht (§. 25). Darin besteht die Geschichtlichkeit des christlichen Offenbarungsbegriffs. Die offenbarende Thätigkeit Gottes geschieht mit Lebendigkeit und Allseitigkeit, indem sie nicht bloſs äuſserlich (als Wort Gottes) sondern auch innerlich als Geistesmittheilung wirkt, nicht bloſs Manifestation, sondern auch Inspiration ist (§. 26). Durch Offenbarung geschieht der menschlichen Freyheit kein Eintrag, sondern sie erfolgt nach dem freylassenden Gesetz der Allmähligkeit (§. 27). Durch diese zum Theil eigenthümlichen Erklärungen wird die wissenschaftliche Einsicht in das Wesen der Offenbarung keineswegs gefördert, vielmehr die bereits statt findende Begriffsverwirrung in Beziehung auf dieselbe nur abermals vermehrt. Der Begriff der Offenbarung kann sein wahres Licht nur erhalten durch eine klare und feste Bestimmung seines Verhältnisses zu der natürlichen Religion oder der religiösen Vernunftanlage. Diese Bestimmung aber vermiſst man in den Erklärungen des Vfs durchaus. Die Offenbarung wird hier in objectiver Bedeutung genommen; sie kann aber nur subjectiv einen wahren Sinn behalten. Der Vf. versteht nämlich unter Offenbarung eine eigenthümliche — nämlich die erlösende — Thätigkeit Gottes, eine Einwirkung auf den Menschen, die eine andere Wirkung hervorbringen soll, als jede andere natürliche Einwirkung. Subjectiv, d. h. in Rücksicht der Wirkung, die wir an uns erfahren, läſst sich nun allerdings eine solche eigenthümliche Thätigkeit Gottes denken, so nämlich, daſs einige Einwirkungen unsere religiöse Empfänglichkeit stärker erregen, einige schwächer, daſs also durch einige das Gefühl der göttlichen Wirksamkeit in der Natur und auf uns klarer und lebendiger in uns wird, durch andere weniger oder gar nicht. So können wir allerdings in gewissem Sinne jene stärker einwirkenden Erscheinungen in der Natur und Geschichte mit gröſserem Rechte göttliche Thätigkeit oder Offenbarung nennen, als diejenigen, die uns nur als natürliche Erscheinungen entgegentreten. Aber in diesem Sinne hat die Offenbarung nur die Bedeutung einer eigenthümlichen subjectiven Erregung, nicht einer objectiv eigenthümlichen Thätigkeit. Die Bezeichnung gilt nur für das religiöse Gefühl und bildlichen Ausdruck desselben, nicht wissenschaftlich. An sich müssen wir ja alle zeitlichen Erscheinungen nach natürlichen Gesetzen beurtheilen, und in allen erkennen wir als wahres Wesen das göttliche Seyn an, je nachdem wir es aus dem natürlichen oder idealen Standpunkte betrachten. An sich also ist aus dem idealen Standpunkte die ganze Welt eine unendliche Offenbarung Gottes und eine unendliche Erlösung. — Doch der Vf. glaubt, daſs durch die Offenbarung zu der Vernunftreligion etwas hinzukomme, was diese für sich nie erreichen könne. Er betrachtet sie nicht bloſs als Anregung der natürlichen Anlage zur Religion, sondern als zu dieser etwas Neues hinzufügend (S. 49). Was dieses Neue sey, wie es erklärbar sey, ohne die Religion in so weit als ein bloſs passiv Empfangenes oder Eingeprägtes, ohne Selbstthätigkeit und innere Anlage des Menschen, zu betrachten, ist nicht denkbar, wenigstens nicht ohne mit dem obigen Grundsatz des Vfs, daſs diese Ansicht von Offenbarung zu den verwerflichen empirischen Herleitungen der Religion gehöre, und daſs die Ausbildung der Religion im Menschen immer ein Wechselverhältniſs zwischen Aeuſsern und Innern, Empfangen und Selbstthätigkeit fordere, in geradem Widerspruch zu stehen. Ferner ist aber auch in der Bestimmung der Offenbarung als einer *erlösenden* göttlichen Thätigkeit mehr Verwirrendes als Aufklärendes. Offenbarung, ἀποκάλυψις, ist dem Sprachgebrauch nach durchaus zunächst eine Wirkung auf die erkennende Thätigkeit, und was sich von sittlicher oder religiös-praktischer Thätigkeit daran knüpfen mag, ist Folge der Offenbarung, die nicht mehr wesentlich zu derselben gehört. Auf die Erlösung kann so allerdings auch die Offenbarung bezogen werden, in wie fern die durch die Offenbarung bewirkten Erkenntnisse auch weiter vorbildend und anregend auf die religiöse und sittliche Gesinnung einwirken können, welche die Erlösung bedingen. So aber will der Vf. es nicht verstanden haben: denn Offenbarung ist ihm eine Erlösung, nicht *durch*, sondern *als* Thatsache, eine *Erfüllung der Erlösung in der Zeit* (S. 49). Wir halten es nicht für nöthig, das Unhaltbare einer solchen zeitlich vollendeten Erlösung hier darzulegen; wir machen nur dieſs bemerklich, daſs eine solche Ansicht von der Erlösung, statt geschichtliche Entwickelung der Religion zu vertheidigen, diese vielmehr ganz aus dem geschichtlichen Zusammenhang der geschichtlichen Ausbildung herausreiſst, und in ein mysteriöses Gebiet des Uebernatürlichen und damit Ungeschichtlichen versetzt. Den organischen Zusammenhang der Offenbarung mit der Ordnung des Weltganzen oder die natürliche Causalität derselben will der Vf. zwar anerkannt wissen, aber wie geschieht dieſs, wenn er sie der niedern Ordnung und Stufe der Dinge entzieht und einer fingirten „höhern Natur" als „schöpferische Entstehungen" (S. 57) zuschreibt?

(*Der Beschluſs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1830.

THEOLOGIE.

Bonn, b. Marcus: *System der christlichen Lehre* — von *Carl Immanuel Nitzsch* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Jene höhere Natur, von der man auch andere neuere Supranaturalisten fabeln hört, ist für unser Bewufstseyn nichts, wir haben nur Bewufstseyn von den Naturgesetzen und Glauben an ein höheres Seyn der Dinge durch Abstraction von diesen Naturgesetzen. Wer etwas aus Naturgesetzen erklärt, von denen er nichts weifs und wissen kann, der erklärt gar nicht. Die Wirklichkeit der Offenbarung in *diesem* Sinne wird nur im Christenthum anerkannt, und dieses als die „Lebensweise, welche auf dem Bewufstseyn von der Erlösung der Welt und von dem persönlichen Erlöser, Jesus Christus," beruht, charakterisirt (S. 59). Den Beweis für die Göttlichkeit des Christenthums will der Vf. zunächst nur auf „jenen lebendigen und unmittelbaren Syllogismus des Herzens" stützen, und die empirischen Nachweisungen nur im Zusammenhange mit jenem und im Zusammenhange untereinander eine Kraft zugestehen (S. 62). Wir können nicht weiter in die Ansichten des Vfs von Wundern (die nicht als übernatürlich, sondern nur als Wirkungen jener mysteriösen höhern Natur betrachtet werden S. 64) und Weissagungen, als Beweise für die Göttlichkeit des Christenthums, eingehen. Auch den Abschnitt (III) von den Erkenntnifsgesetzen der christlichen Lehre können wir nicht in das Einzelne verfolgen. Wir bemerken nur aus demselben, dafs hier nochmals jene anderwärts (Ueber das Ansehen der heil. Schrift, Bonn 1827) weiter ausgeführte Ansicht von der Auslegung behauptet wird, nach welcher diese über die Grenzen der historisch-grammatischen Interpretation zu einer s. g. theologischen ausgedehnt wird, die, mit Beziehung auf unser Glauben und Handeln, der Analogie des Glaubens eine Autorität bey der Auslegung einräumen will. Es kann aber diese Auslegungsweise nie die Billigung einer freyen wissenschaftlichen Forschung erhalten, da der Glaubensinhalt selbst erst eine Frucht der Auslegung ist, und somit nicht selbst wieder in der Auslegung gebraucht werden darf.

Wir werfen jetzt nur noch einen Blick auf das von dem Vf. aufgestellte System der christlichen Lehre selbst. Die Mannichfaltigkeit der christlichen Lehre erhält ihre Einheit nicht, sagt der Vf. (S. 88 fg.), durch blofse Analysis Eines Grundbegriffs, sondern durch einen Mittelbegriff d. h. einen solchen, der zunächst auf gewisse Voraussetzungen führt, ehe er eine Auseinandersetzung zuläfst. Als einen solchen stellt er die *Erlösung durch J. Christum* auf. Diese Idee enthält erstlich die Voraussetzung eines Guten, als Grund und Ziel der Erlösung, zweytens eines Bösen, als Gegenstand der Erlösung. So ergeben sich drey Haupttheile des Systems der christlichen Lehre: 1) Agathologie oder Lehre von dem Guten, 2) Ponerologie oder von dem Bösen, 3) Soteriologie oder von dem Heil. Diese Eintheilung hat jedoch viel Willkürliches und Unbequemes. Willkürlich ist dabey schon die Voraussetzung der Erlösung als Grundidee des Christenthums, die mit Grunde nur als blofs historische Einkleidung der reinen Ideen des Christenthums angesehen werden könnte. Doch davon abgesehn, so zeigt sich das Unbequeme und Ungenügende dieser Eintheilung auch deutlich genug in der Ausführung. Das Gute läfst sich schon nicht wohl getrennt von dem Bösen behandeln, weil beide Begriffe nur in der Beziehung zueinander Bestand haben, so dafs die Ausführung der Idee des Guten schon die des Bösen als ihrer Negation mit in sich enthält. Eine Trennung kann daher nur mit Wiederholungen statt finden. In der Agathologie handelt der Vf. die Lehren von Gott und von der Creatur ab. In diesen beiden Gegenständen ist aber schon die ganze Religionslehre begriffen, und die Ponerologie kann nur getrennt von jener dadurch bestehen, dafs dort diese Lehren unvollständig und einseitig behandelt werden, deren Ergänzung die Ponerologie noch dazu giebt. Denn zu der Lehre von der Creatur gehörte nothwendig schon die Lehre von dem Bösen, so wie zu der Lehre von Gott, göttlicher Vorsehung, die Lehre von dem Uebel und die Auseinandersetzung des Verhältnisses des Bösen zu der Heiligkeit und Allmacht Gottes. Ueberhaupt aber ist die Idee des Guten nicht hinreichend, das Ganze des Religionsgehaltes zu entwickeln, da z. B. die Lehre von Gott nicht allein aus ihr ausgeführt werden kann, sondern auch die theoretische Entwickelung Gottes vermissen läfst. Sehr gezwungen ist es ferner, wenn die Lehre vom Tode in die Lehre von dem Bösen gestellt ist: auch hier vermifst man die theoretische Ansicht von dem Tode nach der Idee der Endlichkeit aller Erscheinung, wobey das praktische Moment des Bösen noch gar nicht in Rücksicht kommt. Die ganze Sittenlehre wird aus der Idee der Erlösung abgeleitet und zwar unter der Lehre von der Heiligung abgehandelt.

End-

Endlich wird auch die Lehre von dem ewigen Leben in die Soteriologie gestellt; was schon wegen der unpassenden Trennung dieser Lehre von der vom Tode unangemessen ist, aber auch darum, weil die Lehre vom ewigen Leben dadurch in eine Abhängigkeit von der Erlösung durch Christum gestellt ist, die sie an sich nicht hat, da sie ja eine reine Religionsidee ist, die den wesentlichen Inhalt der religiösen Anthropologie ausmacht.

Gern würden wir noch mehrere Bemerkungen über einzelne Punkte hinzufügen, wenn der Raum es erlaubte. Es ist nicht zu bezweifeln, dafs diese Schrift, auch für diejenigen, welche die darin ausgesprochenen unhaltbaren Ueberzeugungen nicht theilen können, manchen Stoff zu weiterem Nachdenken über viele scheinbar entschiedene theologische Fragen darbieten werde. Aber zu bedauern ist dabey, dafs eine Dunkelheit, Unbestimmtheit und ein Schwanken der Begriffe, die zum Theil vielleicht aus zu grofsem Streben nach Kürze im Ausdrucke entstanden seyn mag, oft aber auch gewifs in der Sache selbst liegt, verbunden mit einer manierirten Sprache, den Gebrauch dieser Schrift nicht wenig hindern wird.

RELIGIONSSCHRIFTEN.

Darmstadt, b. Leske: *Ueber das protestantische Princip in der christlichen Kirche.* — Zur Feyer des Jahres 1829. Von Dr. *Ernst Zimmermann.* Aus der allgemeinen Kirchenzeitung. 1829. 9 Bog. gr. 8. (12 gr.)

Das vorliegende Werkchen hat einen Mann zum Vf., dessen Name schon den Werth des Inhalts hinlänglich verbürgt. Rec. glaubt daher, dafs es seiner lobenden Empfehlung nicht erst bedarf, um recht viele Leser zu finden. Möchte es nur eben so allgemein erwogen und beherzigt werden! Eine blühende, warmen Eifer für die heilige Sache der evangelischen Kirche bekundende Darstellung des vielbesprochenen und hochwichtigen Gegenstandes auf der einen, ruhige Besonnenheit und weise Mäfsigung auf der andern Seite bezeichnen den Charkter dieser Schrift, und ihren Vf. als eine kräftige Stütze dessen, was er in derselben vertheidigt und empfiehlt. Um so mehr hält sich Rec. überzeugt, dafs, wenn er nicht überall dem Vf. beystimmt, und dieserhalb sich einige Bemerkungen erlaubt, dieser dieſs eben in Rückficht auf das protestantische Princip entschuldigen und freundlich aufnehmen wird.

Nachdem bis S. 16 urkundlich nachgewiesen ist, worauf es hier ankam, werden daraus die Grundsätze der protestirenden Fürsten abgeleitet, wonach dann das Wesen des christlich protestantischen Princips festgestellt wird, bis S. 24. Nachdem hierauf dargethan ist, wie dieses Princip schon von jeher existirt, im 16ten Jahrhundert aber sich als *christlich protestantisches* Princip modificirt habe, wie es dem Christenthum eigenthümlich und in der menschlichen Natur gegründet sey, wird zum Schlufs der *ersten* Abhandlung die Frage: „ob wir Ursache haben, den Namen *protestantisch* u. s. f. in unserer Zeit noch beyzubehalten?" erörtert und bejahet.

Wenn nun S. 23 als Grundsatz der protestirenden Fürsten aufgestellt wird: dafs in den *innern* Angelegenheiten der Kirche, in Sachen des Glaubens und des Ritus, keiner weltlichen Macht ein Recht der Entscheidung und der Verfügung zustehe: so scheint dieſs doch zu viel gesagt und gefordert. Glaubens- und Gewissenssachen können mit dem Ritus wohl kaum in Eine Klasse gestellt werden. In jenen ist freylich jeder Zwang widersinnig. Vom Ritus kann aber nur die Rede seyn, wenn mehrere Individuen sich zu Einem kirchlichen Ganzen constituirt haben. Wo dieſs der Fall ist, wo unter diesen Individuen so Viele sind, welche vermöge ihrer Denk- und Prüfungs-Fähigkeit nicht auf eignen Füfsen stehen können, wo selbst unter den Theologen so wenig Uebereinstimmung zu finden ist, da müssen gewisse Regeln und Vorschriften gegeben seyn, wonach die religiösen Handlungen (Sakramente, Gottesdienst) verrichtet werden, und wonach die Individuen, die sich *freywillig* zu diesem Ganzen bekennen, so lange sie dieſs thun, sich richten *müssen*. Sonst würde nicht wohl ein kirchliches Ganze, keine kirchliche Gemeinschaft auf die Dauer bestehen könne. Regeln und Vorschriften aber bringen Aufsicht, also einen gewissen Zwang, also ein Recht der Entscheidung und Verfügung mit sich. Soll der weltlichen Macht dieſs nicht zustehen, so müssen es die geistlichen Obern haben, sie müssen dann wieder executive Gewalt haben, um ihren Entscheidungen und Verfügungen Nachachtung zu verschaffen. War es aber nicht so vor der Reformation? (die weltliche Macht stand im Dienste der römisch geistlichen). Und lehnten sich die Protestanten nicht dagegen auf? Rec. sieht keine Gefahr dabey, wenn jenes *Recht* in so fern in den Händen der weltlichen Macht ist, die der Kirche Schutz gewähren mufs, als sie dabey ſtets verpflichtet ist, die (zumal protestirende) Stimme der Lehrer, des Volks, der Zeit und der Wissenschaft zu hören, zu berücksichtigen, und die freye Entwickelung der Geister auch in dieser Hinsicht nicht zu hindern. Vernachlässigung oder Uebertretung dieser Pflicht bleibt freylich möglich; das aber ist bey allen Christen-Pflichten der Fall. Jenem Grundsatze scheinen auch die protestirenden Fürsten, zufolge der angeführten Urkunden und der ſpätern Thatsachen, gehuldigt zu haben. *Fürsten* waren es ja, die *in Gemeinschaft mit ihren Geistlichen*, den neuen Ritus beſtimmten, und ihn gegen andere spätere Abweichungen, Mifsbräuche und Uebertreibungen in ihrer eignen Mitte aufrecht erhielten.

Was S. 24 über die *bejahende* Seite des Protestantismus trefflich gesagt ist, steht hier um so mehr an der rechten Stelle, je häufiger dieſs übersehen, und darum so manches Nachtheilige dem prot. Princip fälschlich aufgebürdet wird. Eben so treffend sind S. 28 und 29 die verschiedenen Principe der ka-

tho-

theilchen und protest. Kirche einander gegenübergestellt. — Wenn aber S. 30 bis 36 dargethan werden soll, dafs das protest. Princip schon vor Christo existirt habe, so scheint hier die etymologische Bedeutung des Wortes mit der historischen im 16ten Jahrh. verwechselt zu seyn. In beiden Zeitabschnitten scheint vielmehr der Protestantismus ganz verschiedene Principe gehabt zu haben. Jener (vor Chr.) wollte nur opponiren, negiren gegen alle Autorität (dafs ein solcher von jeher existirt habe, bedurfte keines Beweises), dieser wählte das Evangelium als gegebne, „vollgültig bewährte Autorität" zur Basis, und protestirte nur gegen alles, was damit nicht übereinstimmte (so definirt der Vf. selbst S. 24 das protest. Princip); jener wollte neue Wahrheiten geben oder finden, dieser das von Christo Gegebene und immer richtiger zu Erkennende, als Wahrheit, als Prüfstein der vom menschlichen Geiste gefundenen oder zu findenden Religionslehren, in seiner Reinheit bewahren. — S. 42 heifst es in der dort citirten Königl. Preufs. Cabinets Ordre: „das evangelische Glaubensbekenntnifs gründet sich lediglich auf die heilige Schrift;" und in einer Note dazu sagt der Vf.: „eben dieser Satz enthalte schon eine Protestation gegen die Tradition und Concilien-Beschlüsse der kathol. Kirche;" — eben darum, möchte Rec. fortfahren, drückt der Name *Evangelische* schon das Protestiren gegen jede andere Autorität aus, benennt überdiefs zugleich die Basis, worauf sich der Protestantismus stützt, und entfernt die in der geschichtlichen Entstehung des Prot. und seines Namens gegründete Nebenidee, als sey die evangel. Kirche noch immer eine unterdrückte Magd der katholischen, von welcher sie noch im Losreissen begriffen wäre. Der Name *evangelische* würde nach dieser Ansicht schon das ganze Wesen, der Name *protestantisch* nur Eine, wenn auch sehr wichtige Seite in dem Charakter unsrer Kirche bezeichnen. — Vortrefflich werden in der *zweyten* Abhandlung die Verdienste des prot. Princips um das Heil der Menschheit dargestellt, und läfst sich dagegen nichts einwenden, als etwa, dafs die von S. 77 bis 88 genannten Segnungen weniger Verdienste des protest. Princips, als solchen sind, als vielmehr Wirkungen der fortgeschrittenen Vernunftentwicklung, mit welcher das Christenthum aufgefafst wurde. Die Majestät der Fürsten und ihre Unabhängigkeit vom Papste möchten auch weniger ein Verdienst des protest. Princips genannt werden können, als vielmehr eine Folge der Reformation, d. h. der geschichtlichen Ereignisse jener Zeit, die besonders durch den Widerstand des römischen Stuhles herbeygeführt wurden. Die *dritte* Abhandlung, überschrieben: „die Gefahren des protest. Princ." (soll heifsen: die aus dem Mifsbrauch des protest. Princips für das Heil der Menschheit entspringenden Gefahren) theilt diese mit Recht ein in *eingebildete* und *wirkliche*, welche letztern aber nur aus dem Mifsbrauche des protest. Princips hervorgehn könnten. Auch in diesem Abschnitte findet sich viel Treffliches, aus welchem wir nur den Schlufs der Aeufserung des Vfs gegen Verpflichtung auf alte oder neue Symbole ausheben: „Nein, vertrauen wir doch auch etwas dem göttlichen Geiste, welcher der Wahrheit zuletzt in jedem Meinungskampfe den Sieg bereitet, und lassen wir es unsere Sorge seyn, in allen Ständen, vornehmlich aber in den Herzen künftiger Kirchenlehrer eine recht ernste und nachhaltige christliche (wissenschaftliche und sittlich religiöse) Bildung zu begründen; dann wird auch bey grofser Verschiedenheit der einzelnen Ansichten, Meinungen und Lehrbestimmungen der grofse Zweck des Evangeliums immer herrlicher und vollständiger erreicht werden" (S. 135).

JURISPRUDENZ.

Rostock, gedr. b. Adler: *Observationes juris civilis.* Scripsit *Ferdinandus Kaemmerer*, J. U. et Phil. Dr., Antecessor P. O. et Academ. Rostoch. Syndicus. 1827. VI u. 200 S. 8. (18 gr.)

Nicht nur durch seine gelehrte Inauguraldissertation *de operis novi nuntiatione*, sondern auch vorzüglich durch seine „Beyträge zur Geschichte und Theorie des Rechts (1817) B. I. hat sich der Vf. besonders auf dem Felde historischer Untersuchungen über die in den Justinianischen Rechtsbüchern, excerpirten Schriften der römischen Rechtslehrer und Verordnungen römischer Kaiser, so sehr ausgezeichnet, dafs sein nachheriges langes Stillschweigen schon wiederholt beklagt worden ist, und man namentlich das Erscheinen des *zweyten* Bandes jener Beyträge schmerzlich vermifst hat. In die Stelle desselben sind einigermafsen die vorliegenden Observationes getreten, die Rec. um deswillen doppelt willkommen heifst, je mehr in denselben derselbe Weg genommen ist, welcher in jenen Beyträgen eingeschlagen war. Mit einer Gelehrsamkeit und einer Belesenheit, welche schwerlich ihres Gleichen finden möchte, werden in diesem Bändchen, welches seinen Ursprung akademischen Festprogrammen zu verdanken hat, folgende Gegenstände besprochen: Cap. I. *de vita Sexti Caecilii, JCti Romani* (S. 1 — 116, also über die Hälfte des ganzen Werks umfassend) das Resultat dieser äufserst gründlichen und nach allen Richtungen hin ausgeführten Untersuchung ist dieses: der in den Pandekten vorkommende *Sextus Caecilius*, auch schlechthin *Caecilius*, und in manchen Handschriften *Coelius* genannt, ist von dem gleichfalls oft vorkommenden *Sextus Caecilius Africanus* wohl zu unterscheiden: denn letzterer lebte unter den Antoninen und Commodus, ersterer dagegen nicht früher, als Proculus, und nicht später als Pegasus, wie der Vf. aus L. 64 d. *de donat. inter V. et U.*, wo Proculus und Caecilius in dieser Zusammenstellung genannt werden, und L. 1. Z. 7. d. *Quando de pecul.*, in welchem von einem Zusatz, den Pegasus zu einer Meinung des Caecilius gemacht habe, die Rede ist, überzeugend darthut. Auch war Caecilius wahrscheinlich Proculejaner, während Afri-

Africanus Cassianer war, wodurch der Unterschied zwischen beiden noch mehr hervortritt. Von den Schriften und Titeln des Sextus Caecilius hat sich nichts erhalten, nur wahrscheinlich ist es, dafs er *ad legem Juliam de adulteriis* commentirt habe. Aufser dem *Corpus juris* wird er nicht genannt, wenn nicht eine Inschrift bey *Gruter.* p. CCCLXXIX auf ihn zu deuten seyn sollte. Cap. II. *de necessitate, ut putant, cauponibus, viatores recipiendi imposita* (S. 117 – 134). Zwischen L. un. §. ult. D. *Furt. adv. naut.* und L. 1. §. 1. D. *Naut. caup. stabul.*, welche beide von Ulpian herrühren, ist ein bedeutender Widerspruch vorhanden. In der erstern Stelle heifst es: „*Caupo praestat factum eorum, qui in ea caupona, ejus cauponae exercendae causa ibi sunt, item eorum, qui habitandi causa ibi sunt. Viatorum autem factum non praestat; namque viatorem sibi eligere caupo vel stabularius non videtur, nec repellere potest iter agentes. Inhabitatores vero perpetuos ipse quodammodo elegit, qui non rejecit, quorum factum oportet eum praestare.*" Dagegen besagt die zweyte Stelle: „*Ne quisquam putet, graviter hoc adversus eos constitutum, nam est in ipsorum* (nämlich *cauponum*) *arbitrio, ne quem recipiant.*" Um diesen Widerspruch zu heben, erklärt der Vf. das *repellere* in der ersten Stelle, für *receptum expellere*, was jedoch bedenklich zu seyn scheint, wenn man hier nicht eine wirkliche Corruptel der Lesart annehmen will, da wenigstens der gewöhnliche Sprachgebrauch sich mit jener Erklärung nicht vereinigen lassen dürfte. Am Schlusse berührt der Vf. das Mecklenburgische Particularrecht, nach welchem für die Gastwirthe eine Zwangspflicht existirt, Reisende aufzunehmen, wenn sie nicht eine gegründete Ursache zur Abweisung angeben können. Cap. III. *de Athenaei Ulpiano* (S. 135—172). Gegen Schweighäuser wird gründlich erwiesen, dafs der von Athenäus mit aufgeführte Ulpian keinesweges der römische Jurist gewesen sey. Cap. IV. *de Domitio Ulpiano operis, quod inscribitur Opinionum Libri sex, a Pandectarum compositoribus excripti auctore* (S. 173—191). Gegen Gothofredus und Schulting wird dargethan, dafs dieses Werk nicht von einem spätern Ulpian herrühre. Dabey S. 181. Anm. 1 die interessante Notiz, auf welche Rec. unabhängig von dem Vf. ebenfalls gestofsen, dafs in *Barthii* Adversar. L. 39. cap. 19 aus einem dort excerpirten Buche Isidors (*differentiae*) ein Bruchstück des Herennius Modestinus erhalten sey, was noch von *Dirksen* (Bruchstücke aus den Schriften der römischen Juristen) übersehen worden ist. Cap. V. *de duodecim tabularum fatis quaedam* (S. 192—200), sucht vorzüglich gegen Hugo, auszuführen, dafs zu des Kirchenvaters Cyprians Zeit wirklich noch die XII Tafeln zu Rom öffentlich aufgestellt gewesen seyen. *S.*

HEIDELBERG, b. Mohr: *Kritische Zeitschrift für Rechtswissenschaft und Gesetzgebung des Auslandes*, herausgegeben von *Mittermaier* und *Zachariä*. — *Erster* Band in *drey* Heften. 1829. 513 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Unter den zahllosen juristischen Zeitschriften, welche in den letzten Jahren in Deutschland entstanden sind, dürfte sich schwerlich eine Einzige finden, welche der hier genannten an Zweck- und Zeitgemäfsheit den Vorrang streitig zu machen im Stande wäre. Was bey den meisten übrigen Zeitschriften, wenn sie sich nicht einer bestimmten wissenschaftlichen Richtung entschieden bewufst sind, als „Bücherableitern" zu fürchten bleibt, dafs durch sie eine bereits vorhandene Literatur, die früher mit einer Reihe gründlicher und vollständiger Werke begonnen hatte, allmählig in der Masse unbedeutender, oft auch ungründlicher Artikel versanden und absterben müsse, das ist bey den Gegenständen dieser Zeitschrift undenkbar. Hier ist nicht die Rede von Auflösung, sondern von Begründung einer Literatur. Wir haben über die Jurisprudenz des gesammten Auslandes kein einziges ganz umfassendes Werk, und es liegt in der Natur der Sache, dafs wir selbst über die Rechte einzelner Völker fürs Erste nur wenig gröfsere und gründlichere Werke erwarten dürfen. Die Berichte der Reisenden, denen es an den nöthigen juristischen Kenntnissen, dem geübten Urtheil und Scharfblick des Sachkenners gebrach, die Zeitungsartikel, die oft sogar nur Partey-Ansichten verfechten sollten, konnten wohl der Unterhaltung, nicht aber dem eigentlichen Studium genügen; es ist schon viel gewonnen, dafs ein Verkehr des Juristen mit dem Juristen eingeleitet und vollständigen Mittheilungen jeder Art der Weg gebahnt worden ist.

Die grofse Zahl der auf dem Titel genannten Mitarbeiter aus den meisten Ländern Europas, zum Theil auch aus Amerika, und die Schnelligkeit, mit welcher die drey ersten Hefte nach einander erschienen sind, verbürgen genugsam das weitere innere und äufsere Gedeihen dieser Zeitschrift. Allein gerade in dieser Beziehung wollen wir doch einen Wunsch, eine gut gemeinte Besorgnifs nicht unterdrücken. Es leidet keinen Zweifel, dafs den Herausgebern durch die nach allen Seiten eröffneten Verbindungen eine Masse neuen reichhaltigen Materials zuströmen werde; eben deshalb aber wird es auch bald einer kritischen Sichtung bedürfen. Das langsamere Erscheinen der Zeitschrift würde gewifs die Theilnahme des gröfsern Publicums an derselben nicht schwächen, das gründliche Studium derselben aber nur erhöhen. Selbst in dem ersten Bande hätte wohl schon zwey oder drey Aufsätzen die Aufnahme versagt werden können, wenn nicht die Herausgeber von dem gewifs zu billigenden Grundsatze ausgegangen sind, lieber vorerst die Kräfte aller einzelnen Mitarbeiter zu prüfen, ehe sie zu einer strengeren Auswahl derselben zu schreiten wagen.

Die einzelnen Aufsätze einer Zeitschrift in einer anderen Zeitschrift durchzugehen, ist immer wenig ersprieslich, wird aber ganz entbehrlich, wenn, wie es hier der Fall ist, das Hauptwerk selbst dem Leser leicht zu Gebote steht. *Blume.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1830.

BIBLISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Vogel: *Grammatik des neutestamentlichen Sprachidioms* von Dr. *Georg Benedict Winer*, Kön. Bayer. Kirchenr. u. ord. Prof. d. Theol. in Erlangen. *Zweytes* Bändchen.

Auch unter dem Titel:

Grammatische Excurse über die Sprache des Neuen Testaments. Nachträge und Berichtigungen zur Grammatik des neutestamentlich. Sprachidioms von Dr. *G. B. Winer.* 1828. 212 S. 8. (18 gGr.)

Willkommen wird diese Schrift allen seyn, die sich, mit den nöthigen Kenntnissen ausgerüstet, für gründliche Erklärung des N. T. interessiren und sie überall hin verbreitet zu sehen wünschen. Grammatische Untersuchungen fördern zwar, wie auch der Vf. S. VII der Vorrede bemerkt, nur *eine* Seite der Exegese; aber gerade die wichtigste, denn für alle wahre Exegese bildet die linguistische Forschung die *Grundlage*. Hn. K. R. *Winer* gebührt der Ruhm, den Geist rationeller Sprachforschung in der Exegese des N. T. geweckt zu haben. Seine Grammatik war schon in der ersten Auflage eine sehr dankenswerthe Gabe, so viel auch gegen einzelne Behauptungen zu erinnern seyn möchte und erinnert worden ist. Man mufs auch hier *Buchstaben* und *Geist* unterscheiden. Gegen den Buchstaben war Manches zu sagen, und der Vf. hat späterhin nicht wenige seiner Behauptungen selbst als unrichtig zurückgenommen. Aber der Geist war gut; denn es war der Geist rationeller Forschung, die, dafs wir uns der eigenen Worte des Vfs. bedienen, der willkürlichen Anwendung einer, jede Schranke verspottenden, *Enallage temporum, modorum, graduum, articuli* etc. der fast zum Grundsatze gewordenen, Vermischung der Partikeln (lehrt uns doch ein allbekanntes und bis auf die neueste Zeit allgemein gebrauchtes Lexicon, *ἐν* heifse im N. T. gar vieles und unter andern auch *mit* und *ohne*), der grenzenlosen Jagd nach Ellipsen und Pleonasmen, *summâ* allem, was die *philologia sacra* zu einem Spotte der Profanphilologen machen mufste, mit allem Ernste entgegen trat, und den Grundsatz geltend machte, in dem N. T. kann nicht *quidvis pro quovis* stehen, — die hier vorkommenden sprachlichen Erscheinungen müssen, wenn sie auch manches Eigenthümliche haben, doch *auf Gründen beruhen*. Welche das seyen, mufs ermittelt werden, und da wird sich's zeigen, dafs *in der Hauptsache* im N. T. ganz dieselben grammatischen Gesetze gelten, welche anderwärts in Anwendung kommen. Wer von solchen Grundsätzen ausgeht, kann sich ja wohl, wenn über einzelne Fälle *in concreto* zu entscheiden ist, sehr irren; aber seine Grundsätze bleiben doch die allein wahren. In einer sehr verbesserten Gestalt erschien die *zweyte* Ausgabe der Winer'schen Grammatik. Erinnerungen, welche Beurtheiler vorgebracht, Bemerkungen in exegetischen Schriften im Geiste rationeller Sprachforschung, die indefs erschienen, und eigenes fortgesetztes Forschen mufsten vielfältige Berichtigungen des früher Gesagten herbeyführen, mufsten dem Vf. gar Manches als grundfalsch darstellen, was er auf das Ansehen heiliger und profaner Philologen angenommen und diesen, wie er sich irgendwo selbst ausdrückt, nachgesprochen hatte. In der dritten Auflage will nun der Vf. sein Werk zu einem möglichst vollständigen *Handbuche* der N. T. Grammatik umarbeiten, und da auch den grammatischen Sprachgebrauch der Septuaginta und der alttestamentl. Apokryphen ausführlich darlegen. Das Studium der Septuaginta, der ältern griechischen Kirchenväter und der griechischen Prosaiker, vorzüglich seit Alexander, beschäftigt ihn jetzt fast ununterbrochen, und so darf er, wie es S. VI der Vorrede heifst, wohl hoffen, die N. T. Grammatik dann so auszustatten, dafs sie des Beyfalls der Kenner in höherm Grade würdig seyn werde, als bisher. Daran zweifeln wir keinen Augenblick, und danken es dem Vf., dafs er seine Zusätze und Berichtigungen zur zweyten Auflage der Grammatik in vorliegender Schrift, über welche wir hier Bericht zu erstatten haben, uns schon jetzt mitgetheilt hat. Das Buch selbst enthält zuvörderst *Vorerinnerungen*, die in der Kürze des Trefflichen viel enthalten, dann wird in 18 Kapiteln über Orthographie, Accente und Interpunktion, über Flexion des Nomen und Verbum, über den Artikel, den Gebrauch und die Construction der Pronomina, über Numerus und Casus der Nomina, über den Gebrauch des Adjectivs, über das Verbum (überhaupt, dann insbesondere über Activum, Passivum, Medium, über die Modi und Tempora), über Prädicat, Apposition und Construction der Verba composita, über Adverbia, über Paronomasie, Attraction, Parenthese und Anacoluthie, über abnorme Stellung oder Beziehung einzelner Wörter, über Ellipse, Asyndeton und Pleonasmus mehr oder weniger ausführlich gesprochen. Was in den beiden ersten Abschnitten S. 11—27. über Orthographie, Accente und Interpunktion, so wie über die Flexion des Nomen und Verbum gesagt ist, hat uns am wenigsten befriedigt. Zwar ist das

Beygebrachte fast ohne Ausnahme richtig, aber es sind doch nur wenige, zum Theil nicht eben erhebliche, Punkte in Untersuchung genommen worden. Dieser eben so schwierige als wichtige Theil der Neutestamentl. Grammatik ist bis heute sehr vernachlässigt. Viel reichhaltiger sind die übrigen Kapitel. Wir theilen Einiges daraus mit und sagen zugleich, wo und warum wir den Vf. nicht beystimmen können. Mit vieler Befriedigung haben wir gelesen, was über den Gebrauch der Tempora im N. T.; S. 83—89. gesagt wird. Hier behauptet Hr. *W.* sehr richtig, dafs Joh. 3, 36. ἔχει keinesweges für ἕξει stehe. Nur kann Rec. nicht zugeben, dafs der Begriff der Johanneischen ζωή das Präsens fast fordere. Denn die Erlangung der ζωὴ αἰώνιος tritt nicht gleichzeitig mit dem πιστεύειν ein, sondern wird durch dasselbe nur bedingt. Wir ziehen daher vor, was Hr. *W.* ebenfalls andeutet, das Präsens von der gewissen, oder als gewifs gedachten Handlung zu erklären. Bemerkt könnte noch werden, dafs der *allgemeine* Satz: *Jeder*, welcher an den Sohn glaubt, hat u. s. w. wohl auch zur Wahl des Präsens mitgewirkt haben könne, da bekanntlich in *allgemeinen Sätzen* sich das Präsens häufigst findet. Möchte aber doch Hr. *W.* über diese wichtige Stelle mehr gesagt haben! Sie lautet: ὁ πιστεύων εἰς τὸν υἱὸν, ἔχει ζωὴν αἰωνιον, ὁ δὲ ἀπειθῶν τῷ υἱῷ, οὐκ ὄψεται ζωὴν, ἀλλ' ἡ ὀργὴ τοῦ θεοῦ μένει ἐπ' αὐτόν. Hier haben wir eine merkwürdige Aufeinanderfolge von Präsens, Futurum und wieder Präsens. *Griesbach* hat im mittlern Rande die Lesart μενεῖ als nicht unwahrscheinlich empfohlen. Aber das Präsens mufs beybehalten werden, theils weil der Handschriften für das Futurum zu wenige sind, theils weil μενεῖ als Nachhülfe der Abschreiber erscheint, welche wegen des vorhergehenden ὄψεται ein Futurum für nöthig erachteten, theils und ganz besonders des Sinnes wegen. Es bezeichnen nämlich die Verba ἔχει und μένει *lange*, oder vielmehr *immer* fortdauernde Begriffe, „das ewige Leben *haben*, — der Zorn Gottes *bleibt* auf ihn," — ὄψεται ζωήν dagegen drückt nur den ersten *Anfang* der zukünftigen Handlung aus, also etwas *Vorübergehendes*. Man kann sich die Sache sehr verdeutlichen, wenn man statt des schnell vorübergehenden οὐκ ὄψεται ζωήν das bleibende gesetzt denkt, also: ὁ πιστεύων εἰς τὸν υἱὸν ἔχει ζωὴν αἰώνιον, ὁ δὲ ἀπειθῶν τῷ υἱῷ οὐκ ἔχει ζωὴν, ἀλλ' ἡ ὀργὴ τοῦ θεοῦ μένει ἐπ' αὐτον. So sieht man ganz deutlich, wie richtig die Präsentia ἔχει und μένει stehen, und dafs letzteres auf keinen Fall in μενεῖ umgewandelt werden darf. Gleich darauf spricht Hr. *W.* über die Johanneische Formel ὅπου ἐγὼ εἰμι, und findet dieselbe mit Recht auch Kap. 7, 34. ζητήσετέ με καὶ οὐχ εὑρήσετε, καὶ ὅπου εἰμὶ ἐγὼ, ὑμεῖς οὐ δύνασθε ἐλθεῖν. Dieselben Worte werden v. 36 wiederholt. An beiden Stellen ist *Griesbach's* Kritik sehr übereilt und falsch. Er empfiehlt beide Mal εἰμι, was doch, seiner eigenen Angabe nach, in *keinem* Codex steht, sondern nur in ein paar alten Uebersetzungen, und eine verfehlte Conjectur des *Theophylact.* ist. Für die Beybehaltung der Lesart der Handschriften spricht der constante Gebrauch der Formel ὅπου εἰμι ἐγώ bey Johannes 12, 26. καὶ ὅπου εἰμὶ ἐγὼ, ἐκεῖ καὶ ὁ διάκονος ὁ ἐμὸς ἔσται. 14, 3. ἵνα, ὅπου εἰμὶ ἐγὼ, καὶ ὑμεῖς ἦτε. 17, 24. θέλω, ἵνα ὅπου εἰμὶ ἐγὼ, κἀκεῖνοι ὦσι μετ' ἐμοῦ, an welchen Stellen sich keine Variante findet (nur in einem Codex bey *Matthäi* steht einmal falsch ὑπάγω für εἰμί) und es auch höchst lächerlich wäre, aus εἰμί εἰμι zu machen, da ἔσται, ἦτε, ὦσι folgt. Was nun die Erklärung dieser Formel betrifft, so übersetzt sie Hr. *W.*: „*wo ich* (von jetzt an) *seyn werde.*" Aber hierdurch ist das Präsens nicht vollkommen gerechtfertigt. Richtiger: *wo ich bin, wo mein eigentlicher Wohnsitz ist.* Nach dem Zeugnisse des N. T. und des Johannes insonderheit ist der Erlöser *im Himmel* als in der ihm eigenthümlichen Wohnung; ungeachtet er zum Heile der Menschheit zur Erde herniedergestiegen war, so hörte er doch nicht auf, der *Himmlische* (ὁ ὢν ἐν τῷ οὐρανῷ) zu seyn. Ueber das Imperfectum wird vortrefflich gehandelt. Sehr richtig wird *a*) bemerkt, dafs es gebraucht werde, wenn eine Handlung bezeichnet werden soll, *während* welcher eine andere vorging. (Die hier citirte Stelle steht Luc. 14, 7. nicht 17.) Der unter *b*) angeführte Fall (das Imperfect. steht, wo eine länger andauernde, oder in die Fortsetzung wiederholte Handlung der Vergangenheit zu bezeichnen ist) berührt den *sub c*) sehr nahe, durfte aber doch besonders angeführt werden. In der Römerstelle (15, 22) ist ἐνεκοπτόμην (*sic!*) ein sehr stöhrender Druckfehler für ἐνεκοπτόμην. Ganz hierher gehörend ist die Stelle 1. Cor. 10, 4., welche richtig, nur nicht ausführlich und deutlich genug erklärt wird. Dort bezeichnet ὑπὸ τὴν νεφέλην ἦσαν (v. 1.) den Begriff *der Dauer*, „unsere Väter *waren* alle unter der Wolke." — Dagegen ist διῆλθον, ἐβαπτίσαντο, ἔφαγον, ἔπιον *reine Erzählung*," sie sind durch das Meer gegangen u. s. w. *und haben alle denselben geistigen Trank getrunken.*" Nun folgt, auf ἔπιον sogleich im Zwischensatze (v. 4.) ἔπινον γὰρ ἐκ πνευματικῆς ἀκολουθούσης πέτρας, ἡ δὲ πέτρα ἦν χριστός, „sie tranken nämlich *zu jener Zeit* aus dem geistigen Felsen, und dieser Fels war Christus." Jetzt geht die Rede wieder in den erzählenden Ton über, und darum folgt v. 5. der Aorist. εὐδόκησεν — κατεστρώθησαν. Kurz, aber gut ist der dritte Fall behandelt (das Imperfectum steht, wo eine nicht zur Ausführung gekommene Handlung ausgedrückt wird). Wenn dagegen folgt *d*) „zuweilen auch in Erzählungen für den Aoristus, wo die Sachen so dargestellt werden, als wenn der Erzählende dabey zugegen gewesen wäre," so scheint uns diese Annahme nur auf einer falschen Auffassung von Apostelgesch. 16, 22. καὶ συνεπέστη ὁ ὄχλος κατ' αὐτῶν, καὶ οἱ στρατηγοὶ περιῤῥήξαντες αὐτῶν τὰ ἱμάτια, ἐκέλευον ῥαβδίζειν zu beruhen. Hr. *W.* übersetzt: *sie befahlen* (während ich zugegen war). Dieser künstelnden Erklärung bedarf es gar nicht, wenn man erst-

erstlich erwägt, dafs συνεπέστη nur die Form des Aoristus, dagegen die Bedeutung des Imperfect. hat (das Perfectum ἕστηκα heifst bekanntlich ich stehe und der zweyte Aoristus ἔστην ich stand), und zweytens, dafs ἐκέλευον auch in dem Particip. περιῤῥήξαντες, welches den Sinn des Plusquamperfect. hat, eine neue Begründung findet, „nachdem sie ihre Kleider zerrissen hatten, befahlen sie jene zu schlagen." Mit Recht wird geleugnet, dafs das Imperfectum für das Plusquamperfect. stehen könne, wie so mancher Andere und Kühnöl zu Apostelgesch. 4, 13. behauptet, wenn aber Hr. *W.* dort das Imperfectum durch die Bemerkung, „man müsse ἐθαύμαζον, ἐπεγίνωσκόν τε αὐτοὺς eng verbinden: sie wunderten sich und erkannten (eben durch die Verwunderung zu aufmerksamerer Betrachtung aufgeregt), dafs sie u. s. w. in's Licht zu stellen meynte, so bezieht sich diese Bemerkung gar nicht auf den allein in Frage stehenden letzten Theil des Verses: ὅτι σὺν τῷ Ἰησοῦ ἦσαν. Hier haben mehrere ἦσαν in der Bedeutung fuerant nehmen zu müssen geglaubt, und man ist allerdings nach dem Genius der deutschen Sprache zu der Deutung geneigt: sie erkannten sie wohl, dafs sie mit Jesu gewesen waren. Aber das ist unrichtig. Selbst redend würden jene Menschen gesagt haben: οὗτοι σὺν τῷ Ἰησοῦ ἦσαν, diese waren mit Jesu. Sonach findet hier, wie so oft, eine Vermischung der *oratio recta* und *obliqua* statt, vgl. Marc. 15, 44. ὁ δὲ Πιλάτος ἐθαύμασεν, εἰ ἤδη τέθνηκε. Ueber Luc. 8, 23. πλεόντων δὲ αὐτῶν ἀφύπνωσε, καὶ κατέβη λαῖλαψ ἀνέμου εἰς τὴν λίμνην, καὶ συνεπληροῦντο καὶ ἐκινδύνευον wird nur gesagt, dafs hier Imperfectum und Aoristus verbunden sey. Man kann sich diese Abwechselung so erklären, — ἀφύπνωσε und κατέβη ist reine Erzählung, dagegen sind die Imperfecta Andeutungen dessen, was während jener, in dem *Tempus historicum* stehender Handlungen geschah, „Jesus schlief, ein Sturm entstand und nun wurden sie voll Wasser und kamen in Gefahr." Uebrigens ist in dieser Stelle die Conjectur von Bowyer und andern, ἐφύπνωσε statt ἀφύπνωσε zu lesen, höchst unnöthig. Man bedachte nicht, dafs ἀπό und ἐξ in ἀφυπνοῦν, ἔξυπνος, ἐξυπνίζειν nicht blofs negirt, sondern auch verstärken kann, wie das lateinische *in* z. B. bey *infractus*, *infucatus*. Eben so lehrreich und befriedigend wird unmittelbar darauf über den Gebrauch des Perfectum im N. T. gesprochen. Wir bedauern, dafs Hr. *W.* die so klassische Stelle Joh. 19, 30. ὅτε οὖν ἔλαβε τὸ ὄξος ὁ Ἰησοῦς, εἶπε· τετέλεσται καὶ κλίνας τὴν κεφαλὴν παρέδωκε τὸ πνεῦμα übergangen hat. Diese Stelle hat Rec. vor Jahren, als er Hermann's (*de emendandâ ratione graecae Grammaticae*) Theorie über den Gebrauch der *tempora* mit den Stellen des N. T. zusammenhielt und noch des Glaubens lebte, das N. T. nehme es damit so genau nicht, für jenes Meisters Lehre sehr beweisend gefunden. „Als der Erlöser den Schwamm genommen hatte, rief er aus: *Nun ist's vollendet*, und neigte das Haupt und gab den Geist auf." Hier mufste das Perfectum τετέλεσται stehen, und der Aorist würde ganz falsch seyn. Dagegen fährt Johannes in der Erzählung fort, daher die Aoristen κλίνας — παρέδωκε. In dem bey Citaten aus dem A. T. oft wiederkehrenden γέγραπται ist das Perfectum ebenfalls ganz augenfällig an seiner Stelle, und nichts macht den richtigen Gebrauch dieses *Tempus* so klar, als die lutherische Uebersetzung: *es steht geschrieben*. Gleiche Bewandtnifs hat es mit Hebr. 8, 5. καθὼς κεχρημάτισται Μωϋσῆς. Matth. 9, 13. sagt der Herr: οὐ γὰρ ἦλθον καλέσαι δικαίους, ἀλλ' ἁμαρτωλούς, und Marc. 2, 17. οὐκ ἦλθον καλέσαι δικαίους etc. Beide Mal von der absolut vergangenen Zeit: „ich bin einst in die Welt gekommen, nicht u. s. w. Dagegen heifst es bey Lucas 5, 32.: οὐκ ἐλήλυθα καλέσαι κ. τ. ἑ. mit Rücksicht auf die Gegenwart: „ich bin nicht gekommen und bin nun da, um" —. Einige *Codd.*, z. B. *B. D.*, geben auch hier ἦλθον, was aber offenbar eine Interpolation aus den Parallelstellen ist. Das über Luc. 13, 2. und 4, 6. Gesagte müssen wir unbedingt billigen. Auch die Stelle Luc. 7, 16. ἔλαβε — καὶ ἐδόξαζον — ὅτι — ἐγήγερται — καὶ ὅτι ἐπεσκέψατο — ist sehr beachtenswerth. Richtig nimmt Hr. *W.* den letzten Aorist als *erzählend*, dagegen heifst ἐγήγερται *er ist aufgetreten* (ist also da). Da Hr. *W.*, was wir sehr billigen, auf die Varianten sorgfältige Rücksicht nimmt, so konnte er hier anführen, dafs mehrere Handschriften, z. B. *A B L.* ἠγέρθη *D* dagegen ἐξηγέρθη geben. Aber der Aorist ist zu verwerfen und das viel besser begründete Perfectum beyzubehalten. Die ersten Worte sind so zu fassen: „Es ergriff alle eine Furcht (erzählend) und sie priesen *nun* Gott" u. s. w. Noch wird bemerkt: „Nur einmal steht das Perfectum in der Erzählung Offenb. 5, 7. καὶ ἦλθε καὶ εἴληφε τὸ βιβλίον, und zwar ohne Variante." Wir freuen uns, dafs der Vf. den Gebrauch des Perfectum, welches hier durchaus falsch steht, da der Aoristus gesetzt seyn sollte, nicht durch unfruchtbare Spitzfindigkeiten in Schutz genommen hat. In der *Apokalypse* darf ein solcher Mifsgriff nicht befremden. In einer Note wird nun über Verba gesprochen, die im Präsens die Bedeutung des Perfectum haben. Dafs es dergleichen Verba giebt, unterliegt keinem Zweifel. Das allerbekannteste ist ἥκω nicht *ich komme*, sondern *ich bin gekommen*, *adsum atque adsenio*, wie *Cicero* das Euripideische ἥκω übersetzt. (Umgekehrt mufs man wegen der Natur der Sache und der eigentlichen Bedeutung Perfecta oft durch Präsentia geben, z. B. ἐλπίζω *ich fange an zu hoffen*, daher ἤλπικα *ich hoffe*, ἤλπισα *ich hoffte*, *collibescit* (veraltet) es fängt mir an zu gefallen, *collibuit* es gefällt mir, *si collibuisset*, wenn es gefiele u. s. w.) Einige wohl passende Beyspiele hatte Hr. *W.* schon in der Grammatik S. 117. *edit.* II. gegeben, nämlich κέκτημαι, οἶδα, ἐκάθισα, ἕστηκα, daher denn hier die Anführung von 2. Thess. 2, 2. ἐνέστηκεν eigentlich überflüssig war. Zunächst erinnert nun der Vf., dafs ἀκούω bey den Klassikern sehr oft heifst: *ich habe gehört*. Diesen Sprachgebrauch

brauch hat *Buttmann* zu *Plat. Menon.* c. 32. mit vieler Klarheit aus einander gesetzt. Auch kann man die von Hn. *W.* citirten Gelehrten darüber zu Rathe ziehen. Es wird hinzugesetzt: „*vielleicht* gehört hierher Gal. 4, 21. s. m. Comment. zu d. St. (Luc. 23, 8?)." Warum soll die Galaterstelle: *λέγετέ μοι οἱ ὑπὸ νόμον θέλοντες εἶναι, τὸν νόμον οὐκ ἀκούετε;* nur *vielleicht* hierher gehören, da der Sinn doch *offenbar* dieser seyn mufs: *Habt ihr das Gesetz nicht gehört?* wie *Luther* völlig richtig übersetzt. Auch hinter die Stelle aus Lucas gehört kein Fragezeichen. Deutlich sind ja die Worte: *ὁ δὲ Ἡρώδης ἰδὼν τὸν Ἰησοῦν ἐχάρη λίαν, ἦν γὰρ θέλων ἐξ ἱκανοῦ ἰδεῖν αὐτὸν διὰ τὸ ἀκούειν πολλὰ περὶ αὐτοῦ καὶ ἤλπιζέ τι σημεῖον ἰδεῖν ὑπ' αὐτοῦ γινόμενον,* Herodes wollte *seit langer Zeit* Jesum sehen, weil er von ihm und seinen Wunderthaten viel *gehört hatte.* Dafs in Stellen, wie *ἀπέχουσιν τὸν μισθὸν αὐτῶν,* das Verbum *ἀπέχειν* ganz dem Deutschen *Weghaben* entspricht, wird richtig bemerkt. In diesem Falle bewirkt die vorgesetzte Präposition, dafs das Präsens die Bedeutung des Präteritum vom Simplex erlangt. Nun wird über den Aoristus in der Bedeutung des Plusquamperfect. gesprochen, welche bey rein griechischen Schriftstellern und auch im N. T. häufig vorkommt. Dafs die Stelle Apostelgesch. 8, 2. auf doppelte Art gefafst werden kann, gesteht Rec. zu, wundert sich aber, dafs Hr. *W.* Luc. 5, 4. *ὡς δὲ ἐπαύσατο λαλῶν* etc. das Plusquamperfect. nicht anerkennen will, sondern die Worte so deutet: „*wie er aufhörte,* gleich am Schlusse der Rede." Das scheint uns gekünstelt; natürlicher ist's gewifs, die Bedeutung des Plusquamperfect. anzunehmen, „wie er aufgehört hatte." S. 89 steht: „Ueber das *Futurum tertium κεκράξομαι* Luc. 19, 40. s. oben." Das „Oben" ist wohl S. 27. wo dieselbe Stelle mit Erwähnung der richtigen Varianten *κράξονται D, κράζουσιν B L Origenes* angegeben ist. Die Worte: *λέγω ὑμῖν, ὅτι ἐὰν οὗτοι σιωπήσωσιν, οἱ λίθοι κεκράξονται* sind zu übersetzen: — *so werden die Steine schreyen,* und es bedurfte wohl der Erinnerung, dafs *κράζω* unter die Klasse der Verba gehört, wo das dritte Futurum Passivi nicht in seiner gewöhnlichen Bedeutung als *Futurum exactum, ich werde geschrieen haben,* steht, sondern in dem Sinne des erstern oder zweyten Futurum. So sagen die Griechen von *δέω* im Futurum *δεδήσομαι,* nicht *δεθήσομαι,* was unklassisch ist, und eben so bisweilen (nicht immer) *τεθνήξομαι,* vergl. *Buttmann* Gr. II. p. 107. p. 151. p. 171. Die Abhandlung über die *Tempora* wird mit der Bemerkung beschlossen, das Futurum stehe bey einem *möglichen,* oder erwarteten Falle. Sehr natürlich! denn etwas Mögliches kann man sich eben so gut als schon geschehen, als jetzt geschehend und als künftig eintretend denken, da es an keine bestimmte Zeit gebunden ist. Sehr passend führt Hr. *W.* Jacob. 2, 10 an: *ὅστις γὰρ ὅλον τὸν νόμον τηρήσει, πταίσει δὲ ἐν ἑνί, γέγονε πάντων ἔνοχος,* und aufserdem noch die im N. T. einige Mal vorkommende Formel *ἐρεῖ τις, ἐρεῖς οὖν.* Letztere konnte durch Stellen der Klassiker belegt werden, vergl. z. B. *Demosth. in Nausimachum* 23, 1. *Bekker ἴσως ἐροῦσιν, Horat. Sat. II. 6, 59. o Laertiade, quid quid dicam, aut erit, aut non.* Uebrigens verdient es ganz besonderes Lob, dafs der Vf. in der Regel sehr passende Parallelen aus den Klassikern beybringt, welche er, wie man leicht sieht, oft aus eigener Lectüre geschöpft hat. Tadeln mufs jedoch Rec., dafs Hr. *W.* Stellen griechischer und lateinischer Schriftsteller nicht selten mit Stellen aus dem N. T. zusammenwirft. In einer *Neutestamentlichen* Grammatik müssen beide Klassen von Stellen sorgfältig gesondert und aus einander gehalten werden. Auch die Commentatoren sollten dieſs beachten, denn aus ihren Schriften will man ja zunächst den Sprachgebrauch der heiligen Schrift, der in der Formlehre und der Syntax von den Attischen vielfältig verschieden ist, kennen lernen.

(*Der Beschluſs folgt.*)

BAUKUNST.

Berlin, b. Rücker: *Handbuch der theoretischen und praktischen Wasserbaukunst,* von *A. C. Gudme,* Königl. Dänischem Land-Inspector. *Dritter* Band. Mit 24 Kupfern. IV u. 404 S. 8. (4 Rthlr. 16 gGr.)

Von diesem dritten Bande gilt im Ganzen eben das, was Rec. bereits über den zweyten Band desselben Werks gesagt hat; nur stehet der erstere dem letzteren nach. — Höchst wahrscheinlich hat dieſs seinen Grund darin, dafs der Vf. das Werk nicht allzutheuer hat machen wollen, und deshalb dem Ende schneller zugeeilt ist, als zu wünschen gewesen wäre. Rec. hätte auch jetzt wieder manche Stelle anzuführen, in welcher Hr. *G.* entweder selbst Unrecht, oder zu sehr versäumt hat, den Mafsstab der Kritik an die Bücher zu legen aus denen er das seinige zusammengetragen; allein dieſs mag, als für den gegenwärtigen Zweck zu weitläufig, unterbleiben, und nur angeführt werden, dafs ein nach §. 119 und Fig. 105 gebildetes Brückengewölbe *nicht* stehen würde, und dafs der gegenwärtige Band III, weniger zur Vorbereitung als zur Wiederholung für den angehenden Baukünstler sich eignet.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1830.

BIBLISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Vogel: *Grammatik des neutestamentlichen Sprachidioms* von Dr. *Georg Benedict Winer* u. s. w.

Auch unter dem Titel:

Grammatische Excurse über die Sprache des Neuen Testamentes — — von Dr. *G. B. Winer* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Ueber ὤν als Particip. Imperf. ist S. 123 ungnügend gesprochen. Es heifst: ὤν ist Joh. 9, 25 Particip. Imperfecti, wie oft, wo es mit einem Präterit. verbunden erscheint. Dieſs wird mit einer Reihe von Stellen belegt, welche sich, wenn dieſs bey einer ganz unbestreitbaren Sache nöthig wäre, noch mit leichter Mühe sehr vermehren liefsen. Wir bemerken nur, dafs 2 Corinth. 6, 9. ὅτι δὲ ὑμᾶς ἐπτώχευσε πλούσιος ὤν, ἵνα — auch eine andere Erklärung zuläſst (um unsertwillen ward er arm, *ob er gleich reich ist, dives idemque pauper*), und dafs Joh. 9, 25 εἰ ἁμαρτωλός ἐστιν, οὐκ οἶδα· ἓν οἶδα, ὅτι τυφλὸς ὢν ἄρτι βλέπω gar nicht hierher gehört. Denn dort steht ja ὤν in Verbindung mit dem Präsens, nicht mit dem Präteritum, und eben deſswegen darf es nicht als Particip. des Imperfect. gelten, sondern der Sinn mufs seyn: *ich, ein Blinder,* sehe nun. Τυφλὸς ὤν schlieſst einen perennirenden Begriff in sich, und heifst eben so viel, als τυφλὸς ἀνήρ, die Phrasis aber: „*ich blinder Mann sehe jetzt*", darf eben so wenig auffallen, als wenn der Erlöser Matth. 11, 4 sagt: *Blinde sehen wieder,* τυφλοὶ ἀναβλέπουσι. Der Vf. fährt fort: „Auch Joh. 8, 13 liefse es sich (in Verbindung mit καταβάς) so fassen, doch ist um des ganzen Contextes willen eine andere Erklärung, nach welcher ὤν als Particip. Präs. genommen wird, wohl vorzüglicher, s. *Lücke* z. d. St." Nun wird in der Note noch gegen *Fritzsche* gesprochen, welcher (*De revelationis notione biblica* p. 48) bewiesen zu haben glaubt, dafs ὤν hier nicht als Imperfectum genommen werden könne. Wir müssen die Stelle noch einmal ansehen. Sie lautet: καὶ οὐδεὶς ἀναβέβηκεν εἰς τὸν οὐρανὸν, εἰ μὴ ὁ ἐκ τοῦ οὐρανοῦ καταβὰς, ὁ υἱὸς τοῦ ἀνθρώπου, ὁ ὢν ἐν τῷ οὐρανῷ. Man sieht leicht, dafs ὤν nicht in der Bedeutung des Imperfectum stehen kann, weil das einzige Hauptverbum ἀναβέβηκεν reines Perfectum, nicht Aoristus ist. Auf καταβάς, welches abhängiges Verbum ist und auf die Structur der Stelle nicht den geringsten Einfluſs hat, hätte Hr. *W.* nichts bauen, auch die Sache nicht mit der Berufung auf die, hier nicht näher bezeichnete, Erklärung von *Lücke,* nach der ὤν Particip. des Präsens sey, abthun sollen. Dem Rec. ist die *Lücke*'sche Erklärung bis Dato dunkel geblieben, und so würde er es Hn. *W.* sehr gedankt haben, wenn er ihm hierüber ein Licht angezündet hätte. Wir kommen zur Note. „Der Artikel, heifst es da, kann hier nicht in Betracht kommen; da ὁ ὤν hier ein hervorgehobenes Beywort zu ὁ υἱὸς τοῦ ἀνθρώπου ist, und nach einer bekannten Sprachregel den Artikel haben mufs (ὢν ἐν τῷ οὐρανῷ würde heifsen: *indem,* oder *weil er ist*)." Hier ist nun Hr. *W.* zuvörderst sehr im Irrthume, wenn er sagt, ὁ ὤν sey ein hervorgehobenes Beywort zu ὁ υἱὸς τοῦ ἀνθρώπου. Mit nichten. Dreyerley wird an diesem Orte von Jesu prädicirt, erstlich ὁ ἐκ τοῦ οὐρανοῦ καταβάς, zweytens ὁ υἱὸς τοῦ ἀνθρώπου und drittens ὁ ὢν ἐν τῷ οὐρανῷ. Das Dritte ist eben so wenig *Beywort* zum Zweyten, als das zweyte Beywort zum Ersten ist. Klar ist's daher, dafs der Artikel allerdings lehrt, das dritte Glied müsse eben so wohl substantivisch gefafst werden, als die beiden ersten. Nicht minder irrt sich Hr. *W.*, wenn er sagt, ὤν müsse hier *nach einer bekannten Sprachregel* den Artikel haben, da ὤν ohne Artikel heifsen würde: *indem,* oder *weil er ist.* Hier ist das Participium mit dem ganz verschiedenen Adjectivum verwechselt. Freylich ὁ υἱὸς ἀγαθός statt ὁ ἀγαθὸς υἱός, oder ὁ υἱὸς ὁ ἀγαθός wäre ein Schnitzer. Ganz anders verhält sich's mit dem Particip., welches an tausend Stellen durch das Relativpronomen und das Verbum Finitum aufzulösen ist. Sehr füglich könnte daher ὢν ἐν τῷ οὐρανῷ heifsen: *Welcher im Himmel ist.* Noch fragt Hr. *W.*: „das Particip. soll doch nicht etwa überall, wo es den Artikel hat, substantivisch stehen? Das hiefs eine wahre grammatische Regel mifsdeuten." Wir antworten: Nein, nicht überall, aber sicherlich hier, wo das dritte Glied für sich steht und ein substantivischer Begriff *nothwendig* ist. Der Schluſs der Note lautet: „Uebrigens wenn ausgedrückt werden sollte *coelestis,* so war ὁ ἐν οὐρανῷ ausreichend." Aber stand es denn nicht ganz bey dem Johannes, ob er ὤν hinzusetzen, oder weglassen wollte? Nach allbekanntem Sprachgebrauche ist ja eins so richtig, wie das Andere, und man kann z. B. eben so wohl sagen ὁ ἐν τῷ ἀγρῷ (im Neuen Testam. auch εἰς τὸν ἀγρόν), als ὁ ὢν ἐν τῷ ἀγρῷ. Hr. *W.* führt selbst an Joh. 1, 18 ὁ ὢν εἰς τὸν κόλπον τοῦ πατρός, vergl. auch Kap. 12, 17 ὁ ὄχλος ὁ ὢν μετ' αὐτοῦ, ja, der Fall, dafs das Participium gesetzt wird, ist gerade der gewöhnlichere.

S. 154. 155 wird über οὐδέ, οὔτε und μηδὲ μήτε gesprochen. Wir verweilen bey dieser interessanten Untersuchung etwas länger. Hr. *W.* hat den Gebrauch und die Bedeutung dieser Worte besser erkannt, als viele Andere, denn mehrere Stellen, wo sie vorkommen, fafst er völlig richtig. Im Einzelnen ist aber doch sein Urtheil schwankend. Offenb. 9, 21 καὶ οὐ μετενόησαν ἐκ τῶν φόνων αὐτῶν, οὔτε ἐκ τῶν φαρμακειῶν αὐτῶν, οὔτε ἐκ τῆς πορνείας αὐτῶν, οὔτε ἐκ τῶν κλεμμάτων αὐτῶν wird nur citirt, über nicht erklärt. Und doch ist das dreymalige οὔτε grammatisch ganz falsch, da die drey letzten Begriffe nicht unter τῶν φόνων αὐτῶν subordinirt gedacht werden können, sondern diesem Begriffe coordinirt sind. Die Grammatik verlangt, dafs entweder hinter μετενόησαν ein οὔτε eingesetzt, oder dafs οὔτε dreymal in οὐδέ verwandelt werde. Soll nichts geändert werden, so mufs man nach μετενόησαν ein οὔτε suppliren, was hier freylich viel härter ist, als Kap. 7, 1 — ἵνα μὴ πνέῃ ἄνεμος ἐπὶ τῆς γῆς, μήτε ἐπὶ τῆς θαλάσσης, μήτε ἐπὶ πᾶν δένδρον, vergl. Pind. Pyth. X, 49 ναοὶ δ' οὔτε πεζὸς ἰὼν ἂν εὕροις. Duker zu Thucyd. VIII, 99. Schaefer ad Lamb. Bos. p. 487. Die Stelle Matth. 6, 20 hat Hr. *W.*, wie es uns scheint, nicht richtig gefafst. Er glaubt nämlich hier οὔτε und οὐδέ in Wiederholungen anzutreffen, und verbindet οὔτε — οὔτε — οὐδέ. Dagegen ist zu erinnern, dafs οὐδέ gar nicht mit den vorhergehenden οὔτε zu construiren ist, sondern *in einem eigenen Satze* mit οὐ zusammenhängt. Es heifst ja: καὶ ὅπου κλέπται, οὐ διορύσσουσιν οὐδὲ κλέπτουσιν. In der Stelle 1 Cor. 6, 9 οὔτε πόρνοι — οὔτε μέθυσοι, wo der Codex D. und etliche andere achtmal οὐδέ geben, behält Hr. *W.* οὔτε ganz mit Recht bey, „theils um des Sinnes willen, theils weil οὐδέ in der Bedeutung *neque* wenigstens im N. T. keine Periode beginnt." Der zuletzt angegebene Grund ist falsch, denn οὐδέ heifst gar nicht *weder — noch* (und so nimmt doch der Vf. *neque?*), kann folglich in dieser Bedeutung weder zu Anfange, noch in der Mitte, noch am Ende stehen. Auch irrt sich Hr. *W.* über Gal. 1, 12 οὐδὲ γὰρ ἐγὼ παρὰ ἀνθρώπου παρέλαβον αὐτό, οὔτε ἐδιδάχθην, ἀλλὰ — wo viele Handschriften bey *Wetstein* und *Griesbach* οὐδέ haben, Hr. *W.* aber bey dem *Textus receptus* bleibt, „weil παρέλαβον und ἐδιδάχθην durch οὐδέ zu scharf getrennt werden würde." Das ist erstlich unrichtig, da οὐδέ keinesweges immer *neque vero*, oder *ac — ne quidem*, sondern oft auch *neque und nicht* bedeutet. Sodann kommt eine ganz andere Rücksicht in Betracht, nämlich οὔτε verstöfst hier gegen die Grammatik. Dafs diefs dem Vf. entging, fällt um so mehr auf, da er gleich darauf über eine ganz ähnliche Stelle 2 Thess. 2, 2 — εἰς τὸ μὴ ταχέως σαλευθῆναι ὑμᾶς ἀπὸ τοῦ νοὸς, μήτε θροεῖσθαι — sehr richtig urtheilt, und μηδὲ θροεῖσθαι für nöthig erklärt. Eben so richtig stellt er 1 Thess. 2, 3 ἡ γὰρ παράκλησις ἡμῶν οὐκ ἐκ πλάνης, οὐδὲ ἐξ ἀκαθαρσίας, οὔτε ἐν δόλῳ aus den vorzüglichsten Codd. οὐδέ her. Nicht minder befremdet es den Rec., dafs Hr. *W.* auch hier, wie schon in der Grammatik S. 176. Edit. II. die gewöhnliche Schreibart Apostelgesch. 23, 8 Σαδδουκαῖοι μὲν γὰρ λέγουσι μὴ εἶναι ἀνάστασιν, μηδὲ ἄγγελον μήτε πνεῦμα, vertheidigt hat, da doch offenbar aus Handschriften μηδέ zu verbessern ist. Denn οὔτε — μήτε bedeutet im Griechischen weiter nichts, als *weder, noch*, und reiht nicht in der Bedeutung *und nicht* einen Gedanken an den andern. Uns ist nicht unbekannt, dafs einige Philologen das Gegentheil behaupten; allein die von ihnen citirten Stellen hat Rec. ohne Beweiskraft gefunden, wie er gerne hier weiter ausführte, wenn der Raum es gestattete. Bey der Benutzung dessen, was die Philologen sagen, mufs überhaupt der Erklärer des N. T. sehr bedachtsam und überall selbst prüfend zu Werke gehen, denn in ihren Satzungen wird doch hier und da der Glaube an das Unglaubliche gefordert. Ueber den bekannten Fall, dafs dem οὔτε oder μήτε nicht dieselbe Negation, sondern die blofse Copula entspricht (καὶ oder τέ) und umgekehrt, ist sehr gut gesprochen, nur hätte die Stelle Apostelgesch. 27, 20 μήτε δὲ ἡλίου, μήτε ἄστρων ἐπιφαινόντων — χειμῶνός τε — hier nicht beygebracht werden sollen. Sie gehört unter die Kategorie der auf der vorhergehenden Seite besprochenen. Merkwürdig ist's, dafs Luc. 7, 9 λέγω ὑμῖν οὐδὲ ἐν τῷ Ἰσραὴλ τοσαύτην πίστιν εὗρον, *Griesbach* kein Bedenken trug, die lächerliche Lesart οὔτε in die Klasse derer zu setzen, für die sich noch Manches sagen lasse; ein Beweis, dafs der verdienstvolle Mann doch in Dingen, wo es auf grammatische Genauigkeit ankommt, ein schlechter Rathgeber ist.

Ueber den Optativ hat Hr. *W.* an mehrern Orten der Grammatik gesprochen, S. 122 (wo φυσίοισθε und φυσίωσθε entstellender Druckfehler ist statt φυσιοῖσθε und φυσιῶσθε), S. 125 und S. 129, wo manche schätzbare Bemerkung vorkommt. Einiges Andere hat er in diesen Excursen S. 93. 94. 95 nachgetragen. Besser hätte er gethan, wenn er diesem Modus ein eigenes Kapitel gewidmet und darin alle neutestamentl. Stellen, welche entweder gewöhnlich, oder doch nach den besten Handschriften den Optativus haben, erörtert hätte. Er kommt äufserst selten vor, und an mehrern Stellen schwanken die Handschriften und geben namentlich oft den Conjunctiv. Man mufs eine dreyfache Klasse der Stellen unterscheiden, erstlich solche, wo die Lesart gesichert, zweytens solche, wo sie zweifelhaft und endlich solche, wo der Optativ offenbar falsch ist. In der *oratio recta* steht der Optativ Apostelgesch. 26, 29 εὐξαίμην ἂν τῷ θεῷ und öfter in abhängiger Rede (ob der Satz fragend, oder assertorisch sey, gehört durchaus nicht zur Sache). Luc. 22, 23 — ἤρξαντο συζητεῖν — τὸ τίς ἄρα εἴη; Kap. 8, 9 ἐπηρώτων δὲ — τίς εἴη — (wo sich aber Varianten finden). Ebend. 18, 36 ἐπυνθάνετο τί εἴη τοῦτο, wo die besten Handschriften ἂν εἴη geben, wie Kap. 15, 26 ἐπυνθάνετο τί εἴη ταῦτα ebenfalls nicht wenige Codd. ἂν εἴη haben. Vielleicht ist an beiden Stellen die Partikel ἄν aufzunehmen, da sie grammatisch unbezweifelt richtig ist, und derselbe Schriftsteller Apostelgesch. 21, 33, wo sich keine durchgreifende Variante findet, schreibt:

καὶ

καὶ ἐπυνθάνετο, τίς ἂν εἴη καὶ τί ἐστι πεποιηκώς, ingleichen Kap. 8, 31 πῶς γὰρ ἂν δυναίμην —. Joh. 13, 24 πυθέσθαι, τίς ἂν εἴη (hier sind indefs nicht unbedeutende Varianten). Luc. 1, 62 ἐνένευον — τὸ τί ἂν θέλοι —. Ebend. 6, 11 διελάλουν, τί ἂν ποιήσειαν —. Kap. 9, 46 εἰσῆλθε δὲ διαλογισμὸς — τὸ τίς ἂν εἴη μείζων αὐτῶν. Apostelgesch. 5, 24 διηπόρουν περὶ αὐτῶν, τί ἂν γένοιτο τοῦτο. Kap. 25, 20 ἔλεγον, εἰ βούλοιτο —. Kap. 17, 27 ζητεῖν τὸν θεὸν, εἰ ἄραγε ψηλαφήσειαν καὶ εὕροιεν (wo der Optativ sichere Autorität hat). Luc. 3, 15 — διαλογιζομένων πάντων — μήποτε αὐτὸς εἴη ὁ Χριστός. In conditionalen Sätzen steht der Optativ Apostelgesch. 24, 19 — καὶ κατηγορεῖν εἴ τι ἔχοιεν πρός μέ. 1 Corinth. 15, 37 εἰ τύχοι. 1 Pet. 3, 14 ἀλλ' εἰ καὶ πάσχοιτε — μακάριοι. Apostelgesch. 27, 34 εἰ δύναιντο. V. 12 εἴπως δύναιντο. Diese Beyspiele sind gröfsentheils über allen Zweifel erhoben. Wir kommen zu zweifelhaften Stellen. Zweymal ist ἵνα im gewöhnlichen Texte mit dem Optativus verbunden, Eph. 1, 17 — ἵνα ὁ θεὸς — δῴη — und Kap. 3, 16 — ἵνα δῴη. Doch geben hier etliche sehr gute MSS. δῷ, also die im N. T. ganz gewöhnliche Construction. Apostelgesch. 17, 11 — ἀνακρίνοντες τὰς γραφὰς, εἰ ἔχοι ταῦτα οὕτω. Hier glauben wir die Variante ἔχει verwerfen zu müssen, da sie theils zu wenig äufsere Begründung hat, und da, wie das obige Verzeichnifs lehrt, kein Schriftsteller des N. T. den Optativ mit und ohne ἄν so häufig braucht, als gerade Lucas. Das ist auch sehr natürlich. Denn der Gebrauch des Optativs, besonders mit ἄν, ist bey den urbanen Attikern sehr gewöhnlich, und Lucas schreibt bekanntlich ein besseres Griechisch, als die übrigen neutestamentl. Schriftsteller, selbst den Paulus nicht ausgenommen. 1 Pet. 3, 17 εἰ θέλοι. So hat *Griesbach* aus nicht wenigen Codd.; aber das gewöhnliche εἰ θέλει pafst besser in den Sinn der Stelle: „*wenn Gott will.*" Apostelgesch. 25, 16 οὐκ ἔστιν ἔθος Ῥωμαίοις χαρίζεσθαί τινα ἄνθρωπον εἰς ἀπώλειαν, πρὶν ἢ — ἔχοι. Obgleich hier *oratio obliqua* ist, so dürfte doch wohl aus vielen Codd. ἔχῃ aufzunehmen seyn, da derselbe Schriftsteller Luc. 2, 26 πρὶν ἢ ebenfalls in der abhängigen Rede mit dem Conjunctiv ἴδῃ verbindet. Ueber diesen Gebrauch von πρὶν ἤ spricht Hr. *W.* S. 100. Er konnte noch anführen, dafs πρὶν ἤ eine unattische Wortfügung sey, wie die von ihm dort citirten *Elmsley* und *Reisig* auseinander gesetzt haben. Viele andere, noch weit ungewissere Stellen des N. T., wo in Handschriften der Optativ steht, müssen wir hier übergehen und die weitere Ausführung Andern überlassen. Hr. *W.* wird sie uns in der *dritten* Ausgabe seiner Grammatik nicht vorenthalten.

Die Construction von ἐάν mit dem Indicativus scheint der Vf. S. 99 im N. T. anzunehmen. Aber dieser Solöcismus findet sich ja nur bey Scholiasten und den allerspätesten Scribenten. *A priori* ist's gewifs nicht wahrscheinlich, dafs die heiligen Schriftsteller eine solche Abnormität, welche mehrere Philologen nicht einmal bey den spätesten Scholiasten gelten lassen wollen, weil sie selbst bey diesen nur äufserst selten ist, darbieten sollten. Die einzige Stelle 1 Joh. 5, 15 ἐὰν οἴδαμεν, auf die man sich berufen kann (denn hier sind nur wenige und unbedeutende Varianten), mag wohl verdorben seyn. Die übrigen Stellen können nicht in Betracht kommen, denn dafs Röm. 14, 8 ἐὰν ἀποθνήσκωμεν, Gal. 1, 8 ἐὰν — εὐαγγελίζηται — Joh. 8, 36 ἐὰν ἐλευθερώσῃ — Luc. 11, 12 ἐὰν αἰτήσῃ — ein paar Codices ἀποθνήσκομεν, εὐαγγελίσεται (*sic*), ἐλευθερώσει und αἰτήσει geben, will nichts bedeuten. Sehr richtig wird S. 101 bemerkt, dafs auch von allen Stellen, wo ὅταν mit dem Indicativ construirt wird, nur eine einzige Marc. 3, 11 ὅταν αὐτὸν ἐθεώρει völlig sicher ist. Rec. glaubt, diese Stelle sey so zu erklären, wie er es so eben in dem neuesten Commentar zu Marcus findet.

Was im *dritten*, *vierten* und *fünften* Abschnitte über *den Gebrauch des Artikels* gesagt wird, mufs gröfstentheils vorzüglich genannt werden. Hier ist ein grofser Reichthum trefflicher Bemerkungen. Dafs man Joh. 3, 10 σὺ εἶ ὁ διδάσκαλος τοῦ Ἰσραήλ; nicht, wie auch die neuesten Ausleger thun, übersetzen darf: *Du bist ein Lehrer Israels* — liegt am Tage, denn der mehrere tausend Mal im N. T. völlig richtig gebrauchte Artikel kann hier, in *dieser einzigen Stelle* nicht unrichtig in der Bedeutung *ein* stehen. Wir meinen, er habe durchaus keine Schwierigkeiten. „Das ist *der* Meifter" sagen wir ja alle, wenn wir jemanden eine gewisse Meisterschaft zuerkennen. „Du bist *der* Lehrer in Israel" kann also recht füglich heifsen, du bist ein Lehrer, der als solcher besondere Geltung hat. Darauf kommt auch die Erklärung hinaus, die Hr. *W.* S. 82 giebt, von der er aber gesteht, dafs sie ihn nicht befriedige. Rec. findet hier volle Befriedigung. S. 49 irrt sich der Vf. über Luc. 7, 44 βλέπεις ταύτην γυναῖκα; was er nach einem, bey den Klassikern allerdings fast stehenden, Sprachgebrauche übersetzt: *Siehst du hier eine Frau?* Das pafst nicht in den Zusammenhang. Jesus meint die bestimmte Frau, und spricht, zu ihr sich wendend (στραφεὶς πρὸς τὴν γυναῖκα): siehst du *diese Frau*? sie hat mit ihren Thränen meine Füfse benetzt u. s. w. Dafs τὴν ausgelassen worden, ist ein in die Augen fallender Fehler der Abschreiber. Der Artikel steht fast in allen MSS. (bey *Griesbach* läfst ihn nur L, ein freylich alter Codex des *Stephanus*, und aufserdem noch eine Handschrift bey *Matthäi* aus), und konnte wegen der vorhergehenden Sylbe ταύτην leicht vernachlässigt werden. Gelehrt wird S. 54 über das neutestamentliche ἴδιος gesprochen, statt dessen sich die Klassiker des Pronomen Reflexivum αὐτοῦ (nicht des Pronom. *Possess*, wie Hr. *W.* sagt) bedienen. Wir müssen jedoch Einiges dagegen erinnern. Zuvörderst können wir nicht zugeben, dafs diefs im N. T. im Ganzen nur *selten* geschehen, und noch weniger, dafs in den bey weitem meisten Stellen der Art eine *Antithese* liege. Denn Joh. 10, 3. 4 καὶ τὰ ἴδια πρόβατα καλεῖ — καὶ ὅταν τὰ ἴδια πρόβατα ἐκβάλῃ — ist nicht der geringste Nachdruck bemerkbar: *seine Schafe*. Eben so Matth. 25, 14. 15 τοὺς ἰδίους δούλους — κατὰ τὴν ἰδίαν δύναμιν —

seine

seine Knechte — nach eines jeden Vermögen. Apostelgesch. 2, 6 ὅτι ἤκουον εἷς ἕκαστος τῇ ἰδίᾳ διαλέκτῳ λαλούντων αὐτῶν — und V. 8 τῇ ἰδίᾳ διαλέκτῳ ἡμῶν — *in seiner — unserer — Sprache.* Matth. 9, 1 ἦλθεν εἰς τὴν ἰδίαν πόλιν — *in seine Wohnstadt.* Diese Stellen hat Hr. *W.* gröfstentheils selbst citirt und noch mehrere aus dem N. T., etliche auch aus den LXX beygefügt. Man sieht, dafs dieser Gebrauch keineswegs selten ist. Auch andere spätere, namentlich alexandrinische Schriftsteller haben sich des Pronomen ἴδιος auf gleiche Weise häufig bedient; nicht aber die attischen. Sagt nun Hr. *W.*: „Aus den Griechen möchte sich gar kein passendes Beyspiel beybringen lassen," so ist dieſs richtig, wenn von den ältern die Rede ist; aber aus den spätern hat *Wetstein* T. II. p. 804 Parallelen nachgewiesen. Sehr passend vergleicht der Vf. die Sprachweise der spätern Latinität, welche *proprius* für *suus* setzt. Es konnte noch bemerkt werden, dafs in der klassischen *Dichtersprache proprius* eben so vorkommt, z. B. Horat. Od. III, 1, 5 *Regum timendorum in proprios greges.* Ueberhaupt hat die Geschmacklosigkeit und Unkunde späterer Scribenten Vieles, was früher nur dichterisch gesagt wurde, in die Prosa hinüber gezogen. So heifst, um nur ein Beyspiel anzuführen, *honestus* bey den Spätern häufig so viel als *dives* (vergl. εὐσχήμων, Lobeck ad Phryn. p. 333). Klassische *Dichter* sagen *honesti clientes* und Aehnliches. Die Stelle endlich Tit. 1, 12 fafst Hr. *W.* so: *ihr eigener Dichter.* Wir wundern uns, dafs ihm kein Verdacht gegen die gewöhnliche Lesart: εἶπέ τις ἐξ αὐτῶν ἴδιος αὐτῶν προφήτης, beygekommen ist, da es doch hier wichtige Varianten giebt, da das doppelte αὐτῶν den unbefangenen Leser sehr befremden mufs, und da endlich die Abschreiber ἴδιος und αὐτῶν oft verwechseln, so dafs nicht selten durch Dittographie beides in den Text gekommen ist, z. B. 1 Thess. 4, 11 ἐργάζεσθαι ταῖς ἰδίαις χερσὶν ὑμῶν —, wo ἰδίαις den Kritikern mit Recht in hohem Grade verdächtig ist.

S. 175 wird in der Stelle 2 Timoth. 2, 6 τὸν κοπιῶντα γεωργὸν δεῖ πρῶτον τῶν καρπῶν μεταλαμβάνειν die Stellung des πρῶτον mit Recht ein merkwürdiges Hyperbaton genannt, da sich πρῶτον des Gedankens wegen offenbar auf κοπιῶντα beziehen mufs, „*der Landmann mufs erst arbeiten und dann die Früchte erhalten.*" Wir wären begierig zu erfahren, ob sich in griechischen Schriftstellern ähnliche Hyperbata finden. Was Hr. *W.* vergleicht, ist theils unsicher, theils von dem, hier in Rede stehenden, Falle verschieden. Auch *Grotius* nahm an obigem πρῶτον grofsen Anstofs. Ueber den S. 115 nur berührten Gebrauch des ὅτι mit dem Infinitivus ist aufser den angeführten Schriftstellern noch die treffliche Note von Boissonade zu Philostrat. p. 284 zu vergleichen. — Zu 2 Timoth. 3, 12 (S. 193 unten) πάντες οἱ θέλοντες — ist 2 Pet. 3, 5 eine schlagende Parallelstelle. Luc. 20, 7 τινὲς τῶν Σαδδουκαίων οἱ ἀντιλέγοντες ist nicht so wohl *Hypallage*, wie hier S. 181 behauptet wird, als vielmehr eine Attraction, nach welcher der folgende Nominativ auf den vorhergehenden, der dem Sinne nach Nebenbegriff ist, bezogen worden.

Zum Schlusse nur noch zwey Worte über einige kleine Verstöfse. S. 95 heifst es: „Auf ἵνα folgt der Indicativus Futuri auch Eph. 6, 3 ἵνα εὖ σοι γένηται, καὶ ἔσῃ μακροχρόνιος —." Aber diese Stelle ist ja ein Citat aus dem Alten Testamente. S. 33 erklärt Hr. *W.* αὐτοῦ Joh. 8, 44 (καὶ ὁ πατὴρ αὐτοῦ) aus dem vorhergegangenen ψεύστης dem Sinne nach sehr richtig durch ψεύδους; aber die Grammatik verlangt hier doch den Artikel τοῦ ψεύδους. Im Index steht S. 204 „ἀπέχεσθαι weghaben 86." Aber in den dort angeführten Stellen findet sich durchgängig das Activum ἀπέχειν, und das Medium ist überhaupt in diesem Sinne unerhört. In dem recipirten Ausdrucke ἅπαξ λεγόμενα, der auch hier S. 70 vorkommt, ist das Präsens augenscheinlich falsch gebraucht, und defshalb zu wünschen, dafs man, nach dem Vorgange einiger Philologen, nur einmal vorkommende Worte lieber ἅπαξ εἰρημένα nenne.

Möge diese wichtige Schrift in dem weitesten Kreise recht viel zur Förderung des gründlichen Studium der Grammatik, ohne welches alle Exegese grundlos und schwankend ist, beytragen, möge man das Verdienstliche solcher Forschungen, welche freylich das so bequeme Festhalten des Herkömmlichen und Mangel an tüchtiger Sprachkenntnifs für unnütze Grübeleyen zu erklären geneigt ist, immer mehr anerkennen, — möge man gerecht seyn gegen Vorgänger, die Bahnen brachen und zwar wohl vielfältig irrten, aber doch im Einzelnen das Richtige erkannten und zur rationellen Auffassung der sprachlichen Erscheinungen anleiteten. Möge man Gelehrsamkeit mit Scharfsinn verbunden ehren, auch wenn der Gelehrte und Scharfsinnige sich nicht von allen Uebertreibungen frey erhält. Der ganz gewöhnliche Lauf der Dinge bringt überall Uebertreibungen mit sich, und grammatische Akribie kann, wie jede andere exegetische Akribie, leicht gezwungene Erklärungen erzeugen. Aber *abusus non tollit usum*, und gegen gründliche Forschung darf man nicht ungerecht seyn, auch wenn sie hier und da zu weit geht. Möge in allen Verhandlungen hierüber der Geist der christlichen Sanftmuth und Liebe das Regiment führen. Das Wahre bleibt auch ohne Rumor wahr und das Rechte recht.

Halle. *Ch. Fr. Fritzsche.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1830.

JURISPRUDENZ.

1) Halle, b. Anton: *Grundrifs des Kirchenrechts für Juden und Christen, besonders in Deutschland.* Von *Friedrich Blume*, Professor in Halle. 1826. IV u. 71 S. 8. (8 gGr.)

2) *Ebendaf.: Grundrifs des Pandektenrechts.* Mit einem Quellenregister. Von Dr. *Friedrich Blume*, ord. Prof. der Rechte zu Halle. 1829. XL u. 167 S. 8. (18 gGr.)

Die dogmatische Behandlung der Rechtswissenschaft kann sich entweder an *eine* bestimmte Rechtsquelle anschliefsen, oder von einem höheren Standpunkte aus verschiedene Quellen mit einander verbinden. Das Erste geschieht bey den dogmatischen Pandekten, das zweyte bey der Dogmatik des Kirchenrechts. Unser heutiges Kirchenrecht darf nicht auf das *Corpus Juris Canonici* beschränkt werden; es ist das gemeinsame Resultat römischer, kirchlicher, germanischer und moderner Rechtsquellen. Schon daraus ergiebt sich, dafs die Grenze des Kirchenrechts und der Pandekten mitunter streitig werden kann, und dafs sie nur dann mit Unparteylichkeit gezogen werden dürfte, wenn ein und derselbe Docent sich entschliefst, beide Zweige der Jurisprudenz mit gleicher Liebe neben einander zu bearbeiten.

Die Grenze des Kirchenrechts ist jedoch auch nach anderen Seiten hin problematisch, namentlich im Verhältnifs zum deutschen Privatrechte; beide Theile scheinen sich das Judenrecht streitig zu machen. Freylich sind die gewöhnlichen Compendien des Kirchenrechts unschuldig an diesem Streite; denn so wie die Kanonisten der römischen Kirche noch vor wenigen Jahren sich benahmen, als ob ein evangelisches Kirchenrecht gar nicht existire, so können die Compendienschreiber beider Parteyen sich noch jetzt nicht von der bequemen Gewohnheit losmachen, das Judenrecht zu ignoriren. Es war eine Art Mitleid, dafs wenigstens die Germanisten sich desselben annahmen; allein je mehr das deutsche Privatrecht zu einem selbstständigen, für sich abgeschlossenen Ganzen ausgebildet wird, desto mehr ist zu erwarten, dafs es solche fremdartige Bestandtheile, die mit den eigentlich germanischen Instituten gar nichts gemein haben, herauswerfen werde. Unter allen Ansichten über das deutsche Privatrecht ist und bleibt das die unwürdigste, welche nichts darin findet, als einen Zufluchtsort für alle beliebige Lehren des öffentlichen wie des Privatrechts, welche sich sonst nicht füglich unterbringen lassen.

Man würde jedoch sehr irren, wenn man diese Compendien als die einzige Autorität in dieser Angelegenheit betrachten wollte. Im theodosischen wie im justinianischen Codex stehen die Juden mitten unter dem christlichen Kirchenrechte; in den besseren Werken über Territorialkirchenrecht, z. B. in *Schlegel's* kurhannoversehen, in *Gustermann's* österreichischem Kirchenrechte u. a. findet sich ein besonderer Abschnitt über die Juden; in *Hugo's* Encyklopädie ist das jüdische Kirchenrecht ganz mit dem christlichen verbunden worden, und *Glück* (*praecognita jurisprudentiae ecclesiasticae* p. 124) möchte den Kanonisten, dem das Judenrecht unbekannt bleibt, nur für einen *Semi-Canonista* halten.

Die Verbindung des jüdischen und christlichen Kirchenrechtes wäre gewifs auch in den gewöhnlichen Lehrbüchern schon viel häufiger geworden, wenn nicht noch um zwey Nebenpunkte gestritten würde, welche der bisherigen Unkunde des Judenrechts einen wesentlichen Vorschub zu leisten scheinen: erstens um die Ausdrücke *jüdische Kirche* und *jüdisches Kirchenrecht*, und zweytens über die Frage, ob es sich schicke, eher von den Juden als von den Christen zu reden. Beides hielt man eines guten Christen unwürdig, jedoch ohne zu bemerken, dafs man dabey denselben Scheingründen folgte, mit welchen die Katholiken sonst der Existenz einer evangelischen Kirche widersprachen, und durch welche *Schnaubert* sich verleiten liefs, das evangelische Kirchenrecht vor dem päpstlichen abzuhandeln. Man vergafs, dafs der Jurist in die Darstellung fremder Rechte nicht seine persönliche Stellung hineinmengen darf, und dafs er keine andere Form zu wählen berechtiget ist, als diejenige, welche von der Sache selbst ihm gegeben wird. So lange es Juden giebt, mufs es auch ein Judenrecht, d. h. eigenthümliche, durch ihre religiösen Verbindungen begründete oder veranlafste Bestimmungen geben, und der Jurist kann dieses Recht nicht dadurch vernichten, dafs er sich bemühet, dasselbe nicht zu kennen. Die Unkenntnifs des Bestehenden führt eben so gut zum absoluten Indifferentismus, wie zur absoluten Intoleranz; vor beiden Extremen bleibt nur derjenige gesichert, der sich bewufst ist, was er verfolgt oder duldet.

Wem es ernstlich um die Sache zu thun ist, der kann nicht lange bey einem blofsen Wortstreite verweilen, und ich würde keine Sylbe darüber ver-

lieren, wenn es irgend einem Schriftsteller gefiele, von der jüdischen Religions-Gesellschaft, dem jüdischen Religions-Gesellschafts-Rechte, den jüdischen Religions-Gesellschafts-Rechts-Lehrern u. s. w. zu reden. Da aber einmal der Ausdruck jüdische *Kirche* förmlich angefochten ist, so darf wenigstens soviel bemerkt werden, dafs derselbe schon sehr häufig in älteren Büchern, z. B. bey *Basnage*, gebraucht worden ist, ja dafs man selbst von persischer Kirche, von muhammedanischer Kirche, von dem kanonischen Recht der Moslemiten ohne Bedenken gesprochen hat. Ohne darüber besondere Nachsuchungen angestellt zu haben, kann ich mich auf *Kleuker* im Zend-Avesta, auf *Chardin* (*voyage* VI, 249) und auf *v. Raumer* (Hohenstaufen VI, 317) berufen. — Freylich soll mit dem Worte hier die Sache selbst berührt werden. Erst mit dem Christenthum, sagt man, hat eine Kirche entstehen können; denn nur im Christenthum ist erkannt worden, dafs die Kirche selbstständig, vom Staate gesondert, und doch wieder innig mit ihm verbunden seyn müsse, wie die Seele im Verhältnifs zum Leibe. Das Letzte ist richtig; die Erkenntnifs, das Bewufstseyn jener grofsen Verhältnisse hat erst das Christenthum uns gegeben. Aber das Verhältnifs an sich ist älter, so alt wie Recht und Religion überhaupt. Gerade diejenigen Religionen, welche am strengsten auf absolute Einheit von Staat und Kirche hinausgingen, das Judenthum und der Islam, sind dafür die redendsten Beweise. Kein Fleck auf Erden ist den Juden geblieben, wo sie sich noch eines eigenen, *ganz unabhängigen* Staates rühmen könnten; und die Moslemiten unter russischer Herrschaft haben schon im J. 1788 eine besondere geistliche Behörde zu Ufa erhalten, um wenigstens in kirchlicher Beziehung ein Ganzes zu bleiben, nachdem ihre politische Selbstständigkeit verloren war.

Dafs aber das jüdische Kirchenrecht voranstehen mufs, folgt ganz einfach daraus, dafs es seinem eigentlichen, ursprünglichen Charakter nach das ältere ist. Die ersten christlichen Gemeinden haben sich ganz aus den jüdischen entwickelt, und so ist, theils mit theils ohne Absicht aufserordentlich viel vom jüdischen Kirchenrechte in das christliche übergegangen; jenes wird unentbehrlich, um dieses vollständig zu verstehen, und richtig zu beurtheilen. Es wäre nicht nur lächerlich, sondern sogar verdächtig, wenn ein evangelischer Kanonist das jüdische Kirchenrecht an das Ende stellen wollte, so lange er noch das päpstliche voran stellt. Freylich können diese Gründe für das Talmudrecht nicht entscheiden; allein selbst hier bleibt es noch ein ungemeiner Gewinn, die gleichen Ausartungen des jüdischen und des päpstlichen Rechtes zusammenzustellen, und sich zu überzeugen, dafs beide ihren Grund in gleicher Quelle haben, darin nämlich, dafs Menschensatzung höher geachtet wurde, als die Offenbarung. Wäre das aber auch nicht, so würde doch für den Talmud und für das heutige Judenrecht kein anderer Ort übrig bleiben, als neben dem mosaischen Rechte; die Stellung der Hauptmassen wird auch für die Nebenmassen entscheiden müssen.

Bey dem Grundrisse des Pandektenrechts hat es dagegen nicht sowohl einer Erweiterung, als vielmehr einer Beschränkung des Stoffes bedurft. Seitdem sich neben den dogmatischen Pandekten noch gründliche Specialvorträge über juristische Exegese, über Procefs, deutsches Recht, Criminalrecht, Staatsrecht u. s. w. ausgebildet haben, müssen die Pandektenvorträge auf die ihnen früher beygelegte Universalität verzichten, um nicht einerseits den Eifer für jene Specialvorträge zu tödten und andererseits zu einer seichten und oberflächlichen Behandlung des ihnen eigenthümlichen Stoffes zu verleiten. Die *Dogmatik des heutigen römischen materiellen Privatrechtes* ist als eigentlicher Gegenstand derselben übrig geblieben. Daraus folgt, dafs vor Allem die Lehre vom s. g. objektiven Rechte hier nicht vollständig erörtert werden kann, weil sie nicht einmal zur Hälfte dem römischen Rechte angehört; dafs ferner die Geschichte und Erläuterung der römischen Rechtsquellen, eben weil sie als wesentliche Grundlage der Dogmatik gelten mufs, auch eine freye selbstständige Behandlung erfodert, und nicht blofs gelegentlich neben der Dogmatik gegeben werden darf. Unter den rein römischen Procefslehren giebt es zwar Einige, welche zum Verständnifs des materiellen Privatrechtes ganz unentbehrlich sind, und diese müssen als die wichtigsten Hülfslehren des Pandektenrechtes demselben vorangestellt werden; übrigens aber mufs die Theorie des heutigen gemeinen Processes, als nicht rein römisch, besonderen Vorträgen überlassen bleiben. Dem Kirchenrechte endlich ist nicht nur die Lehre von der Zeitrechnung zu überweisen, sondern auch das s. g. reine Eherecht, die Lehre von der Form des Eides und vom Begräbnisse. Denn wenn auch über diese Gegenstände noch einzelne Bestimmungen des römischen Rechtes anwendbar geblieben sind, so bilden sie doch kein zusammenhängendes Ganze, und sind mithin auch keiner systematischen Darstellung fähig; in ihrem ursprünglichen Zusammenhange gehören sie der römischen Rechtsgeschichte an, in ihrem jetzigen finden sie sich im Kirchenrechte wieder. *Nicht also, als sollte auch das Geringste ganz überschlagen werden; es soll nur Alles am gehörigen Orte gesagt seyn;* denn von allen Methoden ist diejenige die schlechteste, die sich bemühet, aller Orten von Allem ein wenig zu geben.

Dafs übrigens der vorliegende Pandekten-Grundrifs nicht aus unbegrenzter Neuerungssucht entstanden sey, wird hoffentlich schon der Umstand beweisen, dafs der Vf. ihn ausdrücklich nach dem zuerst von *Hugo* aufgestellten, und dann von *Heise* weiter ausgebildeten Systeme angelegt zu haben eingesteht, und sich in der Vorrede nur

über

über die Abweichungen von dem *Heise'schen* Grundrisse näher gerechtfertiget hat. Es ist daher auch bey den fünf Haupttheilen desselben: *Allgemeine Lehren, dingliche Rechte, Foderungen, Familien-Güterrecht* und *Erbrecht* geblieben, und nur die Einleitung, so wie das sechste Buch (*in integrum restitutio*) sind mit dem ersten Buche verschmolzen worden. Es schien nämlich dem Vf. darauf anzukommen, solche Gegenstände, welche bey *Heise* auf die einfachste Weise äufserlich an einander gereihet waren, durch festere Gattungsbegriffe zu verbinden und durch schärfere Gegensätze wieder zu sondern. Daher ist denn das erste Buch von sieben Kapiteln auf drey, das zweyte von fünf auf drey, das dritte von eilf auf sechs, und das fünfte von zehn auf fünf Kapitel reducirt worden. Das erste Buch zerfällt in die Einleitung, die allgemeinen materiellen Lehren (Rechte, Personen, Sachen, Handlungen) und die Processlehren; das zweyte in Eigenthum mit Besitz, dingliche Nutzungsrechte und Pfandrechte. Das dritte zunächst in die allgemeine und in die specielle Obligationenlehre, und jede dieser Hälften wieder in drey Kapitel; die doppelseitigen Obligationen aber stehen erst im letzten Kapitel der zweyten Hälfte, weil es nothwendig schien, die einseitigen als die einfacheren Elemente vorauszustellen. Das vierte Buch zerfällt in das Güterrecht der Ehe, das Aelternrecht und die Vormundschaft; das fünfte in eine Einleitung, die unmittelbare Erbfolge, die mittelbare und das Notherbenrecht. — Einen Anhang zum Grundrisse bildet ein alphabetisches Quellenregister über die vorjustinianischen, justinianischen und kanonischen Rechtsbücher, zunächst um den Zuhörern die Quellencitate verständlicher zu machen, dann aber auch um für Juristen und Philologen ein bisher in dieser Vollständigkeit noch entbehrtes Hülfsmittel darzubieten.

Zum Schlusse noch ein paar Bemerkungen. Es wird dem Kanonisten immer schwer fallen, Allen zu genügen, weil nicht blofs Juristen, sondern auch Theologen ihr Urtheil über ihn abgeben. So lange aber die meisten evangelischen Theologen, zum grofsen Nachtheil der evangelischen Kirche, alle gründliche Studien des Kirchenrechts verschmähen, wird auch kein Jurist im Stande seyn, ihren Anfoderungen zu genügen. So ist mir namentlich in der Allg. Kirchenzeitung vom J. 1827 (Literaturbl. 101) zugemuthet worden, das Alter der einzelnen *Titel* des *Corpus Juris Canonici* anzugeben! Solche Blöfsen wird doch hoffentlich kein Jurist gegeben haben!

Von dieser Seite ist freylich der Pandektist gesichert; dafür aber hat er desto mehr von den s. g. Praktikern zu fürchten, welchen die Pandekten viel wichtiger sind als das Kirchenrecht. Das Schlimmste ist, dafs unsere deutschen Praktiker jetzt wieder in zwey Klassen zerfallen: in die gemeinrechtlichen, welche die Pandekten als ein Kapital für ihr ganzes Leben benutzen wollen, und diejenigen, welche leider nicht viel mehr darin zu sehen gewohnt sind, als eine Brücke über das Examen. Dadurch nehmen auch ihre Anfoderungen an den Docenten oft einen völlig entgegengesetzten Ton an; aber darin bleiben sich doch beide Parteyen einig, dafs sie den akademischen Juristen schon *a priori* für unpraktisch zu halten bereit sind. Allerdings sollen die juristischen Vorträge durch und durch praktisch seyn, nur nicht in einem gemeinen, handwerksmäfsigen Sinne. Nicht die Quantität der Rechtsgeschäfte macht den wahren Praktiker, sondern die Mannichfaltigkeit in der Qualität derselben; und die Mitglieder eines Spruchcollegiums, welchem die Gerichte der verschiedensten deutschen Territorien vertrauen, werden es mit einem schriftstellernden Practikanten, der vielleicht noch nicht über die Gerichte seiner Vaterstadt hinausgekommen ist, auch in der praktischen Erfahrung wohl noch aufnehmen dürfen. Ein solcher nun hat den Beruf gefühlt, das Ausarbeiten und selbst das Nachschreiben der Pandektenhefte gegen mich in Schutz zu nehmen, selbst auf die Gefahr hin, von mir deshalb verketzert zu werden. Allerdings verketzere ich ihn, aber nur, weil er die Worte seiner Gegner verdrehet. Niemand kann das *Ausarbeiten* von Heften für zweckmäfsiger halten als ich; und ein Zuhörer, der sich bey meinen Pandektenvorlesungen nicht Viel, sehr Viel aufzuzeichnen suchte, würde mir wenig willkommen seyn. Nur die *Hauptsache* soll das Nachschreiben nicht werden, d. h. *die Thätigkeit des Geistes soll gröfser bleiben, als die der Hand.* Mehr habe ich nicht gesagt, und mehr brauche ich auch jetzt zur Widerlegung meines Gegners nicht hinzuzufügen. Eben derselbe klagt mich aber ferner der Geringschätzung des deutschen Privatrechtes an, weil ich die Pandekten als die eigentliche Grundlage unseres juristischen Studiums bezeichnet habe. Dafs das deutsche Privatrecht dem ausgebildeten Juristen eben so wichtig, ja vielleicht noch wichtiger erscheinen müsse, als das römische Privatrecht, versteht sich von selber; aber noch hat nicht einmal ein Germanist verlangt, dafs das juristische Studium mit dem deutschen Rechte beginnen soll. Die *Grundlagen* des Studiums bleiben also allerdings die Pandekten; und wenn ich noch anderer Gründe gegen meinen Praktikanten bedürfte, so würde ich ihn auf sein Gewissen fragen, ob seine germanistischen Hefte eben so dick seyen, als seine Pandektenhefte, und ob er in seiner Praxis jene eben so oft gebraucht habe, als diese? — Wenn ferner eben dieser Praktikant es gegen Justinian bestreiten will, dafs die Regresspflichtigkeit beym Kaufe am häufigsten vorkomme; so scheint er gar nicht zu wissen, wovon die Rede sey. Oder hat er vergessen, dafs hier Eviction und aedilitisches Edikt *zugleich* gemeint ist? Wenn er mir endlich eine zu grofse Ausführlichkeit im Erbrechte vorwirft, weil dasselbe in den meisten deutschen Staaten in unendlich vielen Bestimmungen Antiquität

tät sey (?), so kann ich zu seiner Beruhigung die Versicherung aus meiner Vorrede wiederholen, dafs die Zahl der Paragraphen nicht als Maafsstab für die Länge meines Vortrages betrachtet werden darf.

Eine unbegreifliche Behauptung ist aber die, dafs für das praktische Bedürfnifs eigentlich alle Verbesserungen in der Form der Pandektenvorträge entbehrlich seyen. Auf eine so plumpe Weise durfte meinem verehrten Lehrer *Heise* am wenigsten geschmeichelt werden; denn es zeigt sich darin nur der Ausbruch eines armseligen Hochmuths, der dünkelhaften Meinung, als könnten künftige Praktiker es doch niemals weiter bringen, als die gegenwärtigen. Wie aber konnte eine solche Ansicht sich in die sonst so wissenschaftlichen Göttinger Anzeigen verirren? *Blume.*

OEKONOMIE.

Cöslin, b. Hendefs: *Die landwirthschaftliche doppelte Buchhaltung.* Von *Ernst Ludwig Beckmann.* 1829. gr. 8. (2 Rthlr.)

Der Vf. der vorliegenden Schrift, welcher früher Kaufmann in London war, später aber Gutsbesitzer wurde, hat versucht, das in seinem ehemaligen Geschäfte übliche Rechnungswesen auf den Betrieb seiner Landwirthschaft anzuwenden, und hat das Resultat hier dem Publicum vorgelegt. Rec. ist weit entfernt, das Unternehmen als nutzlos zu betrachten; aber er kann unmöglich alle die Vortheile davon erwarten, welche der Vf. dieser Rechnungsart beylegen will. Derselbe macht das ganze Wohl und Wehe der Landwirthschaft davon abhängig, und meint sogar, dafs der Staat dadurch die Kräfte der Landbewohner, so wie den eigentlichen Reichthum und Werth des Bodens, selbst die Wirkungen des Klima's und der Ortsverhältnisse, kennen lernen und darnach die Abgaben gleichmäfsig vertheilen könne. Wie sehr hier übertrieben ist, springt jedem Unbefangenen sogleich in's Auge. — Jede nur einigermafsen gut regulirte Wirthschaft kann nicht ohne Rechnung bestehen, und jeder, welcher Anspruch auf den Namen eines ordentlichen Landwirths machen will, wird Sorge tragen, dafs er über Einnahme und Ausgabe an Geld sowohl, als an Naturalien jeder Zeit im Klaren ist, und er kann dieses seyn, ohne *acht* verschiedene Rechnungsbücher zu führen. Denn weniger sind es nicht, welche der Vf. seinem Rechnungswesen zum Grunde legt. Er braucht nämlich dabey: 1) ein Kassenbuch, 2) ein Memorial, 3) das kleine Schuldbuch, 4) das Kalkulaturbuch, 5) das Journal, 6) das Hauptbuch, 7) das monatliche Balancebuch und 8) das General-Balancebuch. Von jedem Buche hat der Vf. ein besonderes Schema beygefügt. — Wo, wie dieses vielleicht bey dem Vf. der Fall ist, der Gutsbesitzer selbst die Rechnung führt, und der praktische Betrieb der Landwirthschaft einem besondern Oekonomen überlassen ist, oder bey sehr grofsen Gütern, wo für das Rechnungswesen ein besonderes Amt besteht, da mag des Vfs. Buchhaltung ausführbar seyn; bey kleinern Wirthschaften aber, und wo der Besitzer, Pachter oder Verwalter allein wirthschaftet, da ist sie ein Werk der Unmöglichkeit, indem der Landwirth die Zeit, welche er auf dem Felde zubringen soll und mufs, hinter dem Schreibetisch verschwenden müfste. Dem Rec. sind solche Wirthschafter bekannt, welche, angesteckt von unserm schreibe- und rechnungs-lustigen Zeitalter, auch ihre landwirthschaftliche Buchhaltung bis in's Unendliche vervielfältigten; das Resultat war aber immer, dafs sie sich theils in der Menge der Rechnungsbücher kaum selbst schnell zu rechte finden konnten, theils darüber die Hauptsache, den praktischen Betrieb ihrer Wirthschaft verabsäumten, dadurch aber bey weitem mehr Schaden hatten, als wenn sie ihr Rechnungswesen möglichst einfach einrichteten. — Ein Journal über Einnahme und Ausgabe an Geld, ingleichen richtige Aussaat- Aernte- und Boden-Register, welche zugleich dem Hauptbuche mit Schlufs des Rechnungsjahres als Belege dienen, sind gewifs ausreichend, und bey guter Einrichtung völlig übersichtlich.

Der Vf. versteht (S. 7.) unter der: „*landwirthschaftlichen doppelten Buchhaltung* eine Wissenschaft, nicht allein die baaren Geldeinnahmen und Ausgaben, sondern auch den Geldwerth von allem was in einer Wirthschaft gesäet, geärntet, gedroschen, verfuttert, verkauft und vertauscht oder zugezogen wird; ferner den Werth von Arbeit und Dünger, so wie die hierauf sich gründenden Produktionspreise aller ländlichen Erzeugnisse; hiernächst aber auch die Gewinne und Verluste sowohl bey jedem einzelnen Gegenstande, als im Ganzen; und endlich zuletzt den wahren Werth eines Guts richtig zu ermitteln und zu berechnen." — Man sieht hieraus, welches weite Feld der Vf. zu bearbeiten beabsichtiget, wird aber auch dabey sogleich überzeugt, dafs dieses alles nicht allein das Resultat der Rechnung seyn kann, dafs manches z. B. der Werth der Arbeit, des Düngers u. s. w. sich gar nicht genau berechnen läfst; hiernächst spricht der Vf. nur von dem *Geldwerthe* der Erzeugnisse, ohne zu bedenken, dafs die *Geldpreise* davon oft weit verschieden sind. Berechnet er den *Werth* der Arbeit, der Produkte, und dann den *Preis* derselben, so wird er in der Regel ein sehr verschiednes Resultat erhalten, nicht zu gedenken, dafs es Produkte giebt, bey welchen die Rente nur scheinbar ist.

Wo, wie schon gesagt, Personen vorhanden sind, welche ausschliefsend mit dem Rechnungswesen beschäftiget sind, denen also auch die mit manchen Schwierigkeiten verbundene, und manche besondere Kenntnisse erfordernde doppelte Buchhaltung bekannt seyen mufs, da kann diese letztere angewandt werden; wo dieses aber nicht der Fall ist, treten nicht zu besiegende Schwierigkeiten und sehr zu beachtende Bedenken entgegen. *Sem.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1830.

JURISPRUDENZ.

HALLE, b. C. Grunert: *Ludovici Pernicis* (J. U. itemque ph. d. antec. Hal.) *quaestionum de iure publico Germanico* particula *prima*. 1828. XL S. 4.

Bey der Anordnung der Militärverfassung des deutschen Bundes sind mehrere Verhältnisse bis jetzt unerledigt, und wie es scheint ganz dem Ermessen der einzelnen Bundesregierungen anheim gestellt geblieben: so ist z. B. über die *Art* der Aufbringung der von den einzelnen Bundesstaaten dem Bunde zu stellenden Militärcontingente und Gelder durchaus nichts festgestellt worden, und die Unbestimmtheit, in welcher diese Verhältnisse im Allgemeinen gelassen sind, führt hie und da im Einzelnen zu eben so verwickelten als interessanten Erörterungen zwischen den Regierungen und den ihrer Hoheit Unterworfenen, oder zwischen den verschiedenen an der Regierung Theil habenden Personen. In eine der eigenthümlichsten und sonderbarsten Stellungen ist dabey die Regierung des Königreiches Sachsen zu den Fürsten und Grafen von Schönburg gekommen, und der Inhalt vorliegender akademischer Gelegenheitsschrift *), in wie fern er nicht mit der Festfeyer des 3. Augusts 1828 unmittelbar zusammenhängt, hat die historische Entwickelung der Verhältnisse des Hauses Schönburg zu Sachsen, und die Begutachtung der neuesten Anforderungen Sachsens an das Schönburgische Haus wegen Theilnahme und Beytrag zu den Bundesleistungen zum Inhalt.

Die Fürsten und Grafen von Schönburg gehörten ehemals als Stände des deutschen Reiches zur Wetterauischen Grafenbank, zahlten ihre Beyträge zu Erhaltung des Reichskammergerichts, die Römermonate und stellten ihr Reichscontingent, nämlich zwey Reiter und vier Fussknechte, welche später auf vier Reiter und zehn Mann zu Fuss vermehrt wurden. Verwickelter als zum Reiche war das Verhältniss des Hauses Schönburg zu dem Churfürsten von Sachsen. Es hatte nämlich dasselbe die Herrschaften Glaucha, Waldenburg und Lichtenstein vom Königreich Böhmen zu Lehen; aber die Churfürsten beriefen sich auf das *privilegium territorii clausi* und nahmen als Markgrafen von Meissen ebenfalls die Lehenshoheit in Anspruch. Namentlich wollte der sächsische Hof, als Leopold I dem Schönburgischen Geschlecht die reichsgräfliche Würde ertheilt hatte, diese nicht anerkennen bevor von Seiten Schönburgs die sächsische Landeshoheit anerkannt sey, und erst nach langen Streitigkeiten und Verhandlungen kam es 1740 zwischen beiden Theilen zu einem Vertrage, der am 27. May des genannten Jahres die churfürstliche Ratification erhielt. Dieser Vertrag war in zwey Urkunden enthalten, deren eine die Angelegenheiten der Herrschaften Glaucha, Waldenburg und Lichtenstein ordnete; die andere die Verhältnisse der der Schönburgischen Familie gehörigen unteren Grafschaft Hartenstein und der Herrschaft Stein ziemlich auf dieselbe Weise bestimmte. Da diese Urkunden mit dem Namen der Receßurkunden bezeichnet wurden, nannte man die angegebenen fünf Schönburgischen Herrschaften mit einem Worte: „die Receßherrschaften." Von diesem Vertrage sagt Hr. Prof. *Pernice* S. XI folgendes: „*summa argumenti in eo posita est imprimis, ut paragraphe tertia et duodevicesima Comites Schoenburgici imperio et potestati Electoris Saxoniae territoriali plane atque perspicue sese subiiciant, salvo tamen illo iure, quod ipsis tanquam imperii agrique Saxonici superioris ordinibus competat; nam idem illud intactum illaesumque fore, manifesto declaratur.*" Im Folgenden sind dann ausführlich alle die Hoheitsrechte aufgeführt, welche sich das Haus Schönburg vertragsmäfsig als unbestritten vorbehielt, und welche ihm der Churfürst bestätigte.

Betrachten wir die Entwickelung dieser Verhältnisse und ihr endliches Arrangement näher, so werden wir zu folgenden Reflexionen geführt: Im deutschen Mittelalter, nachdem der früher strengere Reichsmechanismus durch die von verschiedenen Standpunkten aus erhobenen Prätensionen einzelner Stände und der von ihnen aufgestellten Könige gebrochen worden war, fand ein staatsrechtlicher Zustand statt, welcher von jenen in späterer Zeit und namentlich seit der Reformation in einzelnen Landesherrschaften entwickelten einfachen, gleichförmigen,

*) Der erste Titel derselben lautet folgendermafsen: *Academiae Friderieianae Halensis cum Vitebergensi sociatae pro rectore Chr. Fr. Mühlenbruchius ICtus cum directore et senatu nomina civium suorum qui in certamine litterario, in d. III Augusti a. 1828 solennium Regis Augustissimi natalicierum caussa indicto praemia ex ordinum academicorum iudicio reportarunt renuntiat novasque simul quaestiones in annum sequentem propositas promulgat. — Praemissa est L. Pernicis ICti quaestionum de iure publico Germanico particula prima.* Die auf das akademische Fest sich beziehende Partie dieser Gelegenheitsschrift ist S. 41—48 zu finden, und bleibt von uns hier unberücksichtigt.

gen, aber plattverständigen Einrichtungen himmelweit verschieden war. Alle diese sich siegreich gegen kleinere Stände arrondirenden Territorialherren strebten demnach jenen früheren mehr schwebenden Rechtszustand, welcher so oft ihren Prätensionen andere ebensogut oder besser begründete Prätensionen entgegenstellte, und einem mit gröfseren Mitteln ausgerüsteten Kaiser immer auch noch im Innern der einzelnen Landesherrschaften Anhalte genug gewährt haben würde, zu beendigen. Die eingesessenen kleineren Stände fanden nun oft ihren Vortheil ebenfalls dabey, wenn sie durch einen Vertrag für einige aufgeopferte Prätensionen allen übrigen zum Theil bestrittenen sich als anerkannter Rechte versichern konnten, und gingen auf das Begehren der Landesherren ein, erkannten deren Landesherrschaft an und liefsen sich dagegen in Besitz einer Reihe anderer Rechte bestätigen. Vom 15ten bis zum 18ten Jahrhundert läfst sich eine fast unzählbare Anzahl von Verträgen, die in diesem Sinn abgeschlossen worden sind, aus den einzelnen deutschen Landesgeschichten namhaft machen, und sie haben alle den Sinn, dafs die Landesherrn grofse Vortheile, Rechte und Privilegien zugestehen, dafür, dafs die, welche sich nun ihrer Hoheit als unterworfen bekennen (was, ob sie es von Rechts wegen *müfsten*, nicht entschieden ist), ferner hin ihrer früheren Prätensionen nicht gedenken.

Es ist hiebey offenbar, dafs, wenn nicht der Vertrag mit seinen Folgen gemifsbraucht werden soll, bey *erweiterten* Prätensionen des Landesherrn entweder die Einwilligung des anderen Theiles gesucht, oder vorher der Vertrag überhaupt für aufgehoben und der frühere Zustand für hergestellt betrachtet werden mufs.

In diesem Sinne nun scheint auch bis auf die allerneuesten Zeiten die churfürstliche, dann königliche sächsische Regierung verfahren zu seyn: denn sie hat mit der strengsten Gewissenhaftigkeit bis noch vor ganz Kurzem trotz aller veränderten Zeitanforderungen das vertragsmäfsig ausbedungene Recht des Hauses Schönburg geachtet und aufrecht erhalten.

In jenem Vertrage vom J. 1740 findet sich ein Paragraph über die Theilung des Landeseinkommens zwischen Sachsen und Schönburg, dessen Inhalt wir wegen seiner Wichtigkeit für das Folgende wieder mit des gelehrten Herrn Verfassers vorliegender Schrift eignen Worten anführen wollen: — „*pactionum paragrapho decima Saxoniae inter Electorem Comitesque Schoenburgicos convenit, ut omnium tributorum tertia pars rediret ad Principem Electorem, relictis duabus partibus genti Schoenburgicae. Eandemque nihil praeterea quicqam Saxoniae caussa praestare debere, ubi nova aliqua tributa et plura in comitiis ordinum Saxonicorum essent concessa, paragrapho quarta decima sancitum est.*"

Später machte Graf Albert Christian Ernst von Schönburg noch einen Versuch, sich der sächsischen Hoheit wieder zu entziehen, welchem Versuche der Teschener Friede ein Ende machte. Die Verhältnisse der Schönburgischen Herrschaften zu Sachsen wurden befestigt, und blieben auch als Graf Otto Karl Friedrich und seine Nachkommen 1790 in den Fürstenstand erhoben wurden.

Nachdem das deutsche Reich aufgelöst und der Rheinbund gebildet worden war, nachdem auch Sachsen sich diesem angeschlossen hatte, war der König doch weit entfernt, jenen Vertrag von 1740 zu brechen, und aufser dem durch denselben schon Zugestandenem irgend etwas zu fordern ohne der Familie Schönburg Einwilligung dabey zu suchen — „*nisi quod milites ex civibus Schoenburgicis exercitus Saxonici gratia A.* 1809, *A.* 1811 *et A.* 1812 *saepiusque etiam superiore nonnumquam tempore, vel praeter gentis Schoenburgicae consensum, conscripti sunt.*" Nach Untergang des rheinischen Bundes und bey Anordnungen der sächsischen Angelegenheiten im Frühjahr 1815 ward dem Hause Schönburg seine frühere Stellung durch einen besondern Artikel dem Vertrage von 1740 gemäfs garantirt, und der König von Sachsen bestätigte diese Stellung am 18. May 1815 zu Wien: „*S. M. le Roi de Saxe s'engage également envers les cinq Puissances pour Lui et Ses Successeurs, à observer pour tous les temps à venir et dans toute leur étendue les termes du Recès du 4. Mai* 1740."

Kann es nun wohl besser begründete Rechte geben als diese dem Schönburgischen Hause von Sachsen seit 1740 in jedem Vertrag gewährten und bestätigten, von Oestreich, Preufsen, Rufsland, England und Frankreich garantirten? Man sollte denken: Nein!

Das Haus Schönburg ist nie mediatisirt worden; seine Stellung als Reichsstand hörte auf, als das Reich aufhörte. In Beziehung auf seine von sächsischem Gebiet eingeschlossenen Herrschaften aber hatte es früher als die Ausdehnung seiner Rechte und der Rechte Sachsens streitig waren, ein Abkommen getroffen, wodurch beide aus einem unsicheren Rechtszustand einen sicheren gewannen. Sollten nun in Beziehung auf das Schönburgsche Haus die Folgen jenes Vertrages vernichtet werden können, ohne dafs dasselbe auch in Beziehung auf Sachsen eintreten müfste? Sollte das Schönburgsche Haus nicht, wenn Sachsen Zweifel an seiner Verbindlichkeit erhöbe, dasselbe seinerseits thun, und wie vor dem Vertrage von 1740 die sächsische Hoheit bestreiten, ein unmittelbares Verhältnifs zum deutschen Bunde in Anspruch nehmen können? — Es mufs nochmals erwähnt, und besonders hervorgehoben werden, *dafs Schönburg nie mediatisirt worden ist, dafs seine Verhältnisse also auch nicht nach denselben Ansichten, wie die der Mediatisirten beurtheilt werden können.* „*Quaequum ita sint, omnem Recessuum A.* 1740 *confectorum posteaque A.* 1815 *confirmatorum violationem, qualis cunque haec demum est, seu potius omnem illorum iurium, quae rite ac legitime a principibus comitibusque Schoenburgicis acquisita pactisque stabilita sunt, perversionem, si ea ab*

Au-

Augustissimo Sanctissimi rege aliquando tentata esset, iuris pariter atque aequitatis disturbationem esse, manifestum est."

Drey Einwendungen lassen sich nun noch zu Gunsten Sachsens denken. Der erste Einwand wäre der, dafs wie damals, als der Rheinbund in Deutschland entstand, so auch durch die Gründung des deutschen Bundes ganz *neue* Verhältnisse gegeben seyen, die ihr eignes Gesetz mit sich trügen, und wenn man dabey auch soweit als thunlich alte Verträge ehre, könne namentlich doch niemand Sachsen zumuthen, ein so hohes Bundescontingent, für dessen Matricul die Bevölkerung der Schönburgischen Herrschaften gleichmäfsig mit den übrigen Territorien Sachsens in Anschlag gebracht sey, zu stellen, ohne dafs Schönburg dazu in anderer als der altvertragsmäfsigen Art beytrage. Glücklicherweise ist hierauf durch die Geschichte schon die Antwort ertheilt. Im J. 1783 war der Militärstand Sachsens noch Verhältnifs gröfser als jetzt und Schönburg blieb unbeschwert; warum sollte das, was damals möglich war und aus den Verhältnissen des Vertrages mit Schönburg hervorging, nicht eben so gut heutzutage möglich seyn? Und wie man in Beziehung auf die Truppenstellung den Vertrag ehrte, ehrte man ihn in Beziehung auf die Steuern; man hatte noch die Zeit zu gut in Andenken, wo Sachsens Recht aus einem unbestimmten, bestrittenen, mittelst des Vertrages ein bestimmtes, aber eben durch diese Bestimmtheit wesentlich ein Beschränktes geworden war. Wenn also auch durch den deutschen Bund ein ganz neues Staatsverhältnifs nach Aufsen für Sachsen begründet worden ist, im Innern ist durchaus nichts in der Art verändert worden, dafs dadurch der Bruch jener Verträge, wenn er statt fände, auch nur entschuldigt, geschweige denn gerechtfertigt werden könnte.

Ein zweyter Einwurf könnte von einem ganz entgegengesetzten Standpunkte aus gemacht, es könnte behauptet werden, durch die Gründung des deutschen Bundes sey kein neues Verhältnifs begründet, nur das alte des Reiches fortgesetzt worden, und die Rechte des Kaisers in den Territorien des Reiches seyen auf die Bundesglieder in ihrem Gebiet übergangen; die Fürsten und Grafen von Schönburg seyen also jetzt gegen den König von Sachsen, aufser den vertragsmäfsigen Lasten, auch zu denen verpflichtet, welche sie sonst für Kaiser und Reich getragen hätten, also namentlich zu Leistung von Zuzug und Zuzahlung nach dem Anschlag der Bundesmatricul. Auch dieser Einwurf ist aber durch eine bestimmte Erklärung beseitigt, welche S. 82 und S. 88 angeführt wird, und zwar aus dem Munde des sächsischen Gesandten selbst angeführt wird, wie folgt: „Der deutsche Bund, von souveränen Regierungen aufser der Gewalt und Gefahr geschlossen, begründe nicht eine Wiederherstellung des aufgelösten deutschen Reiches, nicht eine modificirte Fortsetzung des Rheinbundes, sondern ein völlig neues Staatenverhältnifs — ein *ius novum.*" Am allerwenigsten aber kann bey dem Schönburgischen, nie mediatisirten Geschlechte von einem Uebergehen der Rechte des Kaisers an Sachsen die Rede seyn, da *die Bestimmung der Stellung, welche Schönburg zum deutschen Bunde haben soll, noch ausdrücklich der Zukunft vorbehalten worden ist*, also doch ein einstmaliges unmittelbares Verhältnifs intendirt ist.

Ueberdiefs ist in der Anordnung des Militärwesens des Bundes bey der Bestimmung der einzelnen Leistungen durchaus nichts festgesetzt worden über die Art ihrer Aufbringung, und Schönburg in keiner Hinsicht durch einen höheren Beschlufs des Bundes selbst in seinen alten Verhältnissen beengt.

Der dritte und letzte Einwurf, dessen wir hier, ohne dafs er in vorliegender Schrift berücksichtigt ist, gedenken, könnte *daher* entnommen werden, dafs eine Inanspruchnehmung Schönburgs durch Sachsen über die Schranken der Verträge hinaus aus der Idee des Staates selbst gerechtfertigt werde. Es hat nämlich auch in Deutschland nicht an Publicisten gefehlt, welche den Satz aufgestellt haben, die Gebiete der deutschen Bundesstaaten und ihre Verhältnisse seyen keineswegs nach den sonst in Deutschland historisch hergebrachten Verhältnissen öffentlicher Gewalt anzusehen, sondern jeder dieser Staaten bilde für sich ein geistiges, in sich einiges Ganzes, dessen Bedürfnissen sich alle Glieder desselben als nothwendig begründeten und geistig gerechtfertigten Forderungen zu unterwerfen haben, so dafs also, wenn wir den Satz auf vorliegenden Fall anwenden, das Haus Schönburg sich auch dem gleichmäfsigen Tragen der Militärlast für den deutschen Bundesstaat Sachsen nicht entziehen dürfe. — Wenn es nöthig wäre solche Argumentationen zu widerlegen, liefse sich hierauf antworten, dafs der deutsche Bund vor der Hand noch gar kein Verhältnifs zu den Schönburgischen Territorien habe, dafs sich hinsichtlich dieser Territorien die Fürsten und Grafen von Schönburg vertragsmäfsig mit Sachsen abgefunden haben, und dafs sie gar keine Veranlassung in ihrer Stellung finden könnten, ohneweiteres einen Theil einer Last zu tragen, welche Sachsen nachträglich nach Abschlufs jener Verträge zu übernehmen für vortheilhaft gehalten hat. Glücklicher Weise ist aber auch hier schon die Sache durch *precedents* entschieden, indem, wenn in Deutschland der Begriff von Staat staatsrechtliche Wirklichkeit hätte, eine Theilung des Sächsisch-Gothaisch-Altenburgischen Staatsgebietes völlig unmöglich gewesen seyn würde, denn diese ist ganz noch in der Ansicht von der Natur fürstlicher Gewalt und deren Stellung zu den Territorien hervorgegangen, wie sie sich vor der französischen Revolution längst fest ausgebildet hatte. Noch liefse sich denken, dafs Sachsen Forderungen an Schönburg über die vertragsmäfsigen Grenzen hinaus auf die *clausula rebus sic stantibus* begründete, und daran ist allerdings auch in vorliegender Abhandlung gedacht worden S. 81, wo es heifst: „*verum illa stipulationis clausula „rebus sic stantibus" tum demum statuenda est, quum ea res prorsus mutatur, quam aut totius pacti natura desiderat, aut in qua totius negotii summa, secundum ipsam personarum contrahentium conventionem posita est.*"

Wollte

Wollte Sachsen diesen Grund veränderter Anforderungen geltend machen, so würde es sich wahrscheinlich darauf vorzüglich stützen, dafs Sachsen bey Abschliefsung jenes Vertrages gar nicht verpflichtet war, in Friedenszeiten Truppen zu halten, während es jetzt 12000 Mann zu halten hat, bey deren Anzahl die Bevölkerung der Schönburgischen Herrschaften mit in Anschlag gebracht worden ist. Sonst hatte Schönburg selbst ein Reichscontingent zu stellen, und das sächsische Contingent konnte durch die Rücksicht auf die Schönburgischen Herrschaften nie vergröfsert werden, während jetzt (falls das Bundescontingent im Kriege vermehrt werden müfste, und fortwährend dabey die Schönburgischen Herrschaften mit in Anschlag gebracht werden sollten) gar keine bestimmte Grenze der verpflichtungsmäfsigen Mehrung des Königlich Sächsischen Militäretats abzusehen ist. Hierauf läfst sich entgegnen, dafs *für's Erste* es sich zwischen Sachsen und Schönburg nur um eine Anordnung der Leistungen im Friedenszustande, nicht um die der Leistungen in der Noth handelt; sodann aber mufs der ganze angeführte Grund als hier nicht wirksam von der Hand gewiesen werden, da sich gar nicht behaupten läfst, dafs sich Alles, was die fraglichen Verhältnisse bedingt, seit 1740 wesentlich geändert habe. Dem deutschen Reiche war Sachsen damals zwar nicht zu Stellung eines Contingentes in Friedenszeiten verpflichtet, aber *sich selbst* war es durch seine damalige Stellung und Lage zu gröfserer (und ebenso unbestimmter Vergröfserung unterliegender) Rüstung verbunden als jetzt, und zu einer gewissen Rüstung allerdings auch *indirect* als Reichsstand, da es in seinen Territorien Ruhe und Ordnung, den Reichsfrieden, zu erhalten hatte. Dafs dieis so war, dafs eine solche aus der Natur der Sache fliefsende Verbindlichkeit dieser Art statt fand, beweist nichts besser als das, was als das Factische aus jener Zeit bekannt ist; denn der Militärstand Sachsens war zu den Zeiten des Reiches verhältnifsmäfsig gröfser als jetzt. Im J. 1746 bezogen sich die landständischen Bewilligungen in dem damaligen Churstaat Sachsen auf eine Armee von 40,000 Mann, und der Churstaat hatte mit Einschlufs der Schönburgischen Herrschaften 2,000,000 Einwohner, so dafs auf 100 Einwohner 2 Soldaten kommen. Im J. 1768 bestand die sächsische Armee aus 20,000 M., also kam damals auf 100 Einwohner 1 Soldat; man vermehrte diese Armee bis 1803 auf 31,000 M. Konnte von 1740 bis 1806 bey oft so viel höherem Militärstand als er jetzt ist, Sachsen (ohne Anforderungen über den Vertrag hinaus an Schönburg zu machen) bestehen, so ist durchaus nicht abzusehen, warum sich jetzt irgend etwas Wesentliches geändert haben soll. Oder soll etwa der damalige Militärstand Sachsens dessen ungeachtet für nicht *nothwendig* erklärt werden? So etwas wäre undenkbar. Konnte 1740 unter diesen Umständen ein Vertrag auf eine in Verhältnifs zu der Schönburgischen Unterthanenzahl geringe Militärleistung eingegangen werden, so mufs dieser Vertrag, da sich inzwischen für Sachsen in der Militärstellung sichtbarlich nichts zum Schlimmeren geändert hat, auch heute noch gehalten — und darf auf keinen Fall einseitig überschritten werden.

Wenn wir den Inhalt dieser kurzen Gelegenheitsschrift, mit unseren Bemerkungen vermischt, weitläuftiger angegeben haben, als der Umfang der Schrift selbst zu rechtfertigen scheint, so möge uns *einmal* das publicistische Interesse der Sache selbst, und die Klarheit und Gelehrsamkeit, mit welcher der Vf. seine Ansicht zu Gunsten Schönburgs vorgetragen hat, zur Entschuldigung dienen. Die Schrift ist wichtiger als weitläuftig. *Sodann* aber möge man uns selbst dabey eine völlig interesselose Theilnahme verzeihen, die ganz einfach aus der Ueberzeugung hervorgeht, dafs die mannichfaltige, allseitige, freye Bildung des deutschen Volkes und seines Geistes nur hervorgegangen ist aus der Getrenntheit des Landes in viele Herrschaften, so dafs leicht jede Individualität seit langer Zeit den ihr passlichen Ort ausfinden, und den ihr nöthigen Schutz erlangen konnte. Alle jene der neueren Zeit aufbehalten gewesenen, verallgemeinernden, die Individualität der Verhältnisse aufhebenden Mafsregeln erfüllen mit einer schmerzlichen Theilnahme, die wenigstens das gerettet wünscht, was von dem reichen Kranze deutscher politischer Bildung aus den besseren Zeiten des alten Reiches noch übrig ist. †††

BAUKUNST.

Cassel, b. Bohné: *Praktische Anleitung zum Strafsenbau, nebst Unterricht in den dazu nöthigen Vorkenntnissen;* mit einem Vorwort des Hn. Dr. *Fick*, Oberbaurath in kurhessischen Diensten, von *F. W. Selig*, Premier-Lieutenant in der kurhessischen Artillerie. Mit 10 lithograph. Tafeln. 1829. XVI u. 235 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der Abschnitt I dieses Werkes (S. 1—75) handelt vom Messen und Nivelliren; Abschnitt II (S. 76—86) von der Gebirgskunde; Abschnitt III (S. 87—122) vom Brückenbau; Abschnitt IV (S. 123—176) vom Strafsenbau (macht 50 S.); Abschnitt V (S. 174—235) von der Baumzucht (macht 62 S.).

Hier einige Stellen aus der Schrift: S. 4. §. 10. „*Vertikal* ist der Gegenstand, der verlängert durch die Mitte der Erde geht." (?!) — S. 5. §. 10. „Auf diesen Satz nun gründet sich die Einrichtung eines Instruments, die *Wasserwage*, *Niveau*, auch *Libelle* genannt, wovon man verschiedene Arten hat, die gewöhnlichste ist die *Satzwage;* sie ist bekannt genug, kann aber zur Horizontalstellung des Mefstisches nicht gebraucht werden." (?) — S. 9. §. 14. „Mehr hiervon zu sagen halte ich für unnöthig, um so mehr, da die Magnetnadel, wie schon gesagt, selten gebraucht wird." (?)

Rec. kann nicht behaupten, dafs das Studium dieses Buchs nachtheilig seyn werde; noch weniger aber kann er dasselbe anempfehlen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1830.

MEDICIN.

NEAPEL, in d. Druckerey d. typogr. Gesellschaft: *Osservazioni sulla Topografia-medica del Regno di Napoli* (*Dominj al di qua del Faro*) del Dottor *Salvatore de Renzi*, Istruttore de' Clinichi, e Medico del real Ospizio de' SS. Giuseppe e Lucia. Parte *prima* Topografia-medica del Regno in generale. 1828. XII u. 192 S. 8. (1 Gulden 30 Kr.)

Erst in den letzten Jahren haben wir in Deutschland durch mehrere einzelne Abhandlungen eine genauere Kenntnifs von der Medicinalverfassung, von den Aerzten und Naturforschern Neapels erhalten. Aber für die medicinische Topographie dieses so interessanten Landes blieb so Manches zu leisten übrig, um so mehr als neuere Reisende wenig oder gar nichts davon sprachen, oder, wenn sie es thaten, fast nur Unrichtigkeiten in Umlauf brachten. Mit um desto gröfserem Verlangen nahm daher Rec. vorliegendes Werk zur Hand, welches, wenn auch im Ganzen nicht gelungen, doch das redliche Streben des Vfs. zur Genüge bewährt.

In der *Vorrede* sagt der Vf. ganz richtig, dafs die Heilkunde nicht sichere Fortschritte ohne genauere Erforschung der medicinischen Geographie machen wird. Erst in den letzten funfzig Jahren haben die Aerzte und Regierungen ihr vorzügliches Augenmerk hierauf gerichtet. Sehr wenige hierher gehörige Elemente hinsichtlich des Königreichs Neapel findet man bey wenigen Schriftstellern zerstreut; aber niemand hat dort diesen Gegenstand *ex professo* abgehandelt. Diese Aeufserung des Hn. *de Renzi* befremdet den Rec.; abgesehen davon, dafs von Zeit *Fasolini's* an mehrere neapolitanische Schriftsteller einzelne darauf Bezug habende Gegenstände untersucht und beschrieben haben, z. B. der verstorbene *Andria*, so scheinen dem Vf. die Schriften *Baldinis* ganz unbekannt geblieben zu seyn. Auch führt er keinen einzigen Vf. namentlich an. Er selbst aber hat im Jahre 1826 ein Werk: *Miasmi paludosi* betitelt, herausgegeben, welches er jedoch jetzt mit seltener Bescheidenheit verwirft, weil es zu viele Erörterungen pathologischer Systeme enthält. Dermalen will er hingegen die verschiedenen Klimate der Erde untersuchen und die Anwendung davon auf das Königreich Neapel machen. Hierin liegt aber der ganze Fehler des vorliegenden Werkes, denn diese Auseinandersetzung ist so weitläufig ausgefallen, dafs dasjenige, was wir vom Königreich Neapel zu wissen bekommen, bey weitem den kleinsten Theil ausmacht. Indessen mufs zur Entschuldigung des Vfs. bemerkt werden, dafs er vorzugsweise für seine Landsleute schrieb, und dafs für diese eine weitere Auseinandersetzung nothwendig war.

Erstes Kapitel. *Geographisches Klima des Reichs.* Das Königreich Neapel ist von drey Seiten vom Meere umgeben, nur gegen Nord und Nordost ist es mit den päpstlichen Staaten verbunden. Der kleinste Abstand desselben vom Aequator ist Gr. 37,56′ und der gröfste Gr. 42,54′; es sind also 5 Grad zwischen dem nördlichsten und südlichsten Punkte des Reichs: jener ist an der Mündung des Flusses *Tronto*, dieser am Vorgebirge *Spartivento*. Wenn der Vf. meint, dafs diese geographische Lage des Reichs den Mittelpunkt der temperirten Zone bildet, so ist dies nicht ganz richtig; wohl aber, dafs von dieser Lage die gesunde Luft und der fruchtbare Boden abhängen. Die Kälte ist im K. N. nie aufserordentlich stark; nur zwey Punkte des Reichs kennt der Vf., welche mit beständigem Schnee bedeckt sind. Auch, meint er, wäre die Hitze selten unerträglich, welcher Meinung Rec. nicht beystimmen kann.

Erster Artikel. *Physische Ursachen der Kälte und Hitze.* Nach des Vfs. Behauptungen wäre die mittlere Wärme dort in den Monaten März und September, die gröfste Wärme am Ende Junius und die gröfste Kälte Ende Decembers; aber dem ist nicht so, sondern die heifseste Zeit fällt bestimmt in die Monate Julius und August, die kälteste in den Januar und Februar. Rec. fand sogar, dafs noch im nördlichen Sicilien der Februar oft der kälteste Monat war.

Zweyter Artikel. *Wirkungen der Wärme* u. s. w. Da das Königreich Neapel gleichsam in der Mitte zwischen dem Aequator und Pole liegt, so mufs die Dichtigkeit der Luft die mittlere seyn, geeignet eine Lebhaftigkeit in allen physischen Verrichtungen des Körpers, so wie eine merkbare Leichtigkeit im Athemholen zu bewirken. „Deswegen, schliefst der Vf., befinden sich die Bewohner des Nordens, die in ihren Ländern so oft von Brustkrankheiten angegriffen werden, so aufserordentlich erleichtert, wenn sie sich zu uns begeben, um sich von ihren Uebeln befreyen zu lassen." Dieser wichtige Satz enthält eben so viel Falsches als Wahres und verdient eine umständliche Erörterung, welche zu liefern indessen hier nicht der Ort ist. Uebrigens, meint der Vf., hat das Königreich Neapel weder die heftigen Regen der Aequatorial-Gegenden, noch den beständigen und sparsamen Reif des Nordens.

Dritter Artikel. *Wirkungen der Temperatur auf die Vegetation.* Die Pflanzen des Königreichs N. sind in gewisser Hinsicht Kosmopoliten, sie können fast auf alle Punkte des Erdballs versetzt werden und dort wachsen. Es ist auch bemerkenswerth, dafs nach den verschiedenen Lagen des Reichs dasselbe an der Vegetation der verschiedenen Klimate Theil nimmt.

Vierter Artikel. *Einfluſs des Klimas auf Thier und Mensch.* Die Einwohner des Königreichs N. vertragen gleich gut die Hitze und die Kälte, widerstehn den verschiedenen Veränderungen, und genieſsen in vollkommener Fülle ihr Daseyn. Letzteres ist richtig, ersteres nur halb wahr; treffend aber Folgendes. Die Intensität des Lebens selbst, die Verschiedenheit der Lebens-Perioden, des Schlafes und des Wachens, der Thätigkeit und der Ruhe, die Lebendigkeit der Leidenschaften und das sanguinische Temperament, was sie gewöhnlich haben, verzehren schnell ihr Daseyn.

Zweytes Kapitel. *Die Lage des Reichs rücksichtlich der Winde.* Es sind keine allgemeine Winde hier, sondern nur in gewissen Gegenden einige periodisch, die jedoch nicht groſse Dauer haben. Daraus erfolgt eine Schnelligkeit der atmosphärischen Veränderungen.

Drittes Kapitel. *Beschaffenheit der Erdstriche des Königreichs Neapel.* Nicht von der Natur der Erdstriche nach geologischer Eintheilung ist hier die Rede. *Erhabene Gegenden.* Die Appenninen durchlaufen in verschiedenen Richtungen das Königreich. Die Bewohner dieser bergigen Gegenden haben kältere Winter und weniger heiſse Sommer. Die hier herrschenden Krankheiten sind die, welche von raschen und bedeutenden atmosphärischen Veränderungen in Begleitung der sanguinischen Constitution herzuleiten sind. *Die unfruchtbaren und nackenden Erdstriche.* Fast die ganze *Capitanata* hat einen kreideartigen Boden; einige Gegenden am adriatischen und tyrrhenischen Meere sind von einer Art Sand gebildet, die die Wirkung der Temperatur erhöht. Die Bewohner dieser Gegenden sind klein und von nervöser Constitution. *Flache mit Wälder und Flüssen versehene Erdstriche.* In vielen flachen Gegenden des Reichs: in *Campanien*, in *Principato Citra*, in *Basilicata*, in den *Abbruzzen*, in *Calabrien*, wo Flüsse, Ströme und Quellen das Land durchschneiden, findet man gewöhnlich eine reiche Vegetation, hohe Bäume, viel Gras und Kräuter; die Gegenden sind feucht, wenig vom Winde durchstrichen, die Luft oft schwer und drückend. Die Bewohner sind ziemlich grofs, haben eine blasse und zarte Gesichtsfarbe, sind aber physisch und moralisch etwas schwach, vom phlegmatischen Charakter, zu Anhäufungen der Säfte und wässerigen Ausflüssen geneigt. *Vom Meere bespülte Erdstriche.* Deren giebt es sehr viele im K. N.; die Luft ist hier frey und vom Winde bewegt; weder die Kälte noch die Hitze ist jemals dort sehr grofs; wo keine stehende Wässer sind ist auch die Luft rein. Die Einwohner sind thätig, aufgeräumt und unternehmend. Der Vf. räumt übrigens der Nähe des Meeres wenig Einfluſs auf den Krankheitscharakter ein, worin er offenbar Unrecht hat. Hautkrankheiten finden sich hier durch allzugroſsen Genuſs der Fische häufig.

Viertes Kapitel. *Flüsse, Seen und Sümpfe im Königreiche Neapel.* Das Reich hat viele, aber kleine Flüsse; groſse Seen giebt es nicht, aber wohl viele Sümpfe, Ströme und Bäche. Die gröfsten Sümpfe finden sich in *Campanien*, in der Nähe vom *Garigliano* und *Volturno*, im sogenannten *Vallo di Diano*, bey *Tarsia* und *Cosenza*, in der groſsen Fläche von *Daunien* u. s. w.

Erster Artikel. *Die Feuchtigkeit.* Doppelt ist die Ursache der stehenden Wässer: einmal der Mangel an Bäumen auf den Anhöhen; dann aber auch die niedrige Lage gewisser Gegenden in Hinsicht der Meeres-Fläche. Durch die erste sind alle Sümpfe im K. N. gebildet; denn gewifs waren sie in verflossenen Zeiten nicht vorhanden. Eine bemerkenswerthe Behauptung, für welche uns der Vf. leider den Beweis schuldig bleibt. In den folgenden Paragraphen handelt er vom Einfluſs der Feuchtigkeit auf die Vegetation, auf Thiere und Menschen, von den dadurch entstandenen Krankheiten, von den Uebergängen der sumpfigen Miasmen aus den kalten in die warmen Klimate; wir können ihn aber nicht folgen, da er von den verschiedensten Gegenden redet, er verliert sich in Berichten über Amerika, Aegypten u. s. w., und vom Königreich Neapel ist nur in wenigen einzelnen Sätzen die Rede. „Der Einfluſs der bösen Luft (Mal'aria) scheint sich im Ganzen zu vermindern, und nur am Ende des Sommers zeigen sich ihre furchtbaren Wirkungen." (Dieser Schluſs wäre wichtig, ist aber leider nicht wahr; Rec. hat mehrere Kranke behandelt, die im Monat Januar tödtlich durch solche Schädlichkeiten danieder lagen.) „Wie im Römischen sind die Bewohner solcher Gegenden im K. N. blafs, aufgedunsen, leiden an Obstructionen, scrofulösen Geschwüren, vorzüglich aber an kalten Fiebern und an Ruhren." „Je mehr man sich dem Aequator nähert, desto heftiger werden die Miasmen." Selbst nicht weit von der Hauptstadt Neapel giebt es Sümpfe; dort findet man auch oft Kröpfe, z. B. bey *Capodichino*, *Pomigliano d'Arco*, *Ponticelli*, *Casalnuovo* und *Barra*. An andern Orten, ganz in der Nähe, z. B. in *Somma*, *S. Anastasia* sind die Bewohner davon befreyt.

Zweyter Artikel. *Sumpfige Miasmen.* Hier spricht der Vf. zuerst von den Gegenden, wo die vorhandenen Seen und Wässer zur Anwässerung des Hanfs und des Flachses verwendet werden. Es ist fast unbegreiflich wie *M. Zacchiroli* solche Wässer nicht allein als nicht schädlich, sondern selbst als nützlich hat betrachten können. Der Vf. hegt mit Recht die entgegengesetzte Meinung. Es kommt jedoch hierbey darauf an, wie die Wässer beschaffen sind, worin der Hanf und Flachs getaucht werden:

ist

ist das Wasser fliefsend oder stark vom Winde bewegt, so ist die Eintauchung unschädlich, ist es hingegen stehend, so wird diese eine Quelle von vielen Krankheiten.

Die Reisfelder. Die schädlichen Wirkungen davon werden anerkannt und solche hat man z. B. bey *Salerno* deutlich wahrnehmen können. Wenn der Vf. ältere Schriftsteller als *Tissot*, *Rossier* und *Marchetti* bey dieser Gelegenheit anführt, so läfst sich dagegen nichts einwenden; aber wundern mufs man sich, dafs er die neueren und vorzüglich den trefflichen Bericht von *D. Morichini* und *G. Folchi* (*Relazione fisica sopra le Risaje della Marca*) über diesen Gegenstand nicht kennt. *Ueber die Natur der sumpfigen Miasmen.* Der Vf. meint, diese Miasmen entständen nicht aus einem eigenen Princip, sondern wären eine schwere Vereinigung von fixen Bestandtheilen, die aus der Fäulnifs herrühren. Je gröfser dabey die Hitze ist, desto schneller verlaufen die entstandenen Krankheiten, welche oft tödtlich und von allgemeinen Störungen des Nervensystems begleitet sind. *Schädliche Wirkungen der sumpfigen Ausdünstungen.* Der Vf. meinte zuerst diese beständen in einer Reizung des Magens, der Eingeweide und der Leber; nach seiner jetzigen Ansicht greifen sie directe das Leben an, indem sie die Nervenkraft unterdrücken. *Vorbeugende und therapeutische Mittel gegen die sogenannte böse Luft.* Diätetisches Verhalten, saure Räucherungen und Dr. *Thonnevel's* Mittel aus Wasserknoblauch, Seife und Asche des Weinstocks in einer Abkochung. Aufserdem wird noch eine Tinctur von Ammoniac-Gümmi, Theer, Campher und Weingeist anempfohlen. Rec. wundert sich, dafs der Vf. das Pulver, *Rocca secca* genannt, nicht kennt. Ueber die *wahrscheinliche Entstehung der Contagien* spricht der Vf. weitläufig, indem er die Meinungen mehrerer Schriftsteller anführt. Die Untersuchung führt jedoch zu keinem Resultat für das zu beschreibende Land, welches kaum hierbey erwähnt wird. Die Meinung des Vfs. geht übrigens dahin, dafs sie von Sumpfmiasmen und der Hitze hervorgebracht werden. Zwar hat der Vf. weder die Pest, noch das gelbe Fieber selbst beobachtet, er nimmt aber die gröfste Analogie zwischen diesen Krankheiten und den bösartigen intermittirenden Fiebern, welche oft im K. N. herrschen, an. Wenn der Vf. kurz darauf behauptet, dafs alle Epidemieen im K. N., welche von Sümpfen herzuleiten sind, stets die nämliche Symptome dargeboten haben, so steht dieses in dem geradesten Widerspruche mit dem, was er oben behauptete und Rec. widerlegte, er hat hier aber vollkommen Recht und die Stelle, die er aus *J. de Vito* anführt, ist überzeugend.

Fünftes Kapitel. *Einfluss der verschiedenen Höhe über der Meeresfläche auf Boden, Thiere, Atmosphäre und Menschen.* Bekanntes.

Sechstes Kapitel. *Physische Umstände, welche im K. N. die Jahreszeiten und ihren Einfluss auf die Einwohner auszeichnen.* In den Gegenden am Meere und in den inneren Ebenen des Reichs kann man vier Monate Frühling, zwey Monate Sommer, drey Monate Herbst und etwas weniger, jedoch eben so viele Monate Winter rechnen. In den Gebirgsgegenden kann das Jahr in eine temperirte und in eine kalte Zeit getheilt werden. Diese Eintheilung, welche der Eigenliebe der Neapolitaner rücksichtlich ihres schönen Klimas so sehr schmeichelt, kann Rec. durchaus nicht als in der Natur begründet anerkennen; ja der Vf. fällt durch diese Eintheilung in Widerspruch mit sich selbst. Um vier Monate Frühling annehmen zu können, sieht er sich zu der Behauptung genöthiget, dafs der Herbst gewöhnlich weit wärmer ist als der Frühling. Wahrlich ein schöner Frühling! Und in einem so milden Klima! Diefs rührt aber daher, weil er das Frühjahr mit dem Monat Februar anfangen und im Junius endigen läfst. Aber wie kann man eine solche Behauptung machen, wenn es erwiesen ist, wie Rec. oben aus Erfahrung anführte, dafs die Kälte sehr oft gerade im Monate Februar am heftigsten ist. Rec. hat sich um so länger bey Widerlegung dieser Meinungen aufhalten müssen, als gerade die Phantasie der Nordländer sich das Klima Italiens als das vollkommenste zu denken gewohnt ist. Solche falsche Ansichten sind schuld, dafs nordische Aerzte glauben, ihre Kranken schon im Februar nach Neapel dem Frühling entgegen zu schicken; ja! Rec. hat von sehr bedeutenden Aerzten Kranke dorthin gesendet gesehen in der Meinung, dafs man um diese Zeit die dortigen Bäder und Heilquellen brauchen könne, welches unmöglich ist.

Richtig bemerkt der Vf., dafs im *Winter* im K. N. der Tramontan- und vorzüglich der Maestral-Wind herrscht, (Nord- und Nordwest-Wind); wenn sie wehen sinkt das Thermometer einigemal bedeutend. Heftige Catarrhe, Rheumatismen, verschiedene Entzündungen, vorzüglich der Brustorgane, sind die Folgen davon. Der *Frühling* im K. N. ist im Allgemeinen die gesundeste Jahreszeit; wenn aber Kälte und Wärme mit Regen und heftigen Winden abwechseln, erfolgen viele Krankheiten. Der *Sommer* sollte nach dem Vf. nur zwey Monate dauern, auch soll die Hitze nicht grofs und nicht anhaltend seyn. Aber dem ist wirklich nicht so: mehrere Sommer erlebte Rec. im Königreich N., wo die grofse Hitze fast ohne Abänderung durch vier Monate dauerte. Aber was unter solchen Umständen so segensreich an der Küste des tyrrhenischen Meeres, vorzüglich im Meerbusen von Neapel, Salerno u. s. w. einwirkt, führt der Vf. zu unserem Befremden gar nicht an: es ist nämlich der Wind, der regelmäfsig vom Meere landeinwärts zu einer bestimmten Tagesstunde weht und die Luft, gerade wann sie am stärksten durchglüht ist, abkühlt. Gastrische und entzündliche Krankheiten sind um diese Jahreszeit die herrschenden. Der *Herbst* wird im K. N. vorzüglich

lich durch die Abwechselung zwischen Hitze des Tages und Feuchtigkeit der Nacht gefährlich. Hierzu kömmt noch, dafs viele Landleute wegen der Aernte im Freyen schlafen, zu einer Zeit, wo gerade die häufigsten und stärksten Regen fallen; übermäfsiger Genufs von unreifen Früchten und von schlechtem jungen, oder mit jungem gemischtem älteren Wein: diefs alles bringt viele Fieber, Durchfälle, Ruhren, Unterleibsentzündungen hervor, welche oft bösartig sind. Da der Vf. dieses, obschon in den mildesten Ausdrücken, zugestehen mufs, so geht daraus hervor, dafs er mit sich selbst in Widerspruch fällt, wenn er uns an einem andern Orte glauben machen will, dafs keine oder sehr wenige Krankheiten im K. N. Statt finden, welches ohnehin so viele irrigerweise anzunehmen geneigt sind.

Siebentes Kapitel. *Die Wohnungen.* Treu geschildert, aber hinsichtlich des Königreichs N. leider nicht erschöpfend. Man wird nämlich nicht so leicht glauben, wie viele der Gesundheit nachtheilige Verhältnisse aus dem schlechten Bau der Wohnungen dort entstehen, und doch ist solches in weit gröfserem Maafse der Fall als der Vf. angiebt. Die Zweckmäfsigkeit der Wohnungen betrachtet der Vf. nach dem Ort, wo sie gebaut sind, nach dem Baumaterial, nach der Bauweise, nach den darin aufbewahrten Substanzen, nach der Lage der Wohnungen, nach der Breite oder Lage der Strafsen worin sie liegen, nach den Winden, denen sie ausgesetzt sind, endlich nach der Weise, wie man in ihnen die Oekonomie des Feuers beachtet. Es giebt ganze Städte, die sehr schlecht liegen, entweder in Sumpfgegenden, wie vorher erwähnt wurde, oder in einem Bergkessel, wie z. B. *Fasano* in der Provinz *Bari*, ganz von den Appenninen umgeben. Die Wohnungen im K. N. sind entweder von Tufstein, oder von Kalkstein, Erde, Holz, Stroh und einige auch von Ziegeln. In *Capitanata* und *Principato Ultra* findet man viele Häuser von Stroh, welche im Winter sehr kalt und im Sommer aufserordentlich heifs sind: sie haben keine Fenster und nur eine kleine Thüre. In den *Abbruzzen* sind die Fenster klein, die Zimmer sehr klein und gewölbt; in den südlicheren Provinzen ist das Entgegengesetzte der Fall. Die Dächer an vielen Häusern sind von Holz, von Ziegelsteinen oder von platten Dachsteinen. Der Vf. hat vergessen die gewöhnlichste Dachbedeckung, welche oft Krankheitsursache wird, anzugeben: die Lastrico's, die flach sind und von Erde und Kalk zusammengepreſst werden; obschon sie dick sind, so spalten sie sich doch nicht selten, so dafs der Regen durchdringt. Diesem sucht man abzuhelfen, indem man solche Risse mit Pech ausfüllt. — In *Neapel* selbst, in der Provinz dieses Namens und in *Terra di Lavoro* findet man häufig Terrassen. Die Häuser, vorzüglich in gröfseren Städten, sind sehr hoch. Viele Häuser des gemeinen Volkes, ja die meisten im ganzen Königreiche sind auf der blofsen Erde gebaut und folglich sehr feucht. Einige Bauerhäuser sind als in die Erde gegrabene Grotten zu betrachten; in einigen scheint nach einem Regen das Wasser gleichsam hervorzuquellen. Viele Landleute haben Misthaufen und Dünger in ihren Wohnungen oder dicht dabey. Viele leben Tag und Nacht mit ihren Hausthieren in einem Zimmer. Die Schundgruben haben oft keinen Abfluſs. — Selten sind die Städte im Königreich N., welche geräumige und dem Winde ausgesetzte Strafsen haben. Der gröfste Theil derselben ist entweder all zu eng, oder wohl auch zuweilen zu breit. Wenn man die Reisebeschreiber über die Hauptstadt Neapel liest, so wird man es paradox finden, wenn Rec. behauptet, dafs der gröfste Theil der dortigen Strafsen eng, gewunden, und viele noch nicht gepflastert sind. — Die Schädlichkeit der im K. N. so gebräuchlichen Kohlenpfannen ist bekannt und braucht keine weitere Erörterung; eben so wenig die der Kamine. Viele werden sich wundern zu hören, dafs es in einem so reichen Lande mehrere Gegenden giebt, vorzüglich in *Pulien*, wo man einen grofsen Mangel an Brennholz leidet; der gemeine Mann brennt hier den Mist des Rindviehs.

Achtes Kapitel. *Oeffentliche und private Gebäude, Manufakturen und andere Umstände, welche Einfluſs auf die Gesundheit des Volkes haben.* Nur drey Seiten, aber treue Schilderung von den Schädlichkeiten der Begräbnisse und Kirchhöfe nach neapolitanischer Sitte; von den Ställen, Schlächtereyen, Gerbereyen u. s. w. Der Schluſs macht dem Vf. Ehre, wenn er sagt: „Was wollen wir aber von den Hospitälern und Gefängnissen sagen? Unglücklicherweise müssen wir gestehen, dafs sie bey uns sehr vernachlässiget sind. Hinsichtlich der Gefängnisse aber, einige wenige neu aufgebaute ausgenommen, sind die Gefangenen dort zwischen Unrath und Insekten zusammengehäuft; und gewöhnlich nach einiger Zeit bekommen sie eine Art Cachexie, die sie langsam ins Grab bringt, wenn sonst keine Faulfieber kommen ihr trauriges Daseyn abzukürzen.“ Hier spricht ein angestellter Neapolitaner, dessen Werk der Censur unterworfen war; was er behauptet ist also Wahrheit.

(*Der Beschluſs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1830.

MEDICIN.

NEAPEL, in d. Druckerey d. typogr. Gesellschaft: *Osservazioni sulla Topografia - medica del Regno di Napoli* (*Dominj al di qua del Faro*) del Dottor *Salvatore de' Renzi* etc.

(Beschluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Neuntes Kapitel. *Speise und Getränke.* Die Eſs- und Trink-Waaren des Königreichs Neapel preist der Vf. zu sehr und zu allgemein. Er betrachtet die Eſswaaren unter mehreren Abtheilungen: als faserstoffhaltige animalische Speisen, als vegetabilische, die viel *Farina alibilis* enthalten, als gelatinöse, albuminöse, mucilaginöse, seröse und käsartige, fette, ölartige und butterartige, zuckerartige, saure, bittere, herbe und scharfe Speisen. Dann spricht er, jedoch ganz kurz, von den Weinen; endlich vom Wasser: vom Regenwasser, Quellenwasser, Fluſswasser und vom Genuſs des Wassers aus Seen und Sümpfen.

Dieſs mit Fleiſs ausgearbeitete Kapitel enthält ein Paar Unrichtigkeiten, auf die Rec. den Vf. aufmerksam machen muſs. So sagt er S. 167 oben, daſs das Rindfleisch das nahrhafteste Fleisch sey; weiter unten aber auf der nämlichen Seite sagt er vom Schaffleische dasselbe; also ein Widerspruch; die Wahrheit ist ohnehin bekannt. Wenn der Vf. zugleich behauptet, das Rindfleisch wäre die passendste Nahrung für jenes Klima, so spricht die tägliche Erfahrung und die allgemeine Aussage gegen ihn. — Das türkische Mehl ist, wie der Vf. sagt, sehr nahrhaft, aber auch sehr blähend, schwer verdaulich und erhitzend; in gröſserer Menge genossen, bringt es schwere Krankheiten hervor, wie man dieses in andern Gegenden Italiens wahrnimmt. — Daſs der Wein im K. N. in Ueberfluſs vorhanden ist, wird Keiner leugnen; aber beypflichten kann man dem Vf. nicht, wenn er behauptet, daſs solcher überhaupt von guter Beschaffenheit sey. Nicht als ob er nicht gut, und an mehreren Orten selbst vortrefflich seyn könnte; aber so lange man keine Wahl unter den Trauben trifft, sie gehörig absondert, so lange man im K. N., um nicht bestohlen zu werden, sich genöthigt sieht die Trauben unreif zu lesen; so lange man nicht eine fest bestimmte Zeit und eine passende Verfahrungsart für die Weingährung anwendet, so lange ist Rec. überzeugt, wird man keine guten und edlen Weine dort antreffen, während man die vortrefflichsten dort haben könnte und sollte. Den unendlichen Betrug und die Verfälschung der Weine, besonders in *Neapel* selbst, will Rec. nicht einmal berühren; aber bemerkenswerth scheint es ihm, daſs es doch an einzelnen Orten im K. N. Trauben giebt, die keinen eigentlich trinkbaren Wein liefern, z. B. der *Sprigno* von *Aversa*, welcher förmlich mit jenem deutschen Wein verglichen werden kann, den *Claudius* seiner Schlechtigkeit wegen verewigt hat. — Das Regenwasser wird im K. N. häufig zum Trinken gebraucht und in Cisternen aufbewahrt; leider sind diese oft unzweckmäſsig gebaut. In *Terra di Lavoro*, in *Pulien* u. s. w. enthält das Quellwasser eine solche Menge salzsaures Natron, daſs es dem Geschmacke sehr unangenehm wird. Dieses ist mit einigen Quellen in Neapel selbst der Fall. In einigen Gegenden des Reichs hat man nur Trinkwasser aus kleinen Seen und Sümpfen: es ist mit fauligten Substanzen angefüllt, undurchsichtig, grünlich und stinkend. Noch schrecklicher ist das Loos von mehreren andern Gegenden, wo ein totaler Wassermangel Statt findet. Die Ruinen prächtiger Wasserleitungen scheinen die jetzige Generation strafend anzublicken.

Zehntes Kapitel. *Auswanderungen und andere Gewohnheiten.* Treu geschildert. Jedoch erwähnt der Vf. nur drey Auswanderungen: 1) Die Abbruzzesen wandern jährlich, um Arbeit zu suchen, in die *päpstlichen Staaten* ein, wo die Grenzgegenden leider alle fast Sümpfe sind. 2) Jährlich wandern im Monat October etwa vierzigtausend Abbruzzesen als Hirten in den niedriger liegenden *Pulien* herab; sie verweilen dort den Winter über bis im Monat May. 3) Um in *Dannien* zu ärnten, begeben sich jährlich im Monat May dreyſsigtausend Bauern von *Basilicata, Principato Ultra, Barete,* zum Theil auch von *Molise* und *Principato Citra* dahin. Diese Auswanderungen veranlassen verschiedene Krankheiten. Eine, und in gewisser Hinsicht die merkwürdigste, jährliche Auswanderung im K. N. hat der Vf. gar nicht erwähnt: die der *Calabresen,* welche im Monat October Calabrien verlassen, sich über das ganze Reich und durch die Abbruzzen in den päpstlichen Staaten, selbst bis nach *Rom* verbreiten, um als *Zampognardi* vor den Madonnenbildern zu Weihnachten und lange vorher zu spielen; sie kehren im Monat Jänner in ihre Heimath zurück.

Eilftes Kapitel. *Medicinalpflanzen im Königreiche Neapel.* In alphabetischer Ordnung nennt der Vf. mehrere Pflanzen, die sich im K. N. vorfinden, jedoch nur mit dem italienischen, selbst oft nur mit dem neapolitanischen Namen und giebt in Parenthese die Wirkung derselben an, z. B. *Uva Ursina*

(adstringirend, harntreibend). Dieſs Kapitel ist unvollständig und kann nur etwa dem Neapolitaner brauchbar seyn, da der technische Name der Pflanzen nicht beygefügt ist.

Wenn der Vf., wie wir hoffen, uns bald mit der Fortsetzung dieses Werkes beschenkt, so möge er jedoch seine älteren Vorgänger, einen *Jasolini, Germano, Cimaglia, Mosca, Baldini, Majo, Notarjanni, Andria* u. s. w. benutzen, welches er bis jetzt unterlassen hat. Möge auch die königliche neapolitanische, reich dotirte Akademie der Wissenschaften, welche so wenig leistet und so viel leisten könnte, den redlich strebenden Vf. des vorliegenden Werkes wenigstens so weit unterstützen, dafs die Fortsetzung desselben mit besserem Papier und mit besserem Druck ausgestattet würde!

A. v. Schönberg.

JURISPRUDENZ.

Ilmenau, b. Voigt: *Vollständige Nachweisung der Widersprüche, in welchen die kursächsischen Proceſsordnungen von* 1622 *und* 1724, *mithin aber auch der gemeine deutsche Proceſs mit ihrem Grundprincip, der Verhandlungsmaxime stehen.* Nebst neuen Gesetzesvorschlägen. Eine als Beantwortung der Aufgabe im Intelligenzblatt Nr. 117 der Leipz. Lit. Zeit. 1822 gekrönte Preisschrift von *Friedr. Aug. Benedict*, Königl. Preufs. Gerichtsamtmann und Elbzollrichter zu Wittenberg. 1829. VIII u. 288 S. 8. (1 Rthlr.)

Die kursächsische Proceſsordnung vom Jahre 1622, so wie die erläuterte Proceſsordnung vom Jahre 1724, geben noch immer die Richtschnur für das processualische Verfahren in Sachsen ab, und wenn gleich im Jahre 1803 ein Entwurf zu einer neuen Gerichtsordnung für die kursächsischen Lande erschienen ist, so scheint derselbe dennoch völlig bey Seite gelegt zu seyn, indem nur in der neuesten Zeit, nämlich durch das königl. sächsische Mandat vom 17. März 1822, jene alten Proceſsordnungen dadurch eine Abänderung erlitten haben, dafs die Mittelappellationsinstanzen sowohl, als das Rechtsmittel der Läuterung in den untern Instanzen aufgehoben worden sind. In der Leipziger Literatur-Zeitung 1822. Nr. 117 des Intelligenzblatts erschien nunmehr eine Aufforderung, nach welcher ein Privatmann davon unterrichtet zu seyn wünschte: ob noch aufserdem in jenen ältern Proceſsordnungen Lücken zu ergänzen, oder Abänderungen und Verbesserungen vorzuschlagen seyn möchten, welche eine gründliche Bearbeitung und Beurtheilung der Rechtsstreitigkeiten mehr beschleunigen könnten, auch, ob nicht jedem Kläger zur Pflicht zu machen seyn dürfte, alle Beweismittel, welche derselbe in Händen habe, der Klage gleich beyzufügen? Und wurde nicht allein die Beantwortung dieser Fragen von einem praktischen Juristen verlangt, sondern auch auf die beste Beantwortung derselben eine Prämie von 100 Rthlr. gesetzt. Die vorliegende Schrift hat nun diesen Preis erhalten, und wenn schon dieses ein günstiges Vorurtheil für dieselbe einflöfst, so läfst es sich auch auf der andern Seite nicht verkennen, dafs sie in Bezug auf ihren nächsten Zweck, nämlich die Lücken und Mängel der beiden gedachten sächsischen Proceſsordnungen nachzuweisen, sehr brauchbar und höchst verdienstlich ist. In so fern aber der gemeine Proceſs mit in den Kreis der Prüfung hineingezogen ist, befriedigt die Schrift weniger, da dieses, ohne tiefes Eindringen in denselben, nur sehr summarisch und beyläufig geschah, und viele seiner hier getadelten Bestimmungen ihm nicht eigenthümlich, sondern gerade diejenigen sind, welche sich durch die Doctrin aus dem sächsischen Processe in den gemeinen eingeschlichen haben; wobey es jedoch nicht in Abrede gestellt werden soll, dafs eine Vergleichung und Prüfung der vorliegenden Schrift, auch für alle diejenigen deutschen Staaten von grofser Wichtigkeit ist, deren Proceſsordnungen auf den Grund jener sächsischen, welche in der That vielen Territorialproceſsordnungen zum Muster gedient haben, basirt sind. In das Einzelne aller Rügen und Verbesserungsvorschläge des Vfs hineinzugehen, würde hier am unrechten Orte seyn; im Ganzen darf dem Vf. das Zeugnifs nicht versagt werden, dafs die meisten seiner Vorschläge aus einer gesunden Proceſspolitik, und aus einem richtigen Verständnisse der reinen Grundlehren des gemeinen Processes geschöpft worden sind, und daher Billigung verdienen. So verdient unstreitig dasjenige, was er über einfachere und dennoch angemessenere Bestimmungen über Gerichtsstand, Anstellung der Klage, Beschränkung der Einreden u. s. w., über die Abschaffung der Beweisartikel und Fragestücke, so wie mancher bloſsen Formalität, über die zweckmäfsige Einrichtung der Interlocute und Definitiventscheidungen, endlich über Vereinfachung der Rechtsmittel und einzelne Gegenstände der summarischen Proceſsarten gesagt hat, eine vollkommene Beachtung; bedenklicher möchte es dagegen seyn, dem Kläger es unbedingt vorzuschreiben, schon mit der Klage die Production seiner Beweismittel zu verbinden, u. s. w. da ein solcher Zwang weder mit der von den Proceſslehrern ungebührlich erweiterten Eventualmaxime des gemeinen Processes gerechtfertigt werden kann, noch auch in allen Fällen gerecht und zweckmäfsig seyn dürfte. Auch die unbedingte Verwerfung der Principalintervention läfst sich nicht rechtfertigen, und eben so wenig verkennen, dafs in Bezug auf den Beweis durch Sachverständige der Unterschied, wo dieselben als Gehülfen vom Richter von Amtswegen herbeyzuziehen sind, und, wo sie als Beweismittel von den Parteyen vorgeschlagen werden, nicht gehörig beachtet worden ist; was denn natürlich auf die Verbesserungsvorschläge des Vfs nicht ohne Einfluſs geblieben ist. Ueberhaupt hat Rec. die Benutzung der Lehrbücher eines *Martin* und *Linde*, anderer neuerer processualischer Werke zu geschweigen, so wie der Abhandlungen

Mit-

Mittermaier's u. a. in dem Archive für civilistische Praxis vermifst; eine Benutzung, die um so nothwendiger und ersprieſslicher gewesen seyn würde, als der Vf. den Kreis seiner Untersuchungen auch auf den gemeinen Proceſs auszudehnen beabsichtigt hatte. Durch diese Bemerkungen soll jedoch dem Buche, in Bezug auf seinen nächsten Zweck, an seinem Verdienste nichts entzogen werden; ein Verdienst, welcher noch dadurch erhöht wird, daſs der Vf. mit genauer Berücksichtigung jener sächsischen Proceſsgesetze, und sogar mit möglichster Beybehaltung der Worte derselben, seine Verbesserungsvorschläge in die Form eines Gesetzentwurfs eingekleidet hat, wodurch natürlich dessen Benutzung für eine zukünftige Revision jener Proceſsgesetze bedeutend erleichtert werden muſs. — Sehr zweckmäſsig angehängt ist endlich das oben berührte königl. sächsische Mandat, die in verschiedenen Gegenständen der Gerichtsverfassung und des Proceſsverfahrens beschlossenen Abänderungen und Einrichtungen betreffend, vom 18. März 1822.

STRAFRECHT.

Hamburg, b. Nestler: *Fremdes Gesetzbuch? Oeffentlichkeit? Geschwornengericht? Todesstrafe?* Als Gegenschrift der „rhapsodischen Bemerkungen über Criminal-Justiz." 1828. 86 S. 8. (6 gGr.)

Eine zwar kleine, aber darum nicht minder bemerkenswerthe Schrift. Was in den gröſseren deutschen Staaten schon früher behauptet und bestritten worden war, daſs unsere Zeit nicht bloſs durchgreifender Reformen im Rechte, sondern zugleich umfassender Gesetzbücher bedürfe, das war auch für Hamburg von dem Verfasser der rhapsodischen Bemerkungen in Ansehung des Criminalrechts behauptet worden. Er hatte sich aber dabey zu folgender Aeuſserung verleiten lassen: „Wenn sich denn das dringende Bedürfniſs zeigt, genügende Gesetze zu erhalten, so ist es gewiſs gleich viel, woher wir sie nehmen.... Ohne groſses Bedenken könnte vielleicht das österreichische Strafgesetzbuch in Nord-Amerika, und das nordamerikanische in Oesterreich eingeführt werden." — Der Vf. unserer Schrift hat dagegen erinnert: 1) daſs zwar einzelne Verbesserungen des hamburgischen Strafrechts zu wünschen seyen, aber doch gewiſs keine gänzliche Umwandlung durch Einführung irgend eines fremden Gesetzbuches, zumal da eigentlich nur über einige Mängel des Strafprocesses geklagt werde; 2) daſs zwar die bisher übliche Sitte, die Verhöre durch den Criminalactuar allein vornehmen zu lassen, abgeändert werden könne; übrigens aber weder die scheinbar absolute Oeffentlichkeit, noch die Geschwornengerichte für wesentliche Verbesserungen gehalten werden dürften. Man braucht nur zu bedenken, wie viel der auf Oeffentlichkeit basirte französische Criminalproceſs noch ganz heimlich zu thun erlaubt, und wie leichtsinnig die französischen Geschwornen zu entscheiden pflegen, um von der Wahrheit jener Erinnerungen überzeugt zu seyn. Uebrigens ist die Sprache der kleinen Schrift nicht die gewöhnliche Büchersprache; sie versetzt sich mehr in die Vorstellungsweise des ungelehrten Bürgers; und eben das giebt dem Büchlein einen eigenthümlichen Reiz der Neuheit, auch bey einer an sich schon älteren Streitfrage. *Blume.*

GESCHICHTE.

Kopenhagen, b. Hofbuchh. Schubothe: *Der dänische Geheimecabinetsminister Graf Johann Friedrich Struensee und sein Ministerium.* Nebst Darstellung der nächstvorhergehenden und (bald) folgenden Begebenheiten in Dänemark. Von *Jens Kragh Höst*, Dr. d. Rechte. *Zweyter* Theil. 1827. XXVIII u. 476 S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gGr.)

Schon bey der Anzeige des *ersten* Theils dieses für die neuere dänische Geschichte wichtigen Werkes (Erg. Bl. 1827. Nr. 48) ist es nicht unbemerkt geblieben, daſs die deutsche Ausgabe von *Struensee's* Leben, Wirken und Tod keine buchstäbliche Uebersetzung von des verdienten Dr. *Höst's* im J. 1824 erschienenen dänischen Schrift über denselben Gegenstand (s. Erg. Bl. 1824. Nr. 138. 139) sey. Sie enthält weniger, und enthält mehr, als die dänische Ausgabe: jenes, weil der Vf. Manches für deutsche Leser entbehrliche und uninteressante ausgelassen und dadurch die *drey* Theile der Urschrift in *zwey* zusammengedrängt hat; dieses, weil Hr. *H.* bey der Ausarbeitung der deutschen Schrift Mehreres, was ihm zu seinem Zwecke aus guter Quelle erst späterhin zur Kenntniſs gekommen, benutzt hat. In letzter Hinsicht sind es nicht nur die *Denkwürdigkeiten des Hn. v. Falckenskiold* (s. Erg. Bl. 1827. Nr. 48), auf welche der Vf., theils zur Bestätigung, theils zur Berichtigung, ihres den Gr. *Struensee* und sein Ministerium betreffenden Inhaltes, durchgehends Rücksicht genommen, sondern es sind vorzüglich auch die S. 402—431 hinzugefügten Aufklärungen über zehn von *Struensee's* Unglücksgefährten (*Hefelberg, Sturtz, Berger, Gähler, C. A. Struensee* u. a.), sowie die S. 432—460 angehängten näheren Erläuterungen über einige der Bedeutendsten unter *Struensee's* Gegnern (*Ranzau-Ascheberg, Köller-Banner, Eichstädt, Ove-Höngh-Guldberg* u. a.), wodurch diese deutsche Ausgabe, selbst für solche Leser, die das dänische Werk kennen, schätzbar werden muſs. Auſserdem fielen Hn. *H.* nach der Erscheinung des *ersten* Theils noch einige nicht unwichtige Ergänzungen in die Hände, von denen er hier und da Gebrauch machte. Dabey verbirgt er es doch nicht, daſs die Quellen der neuern dänischen Geschichte in Betreff des Struensee'schen Ministeriums nur spärlich und langsam flieſsen: die aber auch wohl schwerlich früher zugänglich werden möchten, als bis noch ein 2tes Halbjahrhundert nach jener Periode verlaufen

seyn

seyn wird. Und doch ist es so wahr und beherzigenswerth, was der Vf. schon vorhin (Th. 1. S. VI ff.) bemerkte: „Es gilt hier nicht privaten Angelegenheiten, oder häuslichen Kleinigkeiten. Die Ereignisse betreffen den Staat, die Menschheit. Sie sind keine Geheimnisse, sondern waren schon seit 50 Jahren im Munde des Volkes. Man hatte von ihnen in mehreren Sprachen die gröbsten Lügen, die beleidigendsten Verläumdungen gelesen, die keiner der betheiligten Personen schonten. Sollte aber nicht jeder, der die vollendeten Seinigen in zärtlichem Andenken hat, den Nachruf derselben lieber in den Händen des *Forschers*, als des *Lästerers*, sehen? Jeder muſs wünschen, daſs Irrthümer zu einer Zeit vorgeführt werden, da sie noch, entweder durch lebende Zeugen, oder durch aufbewahrte Papiere, widerlegt werden können."

Der Vf. schickt diesem *zweyten* Theile S. V—XXII eine beurtheilende Uebersicht alles dessen voraus, was bisher über *Struensee* und die durch ihn herbeygeführte Katastrophe in der neuern dänischen Geschichte von einigem Belange im Drucke erschienen ist. Mit Grund beklagt er sich darüber, daſs von den, den fraglichen Gegenstand betreffenden, königl. Cabinetsbefehlen, trotz dessen, was davon durch *Büsching, Gaspari, Stampe, Nyerup, v. Eggers*, und ihn selbst, an das Licht gekommen ist, viele noch im Dunkeln liegen, wo nicht gar schon zu Grunde gegangen sind, und daſs, als die königl. dänische Kanzley ihm den Gebrauch des Archivs zu seinem Zwecke verstattete, der jetzige Geheimearchivar ihm, auf geschehene Bitte, den Bescheid ertheilte: „er habe keine Zeit, unter dem Wuste der Papiere die Fraglichen aufzusuchen." S. VI. (Der Mühe des Aufsuchens hätte sich noch wohl Hr. *Höst*, wenn man ihm nur unmittelbar den Zutritt vergönnt hätte, selbst unterzogen?) Sehr vollständig findet dagegen Rec. sowohl, was die damaligen Tages-, Wochen- und Monatsschriften über die Sache enthielten, aufgeführt, als was in eigenen, dem Gegenstande gewidmeten, Schriften darüber vorgetragen wird, benutzt. Auch sind des Vfs Urtheile über die meisten dieser Schriften nüchtern, unbefangen und auf Sachkenntniſs gestützt. Besonders dürfen die vielen Zurechtweisungen und Berichtigungen nicht übersehen werden, welche sich der so bezeichnete „hohe Ungenannte," d. h. der Verf. der *authentischen und höchstmerkwürdigen Aufklärungen üb. d. Gesch. des Grafen Struensee und Brandt* u. s. w., Germanien 1788, wegen der Menge von Irrthümern, die seine Schrift, ob sie gleich noch zur Stunde für eine Hauptquelle zur Kenntniſs der Struensee'schen Periode gehalten wird, S. XII—XIX hat gefallen lassen müssen. Zwar läſst es Hr. *H.* unentschieden, wer jener „hohe Ungenannte" ist? aber von der drey vermuthlichen Verff., *Sturz, v. Falkenskjold* und dem Landgr. *Carl v. Hessen*, setzt er es, was wenigstens die beiden ersten betrifft, fast in Gewiſsheit, daſs sie es *nicht* sind. Allen Werth spricht er übrigens der Schrift nicht ab. Gröſserer Werth wird des Abt *J. J. Th. Romers* Bericht über den dän. Hof v. 1770—1772, der sich in den erst 1807 nach des Vfs Tode zu Paris erschienenen *Mémoires historiques* etc. befindet, und auf welchen sich Hr. *H.* in seiner Schrift oft selbst beruft, beygelegt. Von des Gener. *v. Falkenskjold* bekannten *Denkwürdigkeiten* sagt Hr. *H.* S. XXI: „Was die Struensee'sche Leitung und die mit *Struensee* verbundenen Männer betrifft, so hat *Falkensk.* sie gut gekannt und giebt schätzbare Aufklärungen; hinsichtlich der Katastrophe konnte er nicht so unterrichtet seyn" (und warum denn nicht?) „und hat sich dabey mitunter entweder von Vergessenheit oder von Parteylichkeit zu Fehlern verleiten lassen." (Aber schon 1774 fing *Falk.* an, seine Schrift zu Munkholm auszuarbeiten; und als *Struensee's* Zeitgenosse, Unglücksgefährte und vertrautester Freund verdienen, wie Rec. glaubt, seine Bemerkungen über manche Thatsachen, namentlich über das Verhältniſs zwischen Struensee und der unglücklichen Königin, mehr Zutrauen, als sie bey Hn. *H.* nicht immer finden.) Sehr gern hätte Rec. des Vfs Urtheil über die kurze Apologie gelesen, welche für der *Caroline Mathilde* Unschuld in der Hauptsache die *Ersch-Gruber*'sche *Allg. Encyklopädie*, Sect. 1. Bd 17. S. 83 f. unter dem Artikel: *Christian VII.* mitgetheilt hat; aber dieser Band kam leider! ein Jahr später heraus, als *H's* Schrift. — Auſser dieser Uebersicht der die Str. Periode betreffenden Literatur, gewinnt dieser *zweyte* Theil auch noch durch eine vorgesetzte ausführliche Inhaltsanzeige und durch ein S. 451—476 angehängtes vollständiges Sach- und Personenregister. Die Geschichtserzählung selbst, welche S. 1 mit *Str's* Erhebung in den Grafenstand anfängt und S. 401 mit den unmittelbar nach *Str's* Sturz gefolgten Staatsbegebenheiten schlieſst, wird hier unter Hinweisung auf unser Urtheil über die dänische Ausgabe übergangen. Fehler gegen die deutsche Sprache stöhren auch hier oft beym Lesen. Sonst hat die Darstellung alle Merkmale des unverdrossensten Fleiſses, der historischen Treue und Unparteylichkeit ihres Vfs. Auch fehlt es nicht an eingewebten kleinen Bemerkungen, die das Interesse des Ganzen erhöhen und für den Rec. wenigstens neu waren; z. B. S. 324: „*Münter* hatte *Str.* gebeten, ihm, wenn es thunlich wäre (nach dem Tode), zu erscheinen; und *Str.* hatte versprochen, es dann gewiſs zu thun. Münters Gattin brachte daher eine Zeitlang aus Furcht vor einer Geistererscheinung die Nächte schlaflos zu." (Entlehnt aus der liebenswürdigen Dichterin *Friederike Brun*, Münters Tochter, Schrift: *Wahrheit aus Morgenträumen* u. s. w. Kopenh. 1824.) Eben so die naive Aeuſserung eines jütländischen Bauern gegen den Bischof *Joh. Egede* S. 380 über eine von *Str's* Verordnungen zur Erleichterung der Frohndienste; wogegen die neue Verordnung (nach *Str's* Enthauptung) doch nur dazu gemacht sey, „die armen Bauern zu plagen." (Entlehnt aus des berühmten Kammerherrn *v. Suhm's Tagebuche.*) U. m. dgl.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1830.

MEDICIN.

Weimar, im Verlage des Grofsh. S. priv. Landes-Industrie-Comptoirs: *Chirurgische Verbandlehre oder Abhandlung von den Verbänden und Verbandmaschinen und deren Gebrauch in der Chirurgie* von *P. N. Gerdy*, Lehrer der Anatomie, Physiologie und Chirurgie zu Paris, Chirurg des Central-Büreaus für die Aufnahme in die Hospitäler u. s. w. Aus dem Französischen. 1828. XVI u. 564 S. 8. Mit 20 lithograph. Kupfertafeln. (3 Rthlr.)

Der Nutzen, den eine Verbandlehre gewähren soll, kann, nach Rec. Dafürhalten, nur darin begründet seyn, dem angehenden Chirurgen die Normen an die Hand zu geben, wonach ein jeder Verband eingerichtet werden mufs, ihn mit der Zweckmäfsigkeit und Wirkung eines jeden Verbandes bekannt zu machen und die Zwecke zu entwickeln, die einem jeden Verbande zum Grunde liegen müssen; der wissenschaftlich schon ausgebildete Chirurg kann aber nur dann daraus Nutzen ziehen, wenn sie ihn mit den Fortschritten der Kunst, auch in diesem Theile des Manuellen, und mit den Ansichten und Erfahrungen anderer Chirurgen und Nationen bekannt machen. Schweben uns alle beabsichtigte Zwecke und Wirkungen eines Verbandes vollkommen deutlich vor, so wird es zur Eigenschaft des gewandten Chirurgen gehören, nicht immer streng nach dem Buchstaben der ihm gelehrten Vorschriften zu verfahren, sondern den Verband, dessen Grundzüge er eingeübt hat, nach dem jedesmaligen besondern Falle abändern und dem Zwecke gemäfs modificiren zu können, so wie es Rec. auch ebenfalls für die Eigenschaft eines geschickten Operateurs hält, nicht immer dieselben Operationsmethoden in jedem vorliegenden Falle anzuwenden, sondern stets nach den besondern Umständen des Falles bald diese bald jene Methode zu wählen, eine Thatsache, die besonders dem Armee-Chirurgen bey dem ins Unendliche Abweichenden der vorkommenden Verwundungen einleuchten wird. Durch das vorliegende Werk werden wir mit den auf die neuern Fortschritte der Chirurgie basirten Lehren des chirurgischen Verbandes in Frankreich bekannt gemacht; ein Werk, welches mithin nicht sowohl eine Geschichte der Verbandlehre liefert, sondern in die Praxis selbst mehr eingreift, und defshalb alle diejenigen ältern und verwickeltern Verbände, die durch einfachere vollkommen ersetzt werden können, ausschliefst. In Frankreich hat selbiges viel Interesse erweckt, und wird als ein Werk bezeichnet, welches alle übrigen ähnlichen Werke übertrifft, indem die Classification der Verbände nach neuen und klaren Grundlagen festgestellt, mit vielem Scharfsinn gewählt, der Gegenstand in gröfserer Ausdehnung als in allen bisherigen französischen Werken behandelt, und bey jedem Verbande die Indicationen, welche die Anwendung eines jeden erheischen, erwähnt, und bey den complicirtern Verbänden die Anlegung bis ins kleinste Detail verfolgt, ja sogar angegeben worden, wie die Verbände wirken und welche Nachsorge jeder erheische. Entsteht daher die Frage, ob neben den verdienstvollen Werken eines *Henkel, Bernstein, Schreger, Tittmann* u. s. w. die Uebersetzung ins Deutsche noch Werth haben könne, so möchte selbe wohl nicht geradezu zu verneinen seyn, indem für den praktischen Chirurg sich manches Nützliche darin finden möchte, dessen Bekanntschaft in einzelnen Fällen er ungern entbehren würde, und ohnehin auch die Bereicherungen der Verbandlehre in Deutschland sich in diesem Werke nicht wiedergegeben finden, welche Unbekanntschaft zwar dem Vf. eben nicht zum Lobe gereicht, wir jedoch gern bey der allgemeinen Kenntnifs desselben entbehren werden.

In der Einleitung entwickelt der Vf. den Begriff des Verbandes, als alle diejenigen Operationen in sich schliefsend, welche nicht nothwendig mit einer Trennung der organischen Gewebe, mit Ausnahme der Vesikatore, verbunden sind, welche nicht die Ersetzung eines fehlenden Theils, oder die Untersuchung eines Organs (z. B. durch Sonden) bezwecken, und welche periodisch wiederholt und in der Anlegung gewisser Gegenstände bestehen, welche den Organen eine gewisse Zeit lang angelegt bleiben. Er unterscheidet ferner *Operations-* und *Verband-Apparate*, und versteht unter letzteren alle jene Instrumente und Gegenstände zusammengenommen, welche zu den verschiedenen Verbänden dienen, und theilt selbe wieder in *Verband-Instrumente*, z. B. Nadeln, Scheeren u. s. w., und in *Verbandstücke*, welche auf den Körper angelegt bleiben, Compressen, Binden u. s. w. ein. Nach Vorausschickung dieser Begriffsbestimmungen zerfällt das Werk in *drey* Abtheilungen, deren erste von dem Material zu den Verbänden handelt, die zweyte die Bandagen und Verbandapparate selbst betrachtet, die dritte die sonst gebrauchten Verbandstücke und Bandagen und die Arbeiten der Vorgänger enthält. — S. 7. *Erste* Abtheilung: *Verband-*

stücke

stücke und Bandagen. Sie zerfällt in *drey* Unterabtheilungen. Die *erste* Unterabtheilung handelt von den *ersten Verbandstücken*, oder denen, welche man zuerst anwendet und unter den Binden zu liegen kommen: dahin gehöret die *Charpie* S. 8. Der Vf. beschreibt zuerst die *Zupf-Charpie* (*ch. brute*) und führt interessante Versuche über die Einsaugungskraft der aus alter und aus neuer Leinwand bereiteten Charpie an, woraus hervorgeht, dafs die Charpie Wasser und Wein mit grofser Leichtigkeit einsaugt, Charpie aus neuer Leinwand mehr einsaugt, als die aus mäfsig gebrauchter Leinwand, beide aber nicht so leicht Oel einsaugen; vom Eiter wird nur der allerflüssigste Bestandtheil eingesogen, und wenn Charpiebäusche in Wunden oft vom Eiter ganz vollgetränkt erscheinen, so kömmt dieſs daher, dafs sie von der Menge gleichsam überschwemmt worden. *Feine* Charpie erregt und erwärmt die Wunden, ohne zu reizen, belebt sie, saugt den flüssigen Theil des Eiters ein und sondert den albuminösen (plastischen) Theil ab, welcher auf der Wunde zurückbleibt; klebt aber auch leicht an den Wundrändern fest, weſshalb man letztere durch mit Cerat bestrichenen Leinwandstreifen bedecken soll. *Grobe* Charpie reizt dagegen die Wundfläche, woraus entweder Bluten oder reichliches Eitern veranlafst wird, welches die Vernarbung alsdann hindert, wahrscheinlich auch weil sie die flüssigen Bestandtheile des Eiters und Blutes zu sehr absorbirt. — Hiernach räth der Vf. die feine Charpie auf Wunden, auf Schleimhäute und blofse Haut anzuwenden, und sich der groben Charpie, so wie auch der kurzfädigen, die wegen der in ihr befindlichen Knoten reizt und auch weniger gern die Flüssigkeiten auf Wunden einsaugen soll (als die langfädige), nur zur Ausfüllung der Lücken, zur Bedeckung der feinen Charpie und zur Comprimirung der Theile anzuwenden. — Hinsichtlich der Bereitung der Charpie giebt der Vf. nützliche Vorschriften, z. B. möglichst nicht Leinwand aus Casernen, Spitälern, Gefängnissen dazu anzuwenden, nicht von unreinlichen Leuten, Tabacksschnupfern u. s. w. sie bereiten zu lassen, sie vor Schimmel und Feuchtigkeit zu bewahren, sie nicht zusammengeballt zu lange liegen zu lassen, wodurch sie sich zu harten Massen leicht verfilzen wird, und nicht in der Nähe von Fleischgewölben, Abtritten, Sectionskammern aufzubewahren, weil sie leicht der Träger aller animalischen Ausströmungen und Contagien werden möchte. Das Beyspiel im *Hôtel Dieu* zu Paris, wo dergleichen in der Nähe der Krankensäule aufgespeicherte Charpie bey Verwundeten plötzlich den Hospitalbrand erzeugte (*Pelletan*), verdient sehr der Beachtung. — Der *Schab*-Charpie ist der Vf. mit Recht nicht hold, weil sie der Wundfläche sich zu fest anlegt, mit der Flüssigkeit der Wunde sich zu einer gelatinösen Masse verändert, anfangs daher die Wunde trocken macht, dann in ihr Wärme erregt, eine Kruste bildet, welche unter sich die Flüssigkeit zurückhält, die Wundränder schmerzhaft zusammenzieht, wie sich aus deren strahligen Runzeln ergiebt, und nur mit Schwierigkeit zu entfernen ist. Die *englische Charpiewatte* empfiehlt sich der Bequemlichkeit wegen für die Militair-Chirurgie; saugt jedoch das Eiter schwieriger auf, wie die Zupfcharpie. Rec., der ihre Anwendung genau im Felde kennen gelernt hat, hält selbe in grofsen breiten Wundflächen, z. B. Streifwunden durch Kanonenkugeln, für geeignet, doch der deutschen Charpie nicht vorzuziehen. Die Anwendung, die er bey dem Vf. angegeben vermifst, ist folgende: nach Verhältnifs der Gröfse der Wundfläche wird ein Stück ausgeschnitten, zur Verhinderung des Anklebens an die Wundränder die Ränder dieses Stücks mit einem Cerat dünn bestrichen, und nun oben auf das aufgelegte Charpiestück fein gekämmtes Werg, welches zuvor auf einem Tisch ausgebreitet, leicht mit Wasser bespritzt und ein wenig gepreſst worden, dann zu Stücken sich verschneiden läfst, zur Ausfüllung der Lücken und um ein leichtes elastisches Polster zu bilden, gelegt. Zu diesem Ende wird jeder englische Regimentsarzt neben solcher Charpie mit mehrern Bündeln feinen zusammengerollten Wergs (*surgical tow*) versehen. — *Baum-, Schafwolle* und Werg sind zu reizend, und obendrein durch Unreinlichkeit nachtheilig, so dafs deren Anwendung der Vf., aufser als Schutzmittel gegen Kälte, mit Recht verwirft. Der Vf. handelt dann von den *Charpiebäuschchen, Charpiekuchen, Charpiekugeln* (*boulettes*), *Wieken* (*bourdonnet*), *Charpiepfropf* (*tampon*), so wie dem Nutzen, den man damit beabsichtigt. Bey letztern wird das Verfahren Blutungen aus der Nase, dem Mastdarm, Mittelfleische nach dem Steinschnitt durch Tamponiren, und die dazu üblichen Instrumente, wie bey ersterer Blutung die *Bellocqsche* Sonde, die erforderlichen Vorsichten, Nachsorge und die Nachtheile beschrieben. — S. 33. *Meschen* und *Meissel* (*méches et tentes*). Man gebraucht sie, um den Eiterabfluſs aus tiefen Wunden zu begünstigen, zur Abwendung der frühern Vernarbung, um oblitterirte Canäle zu erweitern, und um Reiz in den Theilen zu erregen, durch welche die Mesche (*Seton-méche*) deſshalb hindurch geführt wird. — S. 39. über das Verfahren, die unter Gestalt der benannten Verbandstücke angewandte Charpie zu entfernen. Der Vf. empfiehlt den Gebrauch der Kornzange. — S. 40. Anwendung und Entfernung des Nasenhaarseils (*Seton nasal*) zum Verbande der Thränensack-Operation. In Frankreich ist dieses Verfahren durch das *Foubert-Dupuytren*'sche, goldene oder silberne Röhrchen, welche in den Thränencanal eingeheilt werden, neuerdings verdrängt. — S. 42. Das *Haarseil* (*Seton*) wird unterschieden in das Haarseilband aus Leinwand, und die Haarseilmesche, wozu gewöhnlich baumwollene Dochte genommen werden. S. 46. *Ceratstreifen* (*Bandelette decoupée*) werden zur Bedeckung der Wundränder empfohlen, damit andere Verband-

stücke

stücke nicht ankleben. — S. 47. *Compresse, Drucktuch.* Dieser Abschnitt enthält das Bekannte, so wie auch die Anwendung von Breyumschlägen, das Auflegen feuchter Flanelllappen. Erwähnt hätte hier werden können, dafs es rathsam ist, den nassen Umschlag stets mit einer trocknen Compresse, Tuch oder Serviette zu bedecken, wo jener über eine grofse Fläche, wie z. B. über den Unterleib gelegt wird, um die nachtheilige Durchnässung der Kleidungs- und Bettgegenstände des Kranken und dadurch jeden Anlafs zur Erkältung desselben zu verhüten. — S. 61. *Klebende Pflaster* als vereinigende Mittel. Anwendung der Pflasterstreifen nach *Baynton* räth der Vf. nur bey einfachen atonischen und varikösen Geschwüren, die weder symptomatisch noch sympathisch von einer andern Krankheit unterhalten werden. — S. 68. Der Vf. empfiehlt aus Erfahrung das Auflegen eines Klebpflasters auf die Gegend des *os sacrum*, um bey lange bettlägerigen Kranken dem Durchliegen vorzubauen. — S. 69. *Auflegen der caustica mittelst eines Pflasters.* — S. 70. *Charpieball* (*pelotte de charpie*) wird zur Zurückhaltung des *prolapsus ani*, eines sich umstülpenden künstlichen Afters, und zur Compression von Fistelgängen, oder blutender Gefäfse (z. B. der *arteria intercostalis* nach *Desault's* Vorschlag) angewandt. *Kifschen* (*sachets, remplissages*) dienen bey gebrochenen Knochen und werden unter die Schienen gelegt. In Frankreich bestehen sie aus langen schmalen Leinwandstückchen, die mit Haferspreu oder Kleien angefüllt werden, elastisch sind und sich genau an die Vertiefungen und Erhabenheiten des gebrochenen Gliedes anschmiegen. Die englischen Militairchirurgen bedienen sich statt derselben länglicher Ballen von Werg mit gleichem Nutzen. Erstere sind vorzüglicher, so wie auch nach Rec. Erfahrung vor den graduirten Compressen, die man in Deutschland unter die Schienen anwendet. — S. 72 u. 73 *wahre und falsche Strohladen* und *Schienen.* Nach dem Vf. eignen sich Schienen von Holz bey jungen, erwachsenen und alten Leuten, die von Pappe bey Kindern für Beinbrüche: im Fall der Noth empfiehlt er auch Baumrinde, Schuhsohlen u. s. w. Rinnen von Weifsblech empfiehlt der Vf. bey gewissen complicirten Knochenbrüchen und bey Resectionen der Glieder als sehr nützlich. — S. 74 Das *Handbrett* (*palette*) ist eine nach der Form der Hand und Finger geschnittene Holzschiene, die dazu dient, um die Hand und Finger nach Verbrennungen festzuhalten, die Vernarbung zu leiten und den Contracturen dieser Theile sich zu widersetzen. *Schutzplättchen* (*plaques preservatives*) dienen zum Schutze der Trepanwunden, und gereizter Stellen und Wunden z. B. eines Vesicators, Haarseils, Fontanelle gegen äufsere Stöfse und Reibungen. — S. 76 *Zweyte* Unterabtheilung. *Topische Instrumente.* Der Vf. benennt so alle Instrumente, die wie örtliche Mittel an die Organe gebracht, eine Zeit lang liegen bleiben, vertauscht und öfters gereinigt werden, und nicht zu den eigentlichen chirurgischen Operationen dienen. — S. 77 *Mutterkränze.* In Beziehung auf ihre Gestalt sind selbe ins Unendliche verschieden, welche auf Tafel II dargestellt sind: von allen werden die aus elastischem Harze oder Kork bereiteten gegenwärtig vorgezogen, nur die spundzapfenförmigen werden vorzüglich bey dem Vaginalbruch angewandt. — Sorgfältig werden alle Nachtheile der verschiedenen Mutterkränze namentlich durch vernachlässigtes Reinigen und Wechseln aus einander gesetzt, und durch lehrreiche Fälle erläutert. *Recamiers* beweglicher, aber sehr complicirter Mutterkranz wird genauer beschrieben, der aber wegen des schiefen Zuges der Schienen nach dem Vf. nur unvollkommen seinen Zweck erfüllt, und schlägt derselbe daher eine Verbesserung vor, die dessen Stiel beweglicher macht. Präparirtem Waschschwamm giebt er denn den Vorzug vor den Mutterkränzen, wenn der Mutterhals oder die Scheide in einem sehr gereizten Zustande sich befinden. Rec. vermifst hier die aus einen Leinwandcylinder verfertigten und mit Arzneystoffen, wie China, Weidenrinden- oder Eichenrindenpulver gefüllten Kränze, die nach dessen Erfahrungen von grofsem Nutzen bey *prolapsus vaginae* sind, und nachdem sie in verdünnten Portwein getaucht, leicht von der Kranken selbst eingebracht werden können, täglich aber gewechselt werden mufsten, und auf keine Weise die Theile beleidigen. — S. 98 Von den *Canülen, Cathetern* und *Kerzen.* Dazu Tafel III. Der Vf. beschreibt hier das Verfahren der Bronchotomie mittelst des Bronchotoms und Einlegung einer Canüle nach Bauchot genauer. Man wendet selten wohl noch dieses Verfahren an, indem man mehr den obern Theil der Luftröhre der Länge nach spaltet; auch hätte der starken Blutungen aus dem beträchtlichen Halsarmgeflecht bey Kindern, welche die Bronchotomie bey selben daher sehr complicirt und erschwert, wohl einiger Erwähnung verdient. — S. 102 *Einführung der Speiseröhren-Canülen* zur Erweiterung der Verengerungen des Pharynx und der Speiseröhre, und zur Ernährung des Kranken. Hier werden zwey Verfahrungsarten angegeben. S. 108 *Bougies* für den Mastdarm. Der Vf. schlägt solche vor, die an der Stelle, die der Verengerung des Mastdarms entsprechen soll, in einen Wulst erweitert sind. S. 109 *Catheter* (*sondes*) und *Kerzen* (*bougies*) für die Harnröhre. *Verdier* wendet bauchige Catheter von Federharz an; auch verfertigt man in Frankreich gebogene, welche ein für allemal ihre Form behalten, indem das Gewebe derselben auf deren concaven Seite kürzer ist, als auf der convexen, und welche nicht dem Abschuppen, wie die geraden ausgesetzt sind, und die urethra weniger reizen. Den Catheterismus unterscheidet der Vf.: *a*) in den aufs Gerathewohl (*cathéterisme à tatons*) oder alte Methode, und *b*) in den nach vorgängiger gründlicher Untersuchung (*cathéterisme éclairé par l'exploration*) oder die neue Methode. Die alte Methode unterscheidet er in drey Verfahrungsarten: mittelst biegsamer Kerzen oder Catheter, mittelst eines krummen Catheters, und mittelst Amussat's

ge-

geradem silbernen Catheter. Die neue Art des Catheterisirens besteht in vorläufiger Erforschung der verengerten Stelle der Harnröhre vermittelst der Forschungssonde (ähnlich der Ducampschen), und nachgehendem Catheterism entweder mit dem Ducampschen Conductor oder mit dem konischen Catheter. Das Verfahren bey beiden wird vom Vf. genauer beschrieben. — S. 140 *Nachsorge* bey Anwendung der Katheter und Kerzen. Die von Federharz verfertigten Catheter räth der Vf. alle 8 bis 10 Tage zu wechseln, Kerzen nur 3 bis 4 Stunden liegen zu lassen. Nach Rec. Erfahrungen kann man das erstere nicht zum Gesetz annehmen, denn häufig ist der Urin der an Krankheiten der Harnwege Leidenden so scharf, dafs schon innerhalb eines Tages die Cathetermasse erweicht und aufgelöst wird. — Sehr gut beschreibt der Vf. S. 141—145 die Wirkungen und Nachtheile der Catheter und Bougies. Interessant ist die Bemerkung, dafs bey Anwendung des geraden Catheters (*Amussat*) oft kein Urin abfliefst, wenn nämlich der Boden der Blase mit Blutklumpen gefüllt ist, weil der Schnabel immer nur in den Blutklumpen geht; in solchen Fällen hat der krumme Catheter Vorzüge, weil dessen inneres Ende in den Urin auftaucht. Der Vf. führt auch aus seiner Praxis Fälle an, in welchen *Ducamp's* Verfahren mittelst Cauterisation die Strikturen zu behandeln, die Krankheit nicht radical hob, sondern dieselbe böse Rückfälle machte, wodurch sich ergiebt, dafs diese Methode keine Vorzüge vor der Erweiterung durch Kerzen hat. — S. 146 *Von den Harn-Recipienten.* Der Vf. beschreibt denn sinnreichen Recipienten von *Feburier*, aber von *Verdier* verbessert (Taf. II F. 10) und dessen Anlegung; auch schlägt er einen metallischen Recipienten für Frauen nach seiner Angabe vor, der seinem Endzweck vollkommen zu entsprechen scheint. — *Dritte* Unterabtheilung. *Zweyte Verbandstücke.* S. 153 Hierunter begreift der Vf. alle solche, die nach den ersten Verbandstücken angelegt werden, nämlich die Binden und Tücher, die jene umhüllen. 1) *Binden*, der Vf. giebt den deutschen gewebten Binden (*bandes bouclées Percy's*) vor den aus Leinwand geschnittenen mit Recht den Vorzug, weil sie sich nicht ausräufeln.

S. 160 *Zweyte* Abtheilung. *Erste* Unterabtheilung. *Von den Verbänden und Bandagen.* Der Vf. begreift darunter die Anwendung von Tüchern oder Binden um irgend einen Körpertheil; diese sind einfach oder zusammengesetzt, wenn sie aus mehrern Binden oder Tüchern vereinigt sind, und unterscheidet sie von Apparaten, Maschinen oder mechanischen Bandagen. Die einfachen Binden sind *a*) die Zirkelbinde, *b*) schräge Binde, *c*) spiralförmige, *d*) gekreuzte, *e*) die Knotenbinde, *f*) die wiederkehrende, *g*) solche die aus Schnupftüchern gebildet werden, die vollen Binden (*bandages pleines*), *h*) Bänder, *i*) die vereinigenden Binden (*fascia uniens, incarnans*), Spaltbinden (*fasc. invaginans*). — Jede dieser Arten Binden zerfällt in eine Menge Unterarten nach dem Theile, um welchen selbe angelegt werden. Die *zusammengesetzten Binden* sind *a*) die *T* Binden, *b*) kreuzförmige Binde, *c*) die Schleudern, *d*) beutelförmige Binden, *e*) Scheiden und scheidenförmige, *f*) geschnürte Binden, und auch diese 6 Arten begreifen mehrere Unterarten in sich. — Die Maschinen und Apparate bringt der Vf. in folgende Klassen: *a*) Schildbandagen (*bandages à plaque*), *b*) elastische Apparate zur Festhaltung der Catheter, *c*) elastische Apparate mit Spiralfedern, *d*) Binden mit krummen Federn (*à ressort courbé*), *e*) Compressorien für Gefäfse, *f*) Apparate zur Ortsveränderung (*appareils locomoteurs*), *g*) Bandagen mit Schnallen, *h*) Fracturapparate, *i*) orthopädische Apparate und *k*) Betten: eine Eintheilung, die wenigen zusagen möchte. — Ueber den allgemeinen Gebrauch der Bandagen (S. 171), die Anlegung der eigentlichen Verbände oder Maschinen (S. 173) und ihre Wirkungen sagt der Vf. viel Gutes und ertheilt umständlich die Regeln, die zu befolgen, und von jüngern Chirurgen sehr zu beherzigen sind. — S. 190. *Zweyte* Unterabtheilung. *Von den Bandagen insbesondere. Erste* Klasse. Eigentliche Bandagen (Binden): *erste* Ordnung. Einfache Binden: *erstes* Geschlecht. Cirkelbinden. Der Vf. beschreibt hiervon nur die vorzüglichsten: *erste* Art die der Stirn und Augen. Der Vf. warnt vor der zu festen Anlage, weil sie Gangrän der Kopfbedeckungen (*Percy*) herbeyführen, auch vielleicht eine innere Blutcongestion veranlassen könne. Man erinnere sich hier der diploëtischen Canüle, die *Breschet* uns so schön beschrieben und welche jene innere Congestion begünstigen möchte. *Zweyte* Art. *Cirkelbinde des Halses:* ist immer etwas lästig wegen Erschwerung des Athemholens und der Cirkulation. *Dritte* Art. Cirkelbinde der Brust und des Unterleibes. *Vierte* Art des Ober- und Unterarmes und *fünfte* Art *die des Ober- und Unterschenkels.* Beide sind entweder haltende oder schützende Binden, oder zum Aderlafs. *Sechste* Art. Binden der Finger und Zehen. — S. 201. *Zweytes* Geschlecht. *Schräge Binden.* Nur eine Art: die schräge Binde des Halses und der Achselhöhle dient entweder zur Festhaltung von Verbandstücken unter der Achselhöhle, oder zum Aderlafs an der *vena jugularis.* — S. 202. *Drittes* Geschlecht. *Spiralbinden* (*bandages roulés*) — zur Heilung des Aneurysma oder verwundeten Gefäfses durch Compression. Die verschiedenen Arten derselben nach den verschiedenen Theilen, um welche sie gelegt werden, werden alsdann genauer beschrieben.

(*Der Beschlufs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1830.

MEDICIN.

Weimar, im Verlage des Grofsh. S. priv. Landes-Industrie-Comptoirs: *Chirurgische Verbandlehre — — von P. N. Gerdy* u. s. w.

(Beschluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

S. 222 *Viertes* Geschlecht. *Gekreuzte Binden:* sie bilden arabische Achten: dahin gehören der *monoculus, oculus duplex,* die Kreuzbinde des Unterkiefers zur Befestigung eines Bruches der *maxilla inferior:* die hintere Kreuzbinde des Kopfes und der Brust, bey Brandschaden am Vorderhals, um die zu kurze Vernarbung der Haut zu verhüten: die Kreuzbinden der Brust (*quadriga*) bey Brüchen des Sterni, der Rippen und ihrer Knorpel u. s. w. Den Verband, den der Vf. für Brüche des Schlüsselbeines und Luxationen des Acromial-Endes dieses Knochens angiebt, kennt Rec. aus Erfahrung als sehr zweckmäſsig, und allen Deformitäten vorbauend, derselbe ist daher dem Desault'schen complicirten Verbande sehr vorzuziehen. — S. 266 *Fünftes* Geschlecht. *Knotenbinden.* Nur eine Art, der Packknoten (*noeud d'emballeur*) am Kopf, zur Compression der geöffneten oder verwundeten *arteria temporalis.* — S. 268 *Zurücklaufende Binden* (*bandages recurrens, Capelines*): sie bilden eine regelmäſsige Mütze; dahin gehört der Schaubhut (*capeline de la tête, Mitra Hippocratis*), und die Binde zur Bedeckung und Vereinigung der Amputationsstumpfe. — S. 273 *Siebentes* Geschlecht. *Volle Binden* (*bandages pleins*): Die dreyeckige Binde des Kopfes, die vierseitige (*capitium magnum*), die Armschlinge (*écharpe*) etc. — S. 284 *Achtes* Geschlecht. *Invaginirte oder Spaltbinden.* Sie sind in irgend einem Punkte ihrer Länge mit Schlitzlöchern versehen, und am andern Ende in Köpfe gespalten, welche durch jene hindurch gesteckt werden: sie dienen zum Vereinigen der Wunden, die nicht durch Heftpflaster genügend zusammengehalten werden können, daher bey allen tiefen Wunden, und zur Vereinigung der Brüche des *olecrani,* der *patella,* und der zerrissenen Achillessehne, der Spaltwunden der Lippen, man unterstützt ihre Wirkung durch graduirte Compressen, die man zu den Seiten der Wunde legt. Obgleich sie wenig in Gebrauch sind, so ist ihr Nutzen in geeigneten Fällen doch sehr in die Augen fallend, namentlich bey Wunden auf den Schultern, für welche der Vf. eine sehr zweckmäſsige S. 291—294 beschreibt. — S. 299 *Neuntes* Geschlecht. *Bänder* (*liens*). — S. 300 *Zweyte* Ordnung. *Zusammengesetzte Bandagen,* aus mehrern zusammengenähten Stücken Leinwand oder Binden bestehend. — *Zehntes* Geschlecht. *T Binden,* sind sehr brauchbar in den Fällen, wo man keinen genauen und starken Druck auf eine weit ausgedehnte Stelle ausüben will, z. B. um eine Platte von Leder, Metall auf eine vernarbte Oeffnung der Hirnschale zu halten, um mit Arzneyinfusionen getränkte Compressen auf dem Auge, der Nase, Mund, der Brust (*fascia scapularis*), Leistengegend u. s. w. zu befestigen. — S. 316 *Eilftes* Geschlecht. *Kreuzförmige Binden:* dienen, um Verbandstücke auf dem Kopf oder Rumpf zu befestigen, sind fester und in ihrer Lage unveränderlicher, als die *T* Binden. — S. 319 *Zwölftes* Geschlecht. *Schleuderbinden, Schleudern,* bestehen aus einem langen Stück Leinwand, welches an jedem Ende in zwey oder drey Theile gespalten ist: — man bedient sich ihrer in der Regel, um örtliche Mittel und erste Verbandstücke auf einem Theil zu befestigen, und diesen vor nachtheiligen äufsern Einflüssen zu schützen; sie erhitzen wenig, sind leicht und daher sehr schätzbar: dahin gehören die sechsköpfige Schleuder des Kopfes (*cancer Galeni*) die vierköpfige (*bandages des pauvres*) die des Kinns, Gesichtes, der Brust, des Nackens, der Hand, der Hüfte. — S. 331 *Dreyzehntes* Geschlecht. *Taschen oder Suspensorien,* dienen theils um örtliche Mittel festzuhalten, theils um eine durch ihr eignes Gewicht lästige Brust oder Scrotum zu stützen: der Vf. rechnet dahin die Nasentasche (*Accipiter triceps*) das *suspensorium mammae, scroti.* — S. 338 *Vierzehntes* Geschlecht. *Scheiden:* dienen die Finger, Zehen oder die männliche Ruthe zu umschliefsen, um sie vor nachtheiligen äufseren Einflüssen zu schützen, und örtliche Mittel darauf festzuhalten. — S. 340 *Funfzehntes* Geschlecht. *Schnürbinden:* sie dienen bald dazu, um auf mehrere oder nur einen Theil einen regelmäfsigen Druck auszuüben, bald um dem Rumpf oder einem Gelenk durch den genauen Druck, den sie ausüben können, mehr Festigkeit zu geben, bald um einen Theil nach einer andern Richtung hinzuziehen und mit einem andern zu verbinden, oder ihn von demselben zu trennen; bald um erste Verbandstücke festzuhalten. — Den Verband für die Hasenscharte, welcher aus einer Mütze, und Polstern besteht, welche um die Lippen herum mittelst doppelter Hörner greifen, hält Rec. bey Kindern für völlig unwirksam: der Kopf der Kinder ist beweglich, und beym steten Suchen derselben nach der Brustwarze, wird man sehen, wie der Kopf wie in einer losen Hülse sich hin und her be-

bewegt, und der Verband durch das Reiben die Heilung eher behindert, als selber nützt. Rec. hat in solchen Fällen mehr mit sehr langen schmalen Heftpflasterstreifen ausgerichtet, die er über der Stirn mit der Mitte anlegt, dann die Enden nach dem Nacken führt, daselbst kreuzt, nun unter den Ohren weg über die Backen, die dabey von einem Gehülfen nach vorn geschoben werden, fortführt, über die vereinigte Oberlippe kreuzend herüber, und dann wieder zum Hinterkopf führt. — Der Schnürverband der Brust, das kleine Corset dient vielen Frauenzimmern zur Stütze der Brüste, und bildet daher schon einen Theil ihrer Kleidungsstücke: so sehr der Vf. auch gegen die Mifsbräuche der Schnürbrüste ist, so hält er das kleine Corset doch bey Frauen, deren Brüste grofs und herabhängend sind, für sehr nützlich, ja nothwendig, weil diefs Herabhängen die venöse Circulation träger macht und dadurch leicht Verstopfungen, ziehende Schmerzen und Entzündungen veranlafst; vorzüglich ist es daher schwangern Weibern dienlich. — S. 358 giebt der Vf. einen geschnallten Bettgürtel an, der bey Wahnsinnigen in Anfällen der Wuth sehr zu empfehlen ist. Es gehört hierher *Boyer's* Verband bey *fractura claviculae*, *Delpech* Verband bey demselben Bruche, die Zwangsjacke für Wahnsinnige u. s. w. — S. 371 *Zweyte* Klasse. *Maschinen oder mechanische Verbände:* Hierunter fafst der Vf. zusammen: 1) eine Zusammenstellung von Stücken, durch welche die Kraft oder Geschwindigkeit des auf sie einwirkenden Organes entweder vermehrt oder vermindert wird: 2) alle Verbände und Apparate, welche, wie die mit Schienen ausgestatteten, weit stärker und fester sind, als die blofs aus Leder oder Leinwand bestehenden: 3) diejenigen Verbände, welche vermöge ihrer Elasticität gewissermafsen von selbst wirken. Nachdem der Vf. die allgemeinen Grundsätze der Mechanik, die Theorie der Hebel, der Räder, Rollen, Flaschenzüge, des Haspels, der geneigten Ebene, und der Schrauben vorangeschickt hat, geht er zur Beschreibung der einzelnen Maschinen über. — S. 391 *Erstes* Geschlecht. *Mechanische Verbände mit dem Schilde oder der Platte:* sie dienen um Theile vor Stofs und Reibung zu schützen, wie die Platte der Hirnschale, der Augen (nach *B. Bell* und *Roux* bey Ophthalmieen und Strabismus) des Halses und des Armes, um die eiternden Stellen der Blasenpflaster, Fontanellen zu schützen. — S. 397 *Zweytes* Geschlecht. *Elastische Catheter- und Kerzenhalter.* Ein kleiner zweckmäfsiger Apparat, bestehend aus einem Ringe von Federharz, der den Penis über der Eichel umspannt, aus zwey bis vier Schnüren von Federharz, die sich von der halben Länge des Penis und dem Ringe bis einen Querfinger breit über die Mündung der Eichel erstrecken, und einem zweyten schmalern Ring, welcher mit den vordern Enden der Schnüren mittelst Fäden vereinigt ist. Durch den kleinen Ring wird der Catheter gesteckt und an denselben mittelst einer Schnur befestigt. — S. 398 *Drittes* Geschlecht. *Verbände mit Spiralfedern:* Sie lassen sich anwenden, um erste Verbandstücke festzuhalten, einen mäfsigen Druck auszuüben, und sind vorzüglich angezeigt bey Theilen, deren Volumen sich verändert, die gestreckt und gebogen werden können, weil sie nachgeben, sich ausdehnen und wieder zusammenziehen. Der Vf. erwähnt solcher Verbände für den Hals, um auf eiternden Stellen des Nackens Verbände zu befestigen, Leibchen für Schwangere, *Verdier's* Nabel-Bruchband. — S. 405 *Viertes* Geschlecht. *Bruchbandagen oder elastische Bruchbänder.* Der Vf. giebt die Proceduren bey Verfertigung aller Theile des Bruchbandes, die Anlegung, Wirkungen und die Nachsorge sehr genau an, ohne zu weitläufig zu seyn, und ist dieser Theil seines Werks einer der vorzüglichern. Die Bruchbänder theilt der Vf. nach Gestalt, Länge der Feder, Construction in mehrere Untergeschlechter. *Erstes* Untergeschlecht. *Halbkreisförmige Bruchbänder. Zweytes* Untergeschlecht. *Kreisförmige*, bey welchen die Feder um das ganze Becken herum geht: dahin gehört, *Campers* Bruchband, welches nach *Boyer* besonders bey alten und voluminösen Brüchen Vorzug vor den halbkreisförmigen verdient, und dessen Feder $\frac{1}{12}$ des Beckenumfangs umgiebt. *Drittes* Untergeschlecht. Lafond stellbares Bruchband mit übereinander liegenden Federn (*bandage renixigrade*) umfafst $\frac{2}{12}$ des Bekkenumfangs, und mit 2 auf der Hauptfeder verschiebbaren Hülfsfedern versehen, um der erstern an den Stellen, wo das Band die meiste Kraft nöthig hat, mehr Stütze zu geben. Die Erfahrung spricht nicht zu Gunsten dieses Bandes. *Viertes* Untergeschlecht. Bruchbänder mit hölzerner Pelotte (*Delacroix*), welche letztere mit einer ledernen Haube umgeben ist. *Fünftes* Untergeschlecht. Bruchbänder mit beweglichen Ballen. Die grofse Beweglichkeit der Pelotte ist ein Hauptfehler, und man täuscht sich über deren Vortheile. *Sechstes* Untergeschlecht. Von den *doppelten Bruchbändern* (*demi-corps*). — *Erste* Art. *Leistenbruchband. Zweyte* Art. *Schenkelbruchband. — Nabelbruchband.* Der Vf. hält es in Vergleich mit dem Verdierschen Nabelgürtel für nicht zweckmäfsig, indem es den Respirationsbewegungen immer ein Hindernifs entgegensetzt. Auch Rec. stimmt nach seinen Erfahrungen hiermit überein, und zieht auch bey grofsen Nabelbrüchen Erwachsener bey weitem eine halbkugelige oder kegelförmige, mit weichem Leder überzogene Korkpelotte vor, welche mittelst eines grofsen quadratförmigen, auf Leder ge trichenen Pflasters auf der Nabelgegend befestigt, und letzteres durch breite Pflasterstreifen, welche über jenes Pflaster ins Kreuz gelegt werden, noch mehr gesichert wird: zu der Pflastermasse bedient sich Rec. einer Mischung aus *Emplastr. diachyli comp. Unc. ij — Picis burgund. Unc. ß. Storacis drachm. iij*, welche besonders fest anklebt. — S. 436 *Kothrecipienten.* Es geschieht hier des Juvilleschen Instruments Erwähnung, dessen Construction aber nur unvollkommen angegeben ist. Der *Afterhalter* (*contentif du fondement*) nach *De-*

la-

lacroix besteht aus einer mit Leder überzogenen Stahlfeder, welche den Rücken von einer Hüfte bis zur andern umschliefst, und durch einen Bruchriemen um den Körper festgeschnallt wird; von der Mitte der Feder geht ein Arm senkrecht herab, welcher sich am Heiligenbein herab gegen den After nach vorn biegt, daselbst einen kleinen kegelförmigen Zapfen, der mit Ueberzug von Federharz bekleidet ist, trägt, und auf den After drückt. — S. 439 *Fünftes* Geschlecht. *Compressorien für die Blutgefäfse.* Der Vf. beschreibt nur diejenigen, welche längere Zeit liegen bleiben, abgenommen und dann wieder angelegt werden, und übergeht daher die Knebel und diejenigen Tourniquets, welche nur kurze Zeit und bey chirurgischen Operationen benutzt werden können. *Erstes* Untergeschlecht. *Das abgeänderte Tourniquet* von *J. L. Petit.* Die Abänderung bezweckt den Rückfluss des Blutes durch die Venen nicht zu hindern, während das Tourniquet die Arterie comprimirt: das Instrument kann zur Heilung der Aneurysmen an den Extremitäten angewendet werden, und der Vf. sah in einigen Fällen die Heilung dadurch vollkommen erreichen, nur kann es leicht umgestofsen werden. *Zweytes* Untergeschlecht. Moore's Compressorium, welches von Moore eigentlich zur Compression der Nerven, um die Schmerzen bey Operationen an den Extremitäten zu mindern, empfohlen, aber später zu denselben Zwecken, wie das Tourniquet, vor welchem es den Vorzug der Einfachheit hat, gebraucht worden. — S. 446 *Sechstes* Geschlecht. *Maschinen zur Ortsveränderung* (*bandages locomoteurs*) dienen, durch ihre Elasticität die aus irgend einem Grunde verlorengegangene Contractilität der Muskeln zu ersetzen. — *Erste* Art. *Streckende Maschine des Kopfes.* *Zweyte* Art. *Zur Drehung des Kopfes.* Der Vf. giebt solche Maschinen an. *Dritte* Art. Maschine zum Aufheben des Unterkiefers, wenn derselbe in Folge der Lähmung oder Schwäche seiner *musculi levatores* herabhängt: besteht in einer Mütze, zu deren beiden Seiten zwey elastische Blätter herabhangen, die in die Schnallen einer Halfter- oder Kinnbinde pafste. — *Vierte* Art. *Maschine zum Strecken der Finger,* eine äufserst sinnreiche Erfindung von *Delacroix* für einen Clavierspieler, welcher die Fähigkeit eingebüfst hatte, seine Finger zu strecken, und durch jene die fernere Ausübung seines Berufes erreichte. *Fünfte* Art. *Maschine zum Strecken des Unterschenkels* von *Delacroix,* ebenso sinnreich als die vorige, und zu gleichen Zwecken, nämlich die Thätigkeit der gelähmten Streckmuskeln des Unterschenkels zu ersetzen, erfunden. — S. 454 *Siebentes* Geschlecht. *Knochenbruchapparate.* Für Kinder räth der Vf. Pappschienen, statt der hölzernen. — *Erstes* Untersgeschlecht. *Knochenbruchapparat mit der Spiralbinde.* Man wendet ihn bey Brüchen des Oberarms, Vorderarmes, der Hand, des Fufses, der Zehen, und bey sehr jungen Personen selbst bey denen des Oberschenkels an. — *Zweytes* Untergeschlecht. *Bruchapparat mit getrennten Binden.* Apparat des Scultetus wird angewandt bey allen Brüchen der obern Extremität, die mit Wunden complicirt sind, und bey Brüchen der untern Extremität, welche nicht schief und nicht mit Verkürzung complicirt sind. Der Vf. beschreibt diesen Verband sehr umständlich und dessen Modificationen nach der Art des gebrochenen Knochens; z. B. *Dupuytrens* Verband bey *fractura fibulae.* — *Drittes* Untergeschlecht. *Achtzehnköpfiger Knochenbruchapparat:* pafst nur bey Brüchen des Ober-Vorder-Armes und Unterschenkels, sie mögen durch Wunden complicirt seyn oder nicht. *Viertes* Untergechlecht. *Ausdehnender Knochenbruchapparat mit durchbrochenen Schienen.* Hierher gehören die von *Vermandois* und der von *Desault;* der Vf. giebt einen neuen an, man wendet ihn bey schiefen Brüchen des Oberschenkels, wobey Verkürzung des Gliedes statt findet, an. — *Fünftes* Untergeschlecht. *Ausdehnende Knochenbruchapparate mit der mechanischen Schiene: Boyers* Apparat. — *Sechstes* Untergeschlecht. *Knochenbruchapparate mit der doppelten geneigten Ebene:* beschreibt die von *Pott* und *Delpech* vorgeschlagenen Apparate; sie dienen vorzüglich, wenn der Knochenbruch mit krampfhafter Zusammenziehung der Muskeln begleitet ist, wodurch die Knochenfragmente stets verrückt werden. *Erste* Art. Der Apparat von *Pott* und *Dupuytren.* *Zweyte* Art. *Delpech* Pultapparat: dieser wird genauer beschrieben. — S. 493 *Nachsorge bey Anwendung der verschiedenen Knochenbruchapparate.* Der Vf. nimmt die Zeit der Consolidation des *callus* beym Oberarmbruch zu 40 Tagen, die des Vorderarmbruchs gegen den 40ten Tag, die des Schenkelbeinbruches nach 2 Monaten, und des Bruches beider Knochen des Unterschenkels zu 50 Tagen an, mit welchem Zeiteintritt man die Schienen in der Regel weglassen, und noch einige Zeit lang mit der Spiralbinde vertauschen kann; jedoch hält der Vf. die Spiralbinde zur Zertheilung des Oedems eben nicht für nützlich. — S. 496 *Achtes* Geschlecht. *Geschnallte mechanische Verbände oder Maschinen.* *Erste* Art. *Geschnallter mechanischer Verband des Knies* von *Ravaton* beym Bruch der patella vorgeschlagen, und *Boyers* Apparat aus einer hölzernen Rinne, zwey Rinnen und 5 bis 6 leinenen Bändern. *Zweyte* Art. *Verband für die getrennte Achillessehne.* *J. L. Petits* Pantoffel. — S. 505 *Neuntes* Geschlecht. *Orthopädische Apparate,* oder solche, wodurch Deformitäten beseitigt werden. Diese Abtheilung enthält unter den vorgeschickten Bemerkungen viel Interessantes. — *Erste* Art. *Apparat zur Geradrichtung der Nasenknochen* von *Delacroix* für Zerschmetterungen der Nase erfunden. — *Zweyte* Art. *Maschine zur Geradrichtung des verdrehten Kopfes.* — *Dritte* Art. *Maschine zur Aufhebung des Kopfes.* — *Vierte* Art. *Zur Geradrichtung des Kopfes nach hinten zu.* — *Fünfte* Art. *Zur Geradrichtung des Kopfes nach der Seite* (von *Delacroix*). — *Sechste* Art. *Delacroix Maschine zur Geradrichtung der Wirbelsäule;* diese Maschine wirkt extendirend für den Kopf und contraextendirend für das Becken,

und

und besteht in einem Bügel-Apparat, der an einem Rücken- und Beckenschilde befestigt, und den Kopf in einer Schlinge nach oben ausdehnt: sie ähnelt daher der Maschine von *le Vacher*, ist nur sinnreicher und complicirter. Aehnlich ist der von *Borella*, dessen der Vf. hier gleichfalls erwähnt, der aber lästiger ist, als die Delacroixsche Maschine. — *Siebente* Art. *Maschine zur Formverbesserung des Rumpfes* (*reducteur du tronc*) auch von *Delacroix* erfunden, um Leute zu curiren, deren Brust nach einer Seite einen Höcker bildet, und eine Schulter höher ist als die andere. — *Achte* Art. *Delacroix Maschine zur Geradrichtung der verdrehten Hand.* — *Neunte* Art. *Delacroix Stiefelchen zur Geradrichtung des Fufses bey Klumpfüfsen.* — S. 546 *Zehntes* Geschlecht. *Betten.* Der Vf. theilt sie nach ihren Zwekken in: 1) orthopädische Betten, 2) Betten zum strengen Beharren in einer gewissen Lage (*lits d'immobilité*) und 3) Hospitalbetten. Von *Orthopädischen Betten* stellt der Vf. vier Arten auf. Unter diesen erwähnt er der Betten des Dr. *Leuthof* zu Lübeck, und des Chirurgen *Humbert* zu Morlaix, ohne selbe jedoch genauer zubeschreiben.

Aus dieser Uebersicht wird der Leser mit dem Inhalt genügend vertraut geworden seyn. Rec. fügt nur noch hinzu, dafs die Uebersetzung treu und gelungen zu nennen ist.

CHEMIE.

Wien, in d. Beck'schen Buchh.: *Lehrbuch der Chemie.* Von *Benjamin Scholz*, Doctor der Arzneykunde und Professor der allgemeinen technischen Chemie am k. k. polytechnischen Institute. In *zwey* Bänden. 1824—25. *Erster* Band mit 1 Kupfertafel. XV u. 764 S. *Zweyter* Band mit 1 Kupfert. VIII u. 918 S. 8. (7 Rthlr. 8 gr.)

Unter der bedeutenden Anzahl deutscher Lehr- und Handbücher der Chemie, mit welchen unsere Literatur seit einigen Jahren bereichert worden ist, nimmt das vorliegende unstreitig einen der ersten Plätze ein, sowohl was die Vollständigkeit als die lichtvolle Anordnung und Darstellung des Stoffes anbetrifft. Dabey zeigt sich der Verf. nicht blofs als fleifsigen und kenntnifsreichen Sammler, der das Vorhandene gut wiederzugeben wufste, sondern es treten uns in seinem Werke überall eigenthümliche Ansichten, Prüfungen vorhandener Angaben und Mittheilungen weniger bekannter Thatsachen entgegen, letztres vorzüglich was den technischen Theil anbetrifft, welche zeigen dafs dieses Werk die reife Frucht vieljähriger Erfahrung seyn mufs. Einen ganz vorzüglichen und eigenthümlichen Werth erhält es aber insbesondere durch seine durchaus praktische Tendenz: denn es kann, was der Titel nicht erwarten läfst, als ein vollständiges Lehrbuch auch der *technischen* Chemie angesehen werden, — und es steht in dieser Hinsicht höher als alle dem Rec. bekannten deutschen Lehrbücher dieser Art, selbst was den Reichthum an Materialien anbetrifft, welcher bey dem compendiösen Drucke viel bedeutender ist als man nach dem Umfange der beiden Bände erwarten sollte. Anlafs zu erheblichem Tadel hat Rec. bey aufmerksamem Studium des Werkes nicht gefunden, und er würde sich nur deshalb erlauben auf einige kleinere Mängel oder unrichtige Angaben Behufs einer neuen Auflage hinzuweisen, um dem Vf. einen Beweis der Aufmerksamkeit zu geben welche er dem Werke widmete; wäre diese neue Auflage nicht bereits angekündigt, in welcher wohl die meisten jener Anlässe zu Ausstellungen schon getilgt seyn dürften. Ungern hat Rec. namentlich genauer Belehrungen über den wichtigsten chemischen Apparat, ferner die jetzt in einem Lehrbuche der Chemie unerläfsliche Rücksicht auf Mineralogie vermifst, so wie er auch nicht unerwähnt lassen darf, dafs der stöchiometrische Theil des Werkes einer Umarbeitung bedarf, wobey jedoch nicht vergessen werden darf, dafs die erste Auflage schon 1824 erschienen ist, seit welcher Zeit gerade dieser Zweig durch *Berzelius* so bedeutende Erweiterungen erhalten hat. Endlich möchte noch zu wünschen seyn, dafs der Vf. eine bessere Bezeichnung der Oxyde wähle als die gebrauchte Thomson'sche, die nicht nur dem Geiste unserer Sprache durchaus zuwider, sondern auch mehr als jede andre geeignet ist, Verwirrung in die Wissenschaft zu bringen, indem durch Entdeckung jeder neuen Oxydationsstufe eines Körpers oder durch Wegfallen einer solchen, sobald es nicht zufällig die höchste ist, jedesmal alle Oxyde desselben Körpers ihre Namen wechseln müssen, so dafs vielleicht Deutoxyd wird was vor'm Jahre Tritoxyd war, oder umgekehrt. Lassen wir diese Namen den deutschen Lohnübersetzern englischer Geistesproducte, die sie jedesmal stehen lassen und müssen, weil sie im Wörterbuche nicht erklärt sind. So lange nicht eine deutsche Nomenclatur wird erfunden seyn, können wir uns gewifs besser der allgemein eingeführten Ausdrücke Suboxyd, Oxydul, Oxyd, Hyperoxydul u. s. w. bedienen, die nicht nur sich besser dem Deutschen anpassen, sondern noch den grofsen Vortheil haben, dafs sie verschiedene Eigenschaften, in Bezug auf das Vermögen der Oxyde sich mit den Säuren zu verbinden, ausdrücken.

Ein vollständiges Register erleichtert den Gebrauch des Werkes. Wir wünschen, dafs diese kurze Anzeige recht viel dazu beytragen möge, dieses Lehrbuch im nördlichen Deutschland bekannter zu machen, als es bis jetzt war.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1830.

PHILOSOPHIE.

LEIPZIG, b. Barth: *Geschichte der Philosophie* von Dr. *Wilhelm Gottlieb Tennemann*, ehemal. ord. Professor der Philosophie auf der Universität zu Marburg, *mit berichtigenden, beurtheilenden und ergänzenden Anmerkungen und Zusätzen* herausgegeben von *Amadeus Wendt*, ordentl. Prof. der Philosophie zu Leipzig und Grofsherz. Hess. Hofrathe. *Erster* Band. (Die Geschichte der griechischen Philosophie bis auf Sokrates nebst einer allgemeinen Einleitung in die Geschichte der Philosophie enthaltend.) 1829. LXXX u. 558 S. 8. (2 Rthlr. 18 gGr.)

Das Werk *Tennemann's* über die Geschichte der Philosophie ist hinlänglich bekannt; wir werden daher hier nur zu berichten haben, wie es in der vorliegenden verbesserten Ausgabe erscheint. Auch die Bemühungen des Herausgebers um *Tennemann's* Grundrifs der Geschichte der Philosophie stehen beym gelehrten Publicum in einem nicht unvortheilhaften Rufe; es liefs sich daher in voraus erwarten, in welchem Geiste etwa die neue Bearbeitung gerathen würde. Doch mufs der Rec. gestehen, dafs er in dem vorliegenden Werke mehr geleistet gefunden hat, als er zu finden vermuthete.

Als er von einer zweyten Auflage des Tennemann'schen Werkes hörte, noch ehe die erste vollendet ist, sah er dieses Unternehmen als ein verdienstliches an, wenn es in der Art ausgeführt würde, wie er es sich dachte. Ein blofser Abdruck genügte offenbar nicht. Das Buch konnte auf der einen Seite beschnitten, auf der andern Seite mufste es, den Bedürfnissen unserer Zeit gemäfs, erweitert werden: denn seine Vorzüge bestehn hauptsächlich in einer treuen Sammlung der Ueberlieferungen, zu welchen meistens der Text als Commentar angesehn werden kann, und in einer im Ganzen löblichen Auswahl der Citate; seine Mängel dagegen haben vorzüglich ihren Grund in der Kritik, welche es über die Lehren der alten Philosophen ergiefst. Diese konnte nun füglich entweder ganz weggelassen, oder doch sehr ins kurze gezogen, oder auch wohl durch richtigere Würdigung verdrängt werden. Dagegen würde die Sammlung der Ueberlieferungen zu ergänzen gewesen seyn mit Beyhülfe der neuern Forschungen, welche besonders der Geschichte der alten Philosophie nicht ohne Frucht zu Theil geworden sind. Auf solche Weise würde man zwar nicht eine genügende Geschichte der Philosophie erhalten haben, aber eine brauchbare Sammlung von Materialien für die Geschichte der Philosophie, eine Sammlung, welche noch in spätern Auflagen mehr und mehr zu vervollständigen gewesen wäre. Es wird uns niemand mit Grund einwenden können, dafs schon genug gesammelt sey und unsere Zeit nur dafür zu sorgen habe, das Gesammelte gehörig zu verarbeiten.

Dafs nun der Herausg. diesem angegebenen Plane nicht gefolgt ist, soll ihm nicht zum Vorwurfe gereichen. Es gehörte vielleicht zur Ausführung desselben eine gröfsere Selbstverleugnung, als von einem Schriftsteller, welcher eine eigene Geschichte der Philosophie zu schreiben im Stande ist, billiger Weise verlangt werden kann. Dafs aber Hr. *Wendt* eine solche Geschichte zu verfassen fähig ist, davon überzeugen uns seine beurtheilenden Anmerkungen und Zusätze, in welchen wir weder schätzbare Gelehrsamkeit, noch Selbstständigkeit des Urtheils vermissen.

Doch in der That, das Werk, welches der Herausg. unternommen hat, ist ein sehr schwieriges, und wir können uns nicht davon überzeugen, dafs er in der Ausführung seines Planes sich selbst oder seinen Lesern Genüge geleistet habe. Denn indem er sich nicht damit begnügte, das Tennemann'sche Werk zu vervollständigen und hie und da zu berichtigen, sondern in den Noten auch seine eigene Ansicht von den Lehren der alten Philosophen mittheilen und belegen wollte, ist es auf der einen Seite geschehen, dafs man die Ergänzungen der Ueberlieferungen da nicht findet, wo sie mit Recht gesucht werden möchten; auf der andern Seite, da wo er sich doch an *Tennemann's* Arbeit anzuschliefsen genöthigt sah, sind seine Ansichten über die verschiedenen Lehren sowohl eines, als mehrerer, in Zusammenhang stehender Philosophen so zerstreut worden, dafs es schwer hält, oft fast unmöglich scheint, die Uebereinstimmung und innere Einheit der Ergebnisse seiner Forschung zu finden. Es scheint, dafs er diefs selbst sowohl im Einzelnen, als im Ganzen gefühlt hat, denn beym Diogenes von Apollonia hat er es nöthig gefunden, einen Nachtrag einzuschalten (S. 438 f.), in welchem er den Zusammenhang seiner Ansichten über diesen Philosophen zu entwickeln sucht, und zu Ende dieses ersten Theils giebt er noch einen, nur zu kurzen Schlufs, welcher zeigen soll, wie der ganze Verlauf der Vorsokratischen Philosophie gewesen sey. Wir finden übrigens diefs Verfahren sehr löblich und bedauern nur,

nur, dafs der gelehrte Herausg. es nicht häufiger in Anwendung gebracht hat.

Indem wir aber von einem Plane des Herausg. bey seiner Bearbeitung der Tennemann'schen Geschichte sprechen, müssen wir der Ungleichartigkeit erwähnen, in welcher die Anmerkungen ausgefallen sind. In dem ersten Theile der Arbeit bis über die Pythagoreer hinaus sind ungleich weniger Anmerkungen gegeben worden, als in dem zweyten Theile. Der Herausg. entschuldigt diefs Vorr. S. XV. aus der Natur des Gegenstandes und wir sind weit davon entfernt, diese Entschuldigung nicht für seine aufrichtige Meinung zu halten; es scheint uns aber doch, als wenn sich ihm sein Plan im Fortschreiten der Arbeit unter der Hand verändert hätte. Zuerst mochte er wohl nur die Absicht haben, hie und da durch seine Zusätze und Bemerkungen nachzuhelfen; nachher aber fand er, dafs durch kurze Bemerkungen das Nöthige nicht gethan werden könne und so wuchsen seine Noten immer mehr an, bis sie zuletzt den Text zuweilen ganz verdrängen. Bey dieser Beschaffenheit der Anmerkungen ist nun in der That zu fragen, warum der Tennemann'sche Text ihnen noch beygegeben sey; er dient nur zu einer Gelegenheit, das dort Besprochene von Neuem zu besprechen.

Die äufsere Einrichtung des Buches wird nun hierdurch schon sehr unbequem für den Gebrauch. Dazu kommt aber noch, dafs die Citate nicht selten nachlässig gegeben sind. Zuweilen wird nur das Buch angeführt, in welchem eine Ueberlieferung zu finden ist, zuweilen nur der Schriftsteller mit der Seitenzahl, aber ohne Angabe der Schrift. Diefs sind nur einzelne Mängel, welche aber bey Benutzung der Schrift zu vielem unnöthigen Nachschlagen zwingen. Noch empfindlicher jedoch dürfte es für viele seyn, dafs die griechischen Stellen fast durchgängig ohne Accente, ohne Spiritus und andere kleine Schriftzeichen abgedruckt worden sind. Man geräth unwillkürlich in Furcht, nach einer bekannten Anekdote einmal θέον mit θεὸν zu verwechseln, wozu sich wirklich S. 130 Anm. die Gelegenheit darbietet, so wie in einer andern Stelle S. 258 Anm. jeder, welcher die ausgeschriebene Sentenz nicht schon kennt, in Verlegenheit kommen wird, ob er das dort befindliche *ov* als *οὐ* oder als *οὗ* lesen soll. Im Jahre 1798, als *Tennemann* schrieb, war für viele die Zeit noch nicht gekommen, wo man auf solche Kleinigkeiten seine Aufmerksamkeit richtete; aber jetzt möchten wir den Herausg. ernstlich bitten, in den folgenden Theilen diesem Uebelstande abzuhelfen, unbekümmert darum, dafs auf diese Weise eine Ungleichmäfsigkeit in dem Werke entstehen würde. Wenn man noch hiezu nimmt, dafs in den ausgezogenen griechischen Stellen sich sehr viele Druckfehler finden (z. B. S. 182 Anm. und S. 191 Anm. sind in je 8 Versen je 3 nicht angezeigte Druckfehler), so ist es wohl nicht zu viel gesagt, dafs durch diese Vernachlässigung des Aeufsern viele dieser Stellen für den, welcher sie nicht schon genau kennt, ganz unlesbar werden.

Nachdem wir die äufsere Einrichtung des Werkes betrachtet haben, wenden wir uns zu dem Inhalte desselben und indem wir voraus anerkennen, dafs der Herausg. nicht nur das Tennemann'sche Werk vielfältig bereichert und berichtigt, sondern auch um die Geschichte der Philosophie noch sonst sich manches Verdienst erworben hat, wollen wir zuerst nur hie und da unsere Bemerkungen über einzelne Theile seiner Arbeit machen, zuletzt aber die Ansicht, von welcher aus er die Philosophie der vorsokratischen Schulen betrachtet, einer Kritik unterwerfen.

Das Tennemann'sche Werk beginnt mit einer Einleitung in die Geschichte der Philosophie, welche ziemlich weitläuftig gerathen ist (die allgemeine Einleitung geht bis S. LXXX.). Der Herausg. hat diese Einleitung mit wenigen Auslassungen, Abänderungen und Zusätzen abdrucken lassen. Uns scheint aber diefs nicht ganz passend; denn vieles in der Einleitung ist zu weitschweifig ausgeführt, vieles veraltet, anderes ungenügend. Wollte der Herausg. zeigen, aus welchem Gesichtspunkte *Tennemann* die Geschichte der Philosophie bearbeitet habe, so würde dazu ein kurzer Auszug aus der Einleitung genügt haben. Aufserdem aber wäre es sehr erwünscht gewesen, auch von dem Herausg. zu erfahren, von welchem Standpunkte aus er seine Ansichten von der Geschichte der Philosophie genommen habe, während wir jetzt nur aus einzelnen Andeutungen hierüber etwas erfahren. Um die Lücken der Tennemann'schen Einleitung zu ergänzen, sind S. XXXIV bis XXXVIII und S. LX — LXI ein Paar Abschnitte aus der Wendt'schen Bearbeitung des Tennemann'schen Grundrisses der Gesch. und Phil. eingefügt worden, welches auch nicht ganz zu billigen ist, da die Kürze und der Stil eines Compendiums gegen die Ausführlichkeit des Werkes sehr abstechen, wie denn z. B. S. XXXVII Anm. eine blofse Frage anstatt der Belehrung steht, welches nur in einem Compendium am rechten Orte ist, da einem solchen die Rede des Lehrers als Ergänzung dient. Ebenso fällt in der zweyten Stelle die Eintheilung der Geschichte der Philosophie wie vom Himmel, ohne irgend eine Angabe von Gründen. S. XXVI Anm. finden wir eine auffallende Mifsdeutung der Worte *Tennemann's*: „Wenn man den Unterschied zwischen Philosophie und ihrer Geschichte, zwischen dem Inhalte dieser und jener gehörig bestimmt, so wird es nicht befremden, dafs man in der Geschichte der Philosophie mehreres finden mufs, was in die Philosophie als Wissenschaft nicht gehört." Hr. *Wendt* nämlich bemerkt dabey: „der Vf. will wohl sagen: was die strenge Prüfung nicht aushält." Unstreitig ist diefs nicht der genaue Sinn des

Vfs.,

Vfs., vielmehr dachte er nach seinen kantisch-kritischen Grundsätzen daran, dafs die meisten Untersuchungen, welche Gegenstand der Geschichte der Philosophie sind, wenn man den kritischen Maafsstab anlege, über das Gebiet der Philosophie hinausgingen.

Dem Herausg. ist noch eine Lücke der einleitenden Untersuchungen bey *Tennemann* bemerklich geworden, welche er aber nicht ausgefüllt hat. In einer Schlufsbemerkung S. LXXX giebt er an, dafs eine Uebersicht der religiösen und philosophischen Ansichten der orientalischen Völker und der ältesten griechischen Cultur zur Erklärung der Philosophie der Griechen, deren vielseitiger Zusammenhang mit dem Oriente unleugbar sey, sehr förderlich seyn würde, und läfst uns hoffen, dafs er hierüber seine eigenen Forschungen später mittheilen werde. So wie es nun aber jetzt steht, bleibt immer eine sehr fühlbare Lücke des vorliegenden Werkes. Bey dieser Veranlassung wollen wir einiges über die Art sagen, wie der Herausg. das Verhältnifs der griechischen Philosophie zum Orientalischen zuweilen berührt. Mehrmals werden von ihm Philosopheme auf die Orphische Kosmogenie und diese wieder auf orientalische Lehren zurückgeführt, z. B. S. 68. [12].), 125. [32].), 132. Anm., auch das pelasgische Element im griechischen Volke soll nach *Schelling* auf orientalische Bildung zurückgehn S. 4 Anm., in dem Symbolischen der Pythagorischen Zahlenlehre und in der ganzen Einrichtung des gesellschaftlichen Instituts, welches Pythagoras errichtete, soll sich der orientalische Geist verrathen, die Einrichtung des pythagorischen Ordens soll sich besonders an ägyptische Priestermysterien anschliefsen S. 88 *), 92 Anm., und in den Lebensregeln des Pythagoras sollen ägyptische Symbole enthalten seyn S. 140 *). Der Rec. gehört nicht zu denen, welche allen Einfluss des Orients auf die Bildung Griechenlands leugnen möchten; allein in dem Angeführten findet er doch viel Bedenkliches, indem *Schelling's* Beweise für den orientalischen Ursprung der pelasgischen Mysterien fast ganz auf leeren Etymologieen beruhn, die Orphischen Kosmogenien und Mysterien nach *Lobeck's* gründlichen Untersuchungen früherer und neuester Zeit nicht so alt sind, als man wohl sonst glaubte und aus dem Gange griechischer Bildung sich erklären lassen und endlich die Zurückführung der Pythagorischen Zahlenlehre, Lebensregeln und Institute auf Aehnliches bey den Aegyptern auf ganz unkritischen Gewährsmännern der orientalisirenden Zeiten beruht. Es mag seyn, wie S. 4 Anm. gesagt wird, dafs die Grundideen, die fast in jedem philosophischen Systeme der Griechen wiederkehren, zugleich die Grundlehren der orientalischen Religion sind, so folgt daraus noch nicht, dafs diese Grundlehren vom Orient nach Griechenland gebracht worden sind, vielmehr glaubt der Rec. annehmen zu dürfen, dafs vom Orient aus in Beziehung auf geistige Bildung nur ein so allgemeiner und elementarischer Einfluss auf die Griechen geübt wurde, dafs eine bestimmte Ausbildung der Philosophie daraus sich gar nicht ableiten läfst; er unterschreibt daher mit voller Uebereinstimmung die Aeufserung des Herausg. a. a. O., dafs dem Griechen das Verdienst bleibe, den mit der Religion verschmolzenen Gedanken zu freyer Entwicklung gebracht und die Gegenstände der Religion zu Gegenständen selbstständiger Forschung erhoben zu haben.

Zu der Einleitung in die Geschichte der griechischen Philosophie, welche *Tennemann* giebt, hat der Herausg. manche kurze, aber sehr bedeutende Bemerkungen gemacht, in welchen er besonders die Freyheit der griechischen Bildung vom Kastenwesen und von feststehenden heiligen Satzungen, die schöne Individualität der Griechen, die Anregung zur logischen Entwicklung, welche in der Ausbildung der Beredtsamkeit lag, hervorhebt, aber wir müssen gestehn, dafs auch durch diese Bemerkungen uns noch keineswegs vollständig erklärt zu werden scheint, wie die griechische Philosophie durch die frühere Bildung der Griechen vorbereitet worden sey. Hierzu wäre es nöthig gewesen, mehr in die Zeitverhältnisse einzugehn, unter welchen die griechische Philosophie sich auszubilden anfing. Erst auf diese Einleitung folgt die Aufzählung der Quellen, aus welchen wir die Geschichte der griechischen Philosophie schöpfen können, gröfstentheils nach *Tennemann*, nur mit einigen Einschaltungen des Herausg. Aber auch hierbey vermissen wir manches. Die Ueberlieferungen des Sextus Empiricus werden von *Tennemann* zu günstig beurtheilt; sie sind in der Regel nicht sehr zuverlässig, nicht aus der ersten Quelle geschöpft, welches der Herausg. wohl hätte bemerken können. Bey der Erwähnung des Diogenes Laërtius sehen wir uns vergeblich nach einer genauern Unterscheidung der Theile der Geschichte um, in welchen er bessern Ueberlieferungen folgt, als in andern; aufser den Eklogen des Stobäus hätten auch seine Sermonen und neben einem Macrobius auch wohl Eusebius, Alexander von Aphrodisia, Censorinus und Andere eine Erwähnung verdient. Wir wollen damit nur andeuten, dafs die allgemeine Angabe der Quellen etwas obenhin gemacht worden ist, in welcher Art sie wenig Nutzen hat, während sie, auf eine gründliche Weise durchgeführt, allerdings zwar belehrender, aber hier nicht recht an ihrer Stelle gewesen seyn würde. Bey dieser Gelegenheit bemerken wir, dafs der gelehrte Herausg. die Schriften des Johannes Philoponus und anderer Ausleger des Aristoteles fleifsig benutzt hat, aber auch zuweilen citirt, wo ihre Autorität von keiner Bedeutung ist. Wir würden hierüber nichts gesagt haben, wenn es nicht jetzt Mode würde, die Geschichte der Philosophie aus diesen Schriftstellern mehr als billig schöpfen zu wollen, so wie man

in

in früherer Zeit die Angaben der Kirchenväter als gute Autorität gelten liefs.

Wenn wir nun in die einzelnen Lehren der ältesten griechischen Philosophen eingehn und einiges bemerken werden, in welchem wir der Meinung des Herausg. nicht beystimmen können, so müssen wir uns noch vor dem Schein verwahren, als wollten wir in einer so dunkeln Sache mit völliger Sicherheit unsere Meinung geltend machen. Wir wissen sehr wohl, dafs es unmöglich seyn dürfte, bey dem Schwankenden, Unzusammenhangenden und Widersprechenden der Ueberlieferungen in vielen und nicht immer in den unbedeutendsten Dingen dieses Gebiets ein völlig genügendes und gegen alle Zweifel gesichertes Resultat zu finden. Die Bemerkungen, welche wir gegen die Ansichten des von uns sehr geachteten Herausg. machen werden, haben nur den Zweck, ihn und unsere Leser zu überzeugen, dafs wir mit Ernst seinen Untersuchungen gefolgt sind, auch hie und da einiges zur genauern Erforschung der Sache beyzutragen.

Der Herausg. zweifelt S. 32 *), ob nicht anstatt mit dem Thales mit der sogenannten Gnomenphilosophie der Anfang der Geschichte der Philosophie gemacht werden sollte. Allein wenn man bedenkt, mit wie wenig geschichtlicher Sicherheit, in welcher zweydeutigen und fragmentarischen Gestalt die ältesten Gnomen der Griechen uns überliefert worden sind, so kann der Zweifel des Herausg. wohl nur so viel bedeuten, dafs vielleicht in jenen Gnomen schon die ersten Keime der Philosophie enthalten seyn möchten, welche jedoch, so wie alle ersten Keime der Bildung geschichtlich sich nicht verfolgen liefsen. Und auch diese Meinung möchten wir nicht unbedingt unterschreiben; denn die ältesten Gnomen der Griechen sind meistens sittlichen oder politischen Inhalts; die Geschichte der griechischen Philosophie dagegen beginnt mit physischen Untersuchungen und daher können jene nicht wohl als erster Keim dieser betrachtet werden. Die griechische Philosophie hat überhaupt eine weitere Basis in der Poesie, der Mythologie, der Volksweisheit und den wissenschaftlichen Bestrebungen der frühern Zeiten, wie auch der Herausg. an andern Stellen nicht verkennt, z. B. S. 37 *), 53 *). Die Lehre des Thales wird S. 58 **) richtig auf die alterthümliche Vorstellung von der Welt als einem sich lebendig entwickelnden Wesen zurückgeführt; wenn jedoch auf die Sinnsprüche, welche dem Thales beygelegt werden, nach S. 61 10.) die Maxime der Kritik angewendet werden soll, „dafs das, was mit der gröfsten Allgemeinheit im Alterthume dem Thales beygelegt wird, und dem oben angeführten Grundsatz seiner Philosophie nicht widerspricht, als dem Thales zugehörig angesehn werde," so machen wir dagegen bemerklich, dafs eine Ueberlieferung über die ältesten Zeiten, welche sich nur im Munde des Volkes fortgepflanzt haben könnte und keinen kritischen Zeugen für sich hat, auch bey der Uebereinstimmung der Angaben keinen Glauben verdient.

In der Anm. zu S. 66, in welcher die Ansicht des Herausg. über das Unendliche des Anaximander gegeben wird, finden wir nicht hinlänglich bestimmt, in wiefern der oberste Grund dieses Philosophen „einen durch seine Unendlichkeit von den Elementen verschiedenen Grundstoff, der alles andere enthält, in dem alles seinen materiellen Grund hat," bedeuten könne. Es ist nämlich hier die wichtige Frage, ob mit dem Aristoteles *phys.* I, 4 und *met.* XII, 2 und dem Theophrast *b. Simplic.* in *Arist. phys. fol.* 6. *b.* angenommen werden soll, dafs in dem ἄπειρον des Anaximander alle Verschiedenheiten der Dinge schon gemischt enthalten seyen, oder ob man diese Männer beschuldigen soll, die Lehre des Anaximander falsch aufgefafst zu haben, indem vielmehr aus dem unbestimmten Stoffe des Unendlichen nach der Lehre des Anaximander erst die bestimmten Beschaffenheiten der Dinge sich gebildet hätten. Zu dem letztern scheint der Herausg. geneigt zu seyn, indem er S. 67 *) sagt: „Fast scheint es aber, als habe Aristoteles des Anaxagoras und seine eigenen Unterscheidungen in die einfachere Lehre des Anaximander hineingetragen." Vergl. S. 393 Anm. und den Schlufs des Herausg. nach S. 533. Doch finden wir zu dieser Annahme nur in den Angaben späterer, ungenauer Berichterstatter einigen Grund; uns scheint es daher sicherer zu seyn, dem Aristoteles und seinem Schüler zu folgen, wonach Anaximander als der erste Philosoph erscheint, welcher auf mechanische Weise durch blofs räumliche Bewegung die Veränderungen in der Natur erklären wollte, wie dieis auch mit andern Punkten seiner Lehre übereinstimmt.

Ueber Anaximenes ist sehr wenig den dürftigen Nachrichten und Ansichten *Tennemann's* zugefügt worden und doch wäre dieser Philosoph wohl einer gröfsern Beachtung werth gewesen wegen seiner genauen Verbindung mit dem Diogenes von Apollonia, welche auch der Herausg. S. 428 Anm. anerkennt.

(Die Fortsetzung folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1830.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Barth: *Geschichte der Philosophie* von Dr. *Wilhelm Gottlieb Tennemann* — — *mit berichtigenden, beurtheilenden und ergänzenden Anmerkungen und Zusätzen* herausgegeben von *Amadeus Wendt* u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Auch über die Philosophie der Pythagoreer sind die Bemerkungen des Herausg. nicht ausreichend. Er konnte freylich bey seiner Arbeit (s. Vorr. S. XV) die Schriften *Ritter's*, *Reinhold's* und *Brandis's* über diesen Gegenstand noch nicht benutzen; aber auch schon eine sorgfältigere Benutzung der Untersuchungen *Böckh's*, welchen er ohne Beweisführung oder nähere Angabe beschuldigt, dafs er hie und da in seiner Schrift über den Philolaos das Alt- und Neu-Pythagorische nicht sorgfältig genug unterschieden habe, hätte ihn weiter führen können, als er gegangen ist. Dieſs sieht man am meisten an der Stelle, wo die Fragmente des Philolaos angeführt werden. S. 151 f. Seltsam gegen die Anklage *Böckh's* klingt es, wenn man S. 76 Anm. liest, dafs noch nicht alle Zweifel gegen die Echtheit des Platonischen Timäus gehoben seyn sollen. Wenn auch von irgend einem alten Kritiker Zweifel gegen die Echtheit dieses Werkes geäufsert worden sind, so würde doch wohl diese Zweifel jetzt wieder aufzurühren, nicht an der Zeit seyn. Noch in einem andern Contraste finden wir mit dieser Hyperkritik die Meinung des Herausg., dafs doch wohl die bekannten Schriften unter den Namen des Timäus und des Ocellus echt seyn könnten, und dafs „in jedem Falle in beiden Schriften Philosopheme pythagorischer Abkunft enthalten seyen." A. a. O. vergl. S. 80 *), S. 149 *), wo ein Auszug aus der Schrift des Ocellus gegeben wird. Selbst die Meinung, dafs die Archytischen Categorien echt seyen, glaubt der Herausg. nicht übergehen zu dürfen (S. 81 Anm.) und *Tennemann* wird (S. 143 *)) ohne Grund getadelt, weil er die moralischen Fragmente sogenannter Pythagoreer beym Stobäus verwirft. Wir sind der Meinung, dafs der Herausg. überhaupt den spätern Nachrichten über die Pythagoreer zu viel Glauben geschenkt, dagegen die Ueberlieferungen des Aristoteles und die Fragmente des Philolaos nicht genug gewürdigt hat. So werden die genauen Angaben des Aristoteles Met. XII, 7 u. XIV, 4 u. 5 verworfen, nach welchen, wie der Herausg. S. 129 Anm. sagt, die Gottheit des Pythagoras ein sich zu dem Vollkommenen erhebendes Princip seyn würde, um der nur von jüngern Schriftstellern aufgestellten Annahme zu folgen, dafs das erste Erzeugende das Beste sey, einer Annahme, welcher Aristoteles die Lehre der Pythagoreer ausdrücklich entgegensetzt. So wird S. 130 Anm. geleugnet, dafs die Pythagoreer schon zwischen Leben und Seele unterschieden hätten, weil selbst Aristoteles diesen Unterschied nicht festhalte; aber weder das letztere ist richtig (vergl. z. B. *de sensu* 1), noch kann auch den Pythagoreern der Unterschied zwischen Leben und Seele abgesprochen werden, denn beym Philolaos findet er sich sehr bestimmt ausgesprochen. S. *Böckh's* Philolaos S. 157 f.; *Ritter's* Gesch. der Pythag. Phil. S. 214. Es wird auch ohne Grund daran gezweifelt, ob *Arist. de anima* I, 3 auf die Seelenwanderung der Pythagoreer sich beziehe. S. 133. [43]).

Wir übergehen mehrere andere Punkte, in welchen sich zeigt, dafs der Herausg. diesen Theil seiner Geschichte weniger sorgsam behandelt hat, um nur noch Einiges über die allgemeine Ansicht mitzutheilen, welche er von der Lehre der Pythagoreer giebt. Er äufsert S. 107 *): „Pythagoras ging bey Betrachtung der Principe der Dinge zuerst über das Sinnliche und Körperliche hinaus. Er fafste sie aber in der Form der Zahlen, die gleichsam zwischen dem Sinnlichen und Uebersinnlichen liegen und eben darum auch die symbolische Deutung gestatten, und fand in dem durch sie gedachten Verhältnisse der Dinge die vernunftmäfsige Einheit und Harmonie der Welt. Auch entwickeln sich in seiner Schule schon an den Unterschieden der Zahl die Gegensätze und Grundbestimmungen der Dinge. Allein da die Zahl eine Form des *Aeufsern* und gegen den Inhalt gleichgültig ist: so konnte auch eine in das Specielle und Concrete herabsteigende Bezeichnung der Dinge durch Zahlen nicht anders als willkürlich und schwankend seyn, besonders da sich die Zahlenverhältnisse wiederholen." Diese Stelle kann als eine Probe der Art dienen, wie der Herausg. zuweilen die Philosophie der Alten in eine etwas moderne Kunstsprache übersetzt. Wir bemerken aber in dieser so manches Unbestimmte und so manches Inadäquate, dafs wir solche Uebersetzungen nicht glücklich finden können. Warum heifst es z. B. in d. a. St.: „welche *gleichsam* zwischen dem Sinnlichen und Uebersinnlichen liegen?" Wenn Pythagoras „über das Sinnliche hinausging," so scheint er doch nothwendig schon den bloſsen Worten nach in die Region des Uebersinnlichen angelangt zu seyn. Warum heifst ferner die Zahl eine Form des Aeufsern, da sie

sie doch vielmehr nach *Kant's* richtiger Bestimmung die Form der innern Anschauung ist? Wir begreifen hier, dafs der Ausdruck „Aeufseres" in der bestimmten Terminologie einer Schulphilosophie gebraucht wird, welches zwar in einem ausführlichen System der Philosophie zulässig seyn mag, aber schwerlich in Bemerkungen zu einer Geschichte der Philosophie, welche Erklärungen der *termini technici* nicht enthalten kann. Es ist unserer Meinung nach eine schwierige, aber unerläfsliche Aufgabe für den Geschichtschreiber der Philosophie, sich der neuern Ausdrucksweisen, welche einen zu eigenthümlichen Beygeschmack haben, ganz zu enthalten, die bequemen Mittel schulmäfsiger Darstellung hinter sich zu lassen und in einer Sprache zu reden, welche aus dem allgemeinern Verkehr entnommen ist. Doch wir wenden uns zu dem Inhalt der angeführten Stelle. Dafs der Herausg. behauptet, Pythagoras sey über das Sinnliche und Körperliche bey Betrachtung der Principien hinausgegangen, stimmt damit überein, dafs er mehrmals z. B. S. 102 *) die Zahlen nicht ausgedehnte Gröfsen nennt. Allein er hätte uns zur Begründung seiner Ansicht wenigstens zeigen sollen, was mit den Stellen des Aristoteles zu machen sey, in welchen er ausdrücklich sagt, die Einheiten der Pythagoreer, aus welchen sie die Zahlen zusammensetzen, hätten Gröfse, Gröfse nämlich im Sinne des Aristoteles, welcher *μέγεθος* für ausgedehnte, d. h. körperliche Gröfse gebraucht. S. *met.* XIII, 6. 8. Aufserdem aber müssen wir es leugnen, dafs man über das Sinnliche hinausgehe, wenn man auf Zahl und Gröfse kommt, denn die Gröfse ist nur die Form oder das Allgemeine des Sinnlichen, und das Unterscheidende zwischen den ionischen Philosophen und den Pythagoreern besteht daher nur darin, dafs jene aus einem besondern sinnlichen Inhalt, diese aber aus der allgemeinen Form des Sinnlichen das Sinnliche überhaupt erklären wollten. Wenn nun ferner von der Zahlenlehre der Pythagoreer das Symbolisirende in ihrer Vorstellungsweise abgeleitet und darin ein wesentliches Moment ihrer Erklärungsart gefunden wird, so bezeichnet damit der Herausg. nur eine Seite ihrer Weltansicht, übergeht aber ganz die viel wichtigere Seite derselben, nach welcher sie durch die Einheiten und das Leere die räumlichen Verhältnisse, die bestimmten Figuren und Körper, ferner die sinnlichen Beschaffenheiten der Elemente und die lebendigen Kräfte auf den verschiedenen Stufen des Daseyns sich bilden liefsen. Sehr richtig hat er es zwar aufgefafst, dafs in ihrer Zahlenlehre die Ansicht von einer vernunftmäfsigen Einheit und Harmonie der Welt ausgedrückt sey, allein wie sie diese Einheit durch Hülfe ihrer Zahlentheorie sich zu veranschaulichen suchten, tritt nach seinen Bemerkungen wenigstens nicht bestimmt genug hervor.

Sorgfältiger als der bisher von uns betrachtete Theil ist das Folgende vom Herausg. bearbeitet worden. Doch haben wir an der Art, wie er die Lehren der Eleaten betrachtet, einige wesentliche Ausstellungen zu machen. Beym Xenophanes geht der Herausg. darauf aus, in den Beweisen genau das zu unterscheiden, was nur von Gott gelte, und indem er fast alle Beweise nur auf Gott bezieht, S. 164. [9]); S. 165. [11]); die Argumentationen aber, welche dem Xenophanes in der Schrift *de Xenophane, Zenone et Gorgia* zugeschrieben werden, für verdächtig hält, S. 165. [10]), kommt er zu dem Resultate, dafs Xenophanes durch seine Lehre von der Einheit und Ewigkeit Gottes die Vielheit und Veränderlichkeit der Dinge nicht habe leugnen wollen, S. 164. [9]); 175 *); 189. [35]). Allein wir haben keinen Grund, die Angaben nicht nur der Schrift *de Xenophane* etc., sondern auch des Theophrast beym Simplicius zu verdächtigen, aufser nur insoweit, als sie den genauern Zusammenhang der Gründe in einer Reihe von Schlüssen darstellen, welche Xenophanes in seinen Gedichten wahrscheinlich mehr zerstreut gegeben hatte. Die Gründe gegen das Werden aber, welche dem Xenophanes beygelegt werden, gehn nicht vom Begriffe Gottes aus, sondern von der Unmöglichkeit des Werdens aus Nichts und betreffen also alles Seyn, nicht blofs das Seyn Gottes. Ferner das auch die Vielheit der Dinge vom Xenophanes geleugnet werde, geht daraus hervor, dafs er von dem Begriffe Gottes aus schliefst, dafs wenn Gott das Allmächtige (*τὸ κράτιστον*) sey, es nichts anderes geben könne, welches irgend eine Macht habe. Diese Ansicht schliefst also alle Macht und mithin alles Seyn der übrigen Dinge aufser Gott aus, und dafs er den Dingen eine selbstständige Macht und ein Seyn *in* Gott beygelegt habe, kann durch nichts bewiesen werden. Endlich sind auch die Zeugnisse des Platon und des Aristoteles von der Art, dafs wir nicht daran zweifeln können, dafs Xenophanes schon ganz wie die spätern Eleaten Vielheit und Werden der Dinge aufhob. Aristoteles sagt *met.* I, 5, Einige hätten von keiner Entstehung des All gesprochen, sondern hätten das All als unbewegt angesehen und zu diesen zählt er den Xenophanes, bemerkend, dafs er zwischen dem materiellen und dem begriffsmäfsigen Seyn nicht unterschieden zu haben scheine, sondern auf den ganzen Himmel (die Welt) blickend sage er, das Eins sey der Gott. Hierin wird also dem Xenophanes ausdrücklich der Unterschied zwischen Gott und Welt abgesprochen und wenn daher von Gott die Einheit und die Unveränderlichkeit gilt, so wird dadurch auch zugleich die Vielheit und das Werden der Welt geleugnet. Auch Platon legt Soph. p. 242 dem Xenophanes mit Bestimmtheit dieselbe Lehre, wie den übrigen Eleaten bey, *ὡς ἑνὸς ὄντος τῶν πάντων καλουμένων*, worin man keinen andern Sinn finden kann, als nur diesen, dafs alles das, was als Vieles bezeichnet werde, in Wahrheit nur Eins sey. Der gelehrte Herausg. hat alle diese Stellen genugsam gekannt; wir können daher seine Abweichung von denselben nur daraus erklären, dafs er die Geschichte der vorsocratischen Philosophie tiefer als Platon und Aristoteles erforschen wollte, worin ihn bey dem besprochenen Punkte wohl hauptsächlich das Bestre-

streben leitete, einen charakteristischen Unterschied zwischen dem Xenophanes und den spätern Eleaten zu finden. Dieser Unterschied scheint allerdings darin gelegen zu haben, dafs Xenophanes hauptsächlich von dem Begriffe Gottes ausgehend seine Lehre begründete, während die Spätern auf dialektischere Weise von dem Begriffe des Seyenden aus ihre Beweise suchten; in den Hauptpunkten ihrer Lehre scheinen aber alle Eleaten einer Meinung gewesen zu seyn.

Mit Recht ist dagegen S. 189. [35]) anerkannt worden, dafs Parmenides Entstehn und Vergehn ausdrücklich leugne, nicht blofs von Gott, sondern überhaupt. Doch streitet der Herausg. S. 192. [39]) vergebens gegen seinen Autor, indem er nicht zugeben will, dafs das, was von dem Eins und von Gott gilt, auch auf das Weltall übertragen werde: denn bey Parmenides ist gar keine Unterscheidung zwischen Gott und Welt. Auch S. 190. [37]) verkennt er die richtige Ansicht, welche *Tennemann* von dem Verhältnisse des Parmenideischen Eins zur Mannichfaltigkeit der sinnlichen Dinge gefafst hatte, indem er sie aus der von *Tennemann* selbst angeführten Stelle *Arist. de coelo* III, 1 widerlegen will. Aber diese Stelle scheint Hr. *W.* auch nach S. 183 *) falsch verstanden zu haben. Aristoteles lehrt, Parmenides und Melissos wären zur Verwerfung alles Werdens gekommen, weil sie die Begriffe der ersten Philosophie (τοὺς ἐκεῖθεν λόγους) auf die Physik übertragen hätten, indem sie annehmen, dafs nichts anderes sey aufser dem Wesen der wahrnehmbaren Dinge (παρὰ τὴν τῶν αἰσθητῶν οὐσίαν). *Tennemann* hatte also ganz Recht zu sagen, dafs „Parmenides die Gegenstände der Erfahrung als wirkliche Objecte, also auch den Inbegriff derselben als ein reales Ganze gelten lasse, nur mit dem Zusatze, dafs sie uns durch die Sinne nicht, wie sie an sich sind, erscheinen. Er trennte also von ihnen alles ab, was er für Täuschung der Sinnlichkeit hielt, als Veränderlichkeit, Getrenntseyn, Theilbarkeit, Entstehen und Vergehen und intellectualisirte sie gleichsam." Dagegen streitet auch nicht, dafs Aristoteles *met.* I, 5, die Lehre des Parmenides von der des Melissos genauer unterscheidend, sagt, Parmenides scheine das Eins dem Begriffe nach, Melissos aber der Materie nach aufzufassen, denn das κατὰ τὸν λόγον eben so wohl, als das κατὰ τὴν ὕλην ist dem Aristoteles die οὐσία τῶν αἰσθητῶν, nur beide in verschiedener Bedeutung. Wir würden diesen Irrthum des Herausg. nicht erwähnt haben, wenn nicht mit demselben auch die wichtigere Erklärung des Verhältnisses, welches zwischen der Sinnenlehre und der Verstandeslehre des Parmenides anzunehmen ist, zusammenhinge. Der Herausg. unterscheidet zwey Ansichten über dieses Verhältnifs, von welchen er die eine dem Aristoteles beylegt und mit dessen Worten *de coelo* III, 1 übereinstimmend findet, nämlich dafs die Naturlehre nur „den eiteln Schein" zum Gegenstande habe S. 192 *). Die Worte des Aristoteles sind: οἱ μὲν γὰρ αὐτῶν ἀνείλον ὅλως γένεσιν καὶ φθοράν· οὐδὲν γὰρ οὔτε γίνεσθαι φασιν οὔτε φθείρεσθαι τῶν ὄντων, ἀλλὰ μόνον δοκεῖν ἡμῖν. Diese Worte in Verbindung mit dem Folgenden, was so eben angeführt worden ist, können nun aber nichts anderes bedeuten, als dafs nur das Vergehn und Entstehn der Dinge Schein ist, während doch die Wahrheit des dem Entstehn und Vergehn zum Grunde liegenden dadurch nicht geleugnet werden soll. So bemerkt auch der Herausg. selbst S. 197. [44]), dafs die Verse des Parmenides 107 f. bey *Fülleborn* oder 114 f. bey *Brandis* offenbar, wie er sich ausdrückt, das Bestreben des Parmenides verrathen, die Lehre des Scheins auf die Lehre der Vernunftwahrheit vom Seyn zurückzuführen. Wir müssen hier noch einen Punkt berühren, welcher in neuern Zeiten öfters zu Mifsverständnissen Veranlassung gegeben hat. Der Herausg. nennt S. 191 *) die Uebersetzung der Worte des Parmenides: χρὴ τὸ λέγειν τὸ νοεῖν τὸ ὂν ἔμμεναι: es mufs das Sprechen und das Erkennen das Seyende seyn, die richtige, im Gegensatz gegen die Uebersetzung *Fülleborn's*: das Sagen, Denken und das Seyn habe also Realität. Allein man sieht wohl, dafs beide Uebersetzungen grammatisch zu rechtfertigen sind und nur aus einer Neigung der neuern Zeit, die Lehre des Parmenides als Identismus zu deuten, ist es zu erklären, warum man die erstere vorgezogen hat. Dagegen stimmt nun mehreres Andere, was uns wenigstens beweist, dafs Parmenides nicht einen reinen Identismus gelehrt habe; im Besondern aber ist auch die angeführte Stelle von der Art, dafs wir die Uebersetzung, welche der Herausg. vorschlägt, nicht billigen können. Denn wenn man die Sache genau betrachtet, so giebt doch der Satz: das Sprechen mufs das Seyende seyn, gar keinen recht Parmenideischen Sinn, und es geht übrigens aus dem Zusammenhange der Stelle hervor, dafs an diesem Orte Parmenides gar nicht zeigen konnte, was das Seyende sey, sondern nur, dafs etwa Seyendes sey. Simplicius nämlich verbindet mit der angeführten Stelle den Vers: πρώτης γὰρ ἀφ' ὁδοῦ διζήσεως εἶργε νόημα, die πρώτη ὁδὸς aber ist die Meinung: ὡς οὐκ ἔστι τε καὶ ὡς χρεών ἐστι μὴ εἶναι v. 43 *Brand.* Defswegen hat auch *Brandis* τ' ἐὸν für τὸ ὄν richtig aufgenommen, wenn man nicht mit *Heindorf* zu Plat. Soph. p. 237, 6 lesen soll: χρή, τὸ λέγεις, τὸ νοεῖς τ', ἐὸν ἔμμεναι.

Bey Melissus vermissen wir eine genauere Untersuchung darüber, weswegen Aristoteles *met.* I, 5 von ihm sagt, dafs er das Eins in Rücksicht auf die Materie (κατὰ τὴν ὕλην) aufgefafst habe, denn dafs der Grund hievon nicht *allein*, wie der Herausg. S. 201 *) u. S. 204 **) annimmt, darin gelegen habe, dafs er das Eins unendlich nannte, sagt der Zusatz des Aristoteles deutlich: διὸ καὶ ὁ μὲν πεπερασμένον, ὁ δ' ἄπειρόν φησιν εἶναι αὐτό. Das καὶ nämlich zeigt an, dafs dieſs nur ein Grund unter mehrern sey, welcher den Aristoteles zu seiner Unterscheidung der Lehre des Parmenides von der des Melissus bestimmte. Auch spricht Melissus dem Eins die Körperlichkeit nicht deswegen ab, weil es unendlich ist, wie der Herausg. S. 204 **) meint, sondern weil es

keine

keine Theile hat (S. 204. [37]) und mithin kein räumlich, in Länge und Breite Ausgedehntes ist. Deswegen hätte der Herausg. auch sich hüten sollen zu sagen, das Seyn des Melissus sey raumerfüllend. Der richtigere Grund, weswegen Aristoteles dem Melissus ein materielles Eins beylegt und ihn auch hinter den Parmenides zurücksetzt, scheint der gewesen zu seyn, dafs Melissus dem Eins nicht die vernünftigen Eigenschaften beylegte, welche Parmenides, sondern nur in physischen Eigenschaften die Vollkommenheit desselben bezeichnete, indem er es z. B. das Gesunde nannte: *ἀπὸ γὰρ ἂν ὅλοιτο τὸ ὑγιὲς καὶ τὸ ἐόν.* Simpl. in Arist. *phys.* fol. 24. a. Noch müssen wir bemerken, dafs der Herausg. alles das verwirft, was von der Lehre des Melissus über sinnliche Gegenstände uns überliefert worden ist, S. 205 *), aus dem Grunde, weil er ausdrücklich zeige, die veränderlichen Eigenschaften der körperlichen Dinge seyen nicht wirklich. Allein dasselbe ist auch die Lehre des Parmenides und wir würden also auch Grund haben, die physischen Lehren des Parmenides zu verwerfen, obgleich diese durch unleugbare Zeugnisse beglaubigt sind. Wir wissen freylich von den physischen Lehren des Melissus nur aus jüngern Zeugnissen; allein diese stimmen ganz mit dem überein, was wir in der Eleatischen Physik zu suchen haben und geben also keine Veranlassung zum Zweifel. Es zeigt sich aber hier, dafs der Herausg. durch seine unvollkommene Vorstellung von der Eleatischen Naturlehre abgehalten wurde, in eine genauere Untersuchung der Ueberlieferungen einzugehn. Er hat es sogar unterlassen, die hieher gehörige Hauptstelle Stob. ed. I. p. 60 anzuführen.

Ueber das, was von Zenon dem Eleaten angeführt wird, haben wir nichts Wesentliches zu bemerken. S. 228 finden wir noch eine Anmerkung über den Xeniades von Korinth, welche zu S. 209 gehört hätte, wo schon einmal von diesem unbekannten Manne die Rede war, daher hier eine wahre Wiederholung ist und selbst mit dem dort Gesagten nicht recht übereinstimmt.

Die Lehre des Heraklit hat der Herausg. im Ganzen richtig aufgefafst, doch heben wir Einiges aus den einzelnen Bemerkungen aus, welche wir beym Lesen gemacht haben. Zu S. 258. [31]) wird die Lehre des Heraklit von der Weltverbrennung gegen *Schleiermacher* vertheidigt; aber S. 250 hinzugesetzt: „Auch diese Weltverbrennung ist jedoch nur ein Vorherrschen des Feuers in grofsen durch das Verhängnifs bestimmten Perioden." Also doch keine völlige Weltverbrennung, eine Annahme, gegen welche *Schleiermacher* nichts einwenden dürfte. Nach S. 268 ***) soll der Ausdruck *κοινὸς λόγος* erst bey den Stoikern herrschend geworden seyn; er findet sich aber in mehrern Fragmenten der Heraklitischen Schrift, welche S. 269 u. 271 angeführt werden, nur dafs die Form *ξυνὸς* für *κοινὸς* steht. S. 271. [45]) wird gesagt, Aristoteles *phys.* I, 2 deute an, dafs Heraklit die Qualitäten der Dinge auf Quantität reducirt habe. Es ist aber an dieser Stelle vom Heraklit gar nicht die Rede und dem Heraklit ist auch wohl eine solche Reduction nicht in den Sinn gekommen.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

NATURGESCHICHTE.

DARMSTADT U. LEIPZIG, b. C. W. Leske: *Die Wiederausrichtung verworfener Gänge, Lager und Flötze.* Eine Abhandlung zur Geognosie und Bergbaukunde, vorzüglich nach am Harze angestellten Beobachtungen, mit einleitenden und gelegentlichen Bemerkungen über geognostische Erfahrungen und Hypothesen, von Dr. *Christian Zimmermann*, Bergsecretär und Lehrer an der Berg- und Forstschule zu Clausthal. Mit 6 Kupfertafeln. 220 S. 1828. 8. (1 Rthlr. 18 gGr.)

Diese jedem Geognosten und Bergmanne sehr zu empfehlende, nur etwas zu weitschweifig abgefafste Schrift, handelt in *zehn* Kapiteln folgende Gegenstände ab: 1) Historische Vorbereitung und Uebersicht von der neuen Untersuchung über die Verwerfungen, mit Beziehung auf die Anwendung. — 2) Einleitung der Untersuchung mit Erörterungen über geognostische Beobachtungen, Erfahrungen und Hypothesen. — 3) Begründung der Theorie der Verwerfungen durch Bestätigung des Satzes: Gänge sind ausgefüllte Spalten. — 4) Entwickelung und Darstellung der allgemeinen Regel für die Wiederausrichtung verworfener Gänge. — 5) Beurtheilung des Werthes der neuen Regel in Vergleichung gegen die *Schmidt*'schen Regeln, so wie auch der zu Grunde liegenden Voraussetzungen. — 6) Mathematische Bestimmung der Lage der Durchschnittslinie zweyer Gänge, nebst Anwendung dieser Bestimmung und daraus hervorgehende Specialregeln für die Beurtheilung der Gangverschiebungen. — 7) Nähere Erwägung der Fälle, in welchen der Theorie gemäfs keine Verwerfungen statt finden können und von der Beurtheilung der Gröfse der Verwerfungen. — 8) Beschreibung der auf dem Julianer Orte im obern Burgstädter Reviere bey Clausthal beobachteten Gesteinsenkungen und der dadurch der Theorie gemäfs bewirkten Verschiebungen. — 9) Anwendung der Theorie und der für die Wiederausrichtung verworfener Gänge gegebenen Regeln auf am Harze beobachtete Gangverhältnisse. — 10) Bestätigung der Theorie durch Nachweisung ihrer Uebereinstimmung mit einigen in auswärtigen Bergwerksgegenden bekannten Gangverhältnissen und von der Möglichkeit doppelter Gangverwerfungen. — Das Obige wird hinreichend seyn, die Wichtigkeit der vorliegenden Schrift, deren Druck und Papier gut sind, darzuthun.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1830.

PHILOSOPHIE.

LEIPZIG, b. Barth: *Geschichte der Philosophie* von Dr. *Wilhelm Gottlieb Tennemann* — — *mit berichtigenden, beurtheilenden und ergänzenden Anmerkungen und Zusätzen* herausgegeben von *Amadeus Wendt* u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Bey der Untersuchung über die Abstammung der philosophischen Lehre des Empedokles S. 277 ***) stellt der Herausg. die Hypothese auf, dafs seine Lehre den Einfluss der wichtigsten Lehrmeinungen, durch welche das Philosophiren bis auf seine Zeit entwickelt worden war, in einem hohen Grade wahrnehmen lasse. Wenn wir auch dieſs zugeben wollten, so würden wir doch nach einer genauern Bestimmung über die Lehre fragen, welche hauptsächlich den Empedokles in der ganzen Form und dem ganzen Gehalt seiner Philosophie bestimmt habe. Auf jeden Fall sind die Einflüsse des Anaxagoras, des Heraklit und der Pythagoreer, von welchen der Herausg. spricht, nur sehr äufserlich gewesen, denn die mechanische Ansicht in der Naturerklärung, welche er mit dem Anaxagoras gemein hat, gehört den Letztern nicht allein an und brauchte daher von ihm nicht entnommen zu werden; auch die Verbindung der Einheit mit der Vielheit, in welcher Rücksicht Empedokles vom Plato mit dem Heraklit zusammengestellt wird, deutet nicht auf eine historische Verbindung zwischen beiden Philosophen hin und die Elemente Pythagoreischer Lehre, welche man bey Empedokles finden möchte, sind nur von einer sehr beschränkten Bedeutung. Für die Verwandtschaft des Empedokles mit den Eleaten dagegen sprechen mehr und viel wichtigere Punkte seiner Lehre, so dafs auch der Herausg. selbst aus einigen äufsern Beziehungen anerkennt, dafs sie für einen nähern Zusammenhang desselben mit den Eleaten sprechen (S. 278 Anm.). Bey weitem mehr aber zeugen dafür die innern Beweise, von welchen wir nur einige hier aufzählen wollen: die Verwerfung der sinnlichen Erkenntnifs und die Art, wie dieser die Erkenntnifs des Ganzen durch die Vernunft und durch die innere Anschauung der Liebe entgegengesetzt wird, dafs Empedokles das Gute in der Ruhe findet, in der Bewegung aber das Uebel der Welt, dafs er nur ein wahres Seyn setzt, den Sphäros oder die in ihm wirksame Kraft der Liebe, die eigenthümliche Naturerklärung, zwar auf mechanische Weise, aber doch so, dafs er die erkennenden und wirkenden Kräfte in den körperlichen Elementen wohnen läfst, ferner der Gegensatz, welcher in den bewegenden Kräften gefunden wird, indem die Einheit der wirkenden Kraft zwar in dem Begriffe der Nothwendigkeit ausgesprochen ist, aber doch als eine solche, welche in die entgegengesetzten Kräfte der Liebe und des Hasses sich spalte, endlich die Zurückführung der vier Elemente auf den Gegensatz zwischen dem Feuer, welches das Wahre ist, und den drey entgegengesetzten Elementen. Die Zusammenstimmung aller dieser Punkte scheint uns mit geschichtlicher Wahrscheinlichkeit den genauen Zusammenhang des Empedokles mit den Eleaten zu beweisen. Dagegen schreibt der Herausg. S. 279 *), 287 *) dem Empedokles einen strengen Dualismus zu, welcher aber doch durch den Vorzug, welchen er der Freundschaft gegeben habe, wieder aufgehoben worden sey. Wir müssen gestehn, dafs ein solcher aufgehobener Dualismus uns nicht mehr ein Dualismus zu seyn scheint. S. 292 Anm., bemerken wir noch, wird der Vers des Empedokles:

τὴν δ' ὄντις μεθ' ἅπασιν ἐλισσομένην ἐδάηκε
θνητὸς ἀνήρ.

falsch so gedeutet, als wenn Empedokles sagen wollte, er habe zuerst die Lehre von Aphrodite's Herrschaft aufgestellt. Der Sinn ist vielmehr, kein sterblicher Mensch könne die Liebe erblicken, wie sie in der Umkreisung des All (in dem Sphäros) ist. Ungegründet ist auch die Vermuthung S. 299 Anm., dafs Empedokles zuerst die Ueberreste der Urwelt beobachtet habe. Diese Beobachtung ist gewifs viel älter; sie wurde schon vom Xenophanes zur Unterstützung seiner Lehre gebraucht. S. *Orig. phil.* 14. Auch darf nicht bezweifelt werden, dafs Empedokles Geistiges und Körperliches nicht unterschieden habe, S. 302 Anm., indem der Herausg. selbst S. 312 **) anerkennt, dafs Empedokles die Seele nicht von den Körpern getrennt habe.

Von den Atomisten hat der Herausg. im Ganzen eine zu günstige Meinung aufgestellt, indem er ihnen Gedanken leiht, welche sie wohl kaum gefafst haben möchten. So commentirt er die Stelle *Arist. de gen. et corr.* I, 8 (τὸ γὰρ χυρίως ὂν παμπληθὲς ὄν, ἀλλ' εἶναι τὸ τοιοῦτον οὐχ ἕν, ἀλλ' ἄπειρα τὸ πλῆθος καὶ ἀόρατα διὰ σμικρότητα τῶν ὄγκων, ταῦτα δ' ἐν τῷ κενῷ φέρεσθαι· κενὸν γὰρ εἶναι) auf folgende Weise: „das eigentliche Seyn sey das Volle (für παμπληθὲς soll nämlich πᾶν πλῆρες gelesen werden) und dieses nicht als reine Einheit zu begreifen, sondern als das *Einfache*, das *Für sich bestehende*, welches zugleich ein An-

Anderes setzt, mithin ein ursprünglich Vieles ist." In dem angeführten Commentar will der Herausg. sogar den Hauptsatz der Atomisten erkennen S. 322 *), da wir doch keine Spur davon finden, dafs Leucipp oder Demokrit von einem Für sich bestehenden, welches zugleich ein Anderes setzt, gesprochen hätten, vielmehr der Geist ihrer Lehre, welche das Geistige aus dem Körperlichen erklären möchte, das wahre Für-sich-bestehn der Dinge aufhebt. S. 325 *) wird der Lehre des Leucipp das Verdienst beygelegt, den Begriff des relativen Seyns zum bestimmten Bewufstseyn gebracht zu haben. Allein dieſs Verdienst kommt unstreitig den Eleaten zu, wenn nicht schon frühern Pythagoreern. S. 347. 35) sucht der Herausg. nach unsichern Ueberlieferungen dem Demokrit die Annahme eines Gottes als Weltseele zu retten, obgleich er gestehn mufs, dafs die Lehre, die Welt sey unbelebt und werde von keiner Vorsehung, sondern von unvernünftiger Natur beherrscht, eine im Geiste seines Systems begründete Folgerung sey. S. 361 *) wird bey Gelegenheit populärer Sentenzen des Demokrit, in welchen der Götterglaube vorausgesetzt wird, geäufsert, es sey nicht undenkbar und unwahrscheinlich, dafs Demokrit durch religiöse Ahndung und sittliche Ueberzeugung über sein Atomensystem sich erhoben habe. S. 358. 46) wird die Lehre des Demokrit, dafs nichts erkennbar sey, auf die sinnliche Erkenntnifs beschränkt, da sie doch von allen Zeugnissen auf Sinnliches und Unsinnliches in gleicher Weise bezogen wird: denn die Stelle *met.* IV, 5, auf welche der Herausg. sich beruft, giebt zwar an, dafs Demokrit in der Bestreitung der Erkennbarkeit der Dinge von der sinnlichen Erkenntnifs ausging, aber seinen Satz nicht blofs auf die sinnliche Erkenntnifs bezog. Das System des Demokrit stimmt auch ganz mit diesem Resultate überein: denn indem er auf die Erkenntnifs dessen, was den einzelnen sinnlichen Erscheinungen zum Grunde liege, ausging, kam er zu seiner Hypothese von den Atomen und dem Leeren, mufste aber gestehn, dafs wir nicht im Stande sind, weder die Atomen, noch das Leere in einer einzelnen Erscheinung nachzuweisen, aufser etwa in solchen hypothetischen Annahmen, wie er sie über das Feuer und die Seele aufstellte, dafs beide nämlich aus runden Atomen zusammengesetzt seyen; aber auch in diesen Annahmen konnte er sich wohl nicht verhehlen, dafs sie nur muthmafslich aufgestellt würden und kein sicheres Wissen enthielten. Damit stimmt auch die Bemerkung des Herausg. S. 357 *) überein: „Demokrit setzt das Wahre in die Erscheinung, sondert aber davon die subjective Empfindung ab." Zu den Verschönerungen der Demokritischen Lehre gehört auch, dafs die Sittensprüche des Demokrit S. 362 f. immer auf die mildeste Weise ausgelegt werden, wonach denn S. 365 Anm. die Reinheit seiner moralischen Vorschriften fast bewundernswerth gefunden wird, während bey Erwähnung der unsittlichen Lebensregeln, welche unter dem Namen des Demokrit bekannt sind, S. 366 **) gemuthmafst wird, dafs Demokrit in ihnen nur die Resultate seiner Erfahrung und Menschenbeobachtung, nicht unmittelbar ethische Vorschriften ausspreche. Dieſs heifst doch offenbar eine parteyische Exegese üben. Wenn wir die Motive selbst der scheinbar sittlichsten Vorschriften des Demokrit aufsuchen, so finden wir, dafs sein ganzes Streben auf ein mäfsiges Vergnügen, welches keine Unlust nach sich ziehe und keine Furcht oder Reue zurücklasse, gerichtet ist. Er tadelt daher alle heftige Gemüthsbewegungen in Liebe und in Hafs, selbst die zu grofse Wifsbegier, die Ehe und die Liebe der Aeltern zu den Kindern, sogar die Vaterlandsliebe, welches doch wohl bey einem Griechen, besonders der damaligen Zeit, das stärkste Zeichen einer egoistischen Gesinnung ist. Im Ganzen wird dem Demokrit S. 340 *) das Verdienst zugesprochen, eine in dem Fortschreiten der Philosophie nothwendige Weltansicht, einen wesentlichen Standpunkt im philosophischen Denken ausgebildet zu haben. Wir müssen aber leugnen, dafs die Atomenlehre eine andere Nothwendigkeit habe, als ein jeder Irrthum allgemeinerer Art oder auch als die Ausbildung gewisser sittlicher Verirrungen, welche in den Entwicklungsperioden der Völker sich zu verbreiten pflegen. Die Atomenlehre, so wie sie sich beym Demokrit ausgebildet hat, geht wesentlich darauf aus, die Natur, und alles übrige leugnet Demokrit, aus der Zusammensetzung mathematischer Figuren in den drey Dimensionen des Raums zu erklären; sie hat also allerdings das Verdienst, auf die mathematische Betrachtung der Natur aufmerksam gemacht zu haben; aber dieſs Verdienst ist mit groben Irrthümern versetzt, welche weit unter der philosophischen Entwicklung der Zeit des Demokrit stehen und also als wahre Rückschritte zu betrachten sind. Solche Rückschritte leugnet doch auch der Herausg. nicht gänzlich ab, wie aus S. 429 Anm. zu ersehn ist. Auch ist das Verdienst, welches wir dem Demokrit zuerkennen, keineswegs ein solches, welches nur durch ihn und auf seinem Wege erreicht werden konnte, vielmehr theilt Demokrit es mit den Pythagoreern, dem Anaximander, dem Anaxagoras und dem Empedokles, deren Lehren sämmtlich mehr oder weniger auf die mathematische Bestimmung der Gröfsenverhältnisse in der Natur führten. Daher können wir nicht sagen, dafs die Wahrheit, welche in der Atomenlehre so wie in jedem Irrthum liegt, nur durch diesen wissenschaftlichen Standpunkt gewonnen werden konnte. Es mufs vielmehr diese Lehre als ein Versuch zur Naturerklärung angesehn werden, welcher nur da gemacht werden kann, wo schon ein Verkennen der wesentlichsten Interessen der Philosophie und des Lebens eingetreten ist und eine Verderbnifs der philosophischen Gesinnung verräth. In diesem Lichte mufs man die atomistische Lehre betrachten, wenn man bedenkt, dafs mit ihr die Aufhebung aller Einheit des wissenschaftlichen Gegenstandes, mithin das Leugnen des Weltzusammenhangs und wahrer Atheismus, ferner auch der nackte Mechanismus

und

und Materialismus wesentlich verbunden sind, wie sich auch in allen geschichtlichen Erscheinungen derselben nachweisen läfst. Hiezu kommt noch die Neigung dieser Lehre, sich mit dem Egoismus zu verbinden und bey Demokrit das deutliche Bewufstseyn, dafs alle menschliche Erkenntnifs nichtig sey, und die Erklärung, welche man von den Naturerscheinungen geben möchte, doch nicht zu einer wahren Einsicht führen, also das, was man den dogmatischen Skepticismus mit Recht genannt hat. Durch das Zusammentreffen aber dieser Erscheinungen hält sich der Rec. für berechtigt, den Demokrit in die Reihe der Männer zu setzen, welche um die Zeit des Sokrates das Wesen der Philosophie feindlich angriffen und gewöhnlich unter dem Namen der Sophisten zusammengefafst werden.

Ueber die Lehre des Anaxagoras finden wir nur Einzelnes zu bemerken. Mit Recht wird bemerkt, dafs die Angaben über den historischen Zusammenhang des Anaxagoras mit dem Anaximenes sehr wenig Wahrscheinlichkeit haben; wenn aber S. 370 Anm. hinzugesetzt wird, dafs *Schleiermacher* mit gröfserem Rechte den Diogenes von Apollonia zwischen Anaximenes und Anaxagoras stelle, so widerspricht dieſs dem, was der Herausg. selbst gegen die Annahme *Schleiermacher's* S. 428 f. anführt. Wenn S. 388. [12]) bey dem Homöomerien bemerkt wird: „In Beziehung auf Aehnlichkeit der Ansicht kann hier an die Elemente des Organischen, z. B. an die Infusorien oder Urthiere der Neuern erinnert werden," so ist es auch wohl dem Herausg. nicht entgangen, wie leicht solche Vergleichungen zu falschen Vorstellungen verleiten. Die Unähnlichkeit ist hier gewifs gröfser, als die Aehnlichkeit, indem an einen Keim des Lebens in den Homöomerien des Anaxagoras bey seinen mechanischen Vorstellungen von der Bildung der Dinge nicht zu denken ist. Die Homöomerien könnten passender mit den chemischen Atomen der Neuern verglichen werden, wiewohl wir auch diese Vergleichung für verfänglich halten. S. 390 *) werden vier Bedeutungen des Wortes Homöomerie angegeben, womit wir nicht übereinstimmen können. Die Homöomerien des Anaxagoras bedeuten nichts anderes, als die kleinen Körperchen von einer bestimmten sinnlichen Beschaffenheit, durch deren Verbindung das Körperliche, aus ihnen zusammengesetzte Ding eine bestimmte, den Bestandtheilen ähnliche sinnliche Beschaffenheit hat. Daher ist das Vorherrschende in der Mischung der sinnlichen Dinge das, was ihnen ihren sinnlichen Charakter giebt. S. 398 *), wo die richtige Ansicht von dem νοῦς des Anaxagoras mitgetheilt wird, findet sich die bemerkenswerthe Erinnerung, dafs man mit Unrecht und nur erschleichend den νοῦς des Anaxagoras Gott und seine Lehre Theismus nenne. Sehr richtig charakterisirt Hr. *Wendt* die Lehre des Anaxagoras als einen Dualismus mit Uebergewicht des Idealen oder als einen Dualismus, welcher nur nicht consequent ausgeführt worden sey. Wenn aber S. 399 *) dem νοῦς des Anaxagoras die abstracte Materie entgegengesetzt wird, so wissen wir zunächst nicht, was hier unter abstracter Materie verstanden werde. Weiter unten S. 402 Anm. wird zwar dieser Ausdruck erklärt, wonach die abstracte Materie eine von der Form getrennte seyn soll, allein diese Erklärung scheint der Lehre des Anaxagoras nicht zu entsprechen, denn seine mit bestimmten Beschaffenheiten und wahrscheinlich auch mit bestimmten Figuren gesetzten Homöomerien können doch wohl nicht von aller Form getrennt genannt werden. Der Herausg. hat also wohl an eine eingeschränktere Bedeutung des Begriffs der Form gedacht und wir wollen hiemit auch nur die Unbestimmtheit seines Ausdrucks bemerken, ohne den Gedanken, welcher dahinter verborgen seyn mag, zu tadeln. Bedenklicher ist uns eine andere Stelle S. 410 Anm., wo es heifst: „Somit ist zwar allerdings hier eine in den Dingen vorhandene Schranke der Wirksamkeit des νοῦς, aber eine solche, die der νοῦς, als anordnendes und erkennendes Princip, zugleich sich selbst setzt." Wenn wir auch zugeben wollten, dafs hierin ein richtiger Gedanke ausgedrückt sey, so müssen wir doch bezweifeln, ob Anaxagoras diesen Gedanken sich entwickelt habe. Auch können wir nicht die Vermuthung S. 416. [51]) unterschreiben, dafs Anaxagoras durch ψυχή nur das particuläre, durch νοῦς aber das allgemeine göttliche Princip der Bewegung und Ordnung bezeichnet habe: denn in der angeführten Stelle *Arist. de anima* I, 2 scheint uns nur eine Folgerung zu liegen, welche Aristoteles daraus zog, dafs der νοῦς vom Anaxagoras als eine erkennende und die Welt bildende Kraft angesehn wurde, also nach dem Sprachgebrauche des Aristoteles nicht Seele sey, während er dann doch wieder den νοῦς in den einzelnen Dingen mit den körperlichen Elementen in Verbindung fand, wie aus den Fragmenten des Anaxagoras hervorgeht. S. 420 *), wo von dem Tadel die Rede ist, welchen von mehrern Alten die Lehre des Anaxagoras erfahren hat, vermissen wir die nicht unwichtige Bemerkung, dafs die Lehre des Anaxagoras nach ihren eigenen Principien nur einen beschränkten Gebrauch des νοῦς in der Naturerklärung zulassen konnte, indem neben ihm auch die bestimmte Beschaffenheit der Homöomerien als ein Erklärungsgrund der Naturerscheinungen gelten mufste.

Ueber die Lehre des Diogenes von Apollonia stimmt der Rec. dem Herausg. mit Vergnügen bey bis auf einige unwesentliche Punkte, über welche verschiedene Meinungen leicht zugegeben werden können. Dieſs kommt vielleicht hauptsächlich daher, dafs der Herausg. hierüber seine Ansichten im Zusammenhange gegeben hat, während seine Meinungen über die übrigen Philosophen so zerstreut stehn, dafs man in der That nicht immer entscheiden kann, was er eigentlich gewollt hat. Doch findet der Rec. es bedenklich, die Lehre des Diogenes als einen Annäherungs- und Vereinigungs-Versuch zu denken, einen Versuch, „die ionische concrete Weise, über welche Anaxagoras hinausging, festzuhal-

halten, ohne den νοῦς aufzugeben." Viel natürlicher scheint es uns anzunehmen, dafs die Lehre des Diogenes aus der Lehre des Anaximenes sich herausgebildet habe, wenn auch Diogenes bedeutend später als Anaximenes gelebt haben sollte. Denn in der Lehre des Anaximenes lag auch schon der Begriff der ψυχή, welche als Princip mit der Luft für dasselbe gehalten wurde, und auch dem Diogenes von Apollonia ist die νόησις, welche die Welt anordnet, nicht von der ψυχὴ unterschieden, welche die lebendigen Wesen belebt. Nur etwas weiter, als Anaximenes, durfte also Diogenes gehn, um in der ψυχὴ den nach allgemeinen Ideen ordnenden νοῦς zu finden und dieser Fortschritt war schon durch die allgemeine Ausbildung des wissenschaftlichen Geistes in der Zeit, in welcher er lebte, hinlänglich vorbereitet, besonders durch die Ideen des Heraklit, der Eleaten und des Anaxagoras. Ohne daher annehmen zu wollen, dafs eben durch diese Philosophen Diogenes zu seiner Naturerklärung erregt worden sey, findet es der Rec. ganz übereinstimmend mit der Denkweise der Zeit des Diogenes, dafs er die Naturlehre der ionischen Philosophie auf eine vergeistigende Weise faſste, so wie er es auch gar nicht als etwas so Grofses, wie man wohl sonst annimmt, finden kann, dafs Anaxagoras den νοῦς der materiellen Welt entgegensetzte. Dieſs hat auch der Herausg. S. 429 Anm. gegen *Schleiermacher* richtig bemerkt.

Ueber die Ansicht, welche der Herausg. von den Sophisten entwickelt, steht der Rec. mit ihm in einem ähnlichen Widerstreit, wie über seine Ansicht vom Demokrit. Von dem Bemühn nämlich, die Verdienste der Sophisten um die Wissenschaft und um die Philosophie im Besondern in das Licht zu setzen und die Nothwendigkeit ihrer Erscheinung darzuthun, wird der Herausg. fast dazu verführt, zu vergessen, auf welchem unwissenschaftlichen Boden sie überhaupt standen. Er wirft S. 459 *) *Tennemann* und den meisten Geschichtschreibern der Philosophie vor, dafs sie die Sophisten fast nur nach der Ausartung betrachtet hätten, mit welcher die Sokratiker kämpften. Dieſer Vorwurf ist aber wenigstens nicht ganz gerecht, denn in der That kennen wir die Sophisten faſst nur nach dieser Ausartung und nach den Berichten der Sokratiker. Er setzt hinzu, jede Ausartung setze etwas Natürliches und Nothwendiges schon voraus; wenn wir aber auch dieſs zugeben müssen, so wird doch auch der Herausg. nicht behaupten wollen, dafs alles Natürliche und Nothwendige etwas nicht Ausgeartetes sey. Doch der Herausg. meint vielleicht, die Ausartung setze auch etwas natürlich Gutes voraus; und auch darin würde er nicht Unrecht haben, es würde aber in Frage gestellt werden müssen, ob nicht die ganze Sophistik die Ausartung sey, die frühere Philosophie und Wissenschaft der Griechen dagegen das natürlich Gute, welches der Ausartung voranging. Mit Recht bemerkt der Herausg. S. 455 *) nach *Heeren*, dafs der Beyfall, welchen die Sophisten fanden, hauptsächlich aus dem Bedürfnisse einer allgemeinen Bildung, welches in den Zeitverhältnissen lag, hervorging; diesem Bedürfnisse kamen sie entgegen und dadurch wurden sie gehoben. Daher darf man nicht, wie es oft zu geschehn pflegt, ihren ausgebreiteten Ruf als einen Beweis für ihre grofsen Talente oder Verdienste geltend machen. Sie sind in dieser Rücksicht, wie der Herausg. bemerkt, nicht unrichtig mit den französischen Encyklopädisten, oder noch besser mit den Philanthropisten des vorigen Jahrhunderts zu vergleichen, deren Ruf grofs war, ohne dafs ihre wissenschaftlichen Verdienste hoch anzuschlagen wären. Mit den letztern haben sie das gemein, dafs sie eine Unterrichtsweise in Anregung brachten, welche zwar einen einseitigen Weg einschlagend, doch von alten Vorurtheilen befreyte. Wir unterschreiben im Allgemeinen das Urtheil des Herausg. S. 459 *): „Die Art der Bildung, welche diese Männer (die Sophisten) mitbrachten und dem Bedürfnisse gemäfs in den gegebenen Verhältnissen entwickelten, war einestheils *encyklopädisch*, anderntheils reine *Verstandesbildung*." Allein aus diesem Urtheile, wenn es im Sinn des Herausg. genommen wird, geht auch hervor, dafs die Richtung der Sophisten eine antiphilosophische war: denn die encyklopädische Bildung, unter welcher hier nur eine Sammlung empirischer Kenntnisse verstanden werden kann, giebt kein unmittelbares Verdienst um die Philosophie; unter der reinen Verstandesbildung aber scheint der Herausg. das Festhalten an der gemeinen Vorstellungsweise mit Verwerfung aller speculativen Ideen zu verstehn, weswegen er S. 460 Anm. die Sophisten mit Recht „Aufklärer in jener gemeinen Weise, die auch in unserer neuern Culturgeschichte vorkommt," nennt. Wenn nun eben die Sophisten jede speculative Idee verwerfen, so besteht darin ihre Polemik gegen die Philosophie überhaupt und man kann deswegen nicht anders urtheilen, als dafs sie ein Moment in der Entwicklung der Wissenschaften bezeichnen, welches nur als Ausartung im Verhältnifs zu der frühern philosophischen Bildung angesehn werden kann. Dafs sie dabey doch zur Entwicklung der Philosophie beygetragen haben, soll nicht geleugnet werden, so wie wir es auch nicht leugnen dürfen, dafs im Fortschreiten der Weltgeschichte das Böse zum Guten dient. Nur wegen dieses mittelbaren Nutzens, welchen sie der Philosophie geleistet haben, verdienen sie auch eine Stelle in der Geschichte der Philosophie.

(*Der Beschluſs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1830.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Barth: *Geschichte der Philosophie* von Dr. *Wilhelm Gottlieb Tennemann* — — *mit berichtigenden, beurtheilenden und ergänzenden Anmerkungen und Zusätzen* herausgegeben von *Amadeus Wendt* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Der Hrsg. hat den Einfluss, welchen die Sophisten auf die Entwicklung der Philosophie gehabt haben, S. 460 u. 461 Anm. unter fünf Hauptpunkte gebracht; wir stimmen in Einzelnen den hier aufgezählten Punkten bey, vermissen aber eine deutliche Anordnung derselben, indem das, was nur ein Nebenwerk der Philosophie ist, von der Sophistik aber zum Hauptwerke gemacht wurde, mit der wesentlichen Bedeutung der Sophistik für die Philosophie vermischt wird. Dadurch ist es geschehen, dass der Herausg. S. 465 *) und S. 467 *) über den Umfang der Sophistik schwankt und nicht genug den Begriff der Sophistik für die Geschichte der Philosophie in das Licht gesetzt hat. Dieser wird zwar angedeutet, indem es heisst, der der Wissenschaft nothwendige Skepticismus sey durch die Sophisten eingeleitet worden; aber theils finden wir bey den Sophisten nicht nur eine Einleitung des Skepticismus, sondern auch ein entschiedenes Aussprechen desselben, theils ist nicht angegeben, dass dieser Skepticismus in einer ganz entschiedenen Keckheit dogmatisch sich äusserte, wodurch er von dem spätern Skepticismus der Griechen sich wesentlich unterscheidet, und dass der dadurch ausgesprochene Dogmatismus in einem Kampf der sinnlichen Vorstellungsweise gegen die Anforderungen der Vernunft sich gründete. Auch hat der Herausg. nicht genug gezeigt, wie die Ausartung der frühern Philosophie die Sophistik sich anschliesst, weswegen ihm die richtige Eintheilung und die historische Bedeutung der einzelnen sophistischen Lehren entgegen ist. Schon *Ast* hatte ihm hiezu nach Vorgang der Alten den richtigen Weg angedeutet, indem er die Sophisten in italische und ionische eintheilte. Diese Eintheilung erkennt auch der Herausg. S. 460 Anm. an, macht aber eine falsche Anwendung derselben, indem er die italischen Sophisten als solche bezeichnet, welche mehr mit der Ausbildung der Rhetorik, die ionischen aber als solche, welche mehr mit dem philosophischen und naturwissenschaftlichen Unterricht sich beschäftigt hätten. Eine solche Eintheilung kann wohl kaum durchgeführt werden, da alle Sophisten in dem rhetorischen, aber auch in dem philosophischen und naturwissenschaftlichen Unterrichte ihre Stärke suchten. Das wahre Verhältniss haben Plato und Aristoteles gezeigt, indem sie den Protagoras an den Heraklit und überhaupt an die ionischen Physiker, den Gorgias aber an die Eleaten anschliessen.

Wir wenden uns nun noch zu dem schon früher erwähnten Schluss des Herausg., um einige Bemerkungen über die Art zu machen, wie er die Geschichte der vorsokratischen Philosophie überhaupt betrachtet. Zuerst müssen wir bemerken, dass diese Schlussbemerkung auf zwey Seiten zusammengedrängt ist, wodurch sie viel zu kurz geworden, um auf eine fassliche Weise ihrem Zwecke, den geistigen Zusammenhang unter den verschiedenen philosophischen Systemen nachzuweisen, einigermaassen zu genügen. Daher sind die einzelnen Philosophen gewöhnlich nur mit ein Paar Worten charakterisirt worden; ja ganze Schulen werden mit einem Satze abgefertigt und Diogenes von Apollonia ist sogar, wir wissen nicht warum, ganz übergangen worden. Dieses Verfahren finden wir unzweckmässig, theils weil es Dunkelheiten nothwendig mit sich führt, theils weil es den Schein erregt, als wenn alle wissenschaftlichen Bestrebungen eines Philosophen immer nur auf einen Punkt gerichtet gewesen wären, während es in der That immer eine Mannichfaltigkeit von Gedanken ist, welche in einem Philosophen und durch einen Philosophen wirksam sich erweist. Wer wird es z. B. für eine genügende Charakteristik dessen halten, was Empedokles für die Entwicklung der Philosophie geleistet hat, wenn es heisst, er habe das Wesen in die ursprünglichen Zustände (Liebe und Hass) der Elementarkörper (der vier Elemente) gesetzt? — Bey der Zusammenstellung der vorsokratischen Philosophie ist es uns nun im Allgemeinen am meisten auffallend gewesen, dass dieselbe Ordnung beobachtet wird, nach welcher *Tennemann* dieselben auf einander folgen liess. Nicht gerechnet, dass dadurch bedeutende chronologische Missverständnisse entstehn, indem z. B. Heraklit nach den Pythagoreern und Eleaten und Demokrit vor den Anaxagoras gesetzt werden, so ist damit auch nicht selten ein Verkennen des innern Zusammenhangs, in welchem die Gedanken der griechischen Philosophen stehn, verbunden. So sagt der Herausg.: „dem Seyn der Eleaten tritt der Anspruch des Werdens gegenüber,

in welchem Begriffe Heraklit Seyn und Nicht-Seyn als in einander übergehend zusammenfaſst." Aristoteles aber und Platon haben gewiſs nicht ohne Grund den Heraklit an die frühern ionischen Philosophen angeschlossen. So wird die Naturerklärung des Anaxagoras von der Naturerklärung des Anaximander, mit welcher Aristoteles und Theophrast sie zusammenstellen, getrennt, die Lehre des Empedokles dagegen als eine genauere Bestimmung der frühern ionischen Weltansicht angesehn. Die allgemeine Ansicht, welche uns nach dieser Zusammenordnung *Tennemann's* von dem Herausg. gegeben wird, ist folgende: Das sich entwickelnde Denken der Griechen habe das Wesen und Princip der Dinge zuerſt in dem materiellen Grundstoff der gegebenen Dinge (bey den frühern ionischen Philosophen), dann andererseits in dem Nicht-Sinnlichen und zwar theils in der allgemeinen Form des Daseyns (bey den Pythagoreern), theils in dem Begriffe des Seyns (bey den Eleaten) gesucht; zuletzt aber hätten die übrigen Philosophen, wie Heraklit, die Atomisten, Empedokles und Anaxagoras, die Verbindung des Seyns und der Erscheinung gesucht, wobey die Lehre des Anaxagoras als der Gipfel dieser Untersuchungen betrachtet wird, indem sein philosophisches Denken das Denken selbst oder die objective Vernunft (νοῦς) zum Wesen erhoben habe, welches er jedoch noch schwankend in einen Gegensatz mit der Materie zu stellen scheine, während er das ursprüngliche Materielle (τὰ ὁμοιομερῆ) ebenfalls der sinnlichen Wahrnehmung entziehe. Hier stoſsen wir bey mehrern Punkten an. Daſs die Pythagoreer nicht in einem eigentlich Unsinnlichen das Wesen der Dinge suchten, sondern ihr Princip nur die Form des Sinnlichen ist, haben wir schon früher erwähnt; wir müssen aber auch bemerken, daſs die frühern ionischen Philosophen, wie Thales, Anaximander und Anaximenes, nicht eigentlich in einem Sinnlichen das Wesen suchten, sondern vielmehr in einer bildenden, belebenden Kraft, welche sogar von den beiden letztern als ein Unsinnliches bezeichnet wurde, deren Begriff sich aber bey ihnen noch mit sinnlichen Vorstellungen vermischte. Der Herausg. selbst hat ja S. 68 **) das Bildliche in der Darstellungsweise des Thales nicht verkannt. Wenn denn ferner von den spätern Ionern nebst den Atomisten und Empedokles gesagt wird, daſs sie die Verbindung des Seyns mit der Erscheinung gesucht hätten, so müssen wir bemerken, daſs ein solches Suchen auch den übrigen Philosophen nicht fremd war und daher dieſs nicht als etwas die spätern Philosophen Charakterisirendes angeführt werden kann. Endlich daſs Anaxagoras als der Gipfel aller frühern Philosophie dargestellt wird, ist theils parteyisch gegen den Heraklit und den Parmenides, auch wohl gegen die Pythagoreer, indem offenbar die Ansichten dieser Philosophen, wie auch Aristoteles andeutet, den gröſsesten Einfluſs auf die Ausbildung der Platonischen Lehre gehabt haben, einen Einfluſs, welcher keineswegs durch den Anaxagoras hindurch ging, denn überhaupt finden wir bey diesem keine so groſsartigen speculativen Ansichten, als bey den angeführten Philosophen; theils hat auch diese Meinung den Herausg. offenbar dazu vermocht, an der Lehre des Anaxagoras zu deuteln. Denn daſs Anaxagoras die objective Vernunft zum *Wesen* der Dinge erhoben habe, dürfen wir uns nicht zu sagen erlauben, da er vielmehr den νοῦς nur zum erkennenden und anordnenden Princip der Dinge machte, und es darf auch nicht gesagt werden, daſs er das Wesen als νοῦς noch *schwankend* in einen Gegensatz mit der Materie zu stellen *scheine*, da er vielmehr ganz sicher und bestimmt diesen Gegensatz festgehalten und so auch einen Theil des Wesens der Dinge aus den Homöomerien abgeleitet hat. Daſs er die Homöomerien ebenfalls der sinnlichen Wahrnehmung entzogen habe, wie der Herausg. hinzusetzt, scheint auch nur zu dem Zwecke bemerkt zu werden, um die Lehre des Anaxagoras in einem verschönernden Lichte erscheinen zu lassen: denn Anaxagoras nimmt zwar an, die Homöomerien könnten nicht wahrgenommen werden, aber nur wegen ihrer Kleinheit, sonst haben sie ihm alle Beschaffenheiten sinnlich wahrnehmbarer Körper. Unsere Meinung über den Zusammenhang der vorsokratischen Philosophie hier der Meinung des Herausg. entgegenzustellen, würde uns zu weit führen. Wir bemerken daher nur, daſs alle Versuche, den Fortschritt dieser Philosophie als einen in gleicher und grader Richtung sich entwickelnden zu begreifen, scheitern müssen. Es hat vielmehr die Philosophie, so wie andere Wissenschaften, von verschiedenen Anknüpfungspunkten aus sich entwickelt, und so laufen auch verschiedene Richtungen der philosophischen Forschung gleichzeitig neben einander her, bis sie in die Attische Philosophie zusammentreffen und dort *einen* Mittelpunkt finden und *einen* Effekt bilden. Hierin stimmt auch das Leben des Griechischen Volkes mit der Entwicklung der Philosophie überein, indem dieses anfangs ein nach verschiedenen Stämmen und Oertlichkeiten zerstreutes war, bis es mehr und mehr zur Einheit sich ausbildete.

Wir haben bey der Anzeige dieses Werkes länger verweilt, weil es uns als ein bemerkungswerther Beytrag zu der Geschichte der griechischen Philosophie erscheint, welche jetzt unter den Philosophen, Philologen und Geschichtsforschern eine verdiente Aufmerksamkeit findet. Man scheint mehr und mehr einzusehn, daſs wir das Alterthum nicht ohne seine Philosophie begreifen können und daſs wir das innere Leben der Völker nicht weniger in ihren Meinungen, als in ihren Thaten zu erforschen haben. Wir hoffen, daſs der Herausg. in unsern Bemerkungen die Aufmerksamkeit erkennen werde, welche wir seiner Arbeit geschenkt haben, und die Achtung, welche

welche wir für ihn hegen. In der Fortsetzung seines Werkes, welcher wir mit Vergnügen entgegensehn, glauben wir erwarten zu dürfen, dafs er besonders auf die Wünsche, welche wir in Rücksicht auf die Form dieser Arbeit geäufsert haben, seine Aufmerksamkeit richten werde. Er scheint es selbst zu fühlen, dafs die gegenwärtige Form, in welche er die Ergebnisse seines Quellenstudiums gebracht hat, zu sehr Mifsdeutungen Raum läfst, um einen jeden befriedigen zu können, indem seine Vorrede uns noch ein ihm ganz eigenes Handbuch über die Geschichte der Philosophie hoffen läfst. Er möge es daher auch uns nicht mifsdeuten, wenn wir zuweilen die rechte Bedeutung seiner Andeutungen nicht gefunden haben sollten.

H. Ritter.

BIBLISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Hahn: *Das erweislich älteste Zeugnifs für die Echtheit der in den Kanon des N. T. aufgenommenen Apokalypse*, geprüft von Dr. *H. Chr. Mich. Rettig*, Lic. d. Theol., Lehrer am akad. Gymnasium u. an d. philologischen Seminar der Univ. in Gieſsen. 1829. 64 S. 8. (8 gGr.)

Nach einigen Bemerkungen über die verschiednen Stimmen in Beziehung auf den Vf. der Apokalypse, von denen die einiger neuern Kritiker ohne neue Gründe und eigentlich nur aus Vorurtheil für die Kirchenmeinung, sich wieder für den Ap. Johannes erhoben haben, theilt Hr. *R.* die älteste Hauptstelle für diese Meinung aus dem hier als echt vorausgesetzten *Dialogus cum Tryphone* wörtlich mit, in welcher Justin zu dem Tryphon sagt: „Auch bey uns hat ein gewisser Mann, mit Namen Johannes, (ἀνήρ τις, ᾧ ὄνομα Ἰωάννης) einer von den Aposteln Christi in der ihm zu Theil gewordnen Offenbarung geweissagt, dafs die an unsern Christus Glaubenden 1000 Jahre lang in Jerusalem verweilen, und dafs darauf allgemeine Auferstehung und Gericht für Alle gleichmäfsig statt finden werden. Denn bey uns dauern auch bis jetzt die Gnadengaben der Prophezeihung noch fort." Hr. *R.* zeigt nun zuvörderst *a)* es könne hier auf keine apokryphische Schrift, sondern nur auf Apoc. XX. 3 angespielt seyn; *b)* keine der Handschriften weiche in den oben ausgezeichneten Hauptworten, die auch schon Eusebius so gefunden habe, wesentlich ab; *c)* es lasse sich mit Beyspielen belegen, dafs Justinus in ähnlichen Ausdrücken von den Aposteln und von Christus zu reden pflege; *d)* der Gedanke der Stelle stimme ganz mit den chiliastischen Ansichten Justins, wegen deren er von manchen Zeitgenossen angefochten wurde, und die er hier vertheidigen wolle, überein. In Hinsicht dieser Punkte wäre mithin gegen die Echtheit der Stelle nichts einzuwenden; aber die Worte: *ein gewisser Mann, Name Johannes* passen an sich schon nicht recht zu den folgenden: *ein Apostel Christi*, und am wenigsten im Munde Justin's, der ein so feuriger Anhänger und Vertheidiger des Christenthums war, und von dem allgemein bekannten und geachteten, von ihm insbesondre geliebten Apostel Johannes, also nicht wie von einem unbekannten und persönlich unbedeutenden Manne reden konnte. Dazu kommt nun noch (S. 20 ff.) dafs Justin im ganzen Dialog sich den Tryphon, mag nun dieser eine historische oder blofs fingirte Person seyn, wie viele Beyspiele beweisen, als einen mit den Lehren des Christenthums und selbst mit schriftlichen Lebensbeschreibungen Jesu wohlbekannten Mann denkt; ferner (S. 24 ff.) dafs Justin in den letzten der angeführten Worte seiner Gegenwart noch die Fortdauer der prophetischen Gnadengabe zuschreibt, und dadurch voraussetzt, der Johannes, von welchem jene Weissagung herrühre, lebe noch zu der Zeit, in welcher er den Dialog gehalten seyn läfst, was nicht vor dem J. 132 n. Chr. seyn kann, weil Tryphon durch den in diesem Jahre unter Hadrian gegen Bar Cochab begonnenen Krieg, welcher nach 3½ Jahre den Juden Untergang brachte, veranlafst worden seyn soll, wie im Dialog selbst gesagt wird, nach Griechenland auszuwandern; damals aber lebte der Apostel Johannes längst nicht mehr. (Auch das hätte hier bemerkt werden mögen, dafs Justin, wenn er von dem Apostel redete, dessen Aussage gewifs nicht noch durch die Versicherung, dafs überhaupt noch viele Christen der prophetischen Gnadengabe theilhaftig seyn, glaubwürdig zu machen versucht hätte.) Nach dem allen ist es mithin sehr wahrscheinlich, dafs Justin blofs die Apokalypse *einem gewissen Christen Johannes*, seinem Zeitgenossen, zuschreibt, und dafs die Worte *εἷς τῶν ἀποστόλων χριστοῦ* schon ziemlich früh von einem Besitzer des Buchs, welcher erfahren, dafs man sie dem Apostel zuschriebe, hinzugesetzt und so in den Text gekommen sind. Ein merkwürdiges Beyspiel von einem ähnlichen gutgemeinten Zusatz hat (S. 30 f.) *Angelo Mai* neulich in einer Stelle des Dio Cassius entdeckt, wo aus *Πλούτον* erst *Παῦλον* durch einen Schreibfehler entstanden und dann *τοῦ ἀποστόλου* von einem unberufnen Erklärer hinzugesetzt war. Die Mifsverständnisse (S. 33 ff.) aller andern Stellen, in welchen Justin die Apokalypse citirt haben soll, sind um so auffallender, da er meistens die Schriftsteller nennt, deren Worte er meint; dafs er aber jenes Buch ein Mal benutzt, und dagegen die Briefe des N. T. nie, erklärt sich leicht daraus, dafs er in jenem Bestätigung seiner chiliastischen Ansichten, in diesen eher Widerlegung fand. Ferner macht es die Combination verschiedner Umstände (S. 37 — 53) höchst wahrscheinlich, dafs Justin seine gröfsere Apologie um 139 an Antonin den Frommen richtete, und erst einige Zeit nachher, also frühestens um 140 n. Chr. den Dialog schrieb, woraus für Alle, welche durch obige Demonstration überzeugt worden, hervorgeht, Justin habe noch damals die Apokalypse nicht als

ein

ein apostolisches Werk kennen gelernt, ja die Meinung, dafs sie ein solches sey, habe in der Gegend und unter den Menschen seiner Umgebung nicht allein keine Anhänger gehabt, sondern sey gar nicht einmal bekannt gewesen. Eine solche Meinung hätte Justin seiner erwähnten Glaubensansicht wegen gewifs gern unterstützt; und wenn man (S. 64 ff.) einwenden will, die Apokalypse sey an einem von ihm zu entfernten Orte geschrieben worden, so gilt dagegen, dafs die Kunde vom apostolischen Vf. doch eben so leicht zu ihm kommen konnte, als die von dem Buche selbst. Justin hatte nun aber die erste Zeit seines Lebens in seinem Vaterlande Palästina zugebracht, war dann nach Rom gereift, seine Apologie zu übergeben, und von dort wahrscheinlich nach Alexandrien und durch Palaestina nach Ephesus gegangen, hatte also an allen diesen Orten die Apokalypse noch nicht als das Werk des Apostels Johannes, sondern als das eines andern Johannes, der wenigstens fast sein Zeitgenosse gewesen seyn mufs, kennen gelernt, und das ist um so auffallender, da der Apostel Johannes auch in Ephesus gelebt hat. Bekanntlich hatte sich dort aber auch ein Presbyter, Namens Johannes, ausgezeichnet, und die Conjectur liegt nahe, dafs dieser der Vf. der Apokalypse und von der Tradition nur unwillkürlich mit dem Apostel verwechselt worden sey.

Bey dieser hier kurz dargelegten Beweisführung hat der Vf. mit guter Combinationsgabe und mit Scharfsinn, wenn gleich wohl nicht allgemein überzeugend, auch die Gegengründe sorgfältig beleuchtet. Er verspricht eine ähnliche Arbeit über das Zeugnifs des Papias von der Apokalypse, welcher man mit den besten Erwartungen entgegen sehn kann.

RELIGIONSSCHRIFTEN.

Kreuznach, b. Kehr: *Blüthen aus Bethanien.* Zur Beförderung eines wahren evangelischen Christenthums und zum weitern Nachdenken. (Mit d. Motto: Prüfet Alles und das Gute behaltet! der Ap. Paul.) *Erster* Theil. 1830. VI u. 207 S. 8. (16 gGr.)

Ueber den Titel dieser Schrift erklärt sich der Vf. (nach der Vorrede Hr. *L. L. Kehr*) auf folgende Weise: „Bethanien war der Lieblingsaufenthalt Jesu, und er verweilte gern daselbst im Kreise seiner Lieben. Welch Herrliches mag er dort gesprochen haben, das leider nicht zu unserer Kunde kam! Nach Allem, was wir von ihm wissen, konnten seine freundschaftlichen Unterhaltungen und Gespräche weder Dogmatik noch Polemik, weder Exegese noch Tradition, weder Prädestination noch Transsubstantiation zum Gegenstande gehabt haben; wohl aber mögen seine Freunde tiefer in seine Ansichten und Lehren eingedrungen seyn, als manche derjenigen, welche sie noch heute, in Nebel und Dunkel gehüllt, als Christenthum verkündigen;", und so liefert er hier eine Auswahl von Aussprüchen über Religion, Christenthum und verwandte Gegenstände, welche den zahlreichen Freunden einer vernunftmäfsigen Auffassung des Christenthums nicht unwillkommen seyn wird. Wenn gleich vorzüglich die *Stunden der Andacht*, das *Katholikon* und *Zschokke's* Werke benutzt sind, so finden sich jedoch auch aus mehrern andern ältern und neuern Werken Auszüge; selbst aus den Kirchenvätern, wie *Clemens* Al., *Origenes* (statt *Origines* zu lesen), *Tertullian*, *Augustin* u. a. Manches nicht uninteressante hat der Vf. aus eigenen Reflexionen beygesteuert. Wenn man auch nicht Allem hier mitgetheilten beystimmen möchte, z. B. nicht der S. 149 von dem Vf. ausgesprochenen Ahnung, dafs schon in hundert Jahren oder auch früher das Christenthum in veredelter Form von allen Parteyen aufgefafst und gelehrt werden würde, „frey und rein vom Dogmenkram, von theologischen Spitzfindigkeiten, von Wortklauberey und Mifsverstand, befreyt von heidnischem Ceremoniendienst" —: so wird doch der unterrichtete Leser gern mit dem Vf. die Einsicht immer allgemeiner verbreitet zu sehn wünschen, dafs nicht die Form, in welcher das Christenthum vor achtzehn Jahrhunderten (oder zur Zeit der Reformation) nach der damals herrschenden Denk- und Redeweise vorgetragen wurde, sondern der Geist desselben das bleibende wesentliche Element desselben sey. (S. 47.) Sehr wahr hatte der Vf. schon im Vorhergehenden bemerkt: „Jesus sprach zu seinen Jüngern: Der Geist ist es, der lebendig macht. Die Worte, die ich rede, die sind Geist und Leben. — Was haben unsere Finsterlinge aus diesen Worten, aus diesem Geist und Leben gemacht! Wie sehr hat der Unverstand die klare, lautere Lebensquelle getrübt!" Eben so wird man unter Anderm, demjenigen seine Zustimmung nicht versagen können, was S. 62, f. von dem so oft unverständigen und daher so erfolglosen Treiben der Missionarien und ihrer Freunde gesagt wird. — Sollte der Herausgeber dieser auch typographisch wohl ausgestatteten Schrift einen zweyten Theil nachfolgen lassen wollen, so möchte zu wünschen seyn, dafs die mitzutheilenden Aussprüche unter bestimmte Rubriken passend geordnet und dafs weniger allgemein gehaltene, mehr auf besondere Zeit- und Lebensverhältnisse zu beziehende, Beyträge geliefert würden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1830.

PÄDAGOGIK.

WINTERTHUR, b. Steiner: *Bildersaal deutscher Dichtung.* Zunächst für Uebung in mündlichem und schriftlichem Erzählen, im Deklamiren und in ästhetischer Kritik. Geordnete Stoffsammlung zum Behuf einer allgemeinen, poetischen und ästhetischen Schulbildung. Nebst einer Uebersicht der deutschen Sprach- und Literatur-Geschichte. Durch *August Adolf Ludw. Follen*, Professor an der Cantons-Schule in Aarau. *Erster* Theil, *Epos und episch-lyrische Dichtung.* 1828. LIV und 336 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Dieses Buch läfst sich kaum mit anderen Erscheinungen seiner Art in Reih' und Glied stellen. Der Vf. schliefst sich nicht an Herkömmliches und Gewohntes an, will nicht ein längst anerkanntes Bedürfnifs des Schulunterrichts befriedigen, sondern postulirt von einem eingenthümlichen Standpunkte aus ein eigenes höheres Bedürfnifs, dessen Anerkennung er zugleich fodert, indem er einen Beytrag zur Befriedigung desselben darbietet. „Seinen Hauptzweck," heifst es in den vorangestellten Zueignungsworten an die hohe Regierung des Aargau's, „setzte der Vf. darin (darein): die Poesie, welche bis anher (bisher) nur die alten Griechen, und zwar auch sie nur aus reinem und feinem Naturgefühl und Takt, und minder mit klarem pädagogischen Bewufstseyn, als den Hebel alles Schulunterrichts und als den belebenden Herzschlag aller höheren Bildung praktisch aufgestellt haben, durch Herschaffung einer zeitgemäfsen, reichen und geordneten Stoffsammlung zu einem als nothwendig erkannten, und zwar allgemeinen, Hauptmittel aller höheren Schulbildung erheben zu helfen." — Der praktische Zweck des Vfs. aber besteht darin: „einerseits mittelst jener nothwendigen, grofsen Wirkung aller wahren Poesie die noch bildsamen Gemüther empfänglich zu machen für alles geistig Tiefe und sittlich Edle; anderseits, was dann von selbst folgte, sie mit ästhetischem Widerwillen zu waffnen gegen alles Flache und Gemeine." Es läfst sich nicht leugnen, dafs in der langen Vorrede, in welcher Hr. *F.* diese seine Idee tiefer zu begründen und weiter zu entwickeln sucht, sich ein eigenthümlicher, lebendiger Geist regt, der auch auf den Leser belebend und anregend wirken mufs. Die Wärme, der mitunter freylich ins Uebertriebene, nach Inhalt und Form Mafslose ausschweifende Enthusiasmus, womit der Vf. sich der Sache der edleren Menschenbildung mit aller Kraft des Gedankens und der Rede annimmt, hat den Rec. erfreulich angesprochen. Neben manchen zu grellen Schilderungen und übertriebenen Behauptungen fand er hier viel treffliche, ihm ganz aus der Seele gesprochene Worte, die in einer Zeit nicht laut und oft genug wiederholt werden können, welche in der That hie und da auf dem besten Wege ist, über der Abrichtung der Menschen für besondere Zwecke und Bedürfnisse des Alltagslebens die den edleren Foderungen der Menschennatur entsprechende Geistesbildung völlig aus dem Auge zu verlieren. — Man sollte meinen, bemerkt der Vf., unsere philosophischen Pädagogen hätten durch Beachtung sowohl der Entwickelung der Seelenkräfte bey jedem gut organisirten Kinde, als durch Betrachtung des Antheils, den die Phantasie beym Erfassen und Verfolgen jedes Gegenstandes als schlechthin unentbehrliche Mithelferin nimmt, längst die rechte Spur finden müssen: dafs nämlich die Poesie als Nerv des Schulunterrichtes Leben und Frische überall hin verbreiten müsse. Die Phantasie ist als die Grundkraft des Menschengeistes, demnach einestheils als die Helferin und Vermittlerin alles Verstehens, anderntheils als das schöpferische Element zu betrachten. — Die speculative Philosophie gehört schlechthin gar nicht auf die Schule. Die gelehrte Schule soll in dieser Beziehung nichts darbieten, als eine zureichende Vorbereitung zu derselben. Zu einer solchen aber erachtet der Vf. zweyerley nothwendig: *gelehrtes Wissen* und *gebildete geistige Productionskraft.* Um nun seine Ansicht von der Stelle, welche demgemäfs der Poesie als einem allgemeinen Bildungsmittel auf der Schule zukomme, näher zu entwickeln und zu begründen, holt der Vf. etwas weiter aus, und wir können ihm hier auf seinem Wege nicht Schritt vor Schritt folgen.

Er betrachtet zunächst die Hauptgegenstände des *Wissens*, mit denen der höhere Schulunterricht sich zu befassen habe: Naturwissenschaft, deren Grundlage eine anschauliche Mathematik; Geschichte; Sprache, die er mit der Literatur und Kunst zusammengefafst, als die lauterste und reichste Erkenntnifsquelle der geistigen Natur, wie jedes fremden, so des eigenen Volkes ansieht — und das gewifs mit vollem Rechte. — Fragt es sich nun weiter, auf welche Weise bisher für die Weckung und Nährung der *geistigen Productionskraft* gesorgt war, welche der Vf. als die ganze andere Hälfte der Aufgabe jeder Schule betrachtet, so hat hier allerdings die neuere und neueste Pädagogik eine gröfse Lücke übrig gelassen. Die geistige Productionskraft, die Phantasie, ist aber nach unserem Vf. „die Grund-

kraft aller andern geistigen Vermögen, das Chaos aus dem sie sich gestalten, die unsterbliche Mutter, welche sie nährt und erzieht, und auch begräbt, oder vielmehr in den Mutterschoofs wieder aufnimmt." — Die ganze Kunst des Pädagogen hat, diese andere Hälfte seiner Thätigkeit anlangend, keinen anderen Zweck, als der Phantasie die Richtung nach dem Schönen zu geben, oder sie in derselben zu erhalten. Dieses Schöne aber ist wesentlich nichts anderes, als die Erscheinung des Wahren und Guten, die diesen entsprechende und sie aussprechende Form. Daher der innige Zusammenhang aller Poesie und Kunst mit der Religion, Sittlichkeit und Wissenschaft, kurz mit allem Heiligen, Edlen, geistig Hohen und Tiefen. — „Aber auch der," heifst es S. XXI. weiter, „welcher sich nicht überzeugen kann oder will, wie die Phantasie die Erzeugerin aller übrigen Geisteskräfte sey, und dagegen nur eine Coexistenz und Ebenbürdigkeit derselben annimmt, wird gleichwohl zugeben müssen: 1) dafs der Phantasie, als dem eminent productiven Vermögen, wenigstens eine ebenmäfsige Ausbildung gebühre, wie den übrigen; 2) dafs diese Sorgfalt ihr früher müsse zugewandt werden, als dem reflectirenden Verstande; 3) dafs die Phantasie insbesondere die Weckerin des Sprachvermögens ist, und so mittelbar wenigstens der Ideen selber, so wie die ermuthigende Führerin zur Beredsamkeit." Indem der Vf. diese drey Punkte im Folgenden näher erörtert, spricht er neben manchen übertriebenen oder halbwahren Behauptungen doch auch manches geistreiche Wort aus. Auch wir halten es mit ihm (S. XXII.) für einen pädagogischen Aberglauben, den poetischen Sinn nur einzelnen Auserwählten zuzuschreiben und nicht an die poetische Empfänglichkeit, ja Productivität Aller zu glauben. Nur würden wir nicht zum Belege für diesen Satz die Erscheinungen des Traumes und gar (S. XXVII) des magnetischen Zustandes angeführt haben. Solche bewufstlose oder gar krankhafte Seelenthätigkeit kann nicht in Betracht kommen, wo von individueller, selbstbewufster Schöpferkraft des wahren Geistes die Rede ist. Die selbstthätige Phantasie wird herabgesetzt durch die Identificirung mit solchen passiven Seelenzuständen. — Das Resultat dieser ausführlichen Entwickelung bleibt nun: dafs die Phantasie, wo höhere Menschenbildung erstrebt wird, einer selbstständigen Pflege bedarf; dafs die höhere Schule ihren Lehrlingen nicht blofs eine wissenschaftliche sondern auch eine ästhetische Bildung zu geben hat.

Wie ist nun aber diese Bildung der Phantasie pädagogisch zu realisiren? die Beantwortung dieser Frage, in so weit sie sich in der Kürze geben liefs, beschäftigt den Verf. von S. XXX an, wobey er zugleich Gelegenheit nimmt, „von seiner An- und Absicht zu reden, welche ihn in Wahl und Anordnung des aufgenommenen Stoffes leitete." — „Wie kann," heifst es S. XXXI, „diese Anschauungsweise, welche poetischen Naturen überhaupt, nicht blofs gebornen Dichtern, angeboren ist, Solchen eröffnet werden, deren Phantasie minder productiv, oder verkehrt, oder unterdrückt ist? — In allen Fällen und für Alle am sichersten durch *echte Poesien*, d. h. solchen Geisteswerken (solche Geisteswerke), in denen jene poetische Anschauung zum anschaulichen schönen Bilde bereits sich gestaltet hat, wo demnach mit der Wirklichkeit die Frage um die Möglichkeit echt poetischer Auffassung schon beseitigt ist." — Diesem Zwecke also soll des Vfs Bildersaal deutscher Dichtung dienen, dessen erster Theil vor uns liegt. Mit vollem Recht macht der Vf. mit *epischer* und *episch-lyrischer* Poesie den Anfang, welcher auch nach unserer Ansicht beym Unterricht durchaus die Priorität gebührt. — Denjenigen aber, welche etwa behaupten möchten, der Unterricht durch und zur Poesie verderbe nur den prosaischen Stil u. s. w., setzt der Vf. die allerdings gegründete Thatsache entgegen, dafs alle unsere gute Prosa von Dichtern und dichterisch Gebildeten geschaffen sey, und schliefst nach allem Früheren (S. LII.) mit dem Resultat: „der einig (einzig) unfehlbare Weg, sowohl zum Küchengarten, als zum Lustwalde der vollkommenen, d. h. der gesunden, gebildeten, überall zureichenden, wie der schönen Prosa geht durch die Vorschule und Vorhalle der Poesie. Oder — keineswegs darum soll der Unterricht durch und zur Poesie allgemein Statt finden, um eitel Poeten zu erzielen, sondern um dadurch Alle zu *guten Prosaikern*, d. i. zu Meistern des Ausdruckes in ihrer Muttersprache, zu machen. — — Erzieher müssen die Lehrer wieder werden, wenn die Schule wieder ihre Würde, ihren Segen erhalten soll; Erzieher, nicht blofs gelehrtmachende Stundengeber u. s. w. Der Zweck alles Unterrichts ist Erziehung; — er ist ein gutes Mittel zu diesem Zweck, aber nicht das einzige, und nicht einmal ein gutes, wenn er nicht auf die natürliche Entwickelung aller menschlichen Kräfte und Vermögen gerichtet und gegründet ist." —

Hat Rec. bisher den Vf. fast durchgängig selbst reden lassen, so ist es nun an ihm, ein kurz gefafstes Endurtheil abzugeben. Den Zweck des Vfs findet er durchaus löblich, überzeugt, dafs die Phantasie vollen Anspruch auf sorgfältige Pflege hat, und jeder Unterricht mangelhaft ist, der ihr keine Nahrung giebt, oder sie wohl gar mit methodischer Kälte erstickt. So wenig wir aber selbstständige Verstandesübungen als besonderen Lehrgegenstand gelten lassen können, da der Verstand durch gründliche Darlegung jedes wissenschaftlichen Stoffes unfehlbar besser gebildet wird, als durch solche stofflose Verstandes-Gymnastik; eben so wenig können wir uns von der Nothwendigkeit einer Phantasie-Bildung als selbstständigen Lehrgegenstandes überzeugen. Wie die Geisteskräfte nicht neben, sondern in einander zu einer innigen Einheit verschlungen eine Totalkraft ausmachen, so müssen sie auch harmonisch und gleichmäfsig in ihrer Gesammtheit gebildet werden; jede beabsichtigte Einwirkung auf eine einzelne isolirte Geisteskraft stört, wenn sie gelingen kann, das Gleichgewicht, und giebt dem jugendlich empfänglichen Gemüthe eine einseitige

Rich-

Richtung. Der Lehrer strebe nur, je nachdem der Lehrstoff die Gelegenheit darbietet, alle Geisteskräfte gleichmäfsig in harmonische Thätigkeit zu setzen. Er wird die in der geistigen Anlage der verschiedenen Individuen von Natur vorherrschende jedesmalige Geisteskraft eben dadurch in weit höherem Grade fördern, befruchten, kräftigen, als durch einseitige Einwirkung auf ein isolirtes geistiges Vermögen. Zur Bildung und Leitung der Phantasie zum wahrhaft Schönen wird sich dem Lehrer, sofern er nur selbst für Poesie empfänglich ist, Gelegenheit genug darbieten, einerseits bey der Lectüre der ewigen Muster aus der alten klassischen Literatur der Griechen und Römer, anderseits bey der Betrachtung der deutschen National-Literatur in ihrer historischen Entwickelung, welcher unstreitig der höhere Schulunterricht am passendsten folgen wird. Hätte der Vf. nach dieser unserer Ansicht den verschiedenen Lehrstoffen den ihnen gebührenden Antheil an der ästhetischen Bildung zuerkannt, und dieselbe nicht zum abgesonderten Lehrgegenstand machen wollen, so würde er ohne Zweifel die Nothwendigkeit gefühlt haben, seinen Stoff nach *nationalem* und *literarhistorischem* Gesichtspunkte zu wählen und zu ordnen, nicht ausschliefslich nach *ästhetischem*. Er würde dann, wenn auch den durch *Herder's* freye Behandlung zu einem Eigenthum unserer Literatur gewordenen *Cid*, doch nicht grofse Stücke aus *Tasso* und *Ariost* in der Uebersetzung (und zwar grofsentheils in eigener, die wir keineswegs für gelungener erklären können als die von *Gries* und *Streckfufs*) aufgenommen haben, welche zusammen gegen 70 Seiten dieses Bandes einnehmen. Er würde ferner die Bruchstücke aus dem *Nibelungenliede* nicht in Neudeutscher, obwohl im Ganzen gelungener Uebersetzung, sondern in ihrer schönen und kräftigen Ursprache gegeben haben, deren frisch-lebendiger Eindruck durch jede Modernisirung nothwendig geschwächt werden mufs. Behauptet er doch selbst (S. XV) die Nothwendigkeit historischer Sprachstudien auf den höheren Schulen. Warum sollen nun also diese nicht gleich in Verbindung gesetzt werden mit der Lectüre der herrlichen Dichtwerke unserer Vorzeit? Wozu die Zerlegung des Lehrstoffes in seine Elemente für verschiedene Zwecke, einmal für die Sprachbildung, sodann für die ästhetische Bildung besonders, wo beides sich zu einer schönen Gesammtwirkung vereinigen liefse? — Im Uebrigen zeugt die Auswahl des Vfs von richtigem ästhetischem Sinne und Urtheil, so wie seine eigenen, hier mitgetheilten Dichtungen, namentlich die „epischen Bilder aus der Schweizer-Geschichte" (S. 229 ff.) ein nicht gemeines poetisches Talent verrathen, das nur mitunter nicht Maafs zu halten weifs und durch schrankenlos waltende Ueberkraft in Schwulst und Ueberfülle verfällt. Möge der Vf. in eigenen Dichtungen dieser Art sich *Uhland's* einfach-edle Naivetät als Muster vorhalten! — Ist nach dem Obigen Rec. auch nicht völlig mit dem Vf. einverstanden, so scheidet er doch von ihm mit aufrichtiger Anerkennung seines eigenthümlichen Geistes und seines auf das Höchste und Edelste gerichteten Strebens, und sieht dem 2ten Theile, welcher zugleich eine Uebersicht der deutschen Literaturgeschichte enthalten soll, mit Verlangen entgegen.

K. H.

RELIGIONSSCHRIFTEN.

Wiesbaden, b. Schellenberg: *Berichtigende Resultate aus dem neuesten Versuch des Supernaturalismus gegen den biblisch-christlichen Rationalismus.* Oder zeitgemäfse Beleuchtung des Streites zwischen dem *Eingebungsglauben* und der urchristlichen *Denkglaubigkeit.* Von D. *H. E. G. Paulus.* (Mit dem Motto: In Sachen der Wahrheitforschung führt das freye Entwickeln der Gegensätze zum Gewinn für die Gutwollenden beider Theile.) 1830. II und 420 S. 8. (2 Rthlr.)

Mit Recht betrachtet der ehrwürdige Vf. wissenschaftlichen Streit und Widerspruch nur als Auffoderung, in die Behauptungen selbst und in ihre Gründe desto tiefer einzudringen und das, wovon die Endurtheile abhangen, desto klarer zu machen, und so setzt er in ein solches Verfahren die beste Art von Polemik, in wie fern dasselbe auf die beste Weise zu der Beendigung alles Polemisirens führt. Von dieser Ansicht geleitet liefert der Vf. hier zuerst „freymüthige Beleuchtungen des neuerlich vom Supernaturalismus gegen den Rationalismus erregten Streits überhaupt, nach den Differenzen und deren möglicher Lösung," und läfst sodann die Recensionen der meisten hieher gehörenden Schriften, welche theils in der A. L. Z. (Novemb. 1827) theils in den Heidelberger Jahrbüchern (Aug. 1828) abgedruckt waren, nach einer neuen Ueberarbeitung folgen. Der gelehrte Vf. erwirbt sich durch diese neue Schrift, welche dem Theologen wie jedem gebildeten Leser überhaupt gleich interessant seyn mufs, ein um so gröfseres Verdienst, je mehr die neuesten Vorwürfe gegen vernunftmäfsige Auffassung des Christenthums auf eine höchst befremdende Weise in die allgemeine Oeffentlichkeit auch der Nichttheologen hingeworfen waren. (S. die *Hahn*'sche Appellation an die gesammte evangel. Kirche.) Man schien nämlich eine nicht blofs geistige Gegenwirkung hervorbringen zu wollen. Allein die Erwartung, dafs etwa irgend eine äufsere Gewalt, wie zum Schutz der Kirchen, in diesen Streit der Wahrheitsforschung hemmend einzugreifen sich entschliefsen möchte, ist sogar nicht eingetreten, dafs vielmehr der Aufruf, Rationalisten als Feinde der Kirche zu behandeln, fast allgemein mit Unwillen zurückgewiesen wurde. Bey der gegenwärtigen wissenschaftlichen Entwicklungsstufe konnte es nicht auffallen, dafs in Beziehung auf jenen neuesten Verketzerungsversuch sehr viele gerade der Kenntnifsreichern, durch Geist, Sittlichkeit und Amtsthätigkeit ausgezeichneten Männer dem Rationalismus und seinem jetzigen Streben nach Vervollkommnung sich nicht abgeneigt bezeigten, ja selbst viele erklärte Supernaturalisten nicht ohne Verbindung

dung mit dem Rationalismus Supernaturalisten seyn zu wollen versicherten, und dafs wenigstens kein namhafter Gelehrter als Mitstreiter des Hn. *Hahn* in die Schranken trat. Da man nunmehr des Streitens, wie es scheint, glücklicher Weise müde geworden ist, so wird der hier gegebene Ueberblick dessen, worin der Streitpunkt eigentlich bestehe und die damit verbundene gründliche und faſsliche Anleitung zur Lösung desselben um so mehr Eingang und Benutzung finden. In dieser Ueberzeugung begnügt sich Rec., der dem verehrten Vf., einzelne problematische exegetische Erörterungen ausgenommen, fast überall beystimmt, hier nur, den Hauptinhalt der ersten Abtheilung kurz anzugeben, die weitere höchst scharfsinnige Ausführung, sowie die angehängten Recensionen dem Leser zu eigener Ansicht empfehlend: I. Neueste Veranlassung, dem Streit des Supernaturalismus gegen den Rationalismus auf den Grund zu sehen. II. Begriffs- und Namensbestimmung. In wiefern wollen beide Theile *glauben?* III. Der Eingebungsglaube verlangt von dem (doch menschlich-schwachen, nichtigen?) Denken gerade das Wichtigste und Schwerste, die prüfende Beurtheilung: ob eine unfehlbare Eingebung religiöser Lehrgeheimnisse da sey? ob sie durch innere oder äufsere schwer erklärbare Erfolge bewiesen werde? IV. Der eigentliche Unterscheidungspunkt der Denkglaubigkeit und des Eingebungsglaubens dreht sich um die Fragen: Besteht das Wesentliche der urchristlichen Religionsoffenbarung in Lehrgeheimnissen, oder in Wahrheiten, die sobald sie offenbar gemacht werden, als wahr an sich einleuchten? Und bleibt dann irgend der Lehr-Eingebungsglaube bey dem, was er als (inspirirt) gegeben behauptet? V. Der Eingebungsglaube könnte und sollte am besten zuerst mit der Denkglaubigkeit über das *an sich Wahre* als das Wichtigste der urchristl. Religionsoffenbarung sich vereinigen. VI. Wie stimmt der einfache, kunstlos verständliche Bibelsinn und der relig. Vernunftglaube über die zur Religion und zum Urchristenthum nöthigen, auch geschichtlichen Wahrheiten allgemeinfaſslich überein? VII. Weitere praktische Folgen der an sich wahren Hauptideen Jesu, als das, worin Denk- und Eingebungsglaube übereinstimmen müssen. VIII. Auch das Wesentliche im Geschichtlichpositiven des Urchristenthums ist der Denkglaubigkeit etwas an und durch sich selbst Wahres (auch in Beziehung auf Jesum als Messias, Sohn der Gottheit.) IX. Der Eingebungsglaube kämpft für unfehlbare Menschenauslegungen weniger dunkler Bibelstellen, welche neuplatonisch gedeutet und dialectisch in ein occidentalisches Schulsystem verflochten als *unerforschliche*, dennoch aber *erforschte* Lehrgeheimnisse durch Hingebungsglauben allein selig machend seyn sollen. X. Welche Lehrgeheimnisse enthält die Taufformel, diese von den Auslegern erweiterte Grundlage aller Kirchensymbole? XI. Woher kommt, neben der unverkennbaren Beystimmung der meisten denkenden Nichttheologen und neben der Gewifsheit, dafs die Denkfähigsten und Kenntnifsreichsten sich mehr oder ganz mit dem vollen Vernunftgebrauch über das Christenthum vereinigen — bey Vielen ein behutsames Mifstrauen, bey manchen Starkglaubigen aber sogar ein heftiger, oft sich selbst evangelisch nennender Fanatismus und Zelotismus wider die biblischrationalen Darstellungen der christlichen Theologie? XII. Die durch den noch nicht beendigten Untersuchungsstreit entstehende Verlegenheit der Gemeindelehrer ist zu heben, wenn sie die Lehrerspflicht genau ins Auge fassen, dafs das, was gelehrt zu beurtheilen ist, weder zum Nachsprechen noch zum Bezweifeln verbreitet werden soll, die wahre Erbauung aber nur durch das Allen gemeinschaftlich wahre oder für Alle erweisliche zu fördern ist, wenn der Gemeindelehrer es vielseitig genug anzuwenden versteht. Schon diese Uebersicht der in einzelne Paragraphen zertheilten Hauptrubriken der ersten Abtheilung vorliegender Schrift wird unsern Lesern die Wichtigkeit derselben anschaulich machen, nicht minder die zweyte Abtheilung, welche die Recensionen enthält, jene bewähren, so dafs das Ganze als ein Hauptactenstück für den neuesten dogmenhistorischen Stoff angesehen werden kann. — Wir verbinden mit der Anzeige obiger Schrift nachträglich noch die Erwähnung folgender, welche unter den übrigen jenen Streit berührenden eine ehrenvolle Stelle einnimmt:

Leipzig, b. Hartmann: *Das neueste Glaubensgericht in der evangelischen Kirche.* Ein Sendschreiben an Hn. Pr. D. *Hahn* in Leipzig und an den ungenannten Verf. der Schrift: „Der Rationalist kein evangelischer Christ." Nebst einer Predigt am 11. Sonntag nach Trinit. in d. Sophienkirche zu Dresden gehalten von M. *Adam Wagner*, Diac. an d. Kreuzkirche zu Dresden. 1829. 63 S. 8.

Kurz und treffend werden hier sowohl Hr. D. H. als der vornehme herrnhutische Vf. der im Titel bemerkten Schrift zurecht gewiesen, insbesondere in wie fern sie mit angemafster Lehrunfehlbarkeit alle Andersdenkenden eben so aus der ev. Kirche ausschliefsen zu können meinten, als sich die nach ihrer Einbildung unfehlbare römische Kirche diefs anmafst. Ohne hier in das Einzelne eingehen zu können, zeichnen wir nur die ernste Rüge des jesuitischen Kunstgriffs aus, nach welchem der anonyme Vf. alles Rathlose und Verkehrte in dem Benehmen eines unwissenden und unerfahrenen angehenden Predigers lediglich als Folge seines Rationalismus dargestellt hatte, ohne zu bedenken, dafs, auch der Erfahrung gemäfs, gerade der echt rationalistische Prediger am besten geeignet ist, allen Erfordernissen seines Berufs mit Lehrweisheit zu entsprechen und auch bey einem in der Bildung fortgeschrittenem Geschlecht das Christenthum in gebührender Achtung zu erhalten. Auch die über Röm. 1, 16–20. beygefügte Predigt verdient im Allgemeinen Empfehlung.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1830.

RÖMISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Hartmann: *C. Sallustii Crispi opera* quae supersunt ad fidem codd. manuscriptorum recensuit, cum selectis Cortii notis suisque commentariis edidit et indicem accuratum adiecit *Frid. Kritzius*. Vol. I. *Catilinam* continens. 1828. XXVI u. 326 S. 8. (1 Rthlr.)

Hr. *K.* hatte sich seit langer Zeit mit einer neuen Bearbeitung der sämmtlichen Werke des Sallust beschäftigt, als die Ausgaben von *Gerlach* und *Herzog* erschienen; er liefs sich dadurch nicht abhalten, eine neue Ausgabe zu veranstalten, die weder blofs kritische Bemerkungen wie die von *Gerlach* enthalten, noch auch so vielerley auf den Text nicht unmittelbar bezügliche Bemerkungen aufnehmen sollte, wie die Ausgabe von *Herzog*. Der Vf. beabsichtigte zwischen seinen beiden Vorgängern die Mitte zu halten. Wie weit diefs gelungen, wird sich weiter unten zeigen; Rec. mufs, ohne den Verdiensten früherer Herausgeber des Sallust zu nahe treten zu wollen, von der vorliegenden Ausgabe rühmen, dafs durch sie der Text so wie die Erklärung des Schriftstellers vielfältig gewonnen und nicht blofs studirende Jünglinge, für welche der Vf. nach S. XXVI. zunächst geschrieben haben will, sondern jeder, der für unsern Schriftsteller oder für die lateinische Sprache überhaupt Interesse hat, durch die besonnene Kritik, die verständige Erklärung, die Gründlichkeit und Reichhaltigkeit der Bemerkungen und die gefällige Form, in welcher der Vf. seine Gelehrsamkeit dargelegt hat, vielfach belehrt und zufrieden gestellt werden wird. Nur darin hat der Vf. nach des Rec. Urtheil gefehlt, dafs, während er nur für studirende Jünglinge schreiben wollte, er doch Vieles aufnahm, was nur für den Gelehrten geschrieben ist, auf der andren Seite der Gelehrte Vieles findet, (z. B. Hinweisungen auf die Grammatiken u. s. w.) was nur für den Schüler berechnet ist. Zur *Kritik* standen dem Vf. keine neuen Hülfsmittel zu Gebote; erst als vorliegender erste Theil ganz abgedruckt war, wurde ihm vom Hn. Geh. Reg. Rathe *Joh. Schulze* in Berlin eine von demselben gefertigte Collation eines Meifsner Codex, welcher den Catilina enthielt, und eine Vergleichung eines Dresdner Codex, der den Catilina und Jugurtha umfafste, nebst eignen Anmerkungen zu freyem Gebrauche unerwartet zugesendet. Diese Hülfsmittel konnten mithin auf diesen Theil der Arbeit keinen Einfluss haben; doch bemerkt der Vf. S. XXIII, dafs er darin zwar keine neuen Lesarten, wohl aber vielfältige Bestätigung der bessern schon vorhandenen gefunden und durch die grofse Genauigkeit, mit welcher diese Collationen gefertigt sind, ersehen habe, dafs *Gerlach* die italienischen Codices genau müsse verglichen haben. Auch will der Vf. nach Beendigung des zweyten Bandes, welcher den Jugurthinischen Krieg und die Fragmente enthalten soll, in einem dritten eine genaue Zusammenstellung aller bisher aus den verschiedenen Codd. bekannten Lesarten liefern, wobey wir denn auch genauere Kenntnifs von den obgedachten beiden Handschriften erhalten werden. Uebrigens war der Vf. so wenig als *Gerlach* im Stande, die einzelnen Familien der Codd. auszumitteln und überzeugte sich nur, dafs diejenigen, etwa 8 an der Zahl, welche den frühern Herausgebern als die besten gegolten, auch wirklich den meisten Werth haben und der Vf. bezeichnet ihre Uebereinstimmung gewöhnlich kurz mit dem Ausdruck *optimi libri*.

Was die *Kritik* des Vfs. selbst anlangt, so gehört er zu den Kritikern, welche die Güte und Anzahl der Handschriften zwar beachtend, doch überall mehr noch den Sprachgebrauch des Schriftstellers, den Zusammenhang der Gedanken und die Zweckmäfsigkeit des Ausdrucks in Betracht ziehen und wo diesem nicht Genüge geleistet ist, auch eignen und fremden Conjekturen wohl eine Stelle im Texte einräumen. Indefs bey der grofsen Anzahl von Handschriften bedarf es der letztern nicht sehr; mehr kommt es darauf an, unter den verschiedenen Lesarten die echte aufzufinden. Und unser Vf. nimmt unter den kritischen Bearbeitern des Sallust einen höchst ehrenvollen Platz ein, der nicht blofs an unzähligen Stellen, was andere aus Vorliebe für Sallustischen Archaismus, Kürze oder andere Eigenheiten, verdorben hatten, (namentlich *Corte*, dessen Text den meisten folgenden Ausgaben mehr oder weniger zum Grunde liegt), das Richtige wiederhergestellt, sondern auch den ganzen Vorrath von Lesarten einer genauen gründlichen Prüfung gewürdigt und vieles Echte wieder hervorgesucht hat. Ist aber auch Einiges, wo Rec. mit dem Vf. nicht übereinstimmt, so will Rec. doch nur Eins im Allgemeinen tadeln. Der Vf. hat sich oft durch Aenderungen der Interpunction um den Text verdient gemacht; ist er sonach selbst von dem Werthe und dem Zwecke der Interpunction überzeugt, so kann man es um so weniger billigen, wenn er dieselbe zugleich als Hülfsmittel der Interpretation benutzte an Stellen, wo gar keine Interpunction Statt finden darf. Der Vf. interpungirt z. B. c. 20, 15. *res, tem-*

tempus, pericula, egestas, spolia belli magnifica, magis quam oratio mea vos hortentur mit der Bemerkung *perspicuitatis caussa comma, quod post magis erat, post magnifica retraximus, ne cuiquam dubium sit, quin magis ad hortentur pertineat.* Zur Erklärung sollen die Anmerkungen, nicht die Interpunction dienen; doch findet sich dieser Mifsbrauch der Interpunction S. 86. S. 95. S. 105. — Die *eignen Conjecturen* des Vfs. halten wir nicht immer für nöthig. c. 35, 3. *Iniuriis contumeliisque concitatus, quod fructu laboris industriaeque meae privatus statum dignitatis non obtinebam,* was alle codd. haben, hat der Vf. *gradum* in den Text gesetzt, weil *status dignitatis* nur dann gesagt und von einer *dignitas* nur dann die Rede seyn könne, wenn einer ein Amt verwaltet habe. So wie aber *dignitas* nicht nothwendig die Würde bezeichnet, die man durch ein Amt erlangt hat, so ist auch *status dignitatis* nicht gerade der Zustand, in welchem sich Jemand nach verwaltetem Amte befindet, sondern jegliches Ansehen, das ein aus einem angesehenen Hause stammender Römer auch ohne Aemter haben konnte. So ist von einer *dignitas* aller Bürger die Rede Cic. Phil. II. §. 38. *Ego incolumitati civium primum et postea dignitati; ille praesenti dignitati potius consulebat* und von Catilina selbst heifst es c. 60. *Catilina memor pristinae dignitatis.* Auch sieht man nicht ein, warum *gradus* von den Abschreibern in *statum* wäre verwandelt worden. — Mehr dürfte für sich haben die Conjectur c. 39, 2. *ipsi innoxii, florentes, sine metu aetatem agere, ceteros iudiciis terrere, qui plebem in magistratu placidius tractarent,* wo alle codd. *quo* haben, allein dort hat *Gerlach* die Lesart *quo* ziemlich richtig erklärt. cap. 53 ist mit *effetae parentum* statt *effeta* wenig geholfen und c. 56. *distribuebat* statt *distribuerat* ganz unnöthig.

Als *Erklärer* hat der Vf. die genauen Beziehungen der Sätze und Wörter auf einander nachgewiesen; wo Sallust etwa die äufsere Verbindung vernachlässigt, den Zusammenhang der Gedanken oft treffend und geschmackvoll erläutert und an vielen Stellen sich um das Verständnifs Verdienste erworben. Doch hat es dem Rec. geschienen, als wenn der Vf. zuweilen die nahe liegende Erklärung einer neuen vorgezogen. c. 13, 2. wo der Luxus der Römer geschildert wird, heifst es: *vescendi caussa terra marique omnia exquirere, dormire prius quam somni cupido adesset, non famem aut sitim, neque frigus aut lassitudinem opperiri sed ea omnia luxu antecapere.* Der Vf. bemerkt *antecapere noli cum Tellero explicare: cibum, potum capere antequam esuriant, sitiant sed harum rerum appetitum arte excitare non exspectantes donec natura desiderium faceret. Famem autem antecapiebant vomendo.* Allein man spie doch wohl erst wenn der Magen voll war, und wenn Seneca sagt: *vomunt ut edant, edunt ut vomant,* so heifst diefs, *sie speien, um wieder zu essen* und *essen, um wieder zu speien.* Sodann ergiebt sich *Teller's* Meinung als die richtige aus dem rühern entsprechenden *dormire prius quam somni cupido esset* und aus dem Gegensatze *opperiri.* — Eben so hat der Vf. das Wahre zurückgewiesen c. 3, 2. *inprimis arduum videtur, res gestas scribere primum quod facta dictis sunt exaequanda.* Der Vf. giebt an jener Stelle zu, dafs die Erklärung von *Corte* welcher hier die Kunst der Geschichtschreibung versteht, sprachlich sich rechtfertigen lasse, fügt aber hinzu: *haec explicatio hoc loco aliena videtur, quia verborum ornatus in rebus gestis scribendis non maximam difficultatem praebet* und will es von der Schwierigkeit die Wahrheit ausfindig zu machen, verstanden wissen. Allein diefs liegt weniger in den lateinischen Worten und nicht im Zusammenhange und der Vf. hat nicht bedacht, dafs die guten Geschichtschreiber des Alterthums nicht blofs auf die Wahrheit ihrer Geschichten sondern eben so viel Werth auf die ganze Kunst der Geschichtschreibung legten und, wie besonders die eingelegten Reden beweisen, ein Kunstwerk zu liefern beabsichtigten. Welchen Werth auch Sallust darauf legte, sieht man aus seinem Urtheil c. 8, dafs die Thaten der Vergangenheit so hoch geachtet würden, *quantum verbis eam (virtutem) potuere extollere praeclara ingenia.* — c. 15, 4. *animus impurus, Dis hominibusque infestus* das unsaubere Gemüth des Catilina, *gegen Götter und Menschen feindlich gesinnt,* d. i. *der weder Gott noch Menschen ehrte und liebte,* soll nach dem Vf. seyn *animus a dis hominibusque exagitatus, quippe quos ob scelera sibi iratos infensosque credebat,* wo der Vf. wohl die entgegengesetzte Redeweise c. 52, 29. *nequicquam Deos implores, irati infestique sunt* und die ganze gleiche Schilderung des Lentulus vergafs ibid. §. 32. *si dis aut hominibus unquam pepercit.* — c. 37, 7. *eos atque alios omnis malum publicum alebat* d. i. dem gemeinen Haufen, der sich in Rom gesammelt hatte, gewährte Nahrung das öffentliche Sittenverderbnifs, wie §. 3. *quibus opes nullae sunt, turba atque seditionibus aluntur.* Diefs erklärt der Vf. *studium coniurationis iis victum promittebat vel ostendebat.* Und so an einigen anderen Stellen.

Ein Hülfsmittel der Erklärung hat sich der Vf. durch eine Ansicht abgeschnitten, die wir nicht billigen. Wo nämlich 2 Wörter für verwandte Begriffe neben einander stehen, weist der Vf. die Versuche Anderer, sie genau zu scheiden und dadurch die Möglichkeit ihrer Verbindung zu zeigen, zurück und meint, Sallust habe weniger genau die einzelnen Ausdrücke aufgefafst sondern den Begriff nur im Allgemeinen verstärken wollen. So sagt er p. 50. *hi nationes feras et populi ingentis vi subacti: „scriptores ubi vocabula tam incertae potestatis conjungerent, non anxie inter eorum significationes distinxisse, sed potius abundantiae caussa ut synonyma cumulasse."* So c. 5, 1. *ingenio malo pravoque,* wo der Vf. zu der richtigen Bemerkung von *Döderlein,* dafs *malus* schlechthin den Gegensatz von *bonus, pravus* aber nach einem Bilde die äufsere Erscheinung des *malus,* das Verdrehte, von der rechten Form Abweichende, ein Bild, das die Lateiner auch in *rectus* und *perversus* hatten, hinzusetzt: *subtilius*

videtur; puta coniunctis his vocabulis tantummodo nequitiae cumulum significari. So wird denn einerseits mancher anderer Versuch zur Scheidung synonymischer Ausdrücke kurz zurückgewiesen wie c. 2. *indocti incultique vitam sicuti peregrinantes transiere* ungelehrt und somit ungebildet u. s. a. St., andern Theils giebt der Vf. sich keine Mühe durch Scheidung der Synonyma den Schriftsteller zu erklären, was nach unserer Ansicht eine der Pflichten des Interpreten ist.

Sowohl in den kritischen als in den erklärenden Anmerkungen hat der Vf. Gelegenheit gefunden, eine grofse Menge *Bemerkungen aus dem Gebiete der lat. Grammatik* darzulegen, welche meist um so belehrender sind, weil der Vf. nicht blofs nach Vergleichung von vielen Beyspielen Regeln aufstellt, sondern sich bemüht, die Grundsätze der Sprachbildung zu erforschen und nach logischen Principien die Gründe für jede Redeweise darzulegen. Auf diesem Wege hat der Vf. sehr viele, neue und scharfe Sprachbemerkungen aufgestellt, welche Rec. zu den mannichfaltigen Vorzügen dieses Buches zählt. Doch ist es Rec. aufgefallen, dafs der Vf., welcher so viel über lat. Sprache mag gedacht haben, doch über mehrere Theile der Grammatik, die freylich die schwierigsten, wie Casus, Praepositionen, Modi, Tempora, nicht immer klar und gründlich genug erscheint, und daher das, was einfach ist, so zertheilt und zerlegt, dafs mit der Einfachheit die Klarheit verschwindet. Wir wollen dieſs an einem Casus zeigen. Jedem Casus liegt nur eine Ansicht, ein Hauptbegriff zu Grunde, aus welchem jeder Gebrauch desselben erklärt werden mufs. Gleichwohl sollte man ein ganzes Heer von Casus vor sich zu haben glauben, wenn man nur den einzigen Ablativ in einen *ablativus absolutus, temporalis, instrumentalis, caussalis, loci, modi, praedicati* zerlegt sieht. Da werden die *ablativi absoluti* recht gefliefsentlich in *commata* eingeschlossen, damit sie ja recht absolut erscheinen, gleich als wenn es irgend einen *casus absolutus* geben könnte, es sey denn in einer Anacoluthie, wie z. B. S. 174 der Vf. richtig *iuventus* für einen *nominativus absolutus* ausgiebt, weil derselbe seines Verbums ermangelt und die Rede anders endet als sie angefangen. Mag man aber der Kürze halber jene Redeweise, wo ein Supstantivum mit Participium im Ablativ steht, einen *ablativus absolutus* nennen, was kann für Grammatik und Sprachkenntnifs dabey gewonnen werden, wenn man über den Gebrauch dieses Ablativs, der doch wohl nach gleichen Gesetzen stehen mufs, wie jeder andere Ablativ, besondere Regeln aufstellt, wie S. 192 *ut priore enunciatione contineatur caussa posterioris*, gegen welches Gesetz sich mancherley einwenden läfst, das aber befolgt, doch den Vf. vor vielen Solöcismen bewahrt haben würde, wie *Cortius eiecit probante Gerlachio* und a. v. a. St.? was kann gewonnen werden, wenn der Vf. oft darüber streitet, ob etwas ein *ablativus instrumenti*, oder *ablativus praedicati*, nicht aber *ablativus absolutus* oder *loci* sey? — Eben so ist der Vf. auf eine andere Spitzfündigkeit der Grammatiker unserer Zeit eingegangen, die Schriftsteller nämlich haben Caussal - Conditional - und Folgerungssätze oft durch blofse Bindepartikeln verbunden, dem Urtheil des Lesers überlassend, wie die Verbindung zu denken sey. So giebt man sich denn vielfältig Mühe nachzuweisen, dafs *et* und ähnliche Partikeln *und zwar, und weil, zumahl da* u. s. w. bedeute, wodurch die einfache Bedeutung dieser Partikeln nur getheilt und verdunkelt und dem Verständnifs der Sprache neue Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden. Dafs der Vf. darauf einging, darüber wundert man sich um so mehr, da er an einigen Stellen die richtige Ansicht über Verbindung solcher Sätze entwickelt.

So wie der Vf. hierin wohl von dem Ansehn einiger Grammatiker des Tags geleitet wurde, so liefs er sich sonst noch theils durch Auctoritäten, theils durch gröfsere Massen vorliegender Beyspiele von dem Rechten abführen, ohne selbst zu forschen und nach dem Grunde zu fragen. So Cap. 29, 8 *aliter sine populi iussu nulli earum rerum consuli ius est.* Dazu bemerkt der Vf. *nulli antiquum esse genitivum Cortius persuasit omnibus, parum scilicet curantibus, femininam huius pronominis formam in genitivo ac dativo non in i sed in* ae *terminari* und beruft sich auf *Priscian* und *Vofs.* Sodann behauptet er noch, dafs *nulli* auch darum zu *consuli* zu ziehen sey, weil es sonst *consulibus* heifsen müfste, wie *Tacit. annall.* III, 58 *dictitans non licere Dialibus egredi Italia.* und dafs Trennungen der Art, wie hier *nulli consuli* durch *earum rerum* häufig vorkommen, beweist er mit Beyspielen. Letzteres ist bekannt und bedurfte keines Beweises; bekannt ist aber auch, dafs solche Trennungen immer einen rhetorischen oder grammatischen Grund haben, welchen man an unserer Stelle nicht wohl einsieht. Die Behauptung, dafs, wenn *nulli* zu *earum rerum* gezogen würde, es *consulibus* heifsen müfste, weil es eine *sententia generalis* sey, ist ganz unstatthaft. Was beweist da eine Stelle des *Tacitus?* Denn eben in den *sententiis generalibus* ist bekanntlich der *Singular* statt des *Plurals* sehr gewöhnlich. Die Meinung von *Vofs* endlich, dafs *nulli* im Feminini gar nicht vorkomme, beruht auf einer mifsverstandenen Stelle des Priscian. *Priscian* VI S. 694 *ex. Putsch.: quamvis vetustissimi solebant omnium genitivum in ius terminantium et in i dativum et etiam in i genitivum et in o dativum in genere masculino et neutro, in feminino vero secundam primam declinationem in ae proferre* d. i. die Alten *pflegten* von allen Wörtern, die im Genitiv *ius* und im Dativ *i* (also durch alle 3 Genera) endigen, auch sowohl den Genitiv auf *i* als auch den Dativ auf *o* im Masculinum und Neutrum, und im Femininum auf *ae* nach der ersten Declination zu bilden. Es ist nämlich offenbar, dafs die Wörter *uter alter nullus* etc. zum Theil nach der Weise der Pronomina flectirt wurden und daher im Genitiv für alle 3 Genera einen Casus haben; zum Theil wie die Adjectiva im Genitiv *i, ae, i,* im Dativ *o, ae, o.* Man sollte also

nicht

nicht erwarten, dafs der Genitiv auch im Femininum auf *i* gelautet habe; dessen ungeachtet findet sich auch im Genitiv des Femininum die Form *i*, mag es nun seyn, dafs man sich an die Genitive *mei, tui, sui* erinnerte oder weil man, wie man richtig die Dativendung *i* für alle 3 Genera brauchte, so auch die adjectivische Genitivendung auf *i* für alle 3 Genera glaubte brauchen zu können. *Priscian* selbst führt *l. l.* aus *Afranius in Suspecta* an: *Adeo ut te satias caperet toti familiae.* Indefs S. 717 lautet dieselbe Stelle *totae familiae* entweder durch Schuld der Abschreiber oder weil sie dort *Priscian* aus dem Gedächtnifs falsch niederschrieb. S. 960 sagt aber *Priscian* ausdrücklich von *alius: Sed quod est mirum feminini etiam generis genitivum quidam in i protulerunt. Caelius in I: Antequam Barcha perierat, alii rei caussa in Africam est missus.* Und so glauben wir, dafs auch an unserer Stelle *nulli* als Genitiv des Femininum stehe, da sich aus dem Gegensatz ergiebt, dafs *nulli* nur zu *earum rerum* bezogen werden kann. Denn wollte man *nulli consuli* verbinden, so wäre darauf hingedeutet, dafs zwar kein Consul, wohl aber andere Magistratspersonen diese Rechte gehabt hätten. — Durch Beyspiele läfst sich der Vf. c. 20. §. 2. verleiten, statt *neque ego per ignaviam aut vana ingenia incerta pro certis captarem*, was die codd. haben, mit *Corte per ignava* zu schreiben. Der Vf. zeigt in vielen Beyspielen, dafs *per* mit einem Substantiv das ausdrücke, was im Deutschen mit einem Adverbium gegeben wird und könne nur *adverbii potestate* zu *captarem*, nicht aber auf eine aufser dem Subject liegende Person bezogen werden. Allein der Vf. wird zugegeben, dafs Sallust wohl *per ignaviam hominum* oder *ingeniorum* und da seinem Zwecke *venitatem* nicht zusagte, *per ignaviam et vana ingenia* sagen konnte. Auch ist der Vf. die Erklärung schuldig geblieben, wie denn eine so leichte Lesart *per ignava et vana ingenia* in allen codd. in *per ignaviam* verwandelt worden sey. — Aehnlich durch Beyspiele geirrt stellte der Vf., c. 12. bey *Igitur ea divitiis iuventutem luxuria atque avaritia cum superbia invasere*, den Unterschied auf: *simplici ablativo caussa proxima indicatur; ex praepositione addita significatur id, quod ex altera re temporis progressu efficitur et consequens est neque continuo illam excipit.* Der Vf. bedachte hier den eigentlichen Gebrauch der Präposition und der Casus nicht, dafs der Casus das Verhältnifs im Allgemeinen, die Präposition dasselbe genauer und zwar nach seinen Theilen ausdrückt und nahm eine Meinung an, die *a priori* verdächtig erscheint und durch den griechischen und römischen Sprachgebrauch widerlegt wird. Denn was ist ἐκ ἀκράτου γελᾶν als unmittelbar nach dem Weinen lachen? *e Pamphilo gravida est, ex te audivit, ex re tranquilla in nuptias me coniecisti.* Eben so wenig mag Rec beystimmen, wenn der Vf. p. 43. *aestumo* in der Bedeutung des *Glaubens* aus der Latinität ganz verbannen, nur *existumo* schreiben und dafür keine gründlichern Beweise aufstellen will. Der Vf. beruft sich auf den leichten Ausspruch von *Goerenz* zu Cic. de fin. III, 2, 6. *aestumare esse rei pretium constituere, existumare ex rei pretio iudicare.* Abgesehen davon, dafs bey Cicero und Sallust nicht gleiche Grundsätze der Kritik gelten, so war, um *aestumare* an allen Stellen wo *gute codd.* es haben zu streichen, zu beweisen, dafs *aestumare* für *erwägen, dafürhalten* nicht gebraucht werden könne. Da dieis nicht leicht bewiesen werden kann, zumahl da die Römer *ponderare, pendere* ähnlich brauchen; so hält Rec. dafür an den Stellen, wo die bessern codd. *aestumo* in der Bedeutung *dafürhalten* haben, und gerade die bessern haben es oft, im Sallust wenigstens zu behalten. Wie sollten auch die Abschreiber gerade das bekannte *existimo* wiederhohlt in *aestumo* und gerade im Sallust verwandelt haben. Es kommt dazu, dafs auch im Tacitus, der so manches mit Sallust gemein hat, der *codex Budensis*, in welchem oft *x* statt *s* geschrieben steht, wie *Blaexus, luxus, illuxisse* statt *Blaesus, lusus, illusisse* und der gute Florentiner Codex, in welchem sich derselbe Schreibfehler *extimo — aestimo* findet. Am wenigsten möchte Rec. an unserer Stelle: *Atheniensium res gestae, sicuti ego aestumo, satis amplae magnificaeque fuere*, mit den weniger guten codd. *existimo* schreiben, da die Erklärung *nach meiner Abschätzung* ohne Schwierigkeit ist; wie c. 58. *quum facta vostra aestumo, magna me spes victoriae tenet*, wo die Herausgeber *aestumo* behalten, obwohl einige codd. *existumo* haben. — Bey c. 4. §. 1. *neque vero agrum colendo aut venando* nimmt der Vf. an: *gerundium ita differre a participio futuri passivi, ut illud ponatur, ubi verbi notio praevaleat, objectum minorem habeat vim. Altera vero structura obtinet, ubi verbum cum objecto in unam notionem coalescit, ita ut neutrum prae altero emineat sed utrumque pari vi dictum sit.* Dafs dieis falsch sey; beweist gerade unsere Stelle. Denn *colendo* ist nicht Hauptbegriff sondern gerade *agrum*, wie dieses auch voransteht. Genauere Forschung lehrt, dafs die Redeweise das Gerundium mit dem Accusativ erstlich nicht bey allen Schriftstellern in gleich häufigen Gebrauch war, und dafs zu dieser Redeweise die Schriftsteller meist durch rhetorische Gründe bestimmt wurden, wie hier um der Rede mehr Klarheit zu geben.

(*Der Beschlufs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1830.

RÖMISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Hartmann: *C. Sallustii Crispi opera* — edidit *Frid. Kritzius* etc.

(*Beschluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Ueber die Bildung der lateinischen Sprache zeigt der Vf. nicht überall richtige Ansichten, was sich namentlich in seinen Etymologien offenbart, in welchem Theile der Sprachforschung selbst, wem die Vergleichung mehrerer mit dem Latein verwandten Sprachen wie des Griechischen, der germanischen Sprachen, des Altindischen und Persischen zu Gebote steht, doch oft eingestehen muſs, daſs er nichts wisse. Das Wort *amoenus* erklärt der Vf. c. 11. *quod a moenibus recedit et in quod prospectus isque laetus ut solet a moenibus datur.* Nicht jede Stadt liegt so, daſs die Aussicht von der Stadtmauer herab so schön ist, daſs man jenes *ut solet* dazu fügen könnte, daſs man alles, was schön und lieblich ist, *wie von der Mauer herab* nennen könnte. Der Vf. hat also auch nicht beachtet, daſs die Präpos. *a* ihre wenigen Composita in *ab* bildet: *abrumus, abnormis, absonus* und wenn das *b* wegfiel wie in *āmens*, muſste dieſs *ā* seyn, nicht *ă* wie in *ămoenus*. Eben so unstatthaft ist die Erklärung von *absurdus*, von *haruspex*, was von ἱροσκόπος und von *equidem*, was der Vf. sich wie manche andere aus *ego quidem* entstanden denkt, ohne ein Analogon aus der lateinischen Sprache dazu anzugeben. Der Vf. folgt in der Erklärung von *delubrum* c. 11. dem Varro: *sicut locum, in quo figerent candelam, candelabrum, ita in quo deum ponerent, nominarunt delubrum.* Die alten Grammatiker haben in Etymologien wenig Auctorität; dieſs beweist hier auch Varro; und in *candela* ist das *l* und die Endung ist *abrum*, nicht *ubrum*, so daſs darnach nur *deubrum* oder *deabrum* gebildet seyn könnte. Der Vf. nimmt c. 6, mit *Gronov* an *pravus* komme von παραβάς, äolisch umgeändert in παραβός, eine Ableitung, die man nicht nachsprechen sollte in unserer Zeit, wo so vielfältig nachgewiesen ist, daſs die lateinische Sprache nicht aus einem Gemisch italischer und äolischer Wörter entstanden, sondern eine selbstständige Sprache ist, die mit der griechischen, den germanischen, slavischen und mehrern asiatischen Sprachen von gemeinsamer Wurzel abstammt und daher zwar mit der griechischen Sprache Manches gemein hat, aber eben so oft von derselben abweicht und mehr dem Germanischen oder dem Litthauischen oder Altindischen sich nähert. Der Vf. hat bey seiner Annahme nicht beachtet, daſs die Präposition παρά in lateinischen Wörtern gar nicht zu finden ist, und wo hat der selbe ein äolisches Participium τύψος, παράβος gelesen? daſs gerade in dieser Rücksicht dem Vf. noch Forschungen übrig sind, zeigt sich auch c. III, wo er als einzig richtige Lesart malevolentia aufstellt gegen alle codd. „*nulla enim ratione utuntur, qui i litteram inferunt, quum vocabulum compositum sit ex male et velle, quorum prius nunquam mutatur. Eadem ratio est vocis benevolentia. Qui igitur non dicit malificium, malificus, malidico, malifactor, Maliventum, neque benificium, benificus, benifacio, Beniventum, non potest idem dicere benivolentia ac malivolentia.*" Erstlich ist hier Verschiedenartiges zusammengemischt. So wenig wie εὖ πράττειν, κακῶς ἀκούειν dürfen *bene facere, male dicere* in ein Wort zusammengeschrieben werden. Auch manche andere Ausstellung lieſs sich noch machen. Der Vf. hat aber nicht beachtet, daſs *benivolus, malivolus*, und die davon herkommenden *benivolentia* und *malivolentia*, so wie von *magnificus magnificentia*, nach dem Gesetz der lateinischen Composition mit dem Bindevocal *i* gebildet ist, wie *pacificus, magniloquus, veridicus, multiscius, dapifer, incurvicervicus.* Müſste es aber denn nicht heiſsen *bonivolus?* Nein, denn *benus* findet sich in alten Inschriften statt *bonus*, wie *hemo* statt *homo* u. s. w. und hat sich nur in dem Adverbium *bene* und dem Worte *benignus*, welches wie *malignus* ebenfalls Composita sind, erhalten. Aber eben weil man nur noch das Adverbium *bene* kannte, so wurden mehrere mit dem alten *benus* verbundene Wörter darnach verderbt oder auch falsch gebildet und mit ihnen zugleich die entgegengesetzten Composita mit *malus*. Eine solche falsche Bildung oder Verderbung ist in *malivolus* und *benivolus* und den davon herkommenden *malivolentia* und *benivolentia* um so weniger anzunehmen, da die meisten codd. die Form *i* haben und die Grammatiker es bestätigen. Grammat. von *Gothofred* p. 1070. Isidor X. *benivolus, quia bene vult. Non tamen dicimus benevolus sicut nec malevolus. ibidemque* p. 2151. — Fälschlich behauptet der Vf. p. 82. daſs die Wörter auf *tudo, claritudo, magnitudo* etc. älter sind als die auf *tas benignitas* etc. Denn die Monumente lateinischer Sprache erlauben uns nur zu sagen, daſs von den beiden Endungen *tudo* und *tas* mit welchen man Abstracta bildete, man im goldenen Zeitalter und später zwar die früher gebildeten Wörter wie *consuetudo, multitudo* etc. fortbrauchte, neue Abstracta nur auf *tas* zu bilden pflegte. Daſs aber der Vf. ganz Unrecht habe, daſs die Endung *ta* mit hin-

hinzukommenden Nominativszeichen *tas* zur Bezeichnung der Abstracta uralt und gleichsam eine Mitgift von der Ursprache her sey, konnte ihm die Vergleichung mit der griechischen und altindischen Sprache zeigen, wo diese Abstracta als Feminina in gleicher Weise gebildet werden: *sanscr. daewas* m. (göttlich) *daewata* fem. die Göttlichkeit *Θεῖος ἡ Θειότης* (wie etwa *divus, divitas* s. *divinitas*) *sanscr. prithus* m. breit *prithuta* f. (u gehört zur *radix*) die Breite *πλατύς, ἡ πλατύτης*. — Fälschlich behauptet auch der Vf. p. 10 dafs *Quod-si* in ein Wort geschrieben werden müsse „*quoniam quod cum particulis si, nisi, ni, ubi, utinam et nonnullis aliis conjunctum pronominis vi plane deposita, transitionis tantum significationi, quae in illis particulis jam inest, augendae inservit, ut merito cum iis coalescat.* Denn falsch ist es, wenn der Vf. sagt, dafs *si nisi* etc. schon den Begriff des Uebergangs (von einem vorhergehenden Satze zum folgenden) ausdrücken; denn dann würden sie ja nie zu Anfang einer Rede stehen können; falsch wenn er sagt, dafs *quod* nicht mehr die Kraft eines auf das Vorhergehende sich beziehenden Pronomens habe; denn dann würde man damit eine Rede beginnen können. Ferner behauptet der Vf. man habe diefs *quod* nicht für einen Accusativ zu halten; wo für hält er es aber sonst, da er doch p. 80. *nihil* statt *non* für einen Accusativ hält? Wie erklärt er Stellen wie *Plaut. Mil. glor* 4, 4, 22. *Id nos ad te venimus.* *Cic. Phil.* 11, 9. *quod quidem ego favisse me tibi fateor.* *Terent. Andr.* 4, 3, 2. *si quid est, quod mea opera opus sit vobis.* *Liv.* V, 34. *Alpes insuperabiles, nulla dum via, quod continens memoria sit, superatas.* Da demnach *quod* mit und ohne jene Particula sich stets auf eine vorhergegangene Rede bezieht und also *pronomen* ist, da es Accusativ ist, wie im Griechischen, *ὅ, τοῦτο, ταῦτα* gebraucht wird, da es auch ohne die Partikeln *si, nisi* etc. so vorkommt, so sieht man keinen Grund, warum, wenn es mit jenen Partikeln zusammenkommt, in ein Wort geschrieben werden soll. S. 251. entscheidet sich der Vf. in dem Streit, ob der alte Ablativ *qui* von *quis, interrogativum* oder *qui relativum* herkomme einseitig für das erstere, anstatt zu sagen, wie der gewöhnliche Ablativ von beiden *quo* laute, so auch *qui* eben so gut vom *relativum* als vom *interrogativum* gebildet worden sey, was durch seinen Gebrauch bestätigt wird.

Was *die Form des Buchs* anlangt, so müssen wir den Vf. wegen der Ruhe und Geradheit loben, mit der er als Kritiker und Erklärer auftritt; er gehört nicht zu denen, die aus einer übelverstandenen Humanität jeden, den sie anführen, mit einem Titel belegen und, wenn sie einer Meinung widersprechen, mit vielen Complimenten dazu um Erlaubnifs bitten; vielmehr zeigt der Vf. einen edlen, freyen Sinn, der überall nur die Wahrheit sucht, und wenn denn auch einmal *Beier* ein *vir accuratissimae doctrinae* und *Ramshorn* ein *vir latinae linguae peritissimus* heifst, so läfst man sich diefs, weil es selten vorkommt, gefallen, wenn auch diese Abschätzungen zur Erklärung des Schriftstellers nichts beytragen. Bey diesem nur auf die Sache gerichteten Streben ist es wunderbar, dafs der Vf. doch vieles aufgenommen hat, was ohne allen Bezug auf unsern Schriftsteller ist. Er kann sich dabey freylich mit dem Beyspiele vieler entschuldigen, die in ihren Commentarien mehr Gelehrsamkeit als Geschmack zeigten. Allein da der Vf. selbst S. XVI an seinem Vorgänger Herzog tadelnd bemerkt, dafs derselbe viel Fremdartiges in seinen Commentar aufgenommen habe, und dafs er selbst diefs vermeiden wolle, so wird es ihm um so mehr zur Last gelegt werden, dafs er mit seinen mannichfaltigen Bemerkungen zu andern Schriftstellern zu freygebig war, und in seinem Commentare Stellen aus Tacitus, Suetonius, Cicero, Velleius, Caesar, Plautus, Plinius, Florus, selbst aus Sophocles einmal erklärt und verbessert und ihre verschiedenen Ausleger lobt, oder tadelt und zurechtweist. Eben so wurde der Commentar ohne Nutzen breit durch häufige grofse Büchercitate, die nicht selten 3—4, auch 6 Zeilen füllen, in Sachen, die vielleicht kaum bezweifelt werden. Wozu bedurfte es um zu beweisen, dafs das *trinundinum* 17 Tage umfasse, folgende Citate? *Ernesti clav. Cic. h. v. Scheller in lex. Ampl.* S. 11669. *Nitzsch Antiq. Rom.* tom. I S. 623 *ed. III et quam laudat Gerlach, Drakenborch ad Liv III*, 35, 1. Genügte hier nicht ein Citat? Wozu war nöthig um zu beweisen, dafs *praetor* für *propraetore* gesagt werde S. 90 der ausführlichen Citate aus *Walch, Duker, Beier, Ilgen, Oudendorp, Lipsius, Ernesti, Scheller?* Eben so in grammatischen selbst leichten Sachen. Dafs c. 31 es *familia ortum ita vitam instituissent, ita* wegbleiben könne, dafür sind angeführt *Zumpt, Wopkens, Gosrenz, Wolf, Drakenborch, Ruhnken, Matthiae, Beier;* über *Lentulus cum ceteris constituerant: Zumpt, Gronov, Drakenborch, Ruhnken, Bremi, Bentley, Heindorf.* Auch ist zu tadeln, dafs der Vf., wenn er schon einen Satz genügend mit Beyspielen erhärtet hat, an andern Stellen sich nicht blofs auf die frühern Beyspiele bezieht, sondern neue Stellen hinzufügt. Oft sind die Bemerkungen zu lang geworden, wenn der Vf. dürftige Ansichten früherer Erklärer, unnöthige Conjecturen weitläufig widerlegt; wenn er darauf ausgeht zu zeigen, dafs andere Erklärer geirrt haben, wobey er gegen das Ende des Buchs die von ihm sonst beobachtete Mäfsigung überschreitet und nicht bedenkt, dafs auch Schweigen ein Urtheil sey, und dafs auch er irren könne; wenn der Vf. tadelt, dafs *Gerlach* um *libido* in einer bekannten Bedeutung nachzuweisen, zu viel Stellen angeführt, dafs derselbe einmal seine Beweisstellen aus *Scheller's* Lexicon entlehnt, dafs *Müller* aus demselben Lexicon eine falsche Stelle abgeschrieben, dafs *Scheller* bey *ne* mehrere Stellen unter falscher Bedeutung angegeben habe. Dergleichen Bemerkungen nehmen den Raum für manche andere Bemerkung weg; die man wohl erwartet hätte und die Arbeiten, die wir noch von dem Vf. zu erwarten haben, werden sehr gewinnen, wenn derselbe mit

grö-

gröfserer Auswahl und Kürze seine Schätze darlegt. Dasselbe gilt von dem lateinischen Stil des Vfs., welchem nur eine gröfsere Präcision zu wünschen ist, indem der Vf. übrigens auch von dieser Seite sich als einen tüchtigen Kenner der lat. Sprache zeigt, der selbst schwierige grammatische Untersuchungen mit Leichtigkeit und Klarheit führt; und, unklassische philosophische Ausdrücke abgerechnet *generatis, explicativus, optative interpretari* etc., die zu vermeiden dem Vf. nicht schwer werden dürfte, wird man selten unlateinische Redeweise wahrnehmen.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

1) Münster, b. Coppenrath: *Homilien und Predigten an allen Sonn- und Festtagen des Jahrs*, von *J. P. Brockmann*, Domcapitular, Dr. und Prof. d. Theologie zu Münster. *Dritter* Theil. 1828. XVI u. 622 S. 8. *Vierter* Theil. 1829. XVI u. 638. 8. (3 Rthlr. 8 gr.)

2) Wien, b. Heubner: *Predigten auf alle Sonntage des Kirchenjahrs.* Geh. Von *Joh. Wächter*, Consistorialrath, Superint. und Prediger d. ev. Gem. A. O. in Wien. Herausgeg. von einigen Freunden des Verewigten. *Erster* Bd. mit dem Bilde d. Vf. XVIII u. 399 S. gr. 8. *Zweyter* Bd. VI u. 417 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

3) Nürnberg, b. Riegel und Wiesner: *Predigten auf die Sonn- und Festtage des Jahrs*, gröfstentheils über Texte aus den Schriften des Apostels Johannes. Von *W. K. Veillodter*, Dr. d. Theol., Decan u. s. w. in Nürnberg. *Erster* Bd. VIII u. 252 S. *Zweyter* Bd. VIII. u. 366 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

4) Altona, b. Hammerich: *Religionsvorträge für denkende Verehrer Jesu.* Von *J. G. C. Johannsen*, Dr. d. Theol. und Phil., Hauptpastor an der Deutschen Kirche zu Kopenhagen. *Erster* Band. 1828. XVI u. 295. S. IV u. 331 S. 8. (2 Rthlr.)

5) Glogau u. Lissa, b. Günther: *Predigten und geistliche Reden.* Von *A. W. F. Soyaux*, Past. d. evangel. Unitätsgem. zu Lissa, nach s. Tode ausgew. und zum Besten der städt. Armenkasse herausgeg. von *J. F. C.* 1828. IX und 103 S. (19 gr.)

6) Hildburghausen, b. Kesselring: *Neun Predigten und eine Confirmationsrede*, ein Beytrag zur Beförderung des erleuchteten und thätigen christlichen Glaubens. Von *Fr. Gendner*, Chordiacon. und Lehrer. 1828. XII u. 154 S. 8. (14 gr.)

In Nr. 1. redet ein Katholischer Geistlicher, der im Ganzen genommen sich zu guten Grundsätzen bekennet. Auch in der Form zeichnen sich seine Predigten, die wir freylich nicht alle gelesen haben, vor vielen seiner Confessionsverwandten aus. Warum hat er aber S. 559 des 8ten Theils eine Controverspredigt von einem andern Geistlichen aufgenommen, die nur antievangelische Ideen ausspricht? Sie ist gehalten bey einer feierlichen Processionen zu Lentheim an dem Jahrestag des Uebertrits eines regierenden Grafen von B. aus der evangelischen in die katholische Kirche und wendet sich auch an die bey der Feyer gegenwärtigen Protestanten. Da wird dann dem „Eigendünkel" Luthers die ganze Spaltung zugeschrieben, die Habsucht der Deutschen Fürsten und die Liebe der Geistlichen zu den Weibern angeklagt und geradezu behauptet, die Glieder der Kirche müfsten sich die Auslegung der h. Schrift durch Bischöfe und Konzilien gefallen lassen, weil durch sie der h. Geist rede; Und was dergl. mehr ist. Doch wer kennt diese Sprache nicht und weifs sie zu deuten!

Wie wohlthuend spricht dagegen der milde klare Geist in Nr. 2 an. Wie unparteyisch und echt evangelisch redet der verewigte *W.* am Toleranzfeste, dem Erinnerungstage der den Protestanten in den österreichischen Staaten verstatteten freyen Religionsübung, über die Frage: „Wie wir es zu verhüten haben, dafs unsere Kirche nicht durch eigenes fehlerhaftes Betragen in üblen Ruf komme" nach 1 Petr. 2, 12? Wie wendet sich sein feiner Blick, seine menschenfreundliche Liebe allenthalben auf das wahre geistige Bedürfnifs seiner Gemeinde hin, einer Gemeinde, die ihn schmerzlich betrauert, aber in deren Andenken er leben wird, so lange noch Zuhörer von ihm da sind! Von einigen der herrlichsten Vorträge können wir uns nicht enthalten, die Hauptsätze anzuführen: Matth. VII, 15—23. „Dafs unser Vertrauen gegen Andere seine Grenzen haben müsse!" Sir. 30, 31—37. „Brüderliche Winke für diejenigen, an deren Herzen irgend ein geheimer Kummer nagt?" — Matth. 8, 1—13. „Dafs es der würdigen Menschen weit mehrere gebe, als man beym ersten Anblick vermuthen sollte." Jac. 1, 22—27. „Wie leicht wir uns selbst in Ansehung unsers sittlichen Werthes täuschen."

Nr. 3. ist ebenfalls der Nachlafs eines unserer gefeiertesten Kanzelredner. Auch Rec. hat sich in dieser Lit. Zeit einige Male über die Manier und den Geist seiner Vorträge ausgesprochen, und darf nicht wiederholen, was in Aller Munde ist, die den verewigten Veillodter aus seinen geistigen Erzeugnissen kannten. Die gegenwärtige Sammlung war von dem Vf. der während der Ausarbeitung einer Predigt von seinem Tagewerk im Weinberge des Herrn abgerufen wurde, zum Druck vorbereitet und ist seiner werth: Auch hier können wir auf Einzelnes nur hindeuten: z. B. auf die 5te Predigt: „Frohe Hinblicke auf die Weihnachtsfeier der kommenden Jahrhunderte," oder die 22ste: Kennest du den Vater?" oder die 6te des 2ten Bandes: „Was ist das Schicksal derer, die nicht mit Jesu wandeln?" oder die 18te: „Wie einflufsreich für uns die ernste Betrachtung der Worte Jesu sey: Nun gehe ich hin zu dem, der mich gesendet hat."

Der Vf. von Nr. 4 ist ein erleuchteter Diener Christi, der sich es angelegen seyn lässet, durch seine Predigten alle Seelenkräfte anzuregen und auf die

die Erreichung der Hauptzwecke des Christenthums hinzuwenden. Er predigt mit Kraft und Schwung, Klarheit und Wärme. Seine Hauptsätze sind sehr einfach, an den Text sich schliefsend und drücken meistentheils nur den Inhalt der Texte aus z. B. „Jesus der gute Hirt: Die Wiedergeburt:" diefs ist besonders bey den Advents- und Passionsbetrachtungen im ersten Theile der Fall. Oft sind sie in ihrer Kürze sehr ansprechend. z. B. „Freude aus Schmerzen" — „That und Schein." — Die Sprache hält sich in den höhern Regionen, doch ist sie nicht unpopulär.

Nr. 5 enthält nicht gerade Musterpredigten, doch sind die hier mitgetheilten Vorträge eines verstorbenen geliebten Lehrers und Seelsorgers von der Art, dafs sie zu den bessern gerechnet werden müssen, die wir gedruckt besitzen. Die Vorrede giebt biographische Notizen von dem Vf. der schon im 50sten Jahre seines Lebens seinem Wirkungskreise entrissen wurde, während eine fast nie aufhörende Kränklichkeit ihn auch im Leben seinen liebsten Beschäftigungen oft entzog. Möge er auch nach seinem Hinscheiden noch durch diese Predigtsammlung reichen Seegen stiften.

Dasselbe können wir von Nr. 6 sagen. Nicht gerade etwas Besonderes findet der Leser, aber Erbauliches wohl. Der Vf. ist ein für sein Amt erwärmter Geistlicher, dem es am Herzen liegt, für die Zwecke desselben zu leben und zu wirken. Freilich frägt man wohl, warum müssen nun gerade alle Predigten gedruckt werden, bey deren mündlichem Vortrage man sich eines günstigen und wohlthätigen Eindrucks auf die Zuhörer bewufst geworden ist? Den Lehrern, welche der Vf. die Sammlung dedicirte, konnte er ja seine Dankbarkeit auf eine andere Weise an den Tag legen. Etwas besseres Papier hätte die Verlagshandlung wenigstens anwenden können.

Sulzbach, b. Seidel: *Festabende im priesterlichen Leben*, gefeyert mit Betrachtungen und Erinnerungen. Für Freunde der Seelensorge zur geistigen Erquickung in müden Stunden. Von *Franz Seraph Häglsperger*. — *Erstes* Bdchen. 1828. VIII u. 340 S. 8. (16 gr.)

Was *Strauss* mit der Herausgabe seiner Glockentöne bezweckte, durch die eigne Begeisterung für die erhebenden Pflichten seines Standes jüngere Amtsbrüder zu begeistern, das versucht in dem vorliegenden Werke ein katholischer Geistlicher in Beziehung auf seine Kirche und ihre Diener. Es sind Betrachtungen und Erweckungen an den Abenden der Feste, welche die katholische Kirche feyert, wie sie in ihm entstanden sind, und wie er sie in andern Pfarrern hervorgebracht sehen möchte: Wir müssen sein frommes Gefühl, seinen lebendigen Eifer für gewissenhafte Erfüllung seiner Berufspflichten rühmen, und können vielen seiner Ideen in der Art, wie er sie vorträgt, unsern Beyfall nicht versagen, wenn wir ihm auch bey manchen seiner Feste das nicht nachzufühlen vermögen, was er empfindet. Oft freylich scheinen diese Empfindungen nur etwas Erzwungenes zu haben; die symbolische Bedeutung manches kirchlichen Akts ist mehr herbeygezogen, als natürlich und klar hervorspringend; das Poetische des Stils steigert sich zum Hochtrabenden und Bombastischen, und was zierlich seyn sollte, kann den Charakter des Gezierten nicht verleugnen. Bey folgender Schilderung des Charfreytags möchte selbst mancher Katholik Anstofs nehmen: „Besonders zahlreich fanden sich selbst die unmündigen Kinder mit ihren frommen Müttern ein. Es ist diefs ein eignes Fest für sie, worauf sie sich schon Wochenlang freuen. O wie fromm knieen nicht manche Kindlein vor dem schwarzen flimmernden Grabgerüste, fragen leise die nahe Mutter, was diefs wohl Alles zu bedeuten habe und falten mit Ehrfurcht die Händlein, ohne dafs sie selber wissen, warum, wenn die Mutter sich hinneigend sagt: *der liebe Herrgott ist gestorben!*" Eben so, wenn der Vf., bey einem Bittgange die Monstranz tragend, sagt: „Ich der unwürdige Sohn des Staubes war sogar gewürdigt, *meinen eigenen Schöpfer und Heiland* im geheimnifsvollen Sakramente *vor meiner Brust zu tragen!*" Dagegen werden auch evangelische Prediger ihm in folgenden Worten beystimmen: „Ich stieg von der Kanzel, aber mit dem gewöhnlichen drückenden Gefühle, nicht so ganz gesprochen zu haben, was ich gern gesprochen haben wollte, und in dem, was ich vorgetragen, noch so ganz hinter dem Bilde meines Verlangens zurückgeblieben zu seyn. Jedoch denke ich; dieses drückende Gefühl mag auch wohl nicht ohne Nutzen für den christlichen Prediger seyn. Man gefällt sich ohnehin so gerne in seinem eigenen Seyn und Handeln und fängt nur zu oft an, über dem Finden seines eigenen Ichs den Herrn selber aus dem Auge zu verlieren. Tritt nun hier nicht die plötzliche Erfahrung innerer Verarmung dem Bewufstseyn des eignen innern Reichthums wirklich heilsam gegenüber? — So hat der Prediger, wenn nicht mehr, doch wenigstens das aus allen seinen Predigten zu lernen, dafs er Ursache habe, *demüthig zu seyn* und es *immer mehr zu werden.*"

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1830.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Hartmann: *Diodori bibliothecae historicae l. VII — X et XXI — XL excerpta Vaticana ex recensione Lud. Dindorfii. Accedunt A. Maii annotationes.* 1828. IX u. 150 S. 8. (20 gGr.)

Obschon Diodor als Geschichtschreiber weder in der Behandlung seiner Materie, noch in der Darstellung und Sprache musterhaft ist, so hat er doch für unsere jetzige Alterthumsforschung, bey dem Verluste so vieler historischer Quellen, einen nicht unbedeutenden Werth, sowohl wegen des grofsen Umfangs seines Werkes und des Details der Ausführung, als auch wegen näherer Angabe und Bestimmung der Schriften anderer, meist verlorner, Historiker, aus denen er schöpfte. Der Verlust so vieler seiner vierzig Bücher gehört daher immer zu dem sehr bedauernswerthen. Unserer Zeit, die so Vieles an's Licht gezogen sieht, war es vergönnt, diesen Verlust wenigstens einigermafsen ersetzt zu erhalten durch die Entdeckung der Excerpte aus dem Diodor'schen Werke, die ein Theil der grofsen Excerpten-Sammlung des Constantinus VII. Porphyrogenitus waren: auch diese Entdeckung ist wieder ein Verdienst des unermüdlichen *A. Mai:* in einem sehr schönen Palimpsest des 10. Jahrhunderts fand er eine Menge Excerpte aus den bedeutendsten Historikern, Polybius, Diodor, Dio Cassius, Eunapius, und gab diese in dem *zweyten* Theile seiner *Scriptorum veterum nova collectio* heraus. Die Stimmen der Kritiker haben nun wohl hinlänglich darüber entschieden, dafs *Mai*, wie er ernstlichen Fleifs und Eifer, genaue Kenntnifs des Technischen der Handschriften, im Ganzen Sorgfalt in der Behandlung derselben, und eine ausgebreitete historische Belesenheit besitzt, eben so in der philologischen Kritik sehr zurücksteht, und selbst von der gewöhnlichen Grammatik und den Hauptgrundsätzen der kritischen Textesbehandlung fast gar keinen Begriff hat; dafs er daher bey allen Dingen, die er entdeckt und herausgiebt, die Hauptarbeit und das eigentlichste Verdienst immer seinen Nachfolgern überläfst und überlassen mufs. Dafs dieses bey den Excerpten aus den Historikern gerade derselbe Fall seyn würde, liefs sich mit Gewifsheit vorhersehen, und eben so zuverlässig erwarten, dafs deutsche Gelehrte sehr bald Hand an's Werk legen würden. Mit den Excerpten aus Diodor ist diefs nun bereits durch Hn. *Lud. Dindorf* geschehen, dem die alte Literatur schon so manche schätzbare Ausgabe verdankt; wohl noch wünschenswerther wäre dasselbe bey Polybius und den früher erschienenen äufserst corrupten Fragmenten des Dionys. Hal., welche jetzt auch aus der Vaticanischen Handschrift und einer Florentinischen in dieser Sammlung *Mai's* herausgegeben sind, aber ohne besondern Gewinn für den Text. Da die Beschaffenheit des Palimpsest im Allgemeinen und *Mai's* Arbeit dabey wohl aus der Originalausgabe, die in deutschen Blättern mehrfach bereits angezeigt ist, schon hinlänglich bekannt sind, so wollen wir hierüber nichts bemerken, sondern sogleich zum Diodor gehen, und was wir hier von ihm erhalten, kurz bezeichnen.

In Rücksicht des Diodor war *Mai* bey seinen Entdeckungen besonders glücklich: er fand gegen sieben Quaternionen, und darunter fünf unedirte ohne Lücken ausgefallner Blätter. In diesen sind zuerst Excerpte aus dem 7ten bis 12ten Buche; ob die sechs ersten auch excerpirt gewesen sind, läfst sich nicht mit Gewifsheit sagen, da der Codex nicht vollständig ist, sondern abgebrochen anfängt; doch ist es, wie *Mai* gesehen, wahrscheinlich; auf jeden Fall aber für uns unerheblich, da wir die fünf ersten Bücher besitzen, und also nur im 6ten eine Einbufse haben. Wir erhalten also zuerst unedirte Excerpte aus dem 7ten bis 10ten Buche; die aus den beiden folgenden hat *Mai* weggelassen, weil das Original hier erhalten ist; für einzelne kritisch schwere Stellen könnten sie freylich vielleicht wohl einigen Dienst leisten. Aus dem 13ten und 14ten Buche finden sich keine Auszüge: ohne beträchtlichen Schaden, da auch diese Bücher vorhanden sind; eben darum können wir auch mit *Mai's* Auslassung der Excerpte aus B. XV — XX nicht unzufrieden seyn. Nun aber folgen bisher unbekannte Eklogen aus dem 21sten und den folgenden Büchern bis zum letzten 40sten. Von diesen Büchern, wie auch von andern, besafsen wir allerdings schon Auszüge, durch Syncellus, Eusebius und Photius, dann Ursinus, Valesius, Höschel u. A., wie sie in der grofsen Wesseling'schen Ausgabe zusammengestellt sind, leider ziemlich unordentlich durcheinander geworfen. Jetzt aber erhalten wir zu diesen Excerpten eine grofse Bereicherung: denn natürlich haben die Epitomatoren nach dem verschiedenen Inhalte ihres *titulus* dasselbe Buch verschieden excerpirt, so dafs in dem *tit. de legat.* und *de virtut. et vit.* sich andere Fragmente finden, als in dem jetzt herausgegebenen *de sententiis*, wenn auch bisweilen dieselbe Stelle für zwey oder mehrere Titel passend war. Was nun den historischen Werth die-

dieses Geschenks betrifft, so ist der nicht so bedeutend, als man wohl wünschen und erwarten möchte; und das liegt wohl schon grofsentheils darin, dafs sie zu dem Titel *de sententiis* gehören, wo man darauf ausging, mehr einzelne moralische Sprüche und so zu sagen ethische Begebenheiten zu excerpiren, als geschichtlich interessante Thatsachen; die Excerpte sind daher auch sehr ungleich, im eigentlich Historischen meist nur kurz zusammengefafste Angaben, im Moralischen weitere Ausführungen. Auch defswegen können die Bücher VII — X, bis zum Zuge des Xerxes, wenig Neues geben, was nicht die andern Schriftsteller, welche diese frühere Periode behandelt haben, gesagt hätten; und wer Diodor's Geschichtsbehandlung, besonders der frühern Zeit, kennt, wird hier auch überhaupt nicht viel Wichtiges erwarten. Einzelnes findet sich jedoch auch hier: so erhalten wir gleich das Orakel des Lykurgus, wovon Herodot nur vier Verse giebt, Eusebius einen und ein Wort mehr, hier vollständig zu sechs Versen abgeschlossen; im Fr. 3 eine interessante Vervollständigung eines alten Fragments, wenn unsere nachher vorzutragende Conjectur richtig ist. Ebenso ist die Angabe über den Macedonier Perdikkas (Fr. 4), wie er den delphischen Gott befragt und das Orakel, welches er darauf erhalten, neu; und hieraus läfst sich, wie *Mai* bemerkt, vielleicht für Euseb. Chron. eine Aufklärung nehmen, dafs er an der betreffenden Stelle dem Diodor gefolgt sey, wenn sie gleich in der Bestimmung der Regierungszeit jenes Königs von einander abweichen; Fr. 15 das Orakel des Battus, abweichend von Herodot und Tzetzes; ferner in den Sagen von der Gründung mehrerer Colonieen, wie Fr. 10 die Gründung Krotons durch Myskellus, wo Orakelsprüche angeführt werden, abweichend von Strabo u. A. Worüber man hier am begierigsten wäre Neues zu erfahren, über das Zeitalter der sieben Weisen, darüber mufs man sich jedoch gefallen lassen, leer auszugehen, da nur die bekannten Geschichten kurz angegeben werden; zu bemerken sind jedoch hier einzelne angeführte Fragmente von verlornen Dichtern, wie aus Fr. 24 ein Bruchstück Solons vervollständiget und verbessert werden kann; ferner ein Fragment aus dem Kallimachus (Fr. 35) u. A. Viel mehr neue historische Angaben und Resultate sollte man aus den Excerpten der Bücher XXI — XL erwarten, welche die dunkle Geschichte der Diadochen und die Römische befassen: und manches Einzelne wird sich auch hier durch sorgfältige Forschung ergeben, was unseres Amts an dieser Stelle nicht ist nachzuweisen; im Ganzen aber sind die Partieen, welche sich auf die Begebenheiten nach Alexander beziehen, äufserst kurz gefafst und enthalten historisch wenig Neues, eben wegen der fatalen Sentenzenjagd; in der römischen Geschichte aber, wie *Mai* in seinen Noten zur Genüge gezeigt hat, folgt Diodor meist dem Polybius, und ob nun schon auch von diesem, besonders aus den spätern Büchern, Manches verloren ist, so werden doch diese kurzen Auszüge nicht viel Ausbeute zur Vervollständigung und Erklärung dieses grofsen Historikers geben.

Alles aber, was hier Neues und Interessantes mitgetheilt wird, war in der Gestalt, wie *Mai* es erscheinen liefs, für den historischen Forscher nur halb genieſsbar: denn der Zustand des Textes ist hier so schlimm, wie er bey allen andern derartigen Arbeiten *Mai's* zu seyn pflegt. Diese nun zu reinigen von den vielen offenbaren Fehlern, und schwierigere, eigentlich corrupte, Stellen durch Conjectur zu heilen, war die Absicht des Hn. *Dindorf*, und gewifs eine sehr lobenswerthe. Dafs sie im Ganzen erreicht seyn wird, läfst sich von der rühmlichen Sorgfalt und Gelehrsamkeit dieses Philologen zum Voraus erwarten: und es bestätigt sich bey einer leichten Ansicht. Es wäre höchst überflüssig, hier Alles durchgehen zu wollen, um dem Leser unser Urtheil zu bestätigen. Wir wollen nur eine Anzahl Kapitel von vorn herein durchnehmen und darin den *Mai*'schen und *Dindorf*'schen Text vergleichen, und dann einzelne verdorbene Stellen besonders heraushebeu. Im *ersten* Abschnitt also, indem wir die unbedeutenden Aenderungen *Ανκόοργε* für *Ανκόοργε* und *δίζω* für *διζῶ* übergehen, ist der vierte Vers des dem Lykurgus gegebenen Orakels, wo *Mai* *ἔτ' οἴομαι* und eine Umstellung der Worte gemacht, in Uebereinstimmung mit Herodot und Eusebius gebracht, indem aus *ετ οιομαι* das *ἐλπομαι* genommen, welche beiden Wörter freylich in den Buchstaben nicht unähnlich sind; doch vermifst man hiebey eine klare Angabe der Lesart des Codex; im *zweyten* Abschnitt ist die Optativ-Form *ὠφελήσαι* hergestellt für *ὠφελῆσαι* und *τοὺς Σπαρτιάτας* für den wohl offenbaren Druckfehler *τοὺς Σπάρτας*. Gleich darauf in *τῆς μὲν ἐὰν — νομοθετήσῃ* hat Hr. *D.* richtig gesehen, dafs ein *εἰπούσης* bey *τῆς* fehlt, und er hätte dieses oder ein anderes Wort wohl in einer Klammer in den Text setzen können, um ihn verständlich zu machen, was er jetzt nicht ist. Dann *ἀνεῖλε* für *ἀνεῖλετο*, in welcher Form allerdings immer von dem Orakelgott gesprochen wird. Ferner in dem Orakel daselbst die scharfsinnige Conjectur *ἡμιερίοισι* (in der Bedeutung *ἐφημερίοισι* „Menschen") für *ἡμιτρίοισι*; doch hätte diese Emendation wohl mit einer oder andern Stelle belegt werden können. Im folgenden Vers mit Recht die schon von *Mai* gebilligte Lesart des Eusebius *διά τ' ἀνδροσύνης ἱερῆς θ' ὁμονοίας ἔστι περᾶν* aufgenommen für *δ. τ' ἀ. ἀρετῆς ὁμ.*; im letzten *εἰσαφικάνουσιν* in der Arsis für *εἰσαφικάνουσι*; in demselben Abschnitt *οὐδ' ἄλλο* für *οὔτ' ἄ.*, und *πρῶτόν ἐστι κατασκευαστέον τὴν ἐλευθερίαν* für *π. ε. κατασκευαστὸν τ. ε.*, und eben so wohl mit Recht *ὅτι θάτερα αὐτῶν κατ' ἰδίαν οὐ δύναται τὸν περιποιησάμενον ὠφελῆσαι* für *περιποιησόμενον*: also in diesem einen Abschnitte zehn Stellen verbessert! Ebenso ist Abschnitt III. in *ἃ φιλοχρηματία Σπάρταν ἐλοῖ* aus Plut. *ὅλοι* emendirt; *ἄρχειν βουλῆς* für *ἄ. βούλῃ*, *εὐθείαις ῥήτραις ἀνταπομειβομένους* für *εὐθείην ῥήτρας*, und mit Recht vorgeschlagen, nach *ἀνταπ.* kein Punktum zu setzen,

sondern dieſs mit dem Folgenden μυθεῖσθαί τε (wie richtig für δὲ gesetzt) τὰ καλὰ zusammenzunehmen. — So finden sich in jedem Abschnitte mehrere Stellen, die bey *Mai* ganz schlecht sind und hier verbessert; es genügt aber das Angeführte zum Beweise für den Leser. Von den Verbesserungen bieten sich freylich viele Jedem, der griechisch versteht, von selbst dar; manche aber zeigen auch wieder den feinen Takt und Scharfsinn, wodurch sich Hr. *D.* auszeichnet. Wir dürfen jedoch auf der andern Seite nicht verschweigen, daſs noch eine Menge Stellen zurück sind, welche noch auf Verbesserung warten, und zum Theil solche, die in ihrer jetzigen Gestalt ganz ungenieſsbar sind. Obschon wir den Tadel Derjenigen für unbillig halten, welche dem Herausgeber einer verdorbenen Schrift, für die noch so gut wie nichts geschehen ist, wenn er einen groſsen und vielleicht den gröſsten Theil des Verdorbenen hinweggeräumt hat, es zum groſsen Vorwurf machen, daſs er nicht alle Stellen verbessert hat und nicht Alles geleistet, was geleistet werden konnte (*nihil est enim simul et inventum et perfectum*, sagt Cicero, und auch die gröſsten Männer haben in solchen Fällen ihren Nachfolgern sehr Viel zu thun übrig gelassen): so ist doch nicht zu leugnen, daſs Hr. *D.* diese Ausgabe in weit besserer Gestalt würde gegeben haben, wenn er noch ein Jahr daran gearbeitet und die Erscheinung derselben nicht so sehr beeilt hätte, wozu die Wichtigkeit dieser Excerpte gewiſs keinen Grund gab. Jetzt ist die Anzahl der corrupten Stellen noch so groſs, daſs für einen künftigen Bearbeiter noch eine sehr reichliche Nachlese übrig bleibt. Wir wollen auch hier einige herausheben und mit einigen Anmerkungen und Vorschlägen zur Verbesserung begleiten. Vorher jedoch mögen wir bemerken, daſs Hr. *D.* eine Regel durchweg befolgt hat, die wir nicht billigen können: die nämlich, das ν ἐφελκυστικὸν vor einem Consonanten zu streichen. Schon daſs es hier an so vielen Stellen geschehen muſste (S. 2. Z. 22 ἔστιν κατασκευαστέον, S. 7. Z. 6 γονεῦσιν πρὸς, S. 9. Z. 8 συμβέβηκεν, τὴν δὲ, S. 10. Z. 5 εἰσίν· πολὺς, S. 10. Z. 13 φασίν τινα, S. 14. Z. 19 ἔχρησεν δὲ, S. 16. Z. 8 ἐξέπεμψεν δὲ, S. 17. Z. 18 ἔστιν πάντων, S. 20. Z. 11 φασιν μὴ, S. 21. Z. 12 ἐμνομάχησεν τὴν und Z. 13 συνέταξεν δὲ und so durch), schon dieſs hätte den Herausg. bedenklich machen müssen; aber überhaupt haben die Spätern das ephelkystische ν sehr häufig vor einem Consonanten gebraucht, und sind dadurch zu dem ältesten Gebrauche, namentlich der Epiker, zurückgekehrt. Es ist nicht nöthig, hier Beyspiele zu geben, da die Sache schon mehrmals bemerkt ist; ja, der Grammatiker in *Bekk. Anecd.* T. III. p. 1400 sagt sogar, die alten Attiker hätten diesen Buchstaben ebenso vor den Consonanten, wie vor den Vokal gesetzt, und nur später sey der Gebrauch eingeschränkt worden. Ebenso unbefugt hat er oft οὕτως in οὕτω umgeändert. Es sind dieſs freylich unerhebliche Dinge, die aber ein Herausg. nicht gering schätzen darf. Wichtiger ist gleich Fr. III. Hier haben wir fünf Disticha, die *Mai* für ein pythisches Orakel scheint gehalten zu haben und sich anschlieſsend an ἃ φιλοχρηματία Σπάρταν ὤλεϊ, ἄλλο δὲ οὐδέν: Hr. *D.* hat dazu nichts gesagt. Allein damit stimmt erstens nicht die ganze Farbe des Bruchstücks; ferner hat auch der Gedanke mit dem jenes Orakels gar keinen Zusammenhang *); dann passen nicht die Worte ἀργυρότοξος ἄναξ ἑκάεργος Ἀπόλλων χρυσοκόμης ἔχρη πίονος ἐξ ἀδύτου; und, was das Bedeutendste ist, Plutarch Lyc. c. 6. p. 43. d. Xyl. citirt zwey Disticha daraus als vom Tyrtäus, und zu dieser Art von Poesie scheint das Fragment durchaus zu gehören. Demnach läſst sich ein Bruchstück des Tyrtäus aus diesem Excerpte zusammengehalten mit Plut. l. c. vervollständigen; es ist dabey aber noch Mehreres zu emendiren: so gleich Anfangs δὴ γὰρ ἀργυρότοξοι — Ἀπόλλων — ἔχρη, wo man Sinn und Metrum herstellen wird durch die Emendation ὧδε γὰρ . . .; die Verbesserung ἀντιστομεβομένους, μυθεῖσθαί τε haben wir schon oben bemerkt; der folgende Vers ist ganz corrupt und verstümmelt, μηδέτι ἐπιβουλεύειν τῇδε πόλει, und was Hr. *D.* hier vorschlägt, μηδ' ἐπιβουλεύειν τῇδε πόλει τι κακὸν, paſst nicht, da von einer ἐπιβούλευσις nicht die Rede seyn kann; wir vermuthen μηδέ τι βουλεύειν τῇδε πόλει βλαβερὸν (oder einen ähnlichen Anapäst am Ende); nach diesem Verse scheint ein Distichon oder mehre ausgefallen, da der folgende Vers δήμου τε πλήθει νίκην καὶ κάρτος ἕπεσθαι weder im Sinn noch in der Construction sich an das Vorige anschlieſst. Zu Abschn. IV bemerken wir nur, daſs das falsche *Bovτηίδα* mit so vielem Andern geradezu aus dem Texte hätte geworfen werden müssen, doch nicht sowohl *Βοτιαιίδα* substituirt, wie Hr. *D.* will, sondern *Βοτηίδα* (*Niebuhr* R. G. S. 37. N. 77. 3te Ausg.). — In Abschn. IX hat in der Stelle: ποίαν χρὴ πρὸς αὐτοὺς ποιεῖσθαι τοὺς θεοὺς σπουδήν, οἳ οὐ μόνον τοὺς εὐσεβεῖς ἐν τῷ ζῆν εὖ ποιοῦσιν, ἀλλὰ καὶ μετὰ τὸν θάνατον, εἰ δὲ καὶ ταῖς τελεταῖς δεῖ ἀγωγὴν μετ' εὐφημίας ἡδείας εἰς ἅπαντα τὸν αἰῶνα παρασκευάζουσιν, Hr. *D.* sich begnügt, in Rücksicht der Worte εἰ δὲ — παρασκευάζουσιν *Mai's* Conjectur für unstatthaft zu erklären: οἱ δὲ καὶ ταῖς τελεταῖς διαγωγὴν — und diese ist allerdings verwerflich; wir wünschten aber, Hr. *D.* selbst hätte wenigstens einen Versuch hinzugefügt: wir wollen als einen solchen Versuch Folgendes hingestellt haben: εἴ γε κἂν ταῖς τελευταῖς δή (denn die τελεταὶ haben hier gar nichts zu thun) ἀγωγὴν μ. εὐφ. ἡ ἐ. ἅ. τ. αἰ. π. — In Abschn. X ist das Orakel ziemlich corrupt; in dem *ersten* Theil hat die römische Ausgabe den ersten Vers *Μύσκελλε καλὰν*, ὥστε φιλεῖς ἑκάεργος Ἀπόλλων; daraus macht Hr. *D. Μύσκελλε βραχύνωτε, φιλεῖ δ' ἑκ. Ἀπ.*, worin das Letzte ebenso schön emendirt ist, als das Erste kühn. Vielleicht kann man dafür lesen *Μύσκελλε καλόνωτε*, leicht anspielend auf das folgende, mit Tadel derber gegebene *βραχύνωτε*. Dem folgenden Vers kann man wohl aufhelfen durch Einschiebung von δὴ: καὶ γενεὰν δώσει· τὸ δὲ δὴ πρότερόν σε κελεύει; auch der letzte Vers ist

*) Die Orakel jener Zeit sind wohl nicht leicht in Distichen verfaſst gewesen. *d. R.*

ist corrupt, wegen des δὲ und weil οἰκίσαι wohl das Richtige ist, nicht οἰκῆσαι, was Hr. *D.* in den Text gesetzt. Im *zweyten* Theil möchten wir im ersten Vers statt ἀλλὰ συνίει, was Hr. *D.* aus der römischen Lesart ἀλλὰ σύ γ' οἶει gemacht hat, lieber lesen ἀλλὰ σύ γ' αἶνει, wie im Schlufs des *dritten* Theils δῶρον δ' ὃ διδῷ θεὸς αἶνει. Der dritte Vers, wenn man auch annehmen will, dafs er nicht vollständig ist, indem die Pythia gerade eigensinnig gewesen sey: kann doch unmöglich so gelautet haben ἥδε δὲ Κουρήτων ἡ ἱερὰ χθών, sondern das ἡ ist durch den Itacismus aus ἱερὰ, und zu lesen ἥδε δὲ Κ. ἱερὰ χθών; in V. 6 hätte Hr. *D.* nur geradezu seine Conjectur, wie oft viel kühnere, in den Text setzen sollen οὕτω σ' οὐκ ἂν φημι — und ebenso V. 7 Κριμίσης. — In Abschn. XII hätte der Zusatz: Ὅτι συνταξαμένων τῶν ἐπενακτῶν τῷ Φαλάνθῳ, τότε ἦκειν πρὸς τὴν στάσιν κατὰ τὴν ἀγορὰν ὅταν αὐτὸς ἐπὶ τὸ μέτωπον ἐφελκύσῃ τὴν κυνῆν μετὰ τῶν ὅπλων, durch die richtige Interpunction sollen hergestellt werden, durch Comma nach ἀγορὰν und κυνῆν, wodurch *Mai's* Vermuthung wegfällt, die Worte μετὰ τῶν ὅπλων nach ἀγορὰν zu setzen. In dem Orakel hieselbst ist Hn. *D's* Verbesserung τὸ Τάραντός τ' gewifs richtig; der Vers ἀμφαγαπᾷ τ' ἀκρόπολιν γενείου augenscheinlich corrupt; wie dieser zu emendiren, läfst sich unmöglich bestimmt angeben; wir glauben nur das mit Gewifsheit sagen zu können, dafs in ἀκρόπολιν das ἔμπελον steckt, wenn wir die Stelle des Dion. Hal. damit zusammenhalten: — ἐξευρόντας δὲ χωρίον τῆς Ἰαπυγίας Σατύριον καὶ ποταμὸν Τάραντα, ἔνθα ἴδωσι τράγον τῇ θαλάττῃ τέγγοντα τὸ γένειον, ἐκεῖ τοὺς βιωμοὺς (so ist offenbar zu schreiben für βίους) ἱδρύσασθαι. πλεύσαντες δὲ τὸν ποταμὸν ἐξεῦρον καὶ κατά τινος ἑρινεοῦ, πλησίον τῆς θαλάττης πεφυκότος, ἄμπελον ἐθεάσαντο κατακεχυμένην, ἐξ ἧς τῶν ἐπιτράγων τις καθείμενος, ἥπτετο τῆς θαλάττης. κτλ. — In Abschn. XIII ist in dem Vers ἐλθόντες Σικελὴν χθόνα ναίετον ἄμφω, wo ein Fufs fehlt, vielleicht ἐρατὴν nach Σικελὴν ausgefallen; gleich darauf καὶ ἀνεῖλε Ἀψιδίη ποταμὸν ἱερωτάτην εἰς ἅλα πίπτειν dürfte es nicht unwahrscheinlich seyn, dafs es geheifsen καὶ ἀνεῖλεν ἡ Πυθία, und vor ποταμὸν der Anfang des ohnehin verdorbenen Verses ausgefallen ist; ἀνεῖλε allein, ohne wenigstens ἡ δὲ, sagt Diodor nicht; auch der zweyte Vers scheint corrupt, im dritten gewifs zu lesen διδοῖ (welches wohl *sanum*) δέ σοι.

Doch wir brechen hier ab, da es unsers Amts nicht ist, das Fehlende zu ergänzen, oder zu verbessern, sondern nur durch einige Proben unser Urtheil zu belegen. Um aber auch ein Wort über die beygegebenen Noten zu sagen, so hat der Herausg. hier die gesammten Anmerkungen *Mai's* aufgenommen; diese sind denn fast ganz historisch, und in der bekannten Weise *Mai's*, mit grofser Belesenheit in den gangbaren Schriftstellern, aber auch mit vielem Ueberflüssigen in bekannten Dingen. Hr. *D.* hat äufserst selten etwas hinzugethan, wahrscheinlich um die Fülle nicht noch zu vermehren; auch, so viel wir gesehen haben, nichts von Bedeutung, nur dafs er einige Mal *Mai's* Anmerkungen berichtigt, wie S. 6, wo er ganz richtig gesehen, dafs die Erzählung des Dion. Hal. von dem Diodorischen Excerpte nicht abweicht, u. sonst. Eine Zuthat aber, die für den Gebrauch des Buches sehr erwünscht gewesen wäre, ist ein Verzeichnifs der in den Excerpten erwähnten historischen Thatsachen, Fragmente u. s. w., und dieses anzufertigen, hätte es ja für den Durcharbeiter keiner grofsen Mühe bedurft. Dankenswerth dagegen ist die Zugabe aus *Mai's* Vorrede über die Excerpte Diodor's und über den Palimpsest im Allgemeinen; dann von demselben die Chronologie der Excerpte und die Ordnung der in dem Codex durch einander geworfenen Quaternionen. — Die typographische Ausstattung des Werkchens ist recht anständig und sorgfältig.

L. N. V.

RELIGIONSSCHRIFTEN.

Potsdam, b. Riegel: *Entwurf eines Katechismus für evangelische Christen.* Beytrag zur Vereinigung der beiden evangelischen Kirchen. *Zweyte*, mit einer kurzen Einleitung in die Bibel vermehrte Auflage. 1829. 70 S. 8.

Es war ein sehr glücklicher Gedanke des Vfs (dem Vernehmen nach Hr. Superint. Dr. *Derège* in Potsdam) zur Beförderung der Union ein Religionslehrbuch zu entwerfen, welches unter kurzen Ueberschriften einzelner Rubriken in wohlgewählten Bibelsprüchen die wichtigsten Lehren des biblischen Christenthums enthielte, wie sie Lutheraner und Reformirte, die ihren Religionsglauben unabhängig von menschlichen Ausdeutungen lediglich aus der Bibel zu schöpfen haben, auf gleiche Weise zu befriedigen vermöchten, ohne dafs der bisherige Sectenunterschied dabey hervorgehoben würde. Wie sehr der würdige Vf. durch diefs Unternehmen einem Zeitbedürfnisse entsprochen, beweiset der schnelle Absatz, welchen dieser Entwurf bereits in der *ersten* Auflage gefunden hat. Da vermuthlich bald wieder ein neuer Abdruck desselben erforderlich seyn wird, so erlaubt sich Rec., der im Allgemeinen dem Vf. völlig beystimmt, nur noch den Wunsch, dafs in der neuen Ausgabe des Lehrbuchs, welches ja mit gröfster Strenge aus reinen Bibelworten geschöpft seyn sollte, alle nicht biblischen Ausdrücke, wie *Dreyeinigkeit, Gottheit* Christi, *wunderbare* Gemeinschaft mit Jesu beym Abendmahl, vermieden und alle solche Stellen, deren Beweiskraft in kritischer oder exegetischer Hinsicht zweifelhaft ist, mit andern vertauscht werden möchten. Zugleich bemerkt Rec., dafs zur Vervollständigung des Ganzen noch manche übersehene treffliche Stellen, besonders aus den Evangelien, nachgetragen, auch einzelne Parabeln mit beygebracht, und, wo Luther's Uebersetzung unrichtig oder unverständlich ist, zweckmäfsige Verbesserungen beygefügt werden könnten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1830.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

STUTTGART, b. Cotta: *Die Verwandlungen des Ebu Seid von Serúg* oder *die Makámen des Harîri* in freyer Nachbildung von *Friedrich Rückert*. — *Erster* Theil. 1826. XXIV u. 672 S. 8. (4 Rthlr.)

Das Anziehende der Novellen des Arabers Harîri liegt für den des Arabischen kundigen Leser zunächst in der kunstreichen und inhaltschweren Sprache, in welcher diese Dichtungen geschrieben sind. Indefs ist nicht zu verkennen, dafs auch der Witz in den Gedanken, die überraschenden Wendungen in den Erzählungen, und das Kräftige und bisweilen Rührende der zahlreichen in die Novellen verflochtenen Gedichte dem Leser ein Interesse einflöfsen können. Silvestre de Sacy sagt in der Vorrede seiner Ausgabe des Originaltextes: *les nouvelles de Hariri ont toujours quelque chose de piquant, soit par les aventures qui en sont le sujet et par l'originalité des personnages, soit par les leçons de morale, de philosophie, de ruse et de souplesse qui y sont mises en action. — Hariri, au milieu des difficultés, qu'offre son style, et malgré quelques abus de l'imagination et du bel-esprit, attache le lecteur capable de l'entendre, par un charme irresistible.* Was nun den zuerst erwähnten Reiz der Sprache betrifft, so wird dieser natürlich in einer Uebersetzung immer nur höchst unvollkommen bemerkbar gemacht werden können; unsere Sprache und die übrigen europäischen sind durch ihre ganze Beschaffenheit gar nicht dazu geeignet, einen solchen arabischen Stil wiederzugeben. Ein zu grofses Streben nach Treue der Bearbeitung in diesem Punkte würde sogar wahrscheinlich nur dazu dienen, etwas den europäischen Lesern ganz unverständlich und lächerlich Scheinendes hervorzubringen. Dieſs hat auch Silvestre de Sacy in der gedachten Vorrede sehr richtig bemerkt: *Les personnes, qui ne connoissent le style de Hariri que par des traductions, ne sauroient s'en faire une juste idée, sur-tout lorsque les traducteurs se sont efforcés de conserver dans leurs versions certaines associations d'idées que les termes employés dans le texte rappellent à quiconque connoît à fond la langue de l'original, mais qu'on doit se contenter de faire apercevoir dans une sorte de lointain et comme à travers un brouillard, si l'on ne veut pas sacrifier le principal à ce qui n'est qu'accessoire. Ce genre de fidélité est presque un travestissement.* Die einzelnen Worte des Textes sind fast alle absichtlich gewählt, sowohl mit Rücksicht auf den Klang, als mit Rücksicht auf die Bedeutung; sie entsprechen einander in der Form, sie reimen einander, oder assoniren, oder stehen in entgegengesetzten Verhältnissen; sie spielen immerfort an auf Sprichwörter, besondere Redensarten, Stellen des Koran, alte Sagen, merkwürdige Personen und Aehnliches. Aber das Interessante, welches im Inhalte der Novellen liegt, kann in einer Uebersetzung oder Bearbeitung leichter wiedergegeben werden, und in Bezug hierauf ist eine Bearbeitung des Hariri gewifs nicht zu verwerfen, wenn gleich auch hierbey der Uebersetzer sich manche Beschränkung wird auflegen müssen. Diesen Zweck hat der Vf. der vorliegenden Bearbeitung auch wohl zunächst verfolgen wollen, ohne indefs dabey auf die Wiedergebung der eigenthümlichen Darstellung des Originales ganz zu verzichten. Er bemerkt selbst über das von ihm beobachtete Verfahren Folgendes: „Meine Arbeit giebt sich für keine Uebersetzung, sondern für eine Nachbildung. Die Grundsätze, nach denen man Homer und Shakespeare verdeutscht, sind, wie jetzt noch die Sachen stehen, auf einen arabischen Dichter kaum anwendbar. Dazu gehört eine nähere Verwandtschaft oder eine innigere Aneignung eines fremden Bildungskreises, als deren wir uns bis jetzt in Bezug auf den Orient rühmen können. Hoffentlich wird auch für die gröfseren orientalischen Kunstwerke einmal die Zeit kommen, wo sie in treuer Uebertragung in unsere, jeder Erweiterung empfängliche, Sprache aufgenommen werden können, ob aber sobald oder überhaupt jemals für Harîri, zweifle ich. Ich denke, er wird immer, wie jetzt, unübersetzbar bleiben, nicht wegen der Schwierigkeiten der Form, zu deren Ueberwindung eben hier ein Anfang gemacht ist, noch auch wegen mancher Einzelheit des Inhaltes, die vom jetzigen Bearbeiter unterdrückt oder verändert, gar wohl einmal einem zugewöhnteren Publicum ohne Anstofs würde geboten werden können, sondern weil der Kern selbst, der Mittelpunkt vieler seiner Makámen etwas ist, das an Originalsprache haftet, und mit dieser wohlgefällt. In solchen Fällen habe ich mir mit allerley Stellvertretungen zu helfen gesucht, worüber man die Nachweisung in den Anmerkungen zu den einzelnen Makámen finden wird. Dasjenige aber, dem von keiner Seite beyzukommen war, habe ich weggelassen. Doch ist des Weggebliebenen verhältnifsmäfsig nur wenig, wie man aus der vergleichenden

Tafel am Ende dieser Vorerinnerungen ersehen kann."

Hr. *R.* hat in der Ausführung seines Unternehmens etwas, wie uns dünkt, sehr Achtungswerthes geleistet, und gezeigt, dafs ein gewandter Geist auch das Fremdartige morgenländischer Originale auf eine verständliche, und doch nicht ungetreue Weise in unseren Sprachen darzustellen vermöge. Er hat freylich oft etwas aus dem Originale weggelassen, und umgekehrt wieder etwas zum Originale hinzugethan; indefs die Natur des Werkes und das Princip der freyen Bearbeitung liefern hierfür manche Entschuldigung. Dafs diese vorgenommenen Veränderungen des Originales grade immer nothwendig gewesen, möchte sich nicht beweisen lassen; uns dünkt, oft hätte der arabische Text einfacher und genauer beybehalten werden können, ohne dafs die Uebersetzung dadurch minder verständlich geworden, oder dafs eine besondere Mühe bey der Arbeit aufzuwenden gewesen wäre. Der Vf. hat den Haríri bisweilen etwas bunter gemacht, als er ist. Einige Beyspiele davon folgen unten. Hr. *R.* benutzte den von Sacy herausgegebenen vortrefflichen Text, welcher mit einem reichhaltigen arabischen Commentare begleitet ist, den Sacy aus den arabischen Commentatoren, Lexicographen, Grammatikern und Historikern zusammentrug. Aus diesem Commentare hat Hr. *R.* auch viele, besonders historische, Erläuterungen übersetzt, und in Anmerkungen seiner Uebersetzung der Novellen beygefügt, und diese Anmerkungen, welche Vorstellungen, Sitten und Begebenheiten der Araber betreffen, auch manche schöne Dichterstellen enthalten, werden aufmerksamen Lesern nicht minder werth seyn, als die Novellen selbst. Hr. *R.* äufsert zwar die Besorgnifs, diese Anmerkungen möchten veranlassen, dafs sein Buch von Mifswollenden für ein zwitterhaftes erklärt werde, welches weder für den Gelehrten, noch für den Unterhaltungslustigen ganz passe. Aber uns dünkt, Hr. *R.* kann für diese Anmerkungen nur Dank verdienen, da sie das Verständnifs der Novellen erleichtern, und auch an und für sich Werth haben. Ueber den Charakter der Novellen selbst erklärt Hr. *R.* sich nur kurz. Er sagt: „Ueber den Geist des Buches sage ich nichts; wenn es einen hat, wird er sich dem Leser am Ende von selbst darstellen. Vielmehr aber sollte ich noch ein Wort sagen zur Entschuldigung der unendlichen Wort- und Klangspiele, der gereimten Prosa, der übertriebenen Bilder, des spitzfindigen überkünstlichen Ausdrucks, kurz alles dessen, was man den falschen orientalischen Geschmack nennen kann. Doch deutsche Leser sind schon an so viele Geschmäcke gewöhnt, dafs ich ihnen auch diesen bieten zu dürfen glaubte, und zwar in seiner ganzen Schärfe, ohne Milderung und Abstumpfung. Die Aufgabe war zu zeigen, dafs auch in dieser ausschweifenden Form ein Geist wohne, und zwar ein solcher, der eben nur in dieser Form sichtbar werden konnte."

Der künstliche rhythmische Stil der Novellen des Haríri ist übrigens keineswegs diesem Buche allein eigen, wenn gleich er hier besonders gesteigert erscheint. Es giebt nicht nur manche ähnliche Novellensammlungen im Arabischen, welche gleichfalls in diesem Stile geschrieben sind, sondern auch historische und andere Werke in solcher Schreibart. Denn die arabische Sprache giebt durch ihren Bau Anlafs zu einem solchen Stile. Er findet sich auch in der bekannten Geschichte des Timur von Ebn Arabschah, und in dem apologischen Romane desselben Schriftstellers, welcher den Titel fakehet el cholafa, d. i. die Früchte der Chalifen, führt. Allein deshalb mufs man doch nicht glauben, dafs dieser künstliche Stil der bey den arabischen Schriftstellern vorherrschende sey. Die bey weitem gröfsere Zahl, und grade die Vorzüglicheren der arabischen Prosaiker und Poetiker, gebrauchen eine einfache und natürliche Schreibart. Nur in der späteren Zeit vorzüglich erscheint jener künstliche Vortrag, welchen Hr. *R.* nicht mit Unrecht den falschen orientalischen Geschmack nennt. Unter uns herrscht gewöhnlich die irrige Vorstellung, dafs diese Schreibart die einzige oder wenigstens vorherrschende des Morgenlandes sey.

Die Form der Novellen des Haríri besteht darin, dafs ein schlauer Greis, Namens Abu Seid, in mannichfaltigen Gestalten an verschiedenen Orten erscheint, und durch schöne Reden, Gedichte, Schwänke und Schelmenstreiche von seinen Zuhörern Geld oder andere Güter zu erlangen weifs, mit denen er sich hernach gütlich thut. Ihm begegnet an diesen Orten immer ein anderer Mann, Namens Hareth ben Hemmam, welcher gegen das Ende des Auftrittes den alten Schelm wieder erkennt, und hernach die Novelle erzählt. Daher sind diesem Hareth ben Hemmam alle Novellen in den Mund gelegt. Die einzelnen Novellen sind gewöhnlich benannt nach dem Orte, wo der Auftritt sich ereignet; daher heifst eine die Maragische, weil in ihr der Schelm in der Stadt Maraga erscheint; eine andere die Nesibinische, weil er in ihr zu Nesibin auftritt. Hr. *R.* hat nicht alle Novellen übersetzt, auch bisweilen eine Novelle mit der anderen verschmolzen. Wir wollen nun einige Stellen der Bearbeitung des Hn. *R.* mit dem arabischen Texte vergleichen, und sehen, wie weit er demselben treu geblieben ist, oder nicht. Als erstes Beyspiel mag der Anfang derjenigen Novelle dienen, welche bey Hn. *R.* die drey und zwanzigste ist, im arabischen Texte aber die sieben und zwanzigste. Sie heifst die Bedewinische, weil in ihr Abu Seid unter den Bedewinen oder Wüstenbewohnern erscheint. Er begegnet in der Wüste dem Hareth ben Hemmam, und bringt diesen auf eine schlaue Weise um sein Pferd. Die Novelle erzählt zuerst, wie Ha-

Hareth ben Hemmam in die Wüste wanderte. Die ersten Zeilen des arabischen Textes lauten also:

مِلْتُ فى رَيْعانِ زمانى الذى غَبَرَ . الى مُجاوَرَةِ أَهْلِ الوَبَرِ .

لِأَخُذَ أَخْذَ نُفُوسِهِمُ الأَبِيَّةِ . وَأَلْسِنَتِهِمُ العَرَبِيَّةِ .

Sie bestehen aus vier Sätzen, welche wir hier durch Punkte getrennt haben: Die beiden ersten reimen mit einander, und die beiden letzten wiederum unter sich; sie enthalten also nur vier Reimschlüsse. Der Sinn ist folgender:

Ich verlangte in der Blüthe meiner Zeit, welche vergangen,
Zu wohnen bey den Leuten der Zelte,
Damit ich erlernte ihren trotzigen Sinn,
Und ihre arabische Zunge.

Die Bedewinen, oder Bewohner der Wüste, welche unter Zelten leben, waren nämlich berühmt wegen der Reinheit ihrer Sprache. Aus diesen vier Sätzen des Originales hat nun Hr. *R.* acht Sätze gebildet mit acht Reimschlüssen, nämlich folgende:

Mich trieb in meiner Jugend ein Gelüste
Aus den Städten in die Wüste,
Zum Umgang mit den freyen Leuten,
Welche wohnen unter den Häuten,
Um zu lernen ihre Sitten, die ungefärbten,
Und ihren trotzigen Stolz, den angeerbten,
Sammt ihrer Zunge Reinheit,
Der arabischen Rede Feinheit.

Man erkennt leicht, dafs Hr. *R.* hier das Original bedeutend *amplificirt* hat. Um nur eines zu erwähnen, so hat uns Hr. *R.* statt des einfachen arabischen Ausdruckes نفوسهم الابية *ihren trotzigen Sinn*, das Doppelte desselben gegeben, *ihre Sitten, die ungefärbten, und ihren trotzigen Stolz, den angeerbten.* Eben so ist auch die *arabische Zunge* von Hrn. *R.* doppelt gegeben. Wollte man nun einwenden, diese Amplification sey nothwendig, um im Deutschen die erforderlichen Reimschlüsse zu erhalten, so können wir doch dieses nicht einräumen. Folgende vier gereimte Sätze z. B. würden den Inhalt der vier Sätze des Originales, dünkt uns, vollständig wiedergeben:

In der Blüthe meiner Tage, die vergangen,
Sehnte ich mich zum Volke der Zelte zu gelangen,
Um zu erlernen ihren Sinn, den freudigen,
Und ihre Reden, die geschmeidigen.

Das Original fährt nun fort:

فَشَمَّرْتُ تَشْمِيرَ مَنْ لا يَأْلُو جُهْدًا . وَجَعَلْتُ أَضْرِبُ

فى الأَرْضِ غَوْرًا وَنَجْدًا . الى أَنِ اقْتَنَيْتُ فَجْمَةً مِنَ

الرَّاغِيَةِ . وَثُلَّةً مِنَ الثَّاغِيَةِ .

Dieſs sind wiederum *vier* Sätze mit eben so vielen Reimschlüssen. Sie bedeuten Folgendes:

So zog ich hin denn, scheuend keine Mühe,
Durchwandernd auf Erden Tiefen und Höhen,
Bis ich erworben eine Heerde Brüllender,
Und ein Häuflein Blöckender.

Die *Brüllenden* sind Kameele; die *Blöckenden* sind Schafe. Aus diesen vier Sätzen hat Hr. *R.*, mit noch gröſserer Amplification als bey den ersten Zeilen, folgende *eilf* Reimsätze gebildet:

So zog ich entschlossen,
Und unverdrossen,
Hinauf und hinunter,
Rüstig und munter,
Durch Heideland,
Und Weideland,
Gebirgiges und Niedriges,
Erfahrend Frohes und Widriges,
Bis ich durch Glück und durch Beschwerde,
Mir erworben hatte zwey Schätz' auf der Erde,
Von Kameelen einen Trieb und von Schafen eine Heerde.

Die vielen Zusätze, welche Hr. *R.* dem Original hier gegeben, wird der Leser leicht bemerken; manche dieser Zusätze scheint doch zunächst nur der Reim herbeygeführt zu haben. In folgenden vier Reimsätzen würde dagegen der Inhalt des Originales treu ausgedrückt seyn:

So zog ich hin denn scheuend keine Qual',
Durchirrend auf Erden Berg und Thal,
Bis ich mir erworben eine Heerde Brüllender,
Und ein Häuflein Blöckender.

Ist man mit den beiden letzten Reimen nicht zufrieden, und will dafür die beiden Prädikate aufopfern, um dafür Kameele und Schafe zu sagen, so werden sich leicht vollständigere Reime finden lassen.

Das Original fährt fort:

ثُمَّ أَوَيْتُ الى عَرَبٍ أَرْدَافِ أَفْيَالٍ . وَأَبْنَاءِ أَقْوَالٍ . فَاوْطَنُونى

مُنَعًا جَنَابٍ . وَفَلُّوا عَنِّى حَدَّ كُلِّ نَابٍ . فَما تَأَوَّبَنِى

هَمٌّ . وَلا قَرَعَ صَفَاتِى سَهْمٌ .

Dieſs sind sechs Reimsätze folgenden Inhaltes:

Dann wohnte ich bey Arabern, Genossen der Könige,
Söhnen der Sprüche;
Sie bargen mich im sichersten Raum,
Wehrten ab von mir die Schärfe jedes Hauers;
Nicht besuchte mich bey ihnen Kummer,
Noch traf meinen Fels ein Pfeil.

Dieſs hat Hr. *R.* folgendermafsen erweitert:

Dann wandte ich mich zu einem Stamme,
Bey dem am reinsten blühte die Flamme,
Dessen Verein, der keinem fröhnige,
War eine Gemeinde kleiner Könige,
In welcher als Ehrenlichter,
Strahlten Redner und Dichter.
Und ich lebte bey ihnen wohl eingethan;
Sie schirmten mich, dafs niemand einen Zahn
Gegen mich durfte wetzen,

Oder

Oder mir ein Haar verletzen;
Und meine Haut war immer heil,
Geritzt von keinem Unglückspfeil.

Die sechs Zeilen des Originales liefsen sich etwa in folgenden wiedergeben:

Dann kehrte ich ein bey Arabern, die Königen vergleichbar,
Und die in Sprüchen unerreichbar;
Sie bargen mich in sicherem Quartier,
Sie wehrten jedes Hauers Schärfe ab von mir;
Bey ihnen traf mich niemals Schmerz,
Kein Pfeil verwundete mein Herz.

Das Original fährt fort:

الى أَنْ اضللتُ فى ليلة منيرة البَدْر . لِقْحَةً غزيرة الدَّرّ.

فلم أَطِبْ نَفْسًا بِالْغَآء طَلَبِها . وَالْقَآء حبلها على غَارِبِها .

Diese vier Reimsätze enthalten folgendes:

Bis ich verlor in mondheller Nacht
Ein milchendes Kameel mit reichem Euter.
Mir behagte nicht seine Aufsuchung zu versäumen,
Und ihm den Zaum auf den Nacken zu hängen.

Hr. *R.* setzt dafür:

Bis in einer Nacht, die im Glanze des Vollmonds ruhte,
Mir ausrifs eine Kamelstute,
Eine nutzbare, milchreiche,
Unversieglichem Brunnen gleiche.
Doch ich ergab mich nicht in das Geschick,
Das ihr Genick
Wollte befreyen von meinem Strick.

Das Original läfst sich also wiedergeben:

Bis ich verlor in einer Nacht, deren Vollmond heiter,
Ein milchendes Kamel mit strömendem Euter.
Mir behagte nicht, die Aufsuchung zu versäumen,
Und seinem Nacken freyen Zügel einzuräumen.

Wir wenden uns nun zu einer anderen Mekâme, um auch noch aus dieser einige Proben zu geben. Es ist die Bagdadische, bey Hn. *R.* die eilfte, im Originale die dreyzehnte.

Sie beginnt also:

نَدَوْتُ بضواحى الزَّوْرَآء . مع مَشْيَخَةٍ من الشُّعَرَآء .

لا يَعْلَقُ لهم مُبَارٍ بِغُبَارٍ . ولا يجرى معهم مُمَارٍ فى مِضْمَارٍ .

Das heifst:

Ich verweilte in den Fluren von Bagdad
Bey Greisen unter den Dichtern,
Deren Staub der Nacheilende nicht erreichte,
Mit denen kein Wetteifernder in der Rennbahn rannte.

Hr. *R.* hat diefs folgendermafsen nachgebildet:

Ich weilte in Bagdad in einem dichten Kreise
Edler Dichtergreise,
Die, wo sie mit ihrer Kunst hervortraten,
Es den Kunstreichsten zuvorthaten,
So dafs kein Gegner ihnen den Vortritt abstritt,
Und kein Ueberlegner auf der Bahn den Vorritt abritt.

Durch die doppelten Reime: *Vortritt abstritt*, *Vorritt abritt*, sind die doppelten Reime des Originales مبار بغبار , ممار فى مضمار, wiedergegeben. Uebrigens sind die Ausdrücke des Originales wieder sehr erweitert. Der ganze erklärende Zwischensatz: *die, wo sie mit ihrer Kunst hervortraten, es den Kunstreichsten zuvorthaten*, fehlt im Original, und scheint uns zum Verständnifs nicht nothwendig, die Kraft des Ausdruckes aber schwächend. Dagegen ist der malerische Ausdruck des Originales, dafs der Nacheilende nicht einmal den Staub der voransprengenden erreichte, ganz übergangen. Das Original fährt fort:

فأَفَضْنَا فى حديث يَفْضَحُ الازهار . الى ان نَصَّفْنا

النهارَ . فلما غاض دَرُّ الافكار . وصبت النفوسُ

الى الاوكار . لمحنا عَجُوزًا تقبل من البُعْد . وَتُحْضِرُ

إِحْضَارَ الجُرْد .

Das heifst:

Wir ergossen uns in Reden, die Blumen beschämten,
Bis wir zur Hälfte gebracht den Tag.
Als nun versiegte der Strom der Gedanken,
Und die Gemüther sich sehnten nach ihren Nestern,
Schauten wir eine Alte, kommend von Weiten,
Rennend, wie die Glatten rennen.

Nämlich: wie die glatten Rosse rennen. Bey Hn. *R.* lautet diese Stelle folgendermafsen:

Wir ergingen uns, sitzend in der Morgenluft,
Unter Redeblüten und Geistesduft,
In des Gespräches verschlungener Windung,
Ernstes und Scherzes Verbindung,
Bis dafs der Tag, der sich halbete,
Das frische Laub der Unterredung falbete,
Und die muntern Augen mit Schläfrigkeit salbete.
Da sahen wir ein altes Weib heranwanken wie im Schwindel.

In Betreff der: *verschlungenen Windung des Gespräches*, bemerkt Hr. *R.* dafs er diesen Ausdruck hier eingeschaltet habe aus einer andren, von ihm nicht bearbeiteten, Mekâme.

(*Der Beschlufs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1830.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

STUTTGART, b. Cotta: *Die Verwandlungen des Ebu Seid von Serûg* oder *die Mekâmen des Hariri* in freyer Nachbildung von *Friedrich Rückert* u. s. w.

(*Beschluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

In allen Mekâmen finden sich Gedichte, welche oft in den künstlichsten Formen gedichtet sind, und daher, wenn man in der Nachbildung auch die Form einigermafsen wiedergeben will, dem Bearbeiter besondre Schwierigkeiten machen. Hr. *R.* hat in der Nachbildung solcher Gedichte des Hariri oft seine Meisterschaft in der Behandlung künstlicher Formen bewährt. Wir geben zuerst eine Probe eines Gedichtes von einfacher Form, aus der dreyzehnten Mekâme des Originales:

أشكو الى الله اشتكاء المريض
ريب الزمان المتعدّى البغيض
يا قوم إنّى من أناس غنوا
دهراً وجفّ الدهر منهم غضيض

Das ist:

Ich klage zu Gott, wie der Sieche klagt,
Ueber die Tücke der Zeit, der bösen, der grimmen.
O mein Volk! ich gehörte zu Menschen, welche lebten
Einige Zeit, während die Zeit das Auge gegen sie zudrückte.

Das Auge gegen jemand zudrücken bedeutet, wie bey uns, nachsichtig gegen jemand seyn. Hr. *R.* hat diese Verse so gegeben:

Ich klag' es Gott, des Schicksals falsche Kerze
Versengt zum Scherz die Flügel armer Motten.
Mein Volk! ich war einst zugezählt den Reichen
Des Landes, die geschöpft aus vollen Botten.

Die Versengung der Motte durch die Kerze ist ein bekannter Gegenstand morgenländischer Dichter, und dieſs ist ohne Zweifel der Grund, warum Hr. *R.* sie auch in diese Stelle eingefügt hat. Ebenso verhält es sich mit dem Schöpfen aus vollen Botten. Als Probe eines durch Assonanzen künstlichen Gedichtes diene folgende Stelle aus der drey und zwanzigsten Mekâme:

وأحْوَى حَوَى رِقّى بِرِقّةِ لَفْظِهِ
وغادرنى ألْفَ السُّهَادِ لِغَدْرِهِ
تَصَدّى لِقَتلى بالصُّدود وأنّنى
لَفِى أسْرِهِ مذ حاز قلبى بِأَسْرِهِ

Das heifst:

Manche Bräunliche fesselte mich durch ihre süfse Rede,
Und machte mich zum Gefährten der Schlaflosigkeit durch ihren Stolz;
Sie trachtete mich zu morden, indem sie mich verstiefs,
In ihren Banden schmachte ich, seit sie mein ganzes Herz gewann.

Mit Nachbildung der Assonanzen hat Hr. *R.* diese Verse also ausgedrückt:

Das Haar um ihre Schläfe nahm den Schlaf von meinem Auge;
Ich schmachte, weil sie mich verliefs in dem Verliefs des Leides.
Aus ihrem Wuchs erwächst mein Tod, mein Blut fliefst um die Blüte
Der Wang', ihr Auge weidet sich am Brand des Eingeweides.

Wir lassen noch einige Strophen dieses Gedichtes folgen, um Hn. *R's.* Gewandtheit in der Sprache zu zeigen, welche neben der Ausführung der schwierigen Künstlichkeiten die Anmuth und den Wohlklang der Dichtersprache nicht aus dem Auge verliert.

Mein Loos ist hoffnungslos, bis mich die Mängellose löset;
Doch ist mein hoffnungsloser Stand ein Gegenstand des Neides.
Dem Gleichgewicht der Glieder war mein Auge gleich gewogen,
Doch eben mafs das Ebenmafs des Leibs mein Herz voll Leides.
Es bindet sie kein Bund noch Band, doch soll mich nichts entbinden,
Geschmeidig zu umschmiegen sie statt eines Halsgeschmeides.

Dafs Hr. *R.* grade die erste Mekâme weggelassen hat, scheint uns ungeachtet der von ihm angeführten Gründe ein Unrecht gegen den Vf. der Mekâmen zu seyn. Dieser, welcher sämmtliche Mekâmen hervorgebracht, und was er mit ihnen wollte gewifs auch wissen mufste, wufste doch

wohl auch zu beurtheilen, ob die erste Mekâme voranstehen dürfe oder nicht. Die einzelnen Reimsätze hat Hr. *R.* durch sogenannte Gedankenstriche von einander getrennt, diefs möchte für den deutschen Leser nur störend seyn. Auch ohne andren besondren Fingerzeig, als etwa durch das gewöhnliche Komma, werden sich die Reimschlüsse dem aufmerksamen Leser, welchen Hariri verlangt, bald bemerklich machen. Zu bedauern ist es, dafs das Aeufsere des Buches so unzierlich ausgefallen.

J. G. L. Kosegarten.

GEOGRAPHIE.

DRESDEN, b. Arnold: *Reise von Konstantinopel durch Rumelien, das Balkangebirge, Bulgarien, die Walachei, Siebenbürgen und Ungern.* Ein Beytrag zur neuesten Kunde des türkischen Reiches. Von *R. Walsh.* Aus dem Englischen übersetzt von *Wilhelm Adolf Lindau.* 1828. *Zwey* Theile. 232 u. 197 S. 8. nebst einem Plane der Gegend um Konstantinopel.

Der Vf. der obigen Schrift begleitete den Lord *Strangford* im J. 1821 nach Konstantinopel und war bey der britischen Gesandschaft als Prediger angestellt. Nach einem mehrjährigen Aufenthalte im Oriente wurde er nach seiner Rückkehr von Freunden aufgefordert, die Briefe welche er in die Heimath geschrieben hatte, herauszugeben. Mehrere Gründe hielten ihn davon ab; er begnügt sich damit den Weg zu beschreiben, welchen er von Konstantinopel nach England durch einen grofsen Theil des Continentes nahm. Unbefangener als wir dieses bey den meisten Engländern gewohnt sind, urtheilt der Vf. über die Verhältnisse und Sitten der Landesbewohner; die guten und bösen Seiten ihres Charakters werden aufgefafst und dem Leser mit wenigen Zügen ein lebhaftes Bild des Volkes gegeben; nur hier und dort finden wir, dafs der Vf. vielleicht durch die Verhältnisse unter denen er reiste (durch Ungern bis Wien mit einem Bauer) verführt wurde, halb wahre Ansichten aufzufassen. Weniger von Bedeutung sind die Bemerkungen welche der Vf. über die physicalische Beschaffenheit der Gegenden giebt, durch welche ihn sein Weg führte, so ist die ganze Beschreibung des Balkans sehr unvollständig. Auch die wenigen statistischen Nachrichten welche wir an manchen Stellen eingestreut finden, dürfen nur mit grofser Vorsicht benutzt werden. Mehreres andere, so die Geschichte der deutschen Colonieen in Siebenbürgen, hat der Uebersetzer bereits berichtigt.

Der Begleiter des Vfs. auf Türkischem Gebiete war *Mustafa*, ein Tatar-Janitschar, welcher zum Pallaste der britischen Gesandtschaft gehörte. Ein geborner Schweizer wurde er auf einer Reise durch das mittelländische Meer von Seeräubern gefangen, trat in der Folge zum *Islam* und zeichnete sich vor vielen Renegaten dadurch aus, dafs er den Vortheil der Christen möglichst beförderte. Mit ihm reiste der Vf. von Pera aus um die Mauern Konstantinopels am Marmora-Meer zunächst nach Selivria. Der Vf. der diesen Weg sehr ausführlich beschreibt, berichtigt die Erzählungen mehrerer Thatsachen, welche sich während seines Aufenthaltes in der Hauptstadt ereigneten, so die Aufhebung der Janitscharen, den Tod *Ali's*, Pascha's von Janina. Von dem Vorgebirge Erekli aus nahm er seinen Weg ins Binnenland, welches ungeachtet der Trefflichkeit des Bodens fast gar nicht angebaut ist. Er traf hier kein lebendes Wesen als Abtheilungen von Kriegern, die aus Ipsara zurückkehrten, die von den Schiffen des Kapudan Pascha kamen und bey Enos gelandet waren. Einige jener Haufen hatten Pferde mit Körben auf jeder Seite, worin sich kleine Kinder, drey bis zehn Jahr alt, befanden, die man als Beute mitgenommen hatte und nun in Konstantinopel auf dem Sklavenmarkte verkaufen wollte. Der Vf. ging über Tschurlu, Burgas, Kirklesi (wo die Griechen eine Schule nach der Methode des gegenseitigen Unterrichtes haben), Erekler, Dulath Hagi, Fakih (das erste von Bulgaren bewohnte Dorf, welches er bey Tage sah und der Anblick desselben zeigte ihm, dafs er sich in einem christlichen Lande befand; auf dem grünen Platze vor den Häusern sah man eine Schweineheerde, die erste welche er seit seiner Ankunft in der Türkey bemerkt hatte. Auf dem Dorfanger befand sich ein Brunnen, wo Männer und unverschleyerte Weiber zusammen kamen und durch die offenen Hausthüren sah man Bilder der heiligen Jungfrau vor welchen Lampen brannten), Rusu Kestri nach Haidhos am südlichen Abhange des Balkan. Hier sind warme Bäder, nach dem Vf. dieselben, in deren Nähe Darius zum Andenken seines Zuges zwey Säulen errichtete. Mustafa besuchte die warmen Bäder und der Vf. traf ihn unter den Händen eines Barbiers. „Hier hatte ich Gelegenheit zu bemerken, welche seltsame Neigung ein Türke hat, selbst in den unbedeutendsten Gewohnheiten von einem Franken abzuweichen. Das nächste Haus neben des Barbiers Bude wurde neu gebaut und ich sah daselbst einen Mann, der ein Verzeichnifs schrieb. Alle Menschen, die ich beschäftigt sah, arbeiteten auf eine unsern Gewohnheiten entgegengesetzte Weise. Der Barbier schwang das Messer von sich, die unsrigen ziehen es an sich. Der Zimmermann hingegen zog die Säge zu sich, da alle Zähne einwärts gekehrt waren, der unsrige stöfst seine Säge von sich, deren Zähne auswärts stehen. Der Maurer safs, während er die Steine legte, der unsrige steht immer. Der Schreiber schrieb auf seiner Hand und von der Rechten zur Linken, der unsrige schreibt stets auf einem Pulte oder Tische und von der Linken zur Rechten. Die lächerlichste Verschiedenheit aber fand ich im Hausbau. Wir fangen von unten an und endigen mit dem oberen Theile, dieses Haus aber war von Fachwerk, dessen oberen Theil die Türken zuerst

zuerst bauten und die oberen Gemächer waren fertig und bewohnt, während unten noch alles einer Laterne glich." Der Vf. theilt mehrere ähnliche Züge mit, welche die grofse Verachtung europäischer Sitten bey den Türken beweisen; wir heben noch folgenden heraus. Die Türken haben es nie über sich vermocht, eine europäische Sprache zu erlernen, selbst die bey den Gesandtschaften angestellten Janitscharen thaten dieses nicht. Nur Mustafa machte eine Ausnahme; er war der englischen Sprache ziemlich mächtig. In dem Posthause zu Kirklesi traf der Vf. mehrere Türken, sein Frühstück erwartend legte er sich auf sein Felleisen. „Als Mustafa hereinkan, fragte ich ihn etwas in englischer Sprache, und als er nicht antwortete, wiederholte ich die Frage lauter, in der Voraussetzung, er hätte mich nicht verstanden. Er bekam einen sonderbaren Anfall von Zittern und eilte sogleich aus dem Gemache. Ich fand ihn nachher im Hofe, wo er den Stallknechten ein Trinkgeld geben wollte, aber seine Hand zitterte so heftig, dafs er seine Para auf die Erde fallen liefs. Er trieb mich dann zur Eile, und als er sein Pferd bestiegen hatte, ritt er schnell davon, und überliefs es mir, ihm zu folgen, so gut ich konnte. Ich folgte ihm durch die Vorstädte, wo er vor einer Bulgarischen Weinschenke Halt machte, und als er unter ein christliches Obdach gekommen war, hörte sein Zittern allmählich auf, und er suchte seine Angst zu erklären. Die Türken in diesem Orte sind so roh und unwissend, dafs sie jemand für entehrt halten, der eine andere Sprache als die türkische versteht. Mustafa konnte daher, als ich ihn im Posthause in englischer Sprache anredete, nicht antworten, da es uns beide der Verachtung und den Beleidigungen der anwesenden Kerle ausgesetzt haben würde, wogegen er uns nicht zu schützen vermochte. Es war ihm, nach seiner Versicherung, an demselben Orte früher ein solcher Unfall begegnet, und er wurde nebst dem Reisenden, den er begleitete, angegriffen und in grofse Gefahr gebracht."

Durch ein enges Thal begann der Vf. die Reise durch das Balkangebirge, senkrechte gut bewaldete Berge von bedeutender Höhe schlossen dasselbe auf beiden Seiten ein. Durch einige enge Schluchten und über schlechte Brücken kam er nach Lopenitza; er blieb hier in einer Meyerey, welche ein sehr einladendes Ansehen hatte; als er in die Vorhalle trat, glaubte er nie, weder in England, noch in Wales, eine so reinliche, reizende und bequeme ländliche Wohnung gesehen zu haben. Von hier ging er nach Schumla. Die Gebirgskette zeigte von dieser Seite eine unzugänglichere Wand als auf der andern und lief längs dem Gesichtskreise in gerader Linie, wie eine ungeheure zu den Wolken aufsteigende Mauer. Die Breite dieser vom adriatischen bis zum schwarzen Meere laufenden Gebirgskette beträgt von Schumla bis Fakih 32 Stunden. In Schumla fand der Vf. die erste Thurmuhr in der Türkey; es ward diese Neuerung durch einen Pascha eingeführt, welcher mehrere Jahre Kriegsgefangener in Rufsland gewesen war. Von Schumla reiste der Vf. nach Arnautköi, Rasgrad, Bysants, das letzte Dorf der Bulgaren, welche den kriegerischen Sinn ihrer Vorfahren ganz abgelegt haben und gegenwärtig ein friedliches Hirtenleben führen. Unter allen Landleuten, welche der Vf. gesehen hat, sind die Bulgaren die einfachsten, gutmüthigsten und liebreichsten. Ueber Rustschuk kam der Vf. nach der Wallachey.

In Bukarescht wüthete die Pest, dennoch nahm der Vf. seinen Weg dahin. Hier fielen ihm die ftark vergoldeten Wagen auf, welche in allen Richtungen rollten oder vor den Thüren standen. In einem solchen bunten Wagen sitzt ein fetter Bojar, in einen kostbaren Pelz gehüllt, auf dem Kopfe einen ungeheuren Kalpak, eine Mütze von sonderbarem Schnitt, die aus zwey grofsen über einander liegenden Flügeln besteht und einen Deckel von grünem oder scharlachrothem Sammet hat. Vorne auf dem Bocke sitzt ein schmutziger Kutscher, in einem zerlumpten grauen Oberrock, mit einem grofsen breitrandigen Filzhute, der mit einem Stricke gebunden ist und das um Gesicht und Schultern hängende verfilzte Haar deckt.

Ueber Tergowischt und Rimnik ging der Vf. nach Hermanstadt, verfolgte sodann die Ufer der Marosch und erreichte seinen Weg über Ofen nehmend Wien. Die Deutschen in Siebenbürgen rühmt der Vf. wegen ihrer Thätigkeit und Bildung; Reinlichkeit und Ordnung zeichnen ihre Städte aus.

Nach seiner Ankunft in Siebenbürgen wurde der Vf. für einen Pestkranken gehalten, längere Zeit mufste er in dem österreichischen Contumazhause am Altflusse unweit Hermanstadt verweilen. Die Contumaz-Häuser sind abgesondert liegende Hütten von Fachwerk, mit Mörtel bedeckt und ursprünglich weifs getüncht. Jedes Haus steht in einem kleinen schmutzigen Hofe, von einer acht bis neun Fufs hohen Verpfählung eingeschlossen. „Mein Wagen, sagt der Vf., hielt vor der Thür einer Hütte und war von mehreren Menschen umringt, die in der Ferne stehen blieben.... Es wurde mir durch ein Zeichen angedeutet, mich in die Hütte zu begeben, die Thüre hinter mir geschlossen und Alle entfernten sich. Ich hatte nun Mufse, mein Gefängnifs zu untersuchen. Der Boden war ganz uneben von aufgehäuften Unreinigkeiten, die Wände waren mit Schmutz aller Art und von allen Farben besudelt, alle Winkel und Fenster mit Spinnwebe bedeckt. Das ganze Geräth bestand in einem langen Küchentische, der mit Fett und Fleischfasern ekelhaft beschmutzt war, und einer langen plumpen Bank, wie in einer Wachstube. In einer Ecke stand ein schwerfälliger Ofen, der voll Asche war. Es war ein so widriger und beängstigender Geruch in dem Gemache, dafs ich die kleinen Gitterfenster öffnen mufste, aber dieis war nicht leicht, da man vorher nie daran gedacht hatte, und die Flügel mit Spinnwebe bedeckt, die Riegel verrostet wa-

waren u. s. w." Die Schilderung seines Aufenthaltes an diesem traurigen Orte gehört unstreitig zu den gelungensten Partieen des Werkes.

PÄDAGOGIK.

BERLIN, b. Duncker u. Humblot: *Der Zeitgeist und die Gelehrtenschulen.* 1829. 48 S. gr. 8. (6 gGr.)

In dieser kleinen, aber sehr lesenswerthen Schrift werden 1) die Vorwürfe, welche man unsern Gymnasien macht, (dafs sie *a*) ihre Schüler mit zu vielen Lehrgegenständen überladen, *b*) die Grenzen der Schulbildung überschreiten, *c*) alle ihre Schüler ohne Rücksicht auf den verschiedenen Beruf derselben, gleichmäfsig bilden wollen, und sich dadurch von dem wirklichen Leben immer mehr abtrennen, endlich *d*) in einzelnen Klassen zu überfüllt seyen, als dafs die Lehrer alle ihre Schüler gehörig übersehen und die Individualität derselben gehörig erforschen und berücksichtigen könnten,) historisch und pädagogisch gewürdigt, und sodann 2) Ideen mitgetheilt zur Grundlegung einer neuen Schulverfassung. Die gedrängte, dabey tief eingehende und parteylose Behandlung beurkundet den Vf., welcher dem Rec. nicht bekannt ist, als Einen, welcher mitzusprechen den innern Beruf hatte. Die Vorschläge desselben gehen dahin, dafs durch die höheren Schulanstalten für *drey* Klassen wissenschaftlich zu bildender Staatsbürger gesorgt werden möchte: 1) für die *theoretischen Gelehrten*, welche, als allgemeine Lehrer und Erzieher des Menschengeschlechtes, *gründlich* wissen und *selbst* forschen sollen; 2) für die *theoretisch-praktischen Gelehrten*, welche die Wissenschaft mit dem Leben, das Ideale mit dem Realen, das Rationale mit dem Positiven in Einklang zu bringen haben, und mithin *wissen* und *anwenden* sollen; 3) für die Nichtgelehrten, welche, auf dem Wege der Natur oder der Kunst, für bürgerlichen Nutzen oder ästhetisches Vergnügen arbeiten, mithin *wissen* und *können* sollen. Für diese drey Klassen fordert der Vf. 1) *Sprach*-Gymnasien 2) *Wissenschafts*-Gymnasien und 3) *Kunst*- (und Gewerbe-) Gymnasien, und theilt seine Ansichten über die Einrichtung einer jeden Art solcher Schulen in der Kürze mit. Wenn nun auch mancher Leser dem Vf. in einzelnen Ansichten und Andeutungen (z. B. dafs das Griechische vor dem Lateinischen zu lehren sey,) nicht beypflichten, und überhaupt urtheilen sollte, dafs obige drey Klassen wesentlich nur zweye seyen, und alle übrige Vorbildung für einen künftigen Beruf, (während allerdings die Universität jenen zwey oder drey Klassen ohne Unterschied zugänglich werden müfste,) auf das Lehrziel der eigentlich mittleren Bürgerschulen, — denn die höheren Bürgerschulen fallen mit den Kunst-Gymnasien des Vfs. zusammen, — beschränkt bleiben dürfe; so kann solche Discrepanz doch das Interesse der vorliegenden kleinen Schrift nicht vermindern, und wir wünschen, dafs diese Anzeige dazu beytragen möge, ihr recht viele Leser zu verschaffen.

BAUKUNST.

LANDSHUT, gedr. b. Thomann: *Wie sollen isolirte Gebäude in Rücksicht auf Licht orientirt, und Ortschaften in nämlicher Rücksicht angelegt werden?* Von *Anton* Ritter *von Camerloher*, königl. bayerischem Bauingenieur. 1828. *Erste* Klasse. Mit einer lithographirten Figuren-Tafel. 22 S. 4.

Der Vf. fängt seine „Einleitung" mit folgenden Worten an: „Zu den Eigenschaften eines vollkommenen Gebäudes gehört seine möglich gröfste Beleuchtung durch die Sonne in den kalten und gemäfsigten Zonen, und seine möglich kleinste Beleuchtung in der heifsen Zone, mithin hängt hiervon auch die Orientirung eines isolirten Gebäudes ab." — „Die nämlichen Erfordernisse gelten bey Anlegung regelmäfsiger Ortschaften." — „Es bietet sich nun die wichtige Frage dar, wie einzelne Gebäude orientirt, und ganze Ortschaften angelegt werden sollen." — „Von jeher war die Meinung vorherrschend, dafs die Hauptfronte der Gebäude zur Sonne nach Mittag gerichtet seyn soll, und dieses als Norm zur Anlage der Gebäude und Ortschaften allgemein angenommen." — „Die Prüfung dieses Lehrsatzes ist der Gegenstand vorliegender Abhandlung."

Hieraus läfst sich leicht die Aufgabe erkennen, deren Lösung sich der Vf. zum Ziele gesetzt hat, und Rec. bekennt mit Freude, dafs er den *Gedanken*, welcher dem zwar nicht ausführlichen, jedoch höchst inhaltreichen Werke zum Grunde liegt, *als* ein Zeugnifs für das ausgezeichnete Talent des Vfs. anerkennt; kann jedoch nicht unterlassen, darauf aufmerksam zu machen, dafs darum, weil auf S. 6 der Sinus der Sonnenhöhe $= \sin \psi . \cos p$ gesetzt worden (näherungsweise anstatt $\cos \delta \sin \psi \cos p$), und dp anstatt dx (was Rec. nur als falsch anzusehen vermag), die folgenden Formeln, namentlich für Gewächshäuser, mehrere unrichtige Resultate geben. Rec. kann die, von ihm, in der fragl. Hinsicht, geführten Rechnungen nicht *hier* mittheilen, weil diefs, für diese Blätter, zu viel Raum einnehmen möchte; ist aber so bereit als erbötig, dem Vf., seine Berechnungen (durch die Exped. d. A. L. Z., und unter Verschweigung seines Namens) mitzutheilen, wenn jener sich veranlafst, fühlen sollte mit Rec., der (freylich nur zum Theil) sein Gegner ist, in Correspondenz zu treten, was Rec. sogar wünschet.

MONATSREGISTER

vom

JANUAR 1830.

I.

Verzeichnifs der in der Allgem. Lit. Zeit. und den Ergänzungsblättern recenfirten Schriften.

Anm. Die erfte Ziffer zeigt die Numer, die zweyte die Seite an. Der Beyfatz EB. bezeichnet die Ergänzungsblätter.

B.

Beckmann, E. L., die landwirthschaftl. doppelte Buchhaltung. 5, 39.

Beleuchtung des Kampfes üb. Handelsfreyheit u. Verbotsystem in den Niederlanden, gegründet auf eine Darstellung des Getreidehandels — EB. 11, 85.

Benedict, Fr. A., vollständ. Nachweisung der Widersprüche, in welchen die Kursächs. Procefsordn. von 1622 u. 1724 stehen; gekrönte Preisschr. 8, 59.

Betrachtungen üb. Religionsphilosophie u. die wichtigsten Probleme derselben; mit Vorwort von D. *Schulz*. EB. 11, 81.

Blume, Fr., Grundrifs des Kirchenrechts für Juden u. Christen, bes. in Deutschland. 5, 33.

— — Grundrifs des Pandektenrechts; mit einem Quellenregister. 5, 33.

Blüthen aus Bethanien; zur Beförd. eines wahren evangel. Christenthums. (Von L. L. *Kehr.*) 1r Th. 14, 111.

Brandenburg, J. E., Spatziergänge u. Wanderungen im Vaterlande, od. Beschreib. des Preufs. Staats in gereimten Versen nach *Cannabich's* Lehrb. der Geographie. 1 u. 2r Bd. EB. 7, 56.

Brockmann, J. P., Homilien u. Predigten an allen Sonn- u. Festtagen des Jahrs. 3 u. 4r Th. 17, 133.

C.

v. Camerloher, Ant., wie sollen isolirte Gebäude in Rücksicht auf Licht orientirt, u. Ortschaften in nämlicher Rücksicht angelegt werden? 1e Klasse. 20, 160.

D.

Dapp, L. F., Versuch üb. die Lehre von der Legitimation zum Procefs; mit Vorrede von Chr. G. *Gmelin*. 2e Aufl. EB. 11, 88.

Derège, D., s. Entwurf eines Katechismus —

Diodori bibliothecae historicae l. VII—X et XXI—XL. excerpta Vaticana ex recens. L. *Dindorfii*; accedunt A. *Maii* annotationes. 18, 137.

Döring, G., die Mumie von Rotterdam. Novelle. 1 u. 2r Th. EB. 9, 72.

E.

Eisenmann, Jos. A., Grundrifs der Gesch. des Königr. Baiern. 2e verb. Aufl. EB. 4, 32.

Entwurf eines Katechismus für evangel. Christen. Beytrag zur Vereinigung der beiden evangel. Kirchen. (Von Dr. *Derège.*) 2e verm. Aufl. 18, 144.

Ernesti's, J. H. M., erstes Vorbereitungsb. der griech. Sprache. 3e neue Ausg. EB. 4, 32.

F.

Filippi's, D. A., neueste theoret. prakt. Ital. Sprachlehre für Deutsche. 11te umgearb. Originalausg. von Ph. *Zeh.* EB. 4, 32.

Follen, Aug. Ad. L., Bildersaal deutscher Dichtung. 1r Th. Epos u. episch-lyrische Dichtung. 15, 113.

G.

Gendner, Fr., neun Predigten u. eine Confirmationsrede — 17, 133.

Gerdy, P. N., chirurg. Verbandlehre od. Abhandl. von den Verbänden u. Verbandmaschinen u. deren Gebrauch in der Chirurgie. Aus dem Franz. 9, 65.

Gesetzbuch, fremdes? Oeffentlichkeit? Geschwornengericht? Todesstrafe? als Gegenschr. der rhapsod. Bemerkk. üb. Criminal-Justiz. 8, 61.

Glaubensgericht, das neueste, in der evangel. Kirche. Sendschreiben an D. *Hahn* u. den Ungenannten der Schr.: „der Rationalist kein evangel. Christ." — 15, 120.

Goldhorn, J. D., s. H. G. *Tzschirner.*

Gudme, A. C., Handbuch der theoret. u. prakt. Wasserbaukunst. 3r Bd. 3, 24.

H.

H.

Haeglsperger, Fr. S., Festabende im priesterlichen Leben — 1s Bdchn. 17, 135.

Harîri, die Verwandlungen des Ebu Seid von Serûg oder die Makâmen in freyer Nachbildung von Fr. *Rückert*. 1r Th. 19, 145.

Harms, Archidiac., Gesänge für die gemeinschaftl. u. für die einsame Andacht. EB. 10, 80.

Heinsius, Th., kleine theoret. prakt. Deutsche Sprachlehre für Schulen u. Gymnasien. 12e verm. rechtmäfs. Ausg. EB. 6, 48.

Hoest, Jens Kr., der dän. Geh. Kabinetsm. Graf Joh. Friedr. *Struensee* u. sein Ministerium. 2r Th. 8, 62.

J.

Johannsen, J. G. C., Religionsvorträge für denkende Verehrer Jesu. 1r Bd. 17, 133.

K.

Kaemmerer, Ferd., Observationes iuris civilis 2, 14.

Kehr, L. L., s. Blüthen aus Bethanien.

Könitzer, T. Ch. F., Muth u. Kraft. Heldengedicht. 2te verm. Aufl. EB. 4, 32.

Kritzius, s. Fr., *Sallustii* opp.

L.

Lefsmann, Dan., Mastino II. della Scala; ein Beytrag zur Gesch. der oberital. Staaten im Mittelalter. EB. 12, 95.

Lindau, W. A., s. R. *Walsh*.

M.

Mende, L. J. C., ausführl. Handbuch der gerichtl. Medicin. 3r Th. 1e Abth. 3—5r Abschn. 4r Th. 1 Abth. 6—8r Abschnitt. EB. 8, 59.

Mittermaier, s. krit. Zeitschrift für Rechtswissenschaft —

N.

Nitzsch, K. Imm., System der christl. Lehre für akadem. Vorlesungen. 1, 1.

P.

Paulus, H. E. G., berichtigende Resultate aus dem neuesten Versuch des Supernaturalismus gegen den bibl. christl. Rationalismus — 15, 118.

Pernicis, Ludov., quaestionum de iure publico germanico particula prima. 6, 41.

R.

de Renzi, Salvat., Osservazioni sulla Topographia — medica del Regno di Napoli. Parte prima. 7, 49.

Rettig, H. Ch. M., das erweislich älteste Zeugnifs für die Echtheit der in den Kanon des N. Test. aufgenommnen Apokalypse — 14, 109.

Rückert, Fr., s. *Harîri's* Makâmen.

S.

Sallustii, C. C., opera quae supersunt — ed. et indicem adiecit Fr. *Kritzius*. Vol. I. Catilinam continens. 16, 121.

Schläger, F. G. F., der Bufsfertige. Erbauungsb. für Schuldbeladene, Sträflinge — EB. 1, 8.

Scholz, B., Lehrbuch der Chemie. In 2 Bden. 10, 79.

Schreiber, H., das Princip der Moral in philosophischer, christl. u. kirchl. Bedeutung. EB. 11, 83.

Schulz, D., s. Betrachtungen üb. Religionsphilos.

Selig, F. W., prakt. Anleitung zum Strafsenbau, nebst Unterricht in den dazu nöthigen Vorkenntnissen; mit *Fick's* Vorwort. 6, 48.

Soyaux, A. W. F., Predigten u. geistl. Reden; nach seinem Tode herausg. von *J. F. C.* 17, 133.

Stein, K., allgem. Weltgeschichte für die Jugend — 4te verm. Aufl. EB. 11, 88.

Stuart, M., a commentary on the epistle to the Hebrews. Vol. I. EB. 1, 1.

T.

Tennemann, W. G., Geschichte der Philosophie; mit berichtigenden Anmerkk. u. Zusätzen herausg. von Amad. *Wendt*. 1r Bd. 11, 81.

Tönsen, M., Grundsätze eines allgem. positiven Privatrechts — EB. 5, 36.

Tzschirner, H. G., Predigten; aus dessen hinterlafsnen Handschriften herausg. von J. D. *Goldhorn*. 4r Bd. EB. 4, 29.

V.

Veillodter, W. K., Predigten auf die Sonn- u. Festtage des Jahrs — 1 u. 2r Bd. 17, 133.

W.

Wächter, J., Predigten auf alle Sonntage des Kirchenjahrs; herausg. von einigen Freunden des Verewigten — 1 u. 2r Bd. 17, 133.

Walsh,

Walsh, R., Reise von Konstantinopel durch Rumelien, das Balkangebirge, Bulgarien, die Walachei — Aus dem Engl. von W. A. *Lindau*. 2 Thle. 20, 155.

Wendt, A., s. W. G. *Tennemann*.

Winer, G. B., Grammatik des neutestamentl. Sprachidioms. 2tes Bdchen. Auch:

— — grammat. Excurse üb. die Sprache des N. Test. 3, 17.

Z.

Zachariae, s. krit. Zeitschrift für Rechtswiss.

Zell, Ph., s. D. A. *Filippi*.

Zeitgeist, der, und die Gelehrtenschulen. 20, 159.

Zeitschrift, kritische, für Rechtswiss. u. Gesetzgebung des Auslandes, herausg. von *Mittermaier* u. *Zachariae*. Ir Bd in 3 Hften. 2, 15.

Zimmermann, Chr., die Wiederausrichtung verworfener Gänge, Lager u. Flötze. Eine Abhandl. zur Geognosie u. Bergbaukunde. 12, 96.

— E., üb. das protestant. Princip in der christl. Kirche. — Zur Feyer des J. 1829. 2, 11.

(Die Summe aller angezeigten Schriften ist 56.)

II.

Verzeichnifs der im Intelligenzblatte enthaltenen literarischen und artistischen Nachrichten und Anzeigen.

A. *Nachrichten.*

Beförderungen und Ehrenbezeigungen.

v. Bohlen in Königsberg 5, 34. *Voigt* in Königsberg 5, 34. *Voigtel* in Halle 4, 30.

Todesfälle.

v. Süfskind in Stuttgart (Nekrolog) 6, 41.

Universitäten, Akad. u. and. gel. Anstalten.

Berlin, vorjährige Versammlung deutscher Naturforscher u. Aerzte dafs., das ausführlichere darüber, Uebersicht der gehaltenen Vorträge, diesjähr. Versammlungsort 1, 1—8 u. 2, 9—12. *Erlangen*, Universit., Jahres-Chronik für 1828, Veränderungen im Lehrerpersonale, Zahl der Studirenden, Prorectorats-, Procancellariats- u. Decanatswechsel, Akad. Schriften, Doctorpromott., Institute 8, 57—64. *Halle*, Universit. Bibliothek, vom König von England erhaltenes Prachtexemplar des *Catalogus bibliothecae regiae* 4, 30. *Königsberg*, Universit., Chronik derf. im J. 1829. 5, 33. *Kopenhagen*, Universit., Chronik ders. für das J. 1828 von Jens *Möller* 4, 25—30.

Vermischte Nachrichten.

Choulant in Dresden, Nachricht üb. den zu Parma aufbewahrten händschriftl. Nachlafs des berühmten Arztes u. Anatomen Joh. Baptista *Morgagni* 3, 17—22. *Herbart* in Königsberg, literar. Wunsch durch die Recens. des 1sten Bds seiner Metaphysik u. Naturphilosophie in den Göttinger gel. Anzeigen veranlafst 5, 34. *Morgagni's* Nachlafs s. *Choulant* in Dresden.

B. *Anzeigen.*

Ankündigungen von Buch- und Kunsthändlern.

Amelang. Buchh. in Berlin 2, 14. 4, 31. *Baerecke* in Eisenach 1, 8. *Basse* in Quedlinburg 7, 52. *Brockhaus* in Leipzig 7, 54. 8, 64. *Calve*. Buchh. in Prag 7, 51. *Cnobloch* in Leipzig 6, 48. *Engelmann* in Leipzig 1, 7. *Enslin*. Buchh. in Berlin 5, 39. *Fleischmann* in München 2, 18. 5, 37. 6, 46. 7, 54. *Garthe* in Marburg 6, 47. *Gebauer*. Buchh. in Halle 3, 23. *Grunert*, K., in Halle 5, 39. *Hartleben* in Pesth 2, 15. *Hartmann*. Buchh. in Leipzig 2, 13. *Hermann*. Buchh. in Frankfurt a. M. 6, 47. 7, 55. *Herold* in Hamburg 1, 7. 3, 24. *Hinrichs*. Buchh. in

in Leipzig 5, 37. *Hirschwald* in Berlin 5, 38. *Huber* u. Comp. in St. Gallen 3, 21. *Korn*, W. G., in Breslau 6, 47. *Kösel.* Buchh. in Kempten 7, 49. *Kummer* in Leipzig 4, 32. *Kummer* in Zerbst 4, 29. Landes-Industr. Compt. in Weimar 6, 47. *Lehnhold* in Leipzig 4, 31. Literatur-Compt. in Altenburg 7, 53. *Mayer* in Aachen 3, 24. *Metzler* in Stuttgart 7, 52. 8, 63. *Schaub* in Düsseldorf 5, 38. *Schellenberg.* Hofbuchh. in Wiesbaden 5, 38. *Trautwein* in Berlin 4, 31. *Varrentrapp* in Frankfurt a. M. 6, 43. Vereins-Buchh. in Berlin 2, 16. *Weidmann.* Buchh. in Leipzig 2, 14. *Wesché* in Frankfurt a. M. 5, 39.

Vermischte Anzeigen.

Auction von Büchern in Halle, *Eberhard*'sche 7, 55. — von griechischen u. röm. Münzen in Halle 7, 56. — von Büchern in Königsberg, *Hagen*'sche 5, 40. — von Büchern in Leipzig 7, 55. *Meyer.* Hofbuchh. in Lemgo, Preisberichtigung des vom Recensenten unrichtig angegebenen Preises 3, 24. *Müller's* Erben in Itzehoe, Warnung u. Anzeige in Bezug auf den kürzlich bey *Nauck* in Leipzig erschienenen *Siegfried v. Lindenberg* 6, 48.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1830.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) Stuttgart u. Tübingen, b. Cotta: *Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe in den Jahren* 1794 *bis* 1805. *Sechs* Theile. *Erster* Theil vom Jahre 1794 u. 1795. 290 S. 1828. — *Zweyter* Theil vom Jahre 1796. 306 S. 1828. — *Dritter* Theil vom Jahre 1797. 400 S. 1829. — *Vierter* Theil vom Jahre 1798. 404 S. 1829. — *Fünfter* Theil vom Jahre 1799 u. 1800. 352 S. 1829. — *Sechster* Theil vom Jahre 1801 bis 1805. 318 S. 1829. (11 Rthlr. 8 gGr.)

2) Leipzig, b. Brockhaus: *Johann Georg Forster's Briefwechsel.* Nebst einigen Nachrichten von seinem Leben. Herausgegeben von *Th. H.*, geb. *H. Erster* Theil. 873 S. *Zweyter* Theil. 830 S. 1829. (7 Rthlr. 16 gGr.)

3) Frankfurt a. M., b. Wilh. Schäfer: *Briefe von Karl Viktor von Bonstetten an Friederike Brun.* Herausgegeben von *Friedrich von Matthisson. Erster* Theil. 342 S. 1829. (Preis beider Theile 4 Rthlr. 12 gGr.)

1. Vollständiger und deutlicher als aus Memoiren und Biographieen tritt uns der Charakter ausgezeichneter Männer aus ihren Briefen entgegen. Diese gestatten uns tiefere Einblicke in die Werkstatt der Geister und das Heiligthum der Gemüther, und lassen uns wie in einem Spiegel das Wesen, die Zeit und die Bestrebungen jener Männer erkennen. Die Geschichte der deutschen Literatur kennt keine gröfseren Namen, als die, welche den Titel der vorliegenden Briefsammlung bilden; kein Wunder also, wenn dieselbe das innigste und allgemeinste Interesse erregt hat und als eins der schönsten Geschenke betrachtet werden mufs, welches wir den Dioskuren am deutschen Dichterhimmel verdanken. Sie, die uns mit den reichsten Gaben überschüttet, schenken uns jetzt gleichsam *Sich selbst*, und beleuchten sich gegenseitig mit dem Glanz ihres Gestirnes. Uns aber ist der Wunsch, das nähere Verhältnifs der beiden grofsen Dichter durch sie selbst genau kennen zu lernen, jetzt vollkommen befriedigt. Die ganze Zeit ihrer schönsten Entwickelung und Blüthe ist uns durch die Mittheilung dieser freundschaftlichen Briefe klar vor das Auge gestellt, und alles was in dieser denkwürdigen Zeit, hauptsächlich durch den Einfluss jener Heroen, den grofsen Umschwung in Poesie, Philosophie und im Leben überhaupt bewirkte, auf die erfreulichste und eigenthümlichste Weise ins Gedächtnifs gerufen. Wir schauen nicht nur in das innere Getriebe der beiden reichsten Dichterseelen, folgen nicht nur mit der höchsten Theilnahme Schritt vor Schritt ihrem gemeinschaftlichen Streben und Vordringen auf der Bahn, die sie schon frühe zur Unsterblichkeit führte, sondern auch in die rein menschlichen Verhältnisse, in das häusliche Thun und Treiben und in die Kenntnifs der mannichfachen, aus der Umgebung entspringenden, bewegenden und erregenden Einflüsse werden wir eingeweiht. Wahrhaft erhebend ist es zu sehen, welch' eine edle Freundschaft beide Männer vereinigte, welche volle, reine, rücksichtslose Anerkennung ihres Werthes sie gegenseitig beseelte, wie jeder, das eigene hohe Ziel verfolgend, auch den Schöpfungen und Bestrebungen des andern mit ganzer Liebe sich hingab und dieselben in sich aufnahm, ohne dabey jemals die strengste Unparteylichkeit des Urtheils zu verletzen; und wie erhaben und gewappnet gegen alle kleinlichen Widerbeller jener und jeder Zeit sie dastehn, welche, wie *Göthe* einmal herrlich sich ausdrückt (2. S. 277), „nicht ahnen, in welcher unzugänglichen Burg der Mensch wohnt, dem es nur immer Ernst um sich und um die Sachen ist."

Die Herausgabe der Horen im Jahr 1794, welche zunächst von dem damals in Jena lebenden *Schiller* ausging und diesen bewog, *Göthe'n* zur Theilnahme als Mitarbeiter einzuladen, ist die erste Veranlassung des sehr lebendigen Briefwechsels und des von nun an immer engern freundschaftlichen Verhältnisses, das ununterbrochen bis zum Tode *Schiller's* fortdauerte. So haben wir *sechs* Bände Briefe erhalten, aus deren jedem, wie verschieden übrigens auch die Ansichten und Urtheile seyn mögen, sich für jeden Leser Genufs und Gewinn versprechen läfst. Im *ersten* Bande der Briefe wird viel über die neue Zeitschrift, die dafür bestimmten Abhandlungen und Gedichte, über Mitarbeiter, Gönner und Feinde verhandelt. Den *zweyten* Band machen vorzüglich die Briefe über Wilhelm Meister, die Xenien und die dadurch veranlafsten Reactionen interessant, was nebst den Mittheilungen über die neuesten eigenen Arbeiten u. s. w. auch im *dritten* äufserst reichhaltigen Bande der Fall ist. Im *vierten*, *fünften* und *sechsten* Band werden dem Leser die Mittheilungen über *Schiller's* dramatische Arbeiten, namentlich den Wallenstein und dessen allmählige Einstudirung und Aufführung, *Göthe's* Eindringen in die Farbenlehre, woran auch S. den lebhaftesten Theil nimmt, *Göthe's* Bearbeitung der Achilleis und Theaterleitungsange-

heiten, die Besorgung der Musenalmanache, der
uthalt in Lauchstedt und Halle, Iffland's Spiel
der weimarschen Bühne, der Besuch der Frau
aël und unzählige andere Begegnisse, worüber
re Freunde Ansichten und Meinungen austau-
n, die reichste Unterhaltung gewähren. Wenn
h manches Blättchen unter den *Neunhundert ein siebenzig* hier vorliegenden Briefen ohne Duft Farbe und oft nichts weiter als ein gewöhnli- Billet ist, so sind doch bey weitem die meisten fe sehr anziehend und charakteristisch. Um er willen sind auch jene Blättchen dankens- th; Rec. möchte sie nicht vermissen und freut , dafs wir nicht eine Auswahl aus *Göthe's* und *ller's* Briefwechsel, sondern denselben vollstän- überkommen haben, wodurch uns die Akten der *παραλλήλοι* klar vorliegen und selbst das Anden- an manchen Moment, manchen Wunsch, man- prosaische Bedürfnifs aus dem Erdenwallen der ter erhalten ist. Immer, auch in wenigen Zei- spricht sich die grofsartige, kerngesunde, Kunst Wissenschaft mit gleicher Liebe umfassen- geniale Natur *Göthe's* aus, welcher, allseitiger bildung beflissen, nach allen Richtungen hin die hlen seines Geistes aussendet, und in den Ge- en der Dichtung und Naturwissenschaft bey al- Reichthum des Besitzes, stets von neuem die gkeit des Entdeckens und Schaffens geniefst. ch einheimisch im Reiche der Ideale wie in der lt der Erscheinungen bleibt jenen seine Phanta- diesen sein reiner Beobachtungssinn zugewen- immer ist er plastisch und objectiv; was in ihm , tritt gleich in kräftiger Gestalt, wie die gerü- Pallas aus dem Haupte des Zeus, hinaus in die klichkeit. Ein solcher Geist steht auch zu den schen nicht in gewöhnlichen Verhältnissen; von m hohen Standpunkte aus blickt er mit Ruhe Klarheit auf den Gang der Welt und das klein- Treiben der Leute, was ihm nur selten einen fächlichen Unmuth erregt. Alles Menschliche m selbst gewinnt ein eigenthümlich liebenswür- Gepräge, was wir namentlich hier in seinem ndschaftsverhältnifs zu *Schiller* bewundern müs- Achtung, Vertrauen, Vorsorge, herzliche hnahme können nicht zarter und würdiger sich rechen, als es in diesen Briefen unzählige Male all ist. Jener schöne Antheil gilt aber nicht dem Dichter *Schiller*, sondern auch seiner Per- hkeit und Häuslichkeit, welche nichts weniger mer poetisch licht, sondern meistens durch e Kränklichkeit und häufig durch Krankheiten ner Familie getrübt war. Es wird daher nicht nden, wenn wir *S.* in diesen Briefen häufig r und selbst bitter finden, während jedoch sein th in seinem Verhältnifs zum Freunde, zur , und zu allen höheren Angelegenheiten der hheit unübertrefflich rein, edel und liebens- g erscheint, und das ihm von *A. W. Schlegel* lte Prädicat des vorzugsweise *tugendhaften* rs vollkommen rechtfertigt. Später verliert sich dieser gereizte Zustand, und es scheint, dafs die antike Milde *Göthe's* nicht ohne Einfluss auf jene Herbigkeit blieb, die wir immer mehr und mehr einer heitern Ruhe weichen sehn. Und so gewinnen wir durch diese Briefe auch von *S.* ein hohes, fleckenloses Bild, welches ihm, wäre sein verklärter Geist nicht längst im Besitze derselben, die allgemeinste Liebe und Verehrung erwecken müfste.

Das geistige Verhältnifs beider Freunde mit ihren eigenen Worten zu bezeichnen, erlaubt sich Rec. einige ihm besonders wichtig scheinende Stellen auszuheben. Sie werden ganz dazu geeignet seyn, uns das Bild des einen im Spiegel des andern zu zeigen und durch ihre tiefe Wahrheit Eindruck zu machen. So spricht *S.* gleich in einem seiner ersten Briefe (1. S. 25) über *Göthe*, dessen Genius einer liebevollen Analyse unterworfen wird, eine Ansicht aus, die durch die dem Freunde geleistete Anerkennung und ihre grofse Bescheidenheit eben so merkwürdig als rührend ist. „Erwarten Sie bey mir, schreibt er, keinen grofsen materialen Reichthum von Ideen; dieſs ist es, was ich bey Ihnen finden werde. Mein Bedürfnifs und Streben ist, aus Wenigem viel zu machen. — — Weil mein Gedankenkreis kleiner ist, so durchlaufe ich ihn eben darum schneller und öfter, und kann eben darum meine kleine Baarschaft besser nutzen, und eine Mannichfaltigkeit, die dem Inhalt fehlt, durch die Form erzeugen." Sie bestreben sich, Ihre grofse Ideenwelt zu simplificiren, ich suche Varietät für meine kleinen Besitzungen. Sie haben ein Königreich zu regieren, ich nur eine etwas zahlreiche Familie von Begriffen, die ich herzlich gern zu einer kleinen Welt erweitern möchte. — — Mein Verstand wirkt eigentlich mehr symbolisirend, und so schwebe ich, als eine Zwitterart, zwischen dem Begriff und der Anschauung, zwischen der Regel und der Empfindung, zwischen dem technischen Kopf und dem Genie. Dieſs ist es, was mir, besonders in früheren Jahren, sowohl auf dem Felde der Speculation als der Dichtkunst ein ziemlich linkisches Ansehn gegeben; *denn gewöhnlich übereilte mich der Poet, wo ich philosophiren sollte, und der philosophische Geist, wo ich dichten wollte.*" Schon früher (S. 14) spricht *S.* über *G.* eins der wahrsten und tiefsten Urtheile aus, das besonders auf dessen Naturstudien anwendbar ist. „Sie, heifst es, nehmen die ganze Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erscheinungsarten suchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf. Von der einfachen Organisation steigen Sie, Schritt vor Schritt, zu der mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickelteste von allen, den Menschen, genetisch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch, dafs Sie ihn der Natur gleichsam nacherschaffen, suchen Sie in seine verborgene Technik einzudringen. Eine grofse und wahrhaft heldenmäfsige Idee, die zur Gnüge zeigt, wie sehr Ihr Geist das reiche Ganze seiner Vorstellungen zu ei-

ner

ner schönen Einheit zusammenhält." Fünf Jahre später (4. S. 1) äufsert sich *S.* auf ähnliche Weise. „Ihre eigene Art und Weise zwischen Reflexion und Production zu alterniren, schreibt er an *G.*, ist wirklich beneidens- und bewundernswerth. Beide Geschäfte trennen sich in Ihnen ganz, und das eben macht, dafs beide als Geschäft so rein ausgeführt werden. Sie sind wirklich, so lange Sie arbeiten, im Dunkeln, und das Licht ist blofs *in* Ihnen; und wenn Sie anfangen zu reflectiren, so tritt das innere Licht von Ihnen heraus und bestrahlt die Gegenstände Ihnen und Andern. Bey mir vermischen sich beide Wirkungsarten und nicht sehr zum Vortheil der Sache." Nach solchen Auslegungen seines Wesens wundert es uns nicht, wenn *G.* einmal an *S.* schreibt (3. S. 83): „Mit dem, was Sie in Ihrem heutigen Briefe über Drama und Epos sagen, bin ich sehr einverstanden; *so wie ich immer gewohnt bin, dafs Sie mir meine Träume erzählen und auslegen.*" „Das günstige Zusammentreffen unserer beiden Naturen, schreibt er später (4. S. 11), hat uns schon manchen Vortheil verschafft, und ich hoffe das Verhältnifs wird immer gleich fortwirken. Wenn ich Ihnen zum Repräsentanten mancher Objecte diente, so haben Sie mich von der allzustrengen Beobachtung der äufseren Dinge und ihrer Verhältnisse auf mich selbst zurückgeführt. Sie haben mich die Vielseitigkeit des innern Menschen mit mehr Billigkeit anzuschauen gelehrt, Sie haben mir eine zweyte Jugend verschafft und mich wieder zum Dichter gemacht, welches zu seyn ich so gut als aufgehört hatte." — Wenn aus den oben mitgetheilten Stellen die gedankenreiche Bewunderung, mit welcher *S.* seinem Freunde gegenüber stand, klar hervorleuchtet, so wird der Leser doch noch mehr durch das bey Gelegenheit des Wilhelm Meister Ausgesprochene gerührt werden. Es ist nicht möglich, ein reineres Entzücken auszudrücken, als *S* bey der Lesung jenes Romans empfand, den ihm *G.* buchweise nach Jena schickte; aber wie sich bey *S.* das Gefühl gleich in Gedanken verwandelt und die Reflexion sich geltend macht, so ist nächst dem Ausdruck der Empfindung auch die ästhetische, oft strenge Würdigung des W. Meister in den darüber gewechselten Briefen ganz vortrefflich. „Es gehört, schreibt *S.* einmal bey dieser Veranlassung (2. S. 78), zu dem schönsten Glück meines Daseyns, dafs ich die Vollendung dieses Productes erlebte, dafs sie noch in die Periode meiner strebenden Kräfte fällt, dafs ich aus dieser reinen Quelle noch schöpfen kann; und das schöne Verhältnifs, das unter uns ist, macht es mir zu einer gewissen Religion, Ihre Sache hierin zu der meinigen zu machen, alles was in mir Realität ist, zu dem reinsten Spiegel des Geistes auszubilden, der in dieser Hülle lebt, und so, in einem höheren Sinne des Wortes, den Namen Ihres Freundes zu verdienen. Wie lebhaft habe ich bey dieser Gelegenheit erfahren, dafs das Vortreffliche eine Macht ist, dafs es auf selbstsüchtige Gemüther auch nur als eine Macht wirken kann, *und dafs es dem Vortrefflichen gegenüber keine Freyheit giebt, als die Liebe.*"

Vielfältige Anregung und reichen Denkstoff wird aus diesen Briefen Jeder schöpfen, dem es nicht blofs um Anschauung und Genufs der Kunstwerke, sondern auch um die Wissenschaft des Schönen zu thun ist. Es giebt fast keine ästhetische Form, über welche unsere Freunde nicht tief gedacht und das Gedachte sich mitgetheilt hätten. Dafs auf wissenschaftlichem Felde der in der Schule der kritischen Philosophie gebildete und dem Abstracten so geneigte Geist *Schiller's* gern dogmatisirt und theoretisirt, wird kein Befremden erregen. Aus diesem Grunde sind die Unterhaltungen über die fertig gewordenen Kunstschöpfungen, über die im Entstehen begriffenen und die zukünftigen so unbeschreiblich interessant. Wir sehen oft mit Verwunderung, welche Studien und Erwägungen vorangeschickt wurden, welche Durch- und Ueberarbeitungen folgten, und mit welcher Strenge man oft gegen sich selbst verfuhr, um ein dichterisches Erzeugnifs hinzustellen, dessen scheinbare Leichtigkeit uns entzückt. Der Austausch der Meinungen und Gedanken bey einer solchen Gelegenheit ist gewöhnlich sehr lebhaft, und wird nicht nur den Leser vielfach belehren und erfreuen, sondern auch in ihm die Ueberzeugung befestigen, dafs ein edleres, reineres und innigeres Verhältnifs zwischen zwey so ausgezeichneten Geistern nicht nur in der Geschichte der deutschen Literatur, sondern vielleicht überhaupt ohne Beyspiel ist.

Aber auch das Licht, wenn es oft auch nur ein Streiflicht ist, welches aus diesen Briefen auf die Zeit und so viele Zeitgenossen fällt, ist im höchsten Grade anziehend. Eine grofse Menge berühmter Namen wird uns genannt, und ihr Werth auf der Wagschaale beider Freunde verschiedentlich abgewogen. Namentlich wird *S.* in den ersten Jahren des Briefwechsels nicht selten durch seine krankhafte Reizbarkeit, wie uns scheint, zu Ungerechtigkeiten im Urtheil gegen Andersmeinende oder solche gestimmt, welche die erwartete Anerkennung nicht gleich oder gar nicht leisten, und er weifs dann auch den ruhigeren, leidenschaftloseren Freund durch seine Erbitterung zuweilen mehr oder weniger aufzuregen. Besonders übel kommt in dieser Hinsicht der arme Capellmeister *Reichardt* weg, der den Hafs *Schiller's* nicht nur in den Xenien, sondern auch in diesen Briefen unbarmherzig entgelten mufs. Und doch hätte er, von *Göthe* wenigstens, schon um mancher trefflichen Compositionen Göthischer Lieder willen, eine Milderung der harten Strafe verdient, die hier über ihn verhängt wird. Glücklicher ist ein anderer berühmter Tonkünstler unserer Zeit, *Zelter*, gewesen, der die Freundschaft *Göthe's*, die ihn noch lange beglücken möge, gewifs zu den schönsten Erwerbungen seines Lebens und den Freuden seiner hohen Jahre zählt. „Es ist, schreibt *G.* von ihm (6. S. 279), eine grundwackere und treffliche Natur, die unter Päpsten und Cardinälen, zu recht derber

Zeit,

Zeit, hätte geboren werden sollen. Wie jämmerlich ist es, ihn auf diesem Sand nach dem Element seines Ursprungs schnappen zu sehn!" Dafs *Nicolai*, „der mit einer recht insignen Geringschätzung behandelt werden soll," übel abgefertigt wird, ist kein Wunder; aber auch *Fr. Stolberg*, wie wir schon aus den Xenien wissen, und mehreren andern geht es nicht besser. Nicht eben allzu freundlich gegen *Wieland* ist *Schiller*, freundlicher *Göthe* gesinnt; von diesem findet sich nur eine Stelle (4. S. 181), wo ein lustiger Humor sich über den „armen Verfasser des goldnen Spiegels und des Agathons" (in Hinsicht auf Politik) ergiefst. *Herder*, mit welchem kein näheres Verhältnifs statt fand, erscheint meistens indifferent; *Böttiger* als ein gelehrtes Orakel und nichts weiter; *Jean Paul F. Richter* wird als „ein Tragelaph von der ersten Sorte" (1. S. 158) den Freunden interessant; häufig werden die Namen *Griesbach*, *Loder*, *Starck*, *Hufeland* in freundlicher Beziehung genannt, und besonders Hofrath *Schütz* als Herausgeber der Allg. Lit. Zeitung und wohlwollender Freund mit Achtung erwähnt. *Kotzebue'n* sucht man mit guter Manier sich vom Halse zu halten; *S.* erbittet sich von *G.* die Piccolomini und den Wallenstein zurück, sie *Kotzebue'n* zu schicken, „weil ihn diese Gefälligkeit weniger kostet als ein Besuch bey ihm (*K.*), oder ein Abendessen" (5. S. 57). Nicht günstig zeigt sich *S.* den Brüdern *Schlegel*, bis ihr Urtheil nach und nach mehr Gewicht gewinnt. *Fr. Schlegel* wird sogar einmal (3. S. 108) sehr unglimpflich bedacht; über die Lucinde, als „eine höchst seltsame Paarung des *Nebulistischen* mit dem *Charakteristischen*," wird ohne weiteres der Stab gebrochen (5. S. 114); des Athenäums „naseweise, entscheidende, schneidende und einseitige Manier macht *S.* physisch wehe" (4. S. 252). Doch nimmt sich dieser Zeitschrift kräftig *G.* an. „Das Schlegel'sche Ingrediens in seiner ganzen Individualität, sagt er, scheint mir denn doch in der *Olla potrida* unseres deutschen Journalwesens nicht zu verachten. Diese allgemeine Nichtigkeit, Parteysucht für's äufserst Mittelmäfsige, diese Augendienerey, diese Katzenbuckelgebärden, diese Leerheit und Lahmheit, in der die wenigen guten Producte sich verlieren, hat an einem solchen Wespenneste, wie die Fragmente sind, einen fürchterlichen Gegner." *Tieck's* jugendliche Erscheinung hinterläfst einen angenehmen Eindruck, und des gestiefelten Katers wird zuweilen beyfällig gedacht. Nicht ohne Einfluss, besonders auf *S.*, ist die Nähe der Philosophen *Reinhold*, *Niethammer*, *Fichte* („des grofsen Ich zu Osmannstädt") und *Schelling*, mit welchem letzteren ein näherer Umgang statt findet. „Bey *Hegeln*, schreibt *G.* (6. S. 220), ist mir der Gedanke gekommen, ob man ihm nicht, durch das Technische der Redekunst, einen grofsen Vortheil schaffen könnte. Es ist ein ganz vortrefflicher Mensch; *aber es steht der Klarheit seiner Aeufserungen gar zu viel entgegen.*" Den genialen, leider zu früh uns entrissenen Physiker *Ritter* nennt *G.* eine Erscheinung zum Erstaunen, einen wahren Wissenshimmel auf Erden (5. S. 324). Dafs interessante und berühmte Frauen häufig den Freunden begegnen, versteht sich von selbst; die Verfasserin der Agnes von Lilien, die geistreiche Sängerin der Schwestern von Lesbos, die „kleine Paulus," die Dichterin des Florentin, gehörten zu ihrer Umgebung. Flüchtig erscheint die liebenswürdige *Sophie Mereau*; aber auch schon die kurze Erwähnung „der kleinen Schönheit" und ihres für die Horen bestimmten Romans zeigt deutlich, wie werth sie beiden Freunden war. Frau *von la Roche*, die 1799 *Wieland* besucht, gehört nach *Göthe* (5. S. 121) „zu den nivellirenden Naturen, sie hebt das Gemeine herauf und zieht das Vorzügliche herunter, und richtet das Ganze alsdann mit ihrer Sauce zu beliebigem Genufs an; übrigens möchte man sagen, dafs ihre Unterhaltung interessante Stellen hat."

(*Der Beschluss folgt.*)

BAUKUNST.

Hamburg, in Comm. d. Herold. Buchh.: *Beyträge zur Schiffbarmachung der Flüsse*, enthaltend: I. *Abhandlung über die Schiffbarmachung der Flüsse.* II. *Bericht über die Stecknitzfahrt.* III. *Bericht über die Alsterfahrt.* IV. *Vorschläge zur Fluss- und Canalverbindung der Hansestädte.* V. *Statik der Schleusenthüren.* VI. *Literar. Beyträge über schiffbare Flussarme in Italien.* VII. *Anhang zum I. Stück: Theorie und Construction der Flusskrümmen; als elastische Linien betrachtet.* Verfafst von *Reinhard Woltmann*, Director der Strom- und Uferbauwerke in Hamburg u. s. w. Mit VII Tafeln in Steindruck. XVI und 334 S. 4. (3 Rthlr. 16 gGr.)

Nr. I reicht von S. 1 bis S. 169 und ist ganz *auf Woltmann*'sche Art abgefafst, was nach des Rec. Uebersetzung nichts weiter heifst als: *vortrefflich*. Einwendungen gegen einzelne Stellen liefsen sich wohl machen, worunter hauptsächlich §. 17, überschrieben: „Von den Ueberfallswehren," gehört; aber dieses würde für diese Blätter zu viel Raum erfordern, und es mag daher hier nur angeführt werden, dafs §. 21 *so* gut ist, dafs Rec. jedem Wasserbaumeister anzurathen sich verpflichtet fühlt, vorzugsweise diese Stelle zu studiren. Die Numern II. III. IV sind nützlich zu lesen, aber zu lokal. Nr. V ist ebenfalls sehr gut; jedoch möchten sich noch mehrere Behauptungen des Vfs mit Erfolg bestreiten lassen und ebenso Nr. VI. Nr. VII. Hier hat der verehrte Vf. seiner Phantasie den Zügel zu sehr schiefsen lassen.

Rec. kann das Studium des Buchs nur empfehlen, und zwar nicht blofs allen angehenden, sondern auch allen bereits angestellten Baubeamten, insofern sie sich einigermafsen mit dem sogenannten mathematischen Theile der Baukunst beschäftiget haben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1830.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) Stuttgart u. Tübingen, b. Cotta: *Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe in den Jahren* 1794 *bis* 1805. *Sechs* Theile u. s. w.

2) Leipzig, b. Brockhaus: *Johann Georg Forster's Briefwechsel.* — — Herausgeg. von *Th. H.*, geb. *H.* u. s. w.

3) Frankfurt a. M., b. Wilh. Schäfer: *Briefe von Karl Viktor von Bonstetten an Friederike Brun.* Herausgeg. von *Friedr. von Matthisson* u. s. w.

(*Beschluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Aus dem sehr treffenden Urtheil *Schiller's* über *Frau v. Staël* kann Rec. sich nicht versagen, einige der wichtigsten Stellen auszuheben. „Die französische Geistesbildung, bemerkt er scharfsinnig (6, S. 234) stellt sie rein und in einem höchst interessanten Lichte dar. In allem, was wir Philosophie nennen, folglich in allen letzten und höchsten Instanzen, ist man mit ihr im Streit, und bleibt es, trotz alles Redens. Aber ihr Naturell und Gefühl ist besser als ihre Metaphysik, und ihr schöner Verstand erhebt sich zu einem genialischen Vermögen. Sie will alles erklären, einsehen, ausmessen, sie statuirt nichts Dunkles, Unzugängliches, und wohin sie nicht mit ihrer Fakel leuchten kann, da ist nichts für sie vorhanden. Darum hat sie eine horrible Scheu vor der Idealphilosophie, welche nach ihrer Meinung zur Mystik und zum Aberglauben führt, und das ist die Stickluft, wo sie umkommt. *Für das was wir Poesie nennen ist kein Sinn in ihr;* sie kann sich von solchen Werken nur das Leidenschaftliche, Rednerische und Allgemeine zueignen, aber sie wird nichts Falsches schätzen, nur das Rechte nicht immer erkennen. — — Das einzige Lästige ist die ganz ungewöhnliche Fertigkeit ihrer Zunge, man muſs sich ganz in ein Gehörorgan verwandeln, um ihr folgen zu können." Mit immer gleicher Liebe und Verehrung werden von *G.* und *S.* die Namen *v. Knebel's*, *Körner's* (jetzt Geh. Ober-Regierungsrathes zu Berlin), *Meyer's* und *Wilh. v. Humboldt's* unzählige Male genannt; sie bilden eine Art vom ästhetischem Areopag, dessen Rath und Aussprüche für unsere Freunde die vollgültigsten sind. *Körner*, mit *S.* befreundet, gewinnt namentlich durch treffliche Briefe über den W. Meister groſses Vertrauen; *Meyer*, als treuer Freund und Theilnehmer an den künstlerischen und archäologischen Studien Göthe's, der mit ihm unter der Firma *W. K. F.* arbeitete, hilft fleiſsig mit Rath und That aus, vor allen aber ist es *W. v. Humboldt*, dessen reichem Geiste und hochgebildetem Geschmack bey jeder Gelegenheit gehuldigt wird.

Blicken wir noch einmal auf den reichen Inhalt dieser Bände, wovon hier kaum einen Vorschmack zu geben gestattet war, so müssen wir dem deutschen Volke Glück wünschen auch zu diesem theuren Vermächtnisse aus dem Leben zweyer Männer, denen es für ewige Zeiten die herrlichsten und dauerndsten Eroberungen im Reiche des Wahren, Guten und Schönen verdankt. Mit allgemeiner freudiger Zustimmung wird man dieſs Vermächtniſs durch die sinnigste Zueignung den Händen desjenigen deutschen Fürsten anvertraut sehen, den das Vaterland nicht bloſs als einen erhabenen Beschützer und Pfleger des Schönen, sondern selbst als glücklichen Schöpfer und Herrscher im Blüthengefilde der Dichtung verehrt und bewundert.

2) *Johann Georg Forster* ist eine Erscheinung in der deutschen Literatur, die uns noch jetzt, da fast ein Menschenalter seit ihrem Verschwinden vergangen ist, mit Bewunderung und Wehmuth erfüllt. Auch *F.* gehörte einer Zeit an, welche die edelsten Geister anregte, neue Bahnen im Gebiete der Kunst und Wissenschaft zu suchen, wozu er als einer der Berufensten kräftig mitwirkte, bis ihn der Strom der französischen Staatsumwälzung in seine Strudel zog und den mit dem Leben zerfallenen vollends verschlang. Ohne Bedenken zählen wir *F.* zu den begabtesten, genialsten Naturen, die jedoch für ihre Fülle die passenden Formen nicht finden können und unter dem Druck des Lebens und der Zeit ihre Kräfte versplittern müssen, ohne das geträumte oder wirklich geschaute Ziel im mindesten zu erreichen. Nicht bloſs was *F.* war, sondern was er uns noch hätte werden können, das lernen wir aus dieser Briefsammlung, welche seine nunmehr auch heimgegangne, später mit Huber verheirathete Gattinn *Therese*, die geistreiche Tochter Heyne's, uns mittheilt. Sie hat (auf 147 Seiten) einige Nachrichten aus dem Leben Forster's vorangeschickt, welche, auch ohne den Reiz der feinen und seelenkundigen Darstellung, durch ihren Inhalt das höchste Interesse gewähren, und allein im Stande sind der Abgeschiedenen den Ruhm einer trefflichen Schriftstellerin zu sichern, auch wenn wir weiter keine Denkmale ihres hohen Geistes besäſsen. Diese Nachrichten schildern uns, mit allen Tugenden und Fehlern seines Volkes, einen trefflichen Deutschen, der, weniger

durch die Schule als durch das Leben gebildet, doch in der Praxis des Lebens sich vergriff und die innere Beschaulichkeit mit dem Gedränge der äufsern Welt nicht recht in Einklang zu bringen wufste. Der grüne Zweig, nach welchem er zeitlebens haschte und rang, fiel auf das Grab des neun und dreyfsigjährigen Mannes nieder, der mit gebrochenem Herzen eine Welt verliefs, in welcher ihm kein heimathliches Ruheplätzchen gegönnt war. Frühe schon empfing ihn ein sehr bewegtes Leben, als er im eilften Jahre des Alters seinen Vater nach Petersburg und Saratow begleitete, und als siebzehnjähriger Jüngling mit Cook die Erde umschiffte. Nach manchen bittern Erfahrungen, die der begünstigtern Jugend sonst erspart zu werden pflegen, fand er eine Freystatt in Kassel auf dem Lehrstuhl der Naturgeschichte bey der dasigen Ritterakademie, bis zum Jahre 1784, wo er einem Rufe folgte zur Professur der Naturgeschichte in Wilna. Hier, wohin er seine Gattin heimholte, mit allen Unannehmlichkeiten kämpfend, welche der gesellige Zustand des noch halbrohen Volkes darbot, durch geistige Entbehrungen aller Art und fehlgeschlagene Erwartungen bedrängt und bekümmert, verlebte er eine Reihe von Jahren in wissenschaftlicher Thätigkeit, die sogar auf das Studium der Medicin sich erstreckte, welches er, um als praktischer Arzt seine Stellung zu verbessern, ergriffen hatte, und wirklich auch durch ein Doctordiplom der medicinischen Facultät zu Königsberg belohnt sah. Im Jahr 1787 ward ihm der Antrag, mit dem Flottencapitain Mulowsky eine Weltumsegelung auf Kosten der russischen Regierung zu unternehmen, wozu er in seinen unerfreulichen Verhältnissen leicht und gern sich entschlofs. Um die nöthigen Vorkehrungen zu treffen und seine Frau zu ihren Aeltern zu bringen, begab er sich nach Göttingen, wo er indefs bald die Nachricht erhielt, dafs die Kaiserinn Katharina, des Türkenkrieges wegen, jene Expedition zu untersagen für gut befunden hatte. Man wollte ihm zwar eine, nicht eben kaiserliche, Entschädigung der Reisekosten, und in Petersburg eine Anstellung als Lehrer bey dem Corps der adeligen Landkadetten ertheilen, doch er schlug beides aus und blieb in Deutschland. Auch eine Aussicht, an der Spitze einer von der spanischen Regierung bezweckten Expedition nach den philippinischen Inseln zu gehen, zerschlug sich, und Forster trat in die Dienste des Kurfürsten von Mainz, der ihn 1788 als ersten Bibliothekar anstellte. In dieser seinem Berufe nicht entsprechenden Stellung fand ihn die französische Revolution, von deren hohen, idealisch aufgefafsten Zwecken begeistert er eine politische Laufbahn begann, der er sein häusliches und bürgerliches Glück, sein Vermögen und seinen guten Namen in Deutschland, ja selbst sein Leben zum Opfer brachte. Er starb, getrennt von den Seinen, zu Paris, d. 12. Jan. 1794, woselbst er sich als ein von Mainz Abgeordneter an den National-Convent seit längerer Zeit aufhielt, nach dem nach und nach eine zerrüttete Gesundheit und der Schmerz, seine enthusiastischen Hoffnungen auf Völkerglück eben da vernichtet zu sehen, wo sie zuerst verwirklicht werden sollten, den innigsten Kern eines Lebens zerstört hatte, welches eines günstigern Gestirnes werth war.

Wie dieses frühreife Leben sich von den Jahren der selbstbewufsteren Jugend an entwickelte und gestaltete und noch die letzten trüben Zeiten seines Daseyns mit dem Licht und der Wärme eines heiligen Feuers bestrahlte, lernen wir aus den beiden Bänden dieser Briefsammlung, welche uns, ungeachtet sie mehr als 1600 Seiten füllt, nicht zu lang vorgekommen ist. Auch sie wird durch das Licht, welches sie auf edle Zeitgenossen wirft, im höchsten Grade anziehend, und die von vielen berühmten Männern an *F.* gerichteten und hier mit aufgenommenen Briefe bilden eine sehr dankenswerthe Zugabe des Buchs. Im ersten Band wird man besonders die zahlreichen Briefe an *F. H. Jacobi* zu schätzen wissen, in denen sich der rohe, jugendlich strebende, lebhaft schwärmerische Geist *F's*, der sogar in den Geheimnissen der Rosenkreuzerey Befriedigung suchte, bereits in der klaren und anmuthigen Darstellungsweise bewegt, welche noch mehr ausgebildet später in den trefflichen „Ansichten des Niederrheins" hervortrat, einem Buche, welches, seines sonstigen Werthes nicht zu gedenken, schon um seiner geläuterten und begeisterten Kunstansichten willen, die eine neue Epoche bezeichnen, unvergefslich bleiben wird. Die Briefe an *Therese Heyne* machen nicht sowohl dem Vf. als der Empfängerinn Ehre, deren Geist voll von

Pensier canuti in giovenil' etate

mehr Befriedigung an den hier häufig abgehandelten Gegenständen einer ernsten Gemüthsphilosophie, als an den Erscheinungen des alltäglichen Lebens und dem Geschwätze darüber fand. Wie diese an die Braut gerichteten, geistreichen Briefe frey sind von allem Prunk der Empfindung, so sind die später, namentlich aus Paris, an die Gattinn geschriebenen, eben so viele Zeugnisse des uneingeschränktesten Vertrauens zu den Einsichten und dem Takte der feinfühlenden Frau, für welche er, obschon das eheliche Verhältnifs kein glückliches war und eigentlich längst vor seinem Tode schon als aufgelöst betrachtet werden mufste, bis an sein Ende die reinste Hochachtung bewahrte. Wichtig sind sie für die Kenntnifs des damaligen Ganges der Dinge in Frankreich, und des Antheils, den *F.* an ihnen nahm; interessant durch manchen prophetischen Ausspruch, welchen die Folgezeit bestätigt hat. — Besondern Werth hatten für Rec. die Briefe *Heyne's* an seinen Schwiegersohn. Wohlmeinender, verständiger, gemüthlicher kann man sich nicht vernehmen lassen, und selbst der in Angelegenheiten der Welt und des Lebens beschränkte Horizont, über welchen hinaus noch heute so viele akademische Gelehrte Deutschlands nicht zu schauen vermögen, scheint nur die Liebenswürdigkeit des redlichen Greises zu erhöhen. Die Verbindung mit *Johannes Müll-*

Müller, welche in Kassel begann und in Mainz fortgesetzt wurde, hat mehrere, grofsentheils französische Briefe desselben veranlafst, welche jedoch meistens sich auf Dienstverhältnisse beziehen. Schade, dafs kein Brief des rauhen aber originellen *Joh. Reinhold F.*, dem der kindlich gesinnte Sohn oft von seinen Schicksalen Bericht erstattet, in die Sammlung aufgenommen ist. Desto dankbarer mufs man für die wenigen, aber meistens köstlichen, von Witz und Laune überfliefsenden Briefe *Lichtenberg's* seyn. Angehängt der Sammlung sind dreyzehn englische Briefe des durch seine Beschreibung des Cap's rühmlich bekannten Schweden *Sparmann* an *F.*, den dieser schon bey seiner Reise um die Welt am Cap selbst hatte kennen lernen, von wo aus *Sparmann* die Reisenden nach der Südsee begleitete. Die Briefe sind interessant durch die geistige Regsamkeit und Naivetät des tüchtigen, jedoch stets mit ungünstigen Verhältnissen kämpfenden Mannes, der es sich nicht nehmen liefs, an *F.* Englisch zu schreiben und eine Handvoll Sprachschnitzer mehr oder weniger kaum zu achten schien. Auf diese folgen sechs französische Briefe des als Künstler und Anatom berühmten *Peter Camper*, zwey lateinische von *Thunberg* aus Upsal, und zwölf von *Wilh. v. Humboldt*, „in welchen der Leser, wie es mit Recht in der Einleitung heifst, nur mit Vergnügen einen Mann in seinen Jugendgefühlen, in seiner Freundschaftswärme und in seinen unbefangenen Urtheilen kennen lernt, den er als Staatsmann, Denker und Gelehrten längst verehrte." Wir sind seit vierzig Jahren gewöhnt, diesem gefeierten Namen nicht nur wo es Schönes und Grofses gilt allein, sondern auch in Gesellschaft jedes grofsen Namens zu begegnen, der einen besonders edlen Klang hat.

8) Die Briefe *v. Bonstetten's* an *Friederike Brun*, von welchen der *erste* Band uns vorliegt, versetzen uns in andre Gedankenkreise und aus dem Norden in den Süden, so dafs der liebenswürdige Briefsteller als der eigentliche *l'homme du Sud* erscheint. Wir haben es hier mit leicht skizzirten, traulichen Mittheilungen und freundschaftlichen, oft bis zur Tändeley getriebenen Ergüssen zu thun, an welche die Kritik kein zu strenges Richtmaafs legen darf. Der Name *Bonstettens* ist mit den Erinnerungen an Joh. v. Müller, Salis, Matthisson, Fried. Brun und viele andere *Worthies* innig verwebt, aber auch durch sich selbst in der Schriftstellerwelt sehr rühmlich eingebürgert. Aus zahlreichen Schriften haben wir in *B.* den einsichtsvollen Gelehrten, den freysinnigen Staatsmann und heitern, gemüthlichen Lebensphilosophen kennen und schätzen gelernt, der durch eine glückliche Verschmelzung des französischen und deutschen Elements eine sehr erfreuliche Originalität des Charakters besitzt. Wir erkennen dieselbe mit Vergnügen auch in diesen an eine Freundinn gerichteten Briefen an, welche flüchtig hingeworfen meistens die heterogensten Dinge behandeln. Alles, was ihm begegnet, was er eben gehört und gesehen, wo und mit wem er gegessen, auch was ihm wissenschaftlich interessant ist, wird in kurzen Sätzen mit grofser Kindlichkeit und Naivetät der bald in Dänemark, bald in der Schweiz und in Italien weilenden Freundinn berichtet. Es kann nicht fehlen, dafs hiebey manches Interessante vorkommt, auch einer grofsen Menge Menschen in den verschiedensten Beziehungen erwähnt wird und manches Zeitereignifs in einem eigenthümlichen Lichte erscheint. Namentlich wird von Frau v. Staël und ihrer Umgebung viel gesprochen, auch eine Anzahl Briefe der berühmten Frau an *B.* mitgetheilt. Sie stand damals im Zenith ihres Glanzes, doch, wie man hier aus ihren eigenen Aeufserungen erfährt, entbehrte sie schmerzlich das Glück, die Weihrauchdüfte in der französ. selbst Hauptstadt zu geniefsen, von wo der Machthaber jener Zeit sie verbannt hatte. Das über ihren Vater, dessen Tod, über das Leben und die Gesellschaft zu *Coppet* Erzählte werden viele Leser anziehend finden, und überhaupt für Jeden die meisten der hundert und zwey und zwanzig Briefe eine angenehme Unterhaltung seyn.

Noch geniefst *Bonstetten* im höchsten Greisenalter den Segen eines reichen, begünstigten Lebens. Möchte ihm und unserem fast gleich alten, grofsen Landsmanne, über dessen ewige Jugend die Jahre nichts vermögen, noch lange der Genufs halcyonischer Tage vergönnt seyn! *H. F.*

Berlin, b. Laue: *Der General der Kavalerie Freyherr v. Thielmann.* Eine biographische Skizze u. s. w. Von *K. v. Hüttel*, Rittmeister. 1828. 79 S. kl. 8. (12 gr.)

Ganz gewifs würden die Verwandten und Freunde des verstorbenen Generals es dem Hrn. *v. Hüttel* vielen Dank gewufst haben, hätte er seine Arbeit unterlassen. Neues, Aufklärendes, ist dadurch nicht zu Tage gefördert worden, wovon wir allein die Mittheilungen ausnehmen können welche dem Manuscript entnommen scheinen, das Thielmann zu seiner Rechtfertigung über die Torgauer Ereignisse, einige Zeit nach seinem Eintritt in russische Dienste, unter der Hand circuliren liefs. Aufser diesem ist Alles denen, welche Thielmann näher kannten, hinlänglich bekannt. Die welche den General nicht näher gekannt haben, lernen ihn *wie er war*, hier nicht kennen, und Rec. steht nach Durchlesung der Broschüre, in der festen Ueberzeugung: dafs Herr *v. Hüttel* den General ebenfalls viel zu wenig gekannt hat. Allein die gute Absicht des Verfassers verdient nichts desto weniger Anerkenntnifs, und um so mehr mufs es ihm daher leid thun, durch seine Schrift erst recht den Widerspruch, und noch viel schlimmere Eigenschaften der offnen und verkappten Gegner des todten Löwen, in Bewegung gesetzt, und ihnen eine scheinbare Gelegenheit verschafft zu haben, über denselben herzufallen.

Thielmann ist noch zu wenig Jahre dahin, er war ein zu leidenschaftlicher Charakter, er handelte

mit

mit zu voller Kraft in einer so bewegten und schwankenden Zeit, um schon jetzt rein unparteyisch gewürdigt zu werden. Wer es dennoch unternehmen wollte ein wahrhaftes Bild von ihm zu entwerfen, der müfste ihn längere Jahre gekannt, ihm sowohl in der Zeit wo er mittelbar wenigstens der Sache Frankreichs diente, als in den, wo er andere Ansichten fafste, und endlich diese neuen wieder mit der gröfsten Energie verfocht, beobachtend nahe gestanden haben. Rec. glaubt einige Männer zu kennen die hiernach mehr Beruf als der Verfasser zu seiner Biographie gehabt hätten; er meint aber dafs vorzugsweise Einer der ehemaligen Adjutanten Thielmanns, dazu ganz vorzüglich geeignet wäre. Schwieg aber dieser, und unter seiner Unterschrift ist wenigstens, aus begreiflichen Gründen, nichts erschienen; so konnte unmöglich uns Hr. *v. Hüttel* belehren, da er alles nur — vom Hörensagen, meist noch dazu, wie er selbst sagt, aus des Generals eignem Munde hat. Wie kann da, beym besten Willen, Gründlichkeit mit Unparteylichkeit sich vereinen? Es würde hier zu weit führen, manches Irrthümliche aus der vorliegenden Schrift zu berichtigen; schon sind mehrere Broschüren erschienen, die diefs, in manchen Stücken nicht erfolglos, übernommen haben, wenn sie auch auf der andern Seite in ihrer Parteysucht viel zu weit gegangsn sind, und deshalb den ausgezeichneten Eigenschaften des Verstorbenen nirgends, oder nur sehr nothgedrungen einige, Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Können alle diese Flugblätter, sammt dem was im Hesperus, über den gleichen Gegenstand, von verschiedenen Seiten erschienen, etwas Gutes haben, so ist es: einem künftigen Biographen Thielmanns, Werkstücke zu liefern, aus denen er, wenn er genau geforscht hat und mit Gründlichkeit arbeitet, bald auf dieser bald auf jener Seite einen Stein zu seinem Baue wählen wird. Hatte, wie jeder ausgezeichnete Mensch, der Verstorbene Fehler, gehörte Mäfsigung, Opfer bringen und Beständigkeit politischer Ansichten vielleicht nicht zu seinen ersten Tugenden; so kann doch Niemand der ihn gekannt, leugnen, dafs Anstand, Muth, Energie, Geist, Talent und Kenntnifs, sich auf seltene Weise in ihm vereinigten, und dafs seine allgemeine Liebenswürdigkeit, die mit den Jahren bedeutend zugenommen hatte, oft hinreifsend war. Wo viel Licht ist, kann es da ohne allen Schatten in diesem Erdenthale abgehen?

LANDWIRTHSCHAFT.

NORDHAUSEN, b. Ros. Landgraf: *Gründliche Anweisung über die Erziehung und Behandlung des weifsen Maulbeerbaumes, so wie auch über die Erziehung der Seidenraupen.* Von *C. G. Kettembeil.* *Erstes* Heft 47 S. *Zweytes* Heft. Mit einer Tabelle und zwey lithographirten Tafeln. 59 S. kl. 8. (16 gr.)

Unter den vielen Schriften, welche seit kurzem über den Seidenbau erschienen sind, zeichnet sich die gegenwärtige vortheilhaft aus. Sie ist ihrem Zwecke gemäfs kurz, und doch dabey vollständig, gründlich und deutlich abgefafst, so dafs sie jedem, der sich mit diesem wichtigem Erwerbszweige befassen will, zur sichern Führerin dienen kann. Daneben enthält sie noch einige interessante Erfahrungen sowohl über die Cultur der Maulbeerbäume, als über die Oekonomie der Seidenraupen, die zur schnellen Emporbringung des Seidenbaues allerdings etwas beytragen können. Das *erste* Heft handelt in zwey Abschnitten von der Erziehung und den zweckmäfsigen Vermehrungsarten des weifsen Maulbeerbaums. Die Zurichtung des Bodens, die Aussaat des Samens, welche freilich ohne Berücksichtigung des Clima blofs im Allgemeinen für das Frühjahr bestimmt ist; aber wenn sie von gedeihlichem Erfolge seyn soll, nicht vor dem Anfang des May unternommen werden darf, die Anlegung der Baumschule, die Behandlung der jungen Bäumchen im 2ten, 3ten und 4ten Jahre ihrer Lebensperiode, dafs Verpflanzen derselben an ihren Standort, ihre Behandlung in den ersten 4 Jahren nach ihrer Verpflanzung und wenn sie vollkommen erwachsen sind: diefs alles ist vollständig, klar und höchst befriedigend vorgetragen, und zuletzt noch ein Verfahren angegeben, die Maulbeerbäume aus Samen in eigends dazu angelegten Treibebeeten sicherer zu erziehen als auf Gartenbeeten, dem wir unsern Beyfall nicht versagen können. Was nun die Vermehrung der Maulbeerbäume durch Wurzelkopulation, Wurzelzpfröpflinge und Ableger betrifft; so hat der Vf. aus seiner Erfahrung einige recht nützliche Bemerkungen mitgetheilt, so wie er auch über das Veredeln der wilden Maulbeerbäume, die Anlegung der Maulbeerhecken und Buschbäume und die Einsammlung der *Blätter* sehr gute Regeln und Vorschriften gegeben hat.

Im *zweyten* Hefte, welches ebenfalls in 2 Abschnitte getheilt ist, wird zuerst die Erziehung der Seidenwürmer von ihrer Entstehung aus den Eyern bis zum Einspinnen beschrieben und sodann die Benutzung der Coccons und das Abhaspeln der Seide gelehrt. Die dazu nöthigen Vorrichtungen sind durch 2 beygegebene Lithographien versinnlicht. Die Anweisung ist so deutlich, dafs jeder, der sich genau darnach richtet, jeden Handgriff daraus lernen wird. Im Anhange theilt der Vf. noch die von ihm gemachte Entdeckung mit, dafs in einem Sommer mehr als eine Seidenärnte gehalten werden kann, welches er durch die Geschichte einer kleinen Seidenzucht im September zu beweisen sucht. Das Büchlein ist durchaus praktisch und verdient die allgemeinste Verbreitung.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1830.

NATURGESCHICHTE.

Leipzig, b. Gleditsch: *Alberti Guil. Roth* M. D. etc *Enumeratio plantarum phaenogamarum in Germania sponte nascentium.* Pars *prima*. Sectio *prior* (Cl. 1—5). IV u. 101 S. Sectio *posterior* (Cl. 6—13). 642 S. 1827. (4 Rthlr. 16 gr.)

Es mufs jedem Freunde der vaterländischen Pflanzenkunde höchst erwünscht seyn, in dem vorliegenden Werke die Resultate einer funfzigjährigen sorgfältigen Beobachtung der deutschen Gewächse, niedergelegt zu sehen. Dankbar wird es jeder erkennen, dafs der vortreffliche Jubelgreis dem Wunsche der Verlagshandlung entsprach, das vor vierzig Jahren begonnene: *Tentamen florae germanicae* von Neuem, dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft gemäfs, zu bearbeiten, und das Verlangen des botanischen Publicums nach den musterhaften Arbeiten unsers Vfs, gerade zu einer Zeit, wo es an Floren von Deutschland in der That nicht mangelt, zeugt hinlänglich von dem Vertrauen, welches sich der Vf. durch Gründlichkeit und Umsicht erworben hat. Hinlänglich bekannt ist es, dafs der zweyte Theil des erwähnten *Tent. fl. germ.* eigentlich eine Umarbeitung der Phaenogamen des ersten enthält, welcher, mit Bezugnahme auf diesen, die Gattungsmerkmale so wie die Standörter der Pflanzen abgehen, dafür aber Synonymen, kurze Beschreibungen und ein Schatz von Bemerkungen beygefügt sind. Der dritte Band, welcher 1800 ersehien, handelt die ersten Ordnungen der Kryptogamen mit einer von Deutschland, zum grofsen Theile von unserm Vf. ausgegangenen Gründlichkeit und Genauigkeit ab, hinter welcher noch jetzt die Franzosen, trotz aller Hülfsmittel, in einem solchen Grade zurückbleiben, dafs man in den Werken gepriesener und zum Theile zu preisender Schriftsteller, in dieser Hinsicht auf die gröbsten Irrthümer und wunderlichsten Verkehrtheiten stöfst. Während *J. Hedwig* die Moose mit seltenem Scharfblicke und den glänzendsten Ergebnissen verfolgte, widmete unser Vf. den Wasseralgen seine ganze Aufmerksamkeit und legte die Resultate in seinen vielfachen Schriften, zum Theil auch in diesem dritten Bande nieder, dessen zweyte Abtheilung, welche die Lichenen, Pilze und Schwämme enthalten sollte, zum grofsen Nachtheile der Wissenschaft nicht an das Tageslicht kam. Alle damals reichlich mitgetheilten Bemerkungen beruhen auf gründlichen Beobachtungen, welche noch jetzt wegen ihrer Treue von grofser Wichtigkeit sind, nicht aber wie es bisweilen geschieht, übersehen oder verschwiegen werden sollten. Neben dem grofsen Verdienste, die räthselhaftesten und schwierigsten Gruppen des Gewächsreiches spätern Forschern zugänglich gemacht zu haben, gebührt unserm Vf. noch besonders das, dafs er sich bemühte, die von ältern Schriftstellern aufgeführten deutschen Pflanzen zu deuten, und dafs überhaupt durch seine Arbeiten der Sinn für die vaterländische Pflanzenkunde aufgeregt wurde. Nach einem so vieljährigen fruchtbaren Wirken ist die Kraft des Vfs keineswegs geschwächt und man sieht an dem Umfange des vorliegenden Werkes, welches wie gesagt eine neue Bearbeitung des frühren Tentaminis ist, wie sich der Vf. unaufhörlich bemüht hat, sein vorgestecktes Ziel zu verfolgen und zu erreichen. Eine Aufzählung der Gewächse eines von der Natur begrenzten Landes kann nun, besonders mit Berücksichtigung der geognostischen Verhältnisse, von dem Kenner als ein lebendiges Naturbild betrachtet werden und in sofern durch Vergleichung zu den interessantesten Schlüssen führen. Diefs Zusammenhalten der einzelnen Bilder der Vegetation jetzt mehr bekanntre Länder hat uns über die Eigenthümlichkeiten sowohl, als über das Wiederkehren ähnlicher oder derselben Formen unter gewissen Umständen und Verhältnissen, als der geographischen Breite, des Klimas, des Bodens u. s. w., also gewissermassen auch über die natürliche Verwandtschaft der verschiedenen Landstriche belehrt. Man würde sehr irren, wenn man meinte, dafs, um zu nützlichen Resultaten zu gelangen, eine oberflächliche Kenntnifs der in die Augen fallenden und in Menge vorkommenden Gewächse hinreiche, im Gegentheil ist hiezu nicht nur die gröfste Schärfe bey Unterscheidung aller Gewächse, besonders auch der Kryptogamen, sondern auch eine genaue Angabe der verschiedenen zufälligen Abweichungen in der Form, Gröfse und in der Ausbildung der Theile nothwendig. Es ist daher für den Beschreiber einer sogenannten Flora, sey es eines gröfseren oder kleineren Landstriches, unerläfsliche Pflicht, die Diagnosen sowohl als die Beschreibungen nach Exemplaren zu entwerfen, welche wirklich an den angegebenen Standorten aufgenommen wurden. Dabey versteht es sich von selbst, dafs sich die angegebenen Merkmale im Wesentlichen nicht von denen entfernen, welche der Auctor der Species angegeben, und dafs daher im literarischen Apparate keine beliebige Auswahl getroffen werden darf. Aufser diesen höchsten Zwecken hat eine Flora auch noch den, den angehenden Botani-

ker mit den ihn zunächst umgebenden Gewächsen genau bekannt zu machen und ihn so zur nützlichen Untersuchung der botanischen Schätze anderer Länder vorzubereiten. Ferner muſs eine Flora für den wandernden Botaniker ein sicherer Wegweiser seyn und kann auch hier unter den angegebenen Bedingungen genügen. Daſs der Vf. diese Zwecke gekannt und denselben zu entsprechen sich bemüht hat, ist aus seinen frühern Werken Jedem klar geworden und es bleibt Rec. eigentlich bey der Anzeige unsres Werkes nichts übrig, als die Abweichungen von den früheren Ausgaben, mit einem unbefangenen Urtheile über die Zweckmäſsigkeit derselben anzudeuten.

Nach der Vorrede nimmt der Vf. für die *Flora* von Deutschland diejenigen Grenzen an, welche *Schrader* in der *Flora germanisa* durch eine kleine Karte genau angab. „*Germaniae limites in hac Enum. retinui, quos C. Schrader in Charta geographica nitida, florae suae Germanicae praefixa, praelineavit quasque Mertens et Koch in fl. Germ. suos fecerunt.*" Bey einem Lande wie Deutschland, dessen Grenzen durch politische Verhältnisse und das Machtgebot Einzelner bald herein- bald herausgerückt sind, möchten die sogenannten politischen Grenzen zur Bezeichnung von Florens Gebiete nicht wohl anwendbar seyn, eben so wenig die Sprache der Einwohner, welche doch nur allmählig rein auftritt und in dem Uebergange oft viele Meilen weit ein Gemisch der benachbarten Landessprachen darbietet. Wenn man nun auch nicht geneigt wäre, die von *Schrader* bezeichneten Grenzen als die geeignetsten zu betrachten; so war es doch angenehm dadurch eine nutzlose Willkür beschränkt zu sehen, indem gewiſs nicht wohl zu fürchten steht, daſs eine von den Deutschen unberührte Stelle unbeschrieben bliebe. Unser Vf. scheint nun hier in doppelter Hinsicht gefehlt zu haben; erstens daſs er nicht nur die natürlichen und politischen Grenzen, sondern sogar zweytens diejenigen welche er sich selbst vorzeichnete überschritt. Er zieht nämlich, ohne irgend eine Entschuldigung, Preuſsen, Polen, Ungern, Gallicien, Kroatien, einen Theil von Dalmatien, so wie den Fiumer Kreis mit Cherso, Osero und Veglia, welche *Schrader* alle auf das Bestimmteste ausschlieſst, zu seinem Deutschland. Eine mögliche Rechtfertigung, wie die in Bezug auf Preuſsen, rücksichtlich des Scepters unter dem es steht, fände für Polen durchaus nicht Statt und dann müſsten die italienischen Besitzungen des Kaisers von Oesterreich auch in das Bereich der deutschen Florenschreiber übergehen, was für die Wissenschaft freylich nur ersprieſslich seyn könnte. Durch diese Willkür unsers Vfs. sind nun schon in die ersten dreyzehn Klassen der Enumeratio, nicht weniger als Einhundert siebenzig Pflanzen, unter andern 9 Arten aus der Gattung *Scabiosa*, 8 aus *Campanula*, 5 aus *Viola*, 4 *Corisperma*, 5 aus der Gattung *Allium*, 7 aus *Dianthus*, 4 aus *Cucubalus*, 8 aus *Silene*, 4 aus *Cerastium*, 8 aus *Euphorbia*, 5 aus *Spiraea* eingewandert, welche die Zierde derselben ausmachen würden, wenn sie nicht ganz undeutsch wären. Rec. glaubt die Bemerkung gemacht zu haben, daſs der Vf. sich besonders an *Schultes Oesterreichs Flora* und *Besser Primitiae Fl. Galiciae* gehalten hat, um die vaterländische *Flora* zu bereichern. Eine Uebersicht der streng deutschen *Flora* könnte der Vf. vielleicht durch den in der Vorrede versprochenen „*Prodromus* dieses Werkes in kleinerm Formate" liefern. Für Unterrichtete bedarf es keiner Warnung vor dem Miſsbrauche fremder Wörter, aber eine Rüge desselben, der Rec. an *Palisot-Beauvois Prodrome des 5. et 6. familles de l'Aethéogamie*, an *Desvaux Prodrome de la famille des Fougères*, gelegentlich auch entfernt an *Agardh's* Kreislauf der Charen erinnert, wird man nicht für übertriebene Micrologie erklären. Daſs das sogenannte Sexualsystem wiederum befolgt ist, verdient wohl keine Miſsbilligung, indem den Anfänger die groſse Ungewiſsheit der natürlichen Verwandtschaften und die Uneinigkeit der Gelehrten, über die sichersten Wege zum Ziele, leicht abschrecken und verwirren kann. Auch sind die neuesten gemeinschaftlichen Bearbeiter der deutschen *Flor*, als *Bluff* und *Fingerhuth*, *Steudel* und *Hochstetter*, *Mertens* und *Koch* demselben getreu geblieben, denn endlich muſs man doch gestehen, daſs man in der *Flor* eines einzelnen Landes, weder eine Kette noch ein Netz erblicken kann, ob wir gleich auch musterhafte Pflanzenaufzählungen, von eben nicht reichern Ländern als Deutschland ist, nach der natürlichen Methode abgefaſst, besitzen. Einige Abweichungen vom streng Linneischen Zahlensysteme sind nur lobenswerth; so wird z. B. die Polygamie ganz eingehen, indem *Fraxinus* schon in der zweyten, *Holcus* und *Andropogon* in der dritten Klasse, *Ilex*, *Vaillantia* und *Parietaria* in der vierten, *Atriplex* in der fünften und *Acer* in der achten Klasse abgehandelt sind. Ferner ist *Callitriche*, gegen die frühern Ausgaben, aus der Monöcie in die Monandrie und *Lemna* eben daher in die Diandrie übergegangen. Einer jeden Klasse geht ein *Clavis generum* mit dem wesentlichen Charakter der letztern voraus. Sehr zweckmäſsig wird vor der Aufzählung der Arten der Gattungscharakter, zum Theil verändert oder erweitert, wiederholt, denn es ist, besonders bey groſsen Gattungen, sehr unbequem, wenn man die Gattungsmerkmale nicht bey der Hand hat, sondern immer wieder in der Clavis danach herumsuchen muſs. Nach dem Gattungsnamen folgen die Auctoren, als *Schreber gen. plant. Jussieu gen. plant. Gaertner de fructib.* Die Artkennzeichen sind gröſstentheils neu entworfen, bisweilen etwas weitläuftig; wo wir monographische Arbeiten besitzen folgte der Vf. zum Theil unbedingt. Bey den Arten ist die Auctorität selten genau angegeben, was durchaus nicht zu billigen ist. Gewöhnlich folgt dem systematischen Pflanzennamen *Willd. spec. plant.*, wenn auch die Art von *Linné* selbst so benannt ist, sodann die Citate aus den eignen Schriften des Vfs. Man könnte

dieſs

dieſs allenfalls dadurch rechtfertigen, daſs der Vf. am besten selbst wissen muſs, was er früher darunter verstanden hat, aber jede andere Reihenfolge, sey es die auf- oder absteigende, würde uns vorzüglicher erscheinen als die, welche der Vf. befolgt hat. Rec. konnte lange nicht dahinter kommen, warum die übrigen citirten Schriftsteller so wunderlich durcheinander geworfen waren, denn daſs sie nach dem Alphabet geordnet seyen, konnte ihm nicht gut einfallen, da er nicht darauf gerichtet hatte, daſs es in den frühern Ausgaben sich eben so verhalte. Man überzeugt sich aber bald, wenn man die Gattung *Pyrola*, wo erst bey jeder Art *Radius* Diagnose folgt, dann z. B. *P. minor* betrachtet. Diesem Auctor folgen erst *Willdenow* und *Roth*, dann *Besser*, *Gmelin*, *Hayne* Arzney-Gew., *Moench*, *Pollich*, *Schultes*, *Scopoli*, *Sturm*, *Vest*, *Wallroth*. Nur wenn *Flora danica* citirt ist, was jedoch selten vorkommt, so steht dieselbe hinter allen systematischen Floristen, wahrscheinlich weil im Alphabete keine Stelle für diese zu finden war. Nach *Wulfen*, welcher, da *Zinn* glücklicher Weise in dieser Ausgabe wegbleibt, öfters den Beschluſs macht, folgen die antelinneanischen Schriftsteller als *Clusius*, *Tabernaemontan*, *Dodonaeus*, *Lobel*, *Bauhin* etc. mit ihren eigenthümlichen Pflanzennamen. Aufser diesen sind gewöhnlich noch citirt *Boennighausen* Fl. monast., *Mertens* und *Koch* Deutschl. Fl., *Römer* und *Schultes*, *Schkuhr*, *Schrader*. Gute Abbildungen hätten alle angeführt werden sollen, so vermiſst man aber z. B. English Botany ganz und gar. Jede Art ist von einer ziemlich ausführlichen Beschreibung begleitet, die nach des Vfs bekannter Weise genau und treffend ist. Hierauf folgen bisweilen Observationes, welche auf besondere Unterscheidungszeichen aufmerksam machen, oder sich auf eigne und Anderer Zweifel erstrecken. Es würde viel Raum erspart haben, wenn sich der deutsche Name dichter an die Beschreibung anschlösse, oder was noch besser gewesen wäre, neben dem systematischen lateinischen seinen Platz gefunden hätte. Dadurch wären auch die Angaben der Standörter besser in die Augen gefallen, denn zwischen diesen und der folgenden Art ist der Raum stets unbedeutender, als zwischen der ausführlichen Beschreibung und dem deutschen Namen. Der Satz ist bey Werken dieser Art, wo es beym Nachschlagen auf Zeitersparniſs ankommt, durchaus kein zu vernachlässigender Gegenstand, der aber gewöhnlich nicht vom Vf. des Werkes abhängt, sondern dem Drucker überlassen bleibt. Diese Bemerkungen sollen und können den Werth unsres Werkes auf keine Weise herabsetzen, der besonders darin zu finden ist, daſs, wie Rec. hofft, den Diagnosen und Beschreibungen stets eigne Beobachtung inländischer und von sämmtlichen angegebenen Standörtern genommener Exemplare, zum Grunde liegt, denn sonst würde der Vf. gewiſs nicht versäumt haben, in den Fällen wenigstens, wo auf die Autopsie etwas ankam, diejenigen Stellen, von wo ihm wirklich Exemplare zu vergleichen möglich wurden, besonders zu bezeichnen. In der Angabe der Standörter und der Auffinder ist der Vf. sehr sorgfältig gewesen, nur sind die Namen nicht selten unrichtig. Das Riesengebirge wird bald durch „*Sudeti*" bald durch „*montes gigantes*" sogar auf derselben Seite 2. pag. 155 angedeutet. Nur die gröfste Gewissenhaftigkeit und ein gewisser Eigensinn der Verfasser können solchen Werken bleibenden Werth geben und sie vor dem Schicksale anderer Erzeugnisse der Buchmacherey bewahren.

(*Der Beschluſs folgt.*)

TECHNOLOGIE.

Regensburg, im Verl. d. Reitmayerschen Buch-, Kunst- u. Musikalien-Handl.: *Anleitung zur Verfertigung der Glasflüsse, künstlicher Edelsteine, Emaille und der Schmelzfarben, des Auftragens des Silbers, Goldes und Platines, so wie auch der Kupferstiche auf Porzellan und Steingut; nebst der Beschreibung der chemischen Vorkenntnisse aller dahin einschlägigen Waaren, der Zubereitung der chemisch-reinen Erden, Metall-Kalken und der alten, so wie der neuesten Säuren auf der auf Reinheit gemischten Prüfungen. Ein Handbuch für Porzellan-Maler, Porzellan-, Steingut- und Glas-Fabrikanten und Töpfer.* Von *G. C. M. Müller*, Chemiker. In 13 Abtheilungen verfaſst mit einigen lithographirten Abbildungen. 1828. (1 Rthlr. 16 gr.)

Vorstehende Zeilen sind der genaue Abdruck des Titelblattes einer *non plus ultra* nichtswürdigen Buchmacherey, gegen welches wir für Pflicht hielten in dieser A. L. Z. eine Warnungstafel aufzustellen. Wahrlich es gehörte eine eiserne Stirn dazu, diesem krassen aus Brocken von *Ure's* Handwörterbuch der Chemie, *Berzelius's* Lehrbuch der Chemie, *Wurzer's* Lehrbuch der populären Chemie und *Erdmann's* populärer Darstellung der neuern Chemie zusammen gewürfelter Machwerke seinen Namen vorzusetzen! Man wird fragen, wie aus diesen Bestandtheilen ein Buch habe entstehen können, das ja dem Titel nach kein Lehrbuch der Chemie, sondern eine Monographie über einen technischen Gegegenstand vorstellen soll? Die Sache geht so zu. Das ganze Buch hat 404 Seiten. Von S. 1—68 giebt uns nun der unglückliche Autor „Erklärungen der vorzüglichsten Geräthschaften, Kunstwörter und einiger erforderlichen Vorkenntnisse" und von S. 60—287 handelt er oder läſst er seine gerupften Autoren handeln „Ueber diejenigen hauptsächlich zu den Porzellan-Farben gebräuchlichen Waaren." Darauf erst folgt die Porzellanmalerey, wovon weiter unten. Die Grundlage dieser beiden Kapitel bildet eine abgekürzte und entstellte Abschrift von *Ure's* Handwörterbuch und in dieses Cement legte der Vf. eine Mosaik aus den genannten Werken vorzüglich aber aus

Wur-

Wurzer in einer Art ein, von welcher wir im Folgenden eine Probe liefern.

Aequivalent S. 2 Z. 8 — S. 5 Z. 2 abgeschrieben aus *Wurzer* (neueste Aufl.) S. 23—26.

Edukte S. 16 Frey nach *Wurzer*. Dieser sagt nämlich an. a. O. S. 16 „Wenn wir bey der Zerlegung der Körper die Theile gerade so scheiden wie sie vor der Zerlegung darin enthalten waren, so heifsen wir sie Edukte." Unser Vf. verbessert diesen Satz sehr glücklich dahin: „Edukt. Darunter wird verstanden, wenn wir bey der Zerlegung der Körper die Theile gerade so scheiden, wie sie vor der Zerlegung darin enthalten waren."

Gemenge S. 19. Blofs zwölf Zeilen wörtlich aus *Wurzer* S. 15.

Kohlenstoff S. 24. Eine Mixtur aus wörtlich abgeschriebenen Sätzen aus *Wurzer* und *Erdmann* pop. Ch. Durch Mifsverstehen einiger Wörter ist der Vf. dahin gelangt, hier auch einige neue Eigenschaften der tropfbar flüssigen Kohlensäure mittheilen zu können. Auch erfahren wir hier, dafs das Kalium zu den *salzfähigen Basen* gehört, was doch wohl nicht in dem Grade der Fall seyn dürfte, als der Vf. zu den *unfähigen* Autoren gehört.

S. 34 Erwähnt der Vf. einer *eigenen Beobachtung!* Er sah schwefelsaures Kali krystallisiren. „Es entstand momentan ein Geräusch und es setzte sich etwas Kohle in der Lauge ab; als das Zischen aufhörte, so fingen auf der Oberfläche des Bottigs, wie auf dem Filter an mehrere elektrische Funken auszuströmen." Das Krystallicht erscheint vielen Naturforschern so räthselhaft — hier ist Aufschlufs, es sind electrische Funken! Nachdem etwas über das Leuchten der Thiere angeführt worden ist, fährt der Vf. wieder in seiner Erzählung fort, und erklärt, dafs jene Erscheinung 24 Stunden lang gedauert habe. Wenn die ganze Beobachtung nicht erlogen ist, wäre diese lange Dauer höchst merkwürdig.

Metalle S. 37. 6 Paragraphen aus *Wurzer* 101—103 wörtlich.

Wasserstoff S. 58. 4 Paragr. aus *Wurzer* 77.

Achat S. 60. *Ure's* Handwörterbuch Art. *Achat.*

Alaunerde S. 67. 9 Paragr. aus *Wurzer* 269.

Denselben Verfasser gehören um kurz zu seyn, noch unter *vielen* andern die Mittel: Antimon, Ammoniak, Bernsteinsäure, Chrom, Gold, Nickel, Platin (doch erfordert die Gerechtigkeit anzuführen, dafs in diesen Art. bey *Wurzer* die Worte vorkommen: Jetzt im September 1825 lies't man u. s. w. wofür unser Vf. sagt: Im September 1825 las man u. s. w.)

Blei wörtlich, doch mit einigen Versetzungen aus *Berzelius* Lehrb. 2 Th. (doch ist hier gelegentlich der Name *Berzelius* angeführt).

Kupfer und Kupfersalze wörtlich 6 Seiten aus *Berzelius.*

Silber S. 246. Vier Seiten aus *Erdmann* wörtlich und 247 wieder ein paar Seiten eben daher.

Diese Probe mag genügen, indessen hat Rec. nur mit *Wurzer* eine einigermafsen genauere Vergleichung angestellt. Die übrigen gestohlenen Fetzen des Vfs erkannte er nur zufällig beym Durchblättern.

Hat man endlich bey S. 288 seine alten Bekannten im Rücken, so dürfte man sich sehr täuschen, hoffte man nun wenigstens eine brauchbare Anleitung für Porzellan und Glasmalerey u. s. w. zu finden, welche die Capitelsüberschriften versprechen. Alles was der Vf. darüber beybringt, ist aus drey oder vier Abhandlungen im polytechnischen Journale (*v. Boulaye - Manillae, Donovald, Wieland* u. s. w.) und andern bekannten Quellen *abgeschrieben.*

Der Anhang S. 375 bis Ende handelt die Reagentien so erbärmlich als möglich ab, dafs indefs auch dieser abgeschrieben ist, zeigt die Schreibart, welche mit der des Verfassers, von welchen wir Proben gaben, nicht übereinstimmt.

JURISTISCHE BÜCHERKUNDE.

BERLIN, b. Mylius: *Beyträge zur civilistischen Bücherkenntnifs der letzten vierzig Jahre,* aus den Göttingischen gelehrten Anzeigen, und den Vorreden, besonders zu den Theilen des civilistischen Cursus zusammengedruckt und mit Zusätzen begleitet vom Geheimen Justiz-Rath Ritter *Hugo* in Göttingen. *Zweyter* Band 1808... 1827—1829. XII u. 754 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Der *erste* Band dieser so sehr erwünschten Sammlung der Recensionen und frühern Vorreden des hochverdienten Vfs ist in diesen Blättern bereits angezeigt, und zugleich eine Charakteristik derselben zu liefern versucht worden. Rec. sich auf jene Anzeige beziehend, kann sich daher darauf beschränken, das Daseyn des vorliegenden *zweyten* Bandes zu erwähnen, welcher die bis zum Jahre 1827 einschliefslich, von dem Vf. in den Göttingischen Anzeigen gelieferten Recensionen, so wie jene gedachten Vorreden, aufserdem aber noch Nachträge zu dem ersten Bande enthält, und durch ein zweckmäfsiges Register geschlossen wird. Wenn gleich der Vf., in der Vorrede, die Hoffnung, dafs diesem *zweyten* Bande, noch ein *dritter* folgen werde, zu rauben scheint, so wagt es dennoch Rec., denselben die, gewifs im Sinne aller seiner Schüler und Verehrer, ausgesprochene Bitte vorzulegen, ihnen die Fortsetzung dieser Sammlung nicht vorzuenthalten, dieselbe vielmehr, nach seiner Bequemlichkeit, und etwa in jährlichen Heften, und sie demnächst in eigene Bände vereinigen zu können, erscheinen lassen zu wollen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1830.

NATURGESCHICHTE.

LEIPZIG, b. Gleditsch: *Alberti Guil. Roth — Enumeratio plantarum phaenogamarum in Germania sponte nascentium* etc.

(*Beschluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Es sey Rec. noch erlaubt um die Schilderung der Behandlung des Ganzen und Einzelnen, so weit es der Raum dieser Blätter gestattet, zu vervollständigen Einiges auszuheben, jedoch mit dem Bemerken, daſs die Trennung oder Zusammenziehung der Arten nur von Jedes Ansicht abhängen kann. *Lycopus exaltatus Willd.* wird nur als Varietät zu *L. europaeus* gezogen, dagegen *Salvia nemorosa* von *S. sylvestris* getrennt. *Wilibalda* (*Sternb.*) wird dem Namen *Coleanthus Roem. et Schult. syst. veget.* 2 (nicht 1) S. 876 und *Mantisa* 1 S. 231 (nicht 70) zur Bezeichnung der *Schmidtia subtilis Tratt.* vorgezogen. Die Gründe für die Veränderungen der Namen werden oft zu weit hergeholt, am spaſshaftesten ist es aber, wenn Schriftsteller, von der den Damen schuldigen Artigkeit fordern, einen vielleicht schon sechs Jahre ältern guten Namen aufzugeben. Bey *Fedia coronata R. et Sch.* (eigentlich doch *Vahl*) wird das Synonym: *Valeriana coronata* mit denselben Citaten fälschlich begleitet, auch die falsche S. 76 statt 96 von *Schrad. fl. germ.* wiederholt. Die Gräser sind fast ganz nach *Schrad. fl. germ.* abgehandelt, die von *Roem. et Schult.* als eigene Arten aufgeführten eingeschaltet, z. B. *Schoenus coarctatus R. et Sch.*, welcher wohl recht gut zu *Juncus maritimus* gepaſst hätte. *Rhynchospora Vahl* (nicht *R. et Sch.*) wird für *Schoenus albus* und *fuscus* nicht angenommen; dafür *Libertia Leieune N. A. A. N. C.* tom. 12 (nicht 2) unter dem lächerlichen Namen *arundinacea*, statt *arduennensis* aufgeführt. Da jedoch letztere Pflanze, nach *Leieune's* eigener Beobachtung, nichts als ein wirklicher *Bromus* ist; so wird die Gattung *Libertia Sprengel* nun desto eher Gnade vor dem Verfasser der *Flore des environs de Spa* finden. In der *Tetrandria Digynia* P. 1 S. 515 findet man eine neue Gattung unter dem Namen *Crossopetalum*, natürlich keineswegs die von *P. Browne* unter diesem Namen aufgeführte, welche zu der Famile der Celastrineen gehört, sondern die wohlbekannte *Gentiana ciliata Linn.* (nicht erst *Willd.*), welche hier *Crossopetalum gentianoides* genannt wird. Aus ganz gleichen Gründen, wie unser Vf., der aber der Synonymie nicht gedenkt, bezeichnete schon *Borkhausen* diese Pflanze mit dem Gattungsnamen: *Gentianella* und *Schmidt* unter Zuziehung ganz abweichender Arten mit dem Namen *Hippion*, welchen letztern *Sprengel* (*syst. veget.* 1 S. 589) in der Pentandria zu einer Gattung benutzt, um das tetrandrische *Exacum viscosum* und die beiden schon vorher (S. 425) einmal in der Tetrandrie unter *Exacum* aufgeführten pentandrischen *Exaca*, nämlich *E. verticillatum Willd.* und *E. hyssopifolium Willd.* zu vereinigen. P. 1. S. 517 wird der oft hexandrische *Rumex digynus Linn.* (nicht erst *Willd.*) in der Tetrandrie als *Oxyria Hooker* (eigentlich *Hill*), aufgeführt, aber bey der Art *O. reniformis* fälschlich *Bluff* und *Fingerhuth* statt *Hooker* citirt. Bey *Potamogeton* wird auf *Chamisso's* Arbeit gar keine Rücksicht genommen. *Echinospermum Lappala* stellt der Vf. unter *Cynoglossum*, wie *Wallroth*, so auch *E. deflexum*. Für *Omphalodes* setzt der Vf. *Omphalium*, wie *Wallroth*. Bey *Cynoglossum umbellatum Wald. et Kit.*, welches freylich in einer deutschen Flora gar keinen Platz finden sollte, weicht der Vf. von *Wallroth* ab, der es zu *Tetraspis* macht und nennt es *Mattia*, wie *Schultes*. *Primula farinosa* steht nach *Sprengel* auch hier unter *Androsace* und dazu wird *Primula stricta fl. dan.* gezogen, *P. longiflora* hingegen, die, wenn die Schlundklappen allein entscheiden sollten, eine *Androsace* wäre, behält ihren alten Platz. *Hyosciamus* schreibt der Vf. wohl zwanzig mal, wie in der ersten und zweyten Ausgabe. *Hyoscyamus scopolia* konnte wohl mit eben so vielem Rechte als Gattung getrennt werden, als *Mattia* von *Cynoglossum*. *Verbascum* wird ganz nach *Schrader's* Monographie abgehandelt, ausgenommen daſs *V. album Moench* wieder als Art von *V. Lychnitis* getrennt wird, und der Vf. zählt sonach 18 Arten dieser Gattung auf. *Solanum iudaicum, miniatum* und *villosum* trennt der Vf. als eigene Arten von *S. nigrum*, ob man gleich bisweilen an einem Exemplare die Merkmale zweyer Formen antrifft. *Campanula hederacea Willd.* (eigentlich *Linn.*) wird mit Recht als eigene Gattung getrennt, aber unter dem Namen *Schultesia*, ungeachtet wir dergleichen schon von *Schrader*, *Sprengel* und *Martius* besitzen; sie hätte aber füglich zur *Schrader'*schen *Wahlenbergia* gezogen werden können (Siehe *Reichenbach Iconographia Cent.* 5. n. 673). *Campanula Thaliana Wallroth* verdient wohl kaum von *C. bononiensis Linn.* getrennt zu werden. *Rhamnus* nimmt der Vf. richtig als *Foemininum*, eben so auch *Euonymus*, *Atriplex* nach *Schultes* als *Neutrum*, obgleich das gewöhnlichere

lichere *Foemininum* nicht fehlerhaft ist. *Rhamnus rupestris Scop.* ist zu *Rh. pumila L.* gezogen und *Rh. pumila Wulf.* als von erstrem verschieden unter *Rh. Wulfenii* aufgestellt. *Vitis sylvestris Gmel.* hält der Vf. noch nicht für die echte *V. vinifera Lin.* *Viola* verdiente manche Berichtigung, die man hier vermifst, *Reichenbach's* Arbeiten sind gar nicht dabey benutzt. *Jasione caespitosa Koch* mufs mit *J. perennis Linn.* vertauscht werden, da sie einerley sind, letztere aber älter ist. *Ribes Grossularia, reclinatum* und *Uva crispa* stehen als besondere Arten, deren Gartenabänderungen sich leicht in die Grundarten zurückführen liefsen. *Thesium montanum Ehrh., intermedium Schrad.* und *pratense Schrad.* führt der Vf. als Varietäten des *Th. Linophyllum* auf, wie *Wallroth.* Der Vf. führt *Gentiana campanulata Jacq.* als eigne Art auf, man mufs also glauben, dafs er sie selbst verglichen hat. *Gentiana imbricata Froel.* steht doch der *G. verna* zu nahe um sie zu trennen. *G. germanica* wird zu *G. Amarella Froel.* (*Linn.*?) gezogen. *Atriplex campestris Koch et Zizkann* nicht als eigne Art bestehen, da sie die Auctoren selbst zu *A. oblongifolia Waldst. et Kit.* rechnen. *Atriplex pedunculata* verspricht der Vf. wegen der monöcischen Blüthen in der ein und zwanzigsten Klasse als *Halimus*, nach *Wallroth*, allein dieser giebt die Blüthen selbst polygamisch an und die übrigen Gründe für eine eigne Gattung sind sehr schwach. *Beta trigyna* aus Ungern gehörte nicht hierher, wenn nicht die im Littorale vorkommende *B. maritima* darunter begriffen wird. Die Doldengewächse werden nach *Sprengel* in solche *umbellis perfectis* und *umbellis imperfectis* getheilt, zu welchen letztren *Astrantia, Dondia* (mufste wenigstens *Dondisia* heifsen, so gut wie *Balbisia* nicht *Balbia*, oder besser wäre es den weit ältren Namen *Necker's: Hacquetia* dafür anzunehmen), *Sanicula, Echinophora, Hydrocotyle* und *Eryngium* gerechnet werden. Die Anordnung der Gattungen gründet sich ferner auf die äufsere Beschaffenheit des Acheniums und die Gattungsmerkmale sind von der Gestalt und äufseren Beschaffenheit des Acheniums, der Früchtchen und der Thälchen (wäre dieser Ausdruck im Deutschen für *Valleculae* nicht besser als Thälerchen?) hergenommen. Das *Involucrum* wird mit Recht nur als Hülfsmerkmal angesehen. *Koch's* frühere Arbeiten, durch welche der Werth der Blumenblätter, der Frucht und Nebenriefen, der Früchtchen u. s. w. für die Anordnung in's rechte Licht gestellt ist, sind hier nicht benutzt. Unter *Biforis testiculata* werden nach den Synonymen zu urtheilen, die zwey verschiedenen Arten begriffen. *Aegopodium Podagraria*, welches schon viel gewandert ist, findet man hier ziemlich gezwungen unter *Carum.* *Oenanthe crocata* kommt wieder in der zweyten Ausgabe unter die deutschen Pflanzen. *Astrantia carniolica* wird als kleine Varietät der *maior* aufgeführt und wohl mit Recht. *Alsine* findet man noch als eigne Gattung in der Pentandrie. *Ceratocephalus* steht in der fünften Klasse hinter *Myosurus*, wie es die Verwandtschaft mit sich bringt, aber die Art wird *C. testiculatus* genannt, obgleich der Vf. selbst gesteht, dafs zwischen dem *Ceratocarpus falcatus Schult.* (fälschlich statt *Ceratocephalus*) und dem *C. orthoceras* desselben Auctors keine Grenzen aufzufinden seyen. Am *Schlusse* der Gattung *Ranunculus* (P. 2. S. 634) wird angezeigt, dafs *Ranunculus falcatus* unter dem Namen *Ceratophyllum* (!) „*ob Carpella acinaciformia per paria approximata*" eine eigne Gattung bilde; dieser Umstand allein hätte aber eine so weite Trennung der Verwandten nicht bewirken können. *Allium ursinum* glaubte der Vf., nach *Wallroth*, als *Ophioscorodon* aus eben den Gründen trennen zu müssen, als *Luzula* von *Juncus.* An der Identität des *Ornithogalum fistulosum* von *Wallroth* und dem von *De Candolle* möchte wohl zu zweifeln seyn, schon da das erstere bey Halle, das zweyte auf den höchsten Alpen vorkommen soll. Ob sie der Vf. selbst für Eins hält ist nicht zu ermitteln, indem wie gewöhnlich nicht der ältere Auctor, sondern sonst ein beliebiger, hier *Wallroth*, citirt wird. *Asparagus sylvaticus Waldst. et Kit.* hält der Vf für verschieden von *Asp. tenuifolius Schult. Oester. fl.* (ob auch *Lam. encycl.* bleibt ungewifs), dieser wird aber nicht als Art aufgeführt. Dafür vermifst man *Asp. acutifolius* der im Littorale ziemlich häufig vorkommt. *Convallaria bifolia*, welche der Vf. früher selbst von dieser Gattung trennte und als Maianthemum zur vierten Klasse zählte, finden wir hier wieder an der alten Stelle in der sechsten Klasse. P. 2. S. 87 enthüllt der Vf. *Weigel's* Irrthum, welcher den keimenden *Juncus bufonius* für *Isoëtes* (*Fl. Pom. Reg.* 191) und nachher (*Observ.* 86) für eine neue Pflanze hielt, folgendermafsen: *huius plantae Cotyledon monophyllum* (*sic*) *capitulo ovali recurvo, primum flavo, demum fusco, terminatum primo intuitu plantulam refert cryptogamicam.* *Tofieldia anthericoides* (*calyculata Wahlenb.*) wird von *T. palustris* (*borealis Wahlenb.*) gehörig unterschieden, besonders die Varietäten der letztren gut auseinander gesetzt. Was den Namen dieser Art anbetrifft, so ist derselbe freylich von Gelegenheit zur Verwechselung nicht frey; aber wenn man einmal auf das Bezeichnende Rücksicht nehmen will, für Deutschland immer passender als der Wahlenbergische, indem Steyermark und Kärnthen gewifs nicht zum hohen Norden gerechnet werden können. *Calla* steht wohl in jeder Rücksicht unpassend in der Heptandrie, aber *Aesculus* ist als ursprünglich undeutsch in dieser Enumerat. weggelassen. *Erica carnea* sollte man nicht als *Var. β* von *E. herbacea* aufführen, indem erstere dieselbe Pflanze mit ganz entwickelten Blüthen, oder wie schon *Haller* sagt der *status vernalis*, letztre der *status hyemalis* ist, also ganz umgekehrt wie unser Vf., der *E. carnea* als *status iunior florum et plantae* erklärt. Bey der Gattung *Rosa* ist zu bedauern, dafs der Vf. nur *Wallroth annus bot.* und nicht dessen *historia succincta*, welche erst später herauskam, benutzen konnte, aber auf *Ranunculus Ros. Wurceburg.* wird die gebührende Rücksicht

sichtgenommen. *Rubus* hätte durch *Nees v. Esenbeck's* und *Weihe's* Arbeiten sehr gewinnen können. *Potentilla* ist ganz nach *Lehmann's* Monographie behandelt, *P. adscendens Waldst. et Kit.* konnte vielleicht mit *P. canescens Bess.* verbunden werden. Bey *Aconitum* ist die nothwendige Rücksicht auf *Reichenbach's* Werke genommen; aber *Anemone* finden wir in der ganz alten Verfassung. *Adonis* ganz nach *Wallroth*, *Ranunculus* nach *Willd. spec. plant.*, nur wird die *Var. ε Schlechtend.* des *R. aquatilis*, mit *Wallroth*, der sie *R. stagnatilis* nennt, getrennt und hier als *R. rigidus Boenningh.* aufgeführt, obgleich *Persoon* denselben schon lange vorher eben so benannte. Rec. hat bis jetzt vergeblich auf die Beendigung dieses, vom Fleifse des Vfs überall zeugenden, Werkes gehofft, welches zwar das schon früher begonnene Unternehmen von *Mertens* und *Koch* bey weitem überflügelt hat, aber doch jedem Freunde der vaterländischen Gewächskunde nicht früh genug in die Hände kommen kann. Wahrscheinlich wird zu Ende des Ganzen ein vollständiges Register folgen, dessen Mangel jetzt schon sehr fühlbar ist. Der Druck ist schön, von Fehlern ziemlich frey. *Kaulfuſs.*

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) Hamburg, b. Hoffmann u. Campe: *Denkmal der Erinnerung an Moses Mendelssohn*, zu dessen erster Säcularfeyer im September 1829, oder *Gedanken über die wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit aus den Schriften des unsterblichen Weisen, nebst einem Blick in sein Leben*, von Dr. (Phil.) *Gotthold Salomon*. 1829. X u. 195 S. 8. (1 Rthlr.)

2) *Ebendas.*, b. Hartwig u. Müller: *Licht und Segen*, oder *auf welchem Wege können Völker wahrhaft erleuchtet und beglückt werden?* Predigt am 14. Elul (12. Septemb. 1829) in Beziehung auf den hundertjährigen Geburtstag des Israel. Weltweisen *Moses Mendelssohn* gehalten in dem neuen Israel. Tempel zu Hamburg von Dr. *Gotthold Salomon*. 1829. 23 S. 8.

In dem sehr ansprechenden „Denkmal der Erinnerung" giebt der Vf., gegenwärtig Prediger an dem neuen israelit. Tempel zu Hamburg, und durch mehrere von ihm herausgegebene Predigtsammlungen vortheilhaft bekannt, I. unter der Ueberschrift: „Ein Blick in ein schönes, herrlich vollendetes Menschenleben" eine Biographie *M's*, II. „Gedanken aus den Schriften des unsterblichen Weisen, nach gewissen Materien geordnet.

Die Biographie zerfällt in 5 Abtheilungen: 1) *M's* Kinder, 2) *M's* Jünglingsjahre, 3) *M.* als Gatte und Familienvater, 4) was *M.* als Israelit auf Israeliten gewirkt, 5) *M.* als Gelehrter und philosophischer Schriftsteller. Der Gedanke, mit welchem die Lebensbeschreibung beginnt: „Man sollte eigentlich in jedem Kinde einen grofsen Mann voraussetzen und vermuthen; dann würde auf jeden Schritt, jedes Wort des sich entfaltenden Menschen geachtet werden" sprach Rec. zwar wenig an; denn er kann nicht glauben, dafs es viele Aeltern geben sollte, die im Stande wären, solche Beobachtungen mit Unbefangenheit und Unparteylichkeit anzustellen, ist auch überzeugt, dafs eine solche ängstliche, mit jener vorgefafsten Meinung geführte Controlle auf die Kinder nur schädlich einwirken müsse. Desto mehr aber fühlte er sich durch die interessante, leicht und gefällig geschriebene Biographie angezogen. Besonders lebhaft ist in der ersten und zweyten Abtheil. die *dura iuventus* geschildert, die *M.* zu bestehen hatte; die dritte beginnt mit einem ungemein launigen Briefe *M's* an Lessing, worin er diesem seine Reise nach Hamburg und seine Verlobung mit der Tochter des Abraham *Gugenheim* daselbst meldet. Dann folgt die Schilderung des ehelichen Glücks, das *M.* durch diese Verbindung fand und der trefflichen Erziehung, die er seinen Kindern gab. Eine Geschichte der Entstehung, so wie eine kurze lehrreiche Beurtheilung seiner Hauptwerke ist überall eingeschaltet. Höchst merkwürdig ist noch das ebenfalls in dieser Abtheilung mitgetheilte Schreiben Lavater's an *M.*, welches diesen bewegen sollte, zum Christenthum überzutreten, so wie die treffende Antwort des über diese religiöse Zudringlichkeit mit Recht befremdeten Weltweisen. „Von dem *Wesentlichen* meiner Religion", schreibt derselbe unter Anderm, „bin ich so fest, so unwiderleglich versichert, als Sie oder Herr *Bonnet* (dessen Palingénésie in's Deutsche übersetzt L. ihm übersandte) nur immer von der Ihrigen seyn können, und ich bezeuge hiermit vor dem Gott der Wahrheit, Ihrem und meinem Schöpfer, bey dem Sie mich in Ihrer Zuschrift beschworen haben, dafs ich bey meinen Grundsätzen bleiben werde, so lange meine ganze Seele nicht eine andre Natur annimmt." — Eine nachdrückliche Warnung für jeden zum Proselytenmachen geneigten Eiferer! Der Vf. zeigt hierauf, wie *M.* als Israelit auf seine Glaubensgenossen wirkte durch persönlichen Umgang, durch seine Schriften, besonders durch seine deutsche Uebersetzung des Pentateuch und der Psalmen (der Vf. ist aber unbefangen genug, den Werth dieser Werke in linguistischer und exegetischer Hinsicht nicht zu hoch anzuschlagen) und durch sein Beyspiel als edler, durchaus achtungswerther Mensch, wodurch er allerdings manche Vorurtheile vernichtete. — Was die fünfte Abtheil. anbetrifft, so hätte sich Hr. *S.* nicht durch die „Furcht vor dem *Hagelschlag* der neuesten philosophischen Schule" abhalten lassen sollen, *M.* einen Philosophen zu nennen; er will ihm nämlich nur den Titel eines philosophischen Schriftstellers beylegen. Wer so wie *M.*, die Systeme seiner Vorgänger genau kennend, das aus denselben Gewählte auf eine neue und glückliche Weise darstellt, sich durch seine geistreiche und eigenthümliche Darstellung den Weg zu den Köpfen und Herzen seiner Leser bahnt und die ewigen Lehren der göttlichen Weis-

Weisheit zum Heil für Mit- und Nachwelt ausbreitet, der ist ein Philosoph, auch wenn er nicht in spitzfindigen Systemen oder leeren Terminologieen eine allein seligmachende Philosophie seiner mystificirten Jüngerschaar verkündet. Auch würden wir noch stärker, als es von dem Vf. geschehen, den klassischen deutschen Stil Mendelssohns hervorgehoben haben. Wir sind nämlich überzeugt, dafs die deutsche Prosa mit ihm und Lessing culminirte, und dafs sie seit dieser Zeit unverkennbare Rückschritte gethan habe, besonders in dem letzten Decennium, wo unklare Philosophie und mystische Theologie den verderblichsten Einfluss auf dieselbe ausgeübt haben. Von S. 63 an folgt eine wohlgeordnete Zusammenstellung der trefflichsten Gedanken *M.'s:* 1) über Gott, 2) Wahrheit, Vernunft, Weltweisheit, 3) Religion, Staat, Kirche, 4) Menschen, Menschenbestimmung, Menschenbildung, 5) Fortdauer, Unsterblichkeit; den Schluss machen 6) Philos. Bemerkungen vermischten Inhalts und 7) einige Briefe. Je reiner im Allgemeinen der Stil des Vfs ist, desto mehr wünschten wir auch kleine Unrichtigkeiten vermieden zu sehen. So müsste es S. 39 statt „Anhänglichkeit zum Alten" Anh *an das Alte* heifsen, und S. 56 findet sich in den Worten: „Es ist *mehr als* poetische Redensart, *sondern* völlige Wahrheit" eine nicht zu billigende Mischung von zweyerley Constructionen.

Nr. 2. ist eine, zwey Tage nach der obenerwähnten Feyer, die nicht kirchlicher Art war, im Neuen Israelitischen Tempel zu Hamburg mit Bezug auf denselben Gegenstand gehaltene Predigt über Jes. 9, 1 u. 2: „Das Volk, das im Finstern wandelt, schauet grofses Licht" u. s. w. Wahrhaft erleuchtet, zeigt der Vf., wird ein Volk 1) dadurch, dafs es eine gesunde und wackere Jugend hat. Die Darstellung, wie es dazu gelangen könne und die aufgestellten Erziehungsregeln verrathen den Menschenkenner und denkenden Pädagogen. Nur hätte der Vf. die Tugend der Bescheidenheit noch mehr hervorheben sollen; denn der leider oft wahrzunehmende Mangel derselben ist es, der zu harten Beurtheilungen und zu Vorurtheilen gegen die Israelitische Nation Veranlassung giebt. Durch bescheidenes Auftreten würde nach und nach Manches erreicht werden, was durch vorlautes Vordrängen geradezu verhindert wird. 2) Durch eine treffliche Regierung und weise Staatsverfassung. Sehr wahr sagt der Vf. S. 11; „Bey diesem zweyten Wege kann Ich Euch freylich nicht auffordern m. B.: *Arbeitet an einer solchen Verfassung!* Das liegt nicht in unserer Macht! Ich rede zu den *Gehorchenden*, nicht zu den *Gebietenden*. Aber zu zweyen Dingen kann Ich Euch ermuntern: Erstens, macht Euch einer solchen Regierungsverfassung immer werther; bearbeitet Eure Geister und Eure Herzen und die Geister und Herzen Eurer Kinder, dafs Ihr für Regierungsverfassungen, deren Stolz Weisheit, und deren Ziel Gerechtigkeit ist, empfänglich werdet; und zweytens: achtet's nicht zu geringe, täglich den Herrn zu bitten, dafs *Er*, der das Herz der Regenten in seiner Gewalt hat, ihren Sinn zum Heil ihrer Völker lenke, dafs auch Israel bald zu den Nationen gehören möge, die aus der finstern Nacht zum grofsen Lichte, aus dem erstarrenden Tode zum Leben geweckt, gerufen werde." 3) Durch grofse Männer, welche die Vorsehung von Zeit zu Zeit in der Welt erstehen läfst. So kommt Hr. *S.* auf M. Mendels., dessen Verdienste um seine Nation in kurzer gediegener Rede gewürdigt werden, mit steter Rücksicht auf die jetzigen Verhältnisse des Jüd. Volkes.

Dafs des achtungswerthen Vfs Worte nicht verhallen mögen, wünscht Rec., der kein Israelit ist, von Herzen, überzeugt, dafs man das gewünschte Ziel erreichen wird, wenn die Israeliten erst überall so aufgeklärte Lehrer haben, wie der Vf. ist, und durch diese sich belehren lassen, dafs, mit Mendelssohn, unter Anhänglichkeit an den Glauben ihrer Väter der Glaube an das *Wesentliche des Judenthums* zu verstehen sey. So lange aber noch ein Zwiespalt besteht zwischen den einem geläuterten Gottesdienst zugethanen Gemeinden und den am Rabbinismus hartnäckig hangenden, so lange man das unwesentliche, den christlichen bürgerlichen Einrichtungen störend entgegentretende Cäremoniell nicht aufgiebt, dürfte schwerlich etwas zu erreichen seyn.

Hamburg, b. Campe: *Der Zwerg.* Ein irländisches Sittengemälde. Aus dem Englischen übersetzt, von *E. L. Domeier*, geb. *Gad.* 1828. *Erster* Theil 215 S. *Zweyter* Theil. 189 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der Vf. gehört zu Walter Scott's glücklichen Nachahmern, und die Schilderung der Sitten des Irländischen Volks ist ihm so gut gelungen, *ja an* manchen Stellen so naiv, dafs man sie mit Vergnügen lies't, als z. B. das Gemälde von dem Jahrmarkt zu Kilkenny, im 3ten Cap. des 2ten Bandes, und die Unterredung zwischen dem Knecht Andy Afling und seiner Geliebten Bridge Chree, im 1sten Cap. desselben; weil aber die Geschichte sich nur in dem niedern Volkskreise herumdreht, und mehr als die Hälfte des Buchs, aus Erzählungen des krassesten Aberglaubens besteht, auch des Gräfslichen zu viel auf einander gehäuft ist, so kann es nicht fehlen: dafs der angenehme Eindruck wieder verwischt wird, welchen Stellen wie die angeführten auf den Leser gemacht haben. Die Uebersetzerin scheint inzwischen das Mögliche gethan zu haben, ihr Original treu wieder zu geben, ungeachtet sie unleugbar mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1830.

LANDWIRTHSCHAFT.

Leipzig, in d. Baumgärtner. Buchh.: *Mittheilungen gemachter Erfahrungen und Beobachtungen über Flachscultur und Flachsbereitung*, nebst *Beschreibung und Abbildung einer neu erfundenen Flachsbereitungsmaschine* von *Heinrich Schubarth*, Secretär der ökon. Gesellschaft im Königreich Sachsen. 1829. VIII u. 148 S. 8. Mit 1 Kupfert. geh. (1 Rthlr.)

In der Einleitung zu dieser ausführlichen und gründlichen Schrift zählt der Vf. die grofsen Vortheile der Flachsbereitung auf und zeigt den blühenden Zustand dieser Cultur in früheren Zeiten. Die Ursachen des Verfalls dieses Erwerbszweiges in neueren Zeiten sucht der Vf. hauptsächlich *a*) in der allgemeiner gewordenen Bekleidung mit Tuch, wodurch die Aufmerksamkeit auf die Schafzucht hin- und vom Flachsbau abgelenkt worden; glaubt auch nebenbey, dafs die Unkenntnifs guten Flachs zu erzeugen, so wie der Mangel am Betriebskapital dazu mit beygetragen habe; und zu diesem Hange, sich mit Tuch zu bekleiden hätten *b*) die aus dem Kriege zurückkehrenden Soldaten auch mitgewirkt, indem sie an wollene Kleider gewöhnt, solche den andern Klassen annehmlich gemacht hätten; *c*) in der Ueberschwemmung mit spottwohlfeilen und dabey sehr schönen englischen Baumwollenwaaren; *d*) in den hohen Getreidepreisen, wo man den Acker durch Körnerbau besser benutzen konnte; *e*) in der Ablösung der Handdienste; *f*) darin, dafs die Engländer den Zwischenhandel mit Linnen nach Amerika an sich gezogen, dafs sie ihrer Leinwand eine anlockende Appretur gäben, worin die Deutschen noch nachständen; auch soll die Untermischung von Baumwolle dem Credit der Leinenwaaren sehr geschadet haben. Die Behauptung, dafs sich diese Cultur bey den Deutschen verschlechtert habe, möchte indessen wohl manchen Widersprüchen ausgesetzt seyn. Eben so scheint die Behauptung, dafs Alles, was neuerer Zeit zur Vervollkommnung des Flachsbaues geschehen, zu einseitig unternommen worden sey, fast zu sehr absprechend, und der durchweg festgehaltene Gesichtspunkt, dafs der Flachsbau überall im Grofsen zu betreiben sey, nicht der richtige.

Der Vf. glaubt die Wiederemporbringung des Flachsbaues im Folgenden zu finden *a*) in besserer Cultur und Bereitung, dann in letzterer besonders sey fast noch gar keine Verbesserung erfolgt, oder habe wenigstens für Deutschland noch keinen allgemein günstigen Erfolg gehabt; es müsse aber der Flachs, wenn an eine Hebung dieses Erwerbszweigs gedacht werden solle, *wohlfeiler* und *besser* als vorher geliefert werden, welches in gegenwärtiger Abhandlung als möglich dargethan werden solle. Und das ist vom Vf. auch geschehen, jedoch sind dabey der Bedingungen und Mühen, und gleichwohl der Ausfälle überall so viele, dafs bey manchem der Eifer, auf diesem Wege seinen Endzweck zu erreichen, mehr niedergeschlagen als belebt werden möchte; *b*) in besserer Fabrication der Producte aus Flachs und deren gröfsern Wohlfeilheit, und er meint, dieses müsse aus dem Vorhergehenden folgen, und zudem würde die grofse Regsamkeit in Verbesserung aller Gewerbe sich auch auf eine Vervielfältigung der Produkte aus Flachs lenken, ihnen nämlich ein seiden- und baumwollenartiges Ansehen zu geben und die Farbendarstellung wie bey den Baumwollenwaaren zu vervollkommnen. Was *c*) den Grund betrifft, dafs im Familienleben viel Geld erspart werden würde, indem linnene Zeuge doch weit haltbarer seyen, als andere, so möchte dieses nur etwa von baumwollenen gelten; zudem sind ja aber auch linnene Zeuge nicht in allen Jahreszeiten anwendbar und Bekleidung mit Wolle häufig im Sommer räthlicher als mit Linnen — des Alters und der für solches erforderlichen Wärme nicht zu gedenken — so dafs es fast scheint, als ob der Flachsbau der Schafzucht nachgesetzt bleiben würde. Und wer soll Linnen tragen, welches Familienleben meint der Vf.? — Blofs der Landmann? — Aber diesen gängelt die Nachahmungssucht eben so sehr als die Vornehmen unter seinen Landsleuten. Und hat nicht auf der andern Seite die Maschinenspinnerey der Wolle die Fabrikate daraus so wohlfeil gemacht, dafs sie, wenn man ihre Dauer und grofsen Nutzen mit in Anschlag bringt, immer vorzüglicher bleiben werden als Linnen.

Doch wir wollen die Ansichten des Vfs. im Zusammenhange darlegen und sehen, wodurch er seinen Behauptungen das Uebergewicht verschaffen will.

Er handelt zuerst die beiden Leinsorten *Spring* und *Sohliefslein* ab und giebt dem letztern seines langen Bastes wegen den Vorzug. In Rücksicht des Bodens wird ein sandiger, etwas feuchter Boden, da wo die grofse Quecke sich findet, für den besten gehalten. Die Erfahrungen hierin und bey der Düngung zur Saat, der Platz im Feldbau,

die Fruchtfolge und Zurichtung des Bodens und sodann die Erfolge aus eignen Beobachtungen bis auf die kleinsten Details mitgetheilt, sind sehr schätzbar und werden Jedem, der sich in aller Rücksicht hier orientiren will, willkommen seyn, und die aus der Natur der Sache entnommenen Gründe können ihn keinen Augenblick über Gedeihen und Fehlschlagen in Ungewifsheit lassen. Interessant ist auch die Erfahrung über die Ausartung des Leinsamens, wenn er lange in dem nämlichen Boden und Klima gebaut wird, er bekommt zuletzt kurze, blätterreich, ästige Stängel, und da die Fasern an diesen Unterbrechungen zum Theil endigen, folglich an einem Stängel ungleich lang sind, so geht dergleichen Flachs meist ins Werg; wenn vollends der Boden trocken und mager ist, so bildet sich oben eine ästige Krone, der übrige Stängel wird kurz und hat grobe, schwer abzulösende Fasern; daher wird öfterer Wechsel, besonders mit Rigaer Samen empfohlen, weil man da den Lein vielfältig säet, um Samen zu gewinnen, ihn folglich zur vollen Reife kommen läfst. Dörren des Samens ersetzt oft das Alter desselben. — Die Behandlung des Leins während der Vegetationsperiode, so wie das Stängeln des Flachses, ingleichen das Raufen, Einbringen, Rüffeln u. s. w. ist mit vielen nützlichen Bemerkungen trefflich dargestellt. Es wurden im Durchschnitt von drey Jahren, in kräftigem Boden von drey Berliner Scheffeln auf dem Magdeburger Morgen etwas über 500 Pfd. grob gehechelter Flachs und besseres und schlechtes Werg etwa 100 Pfd. gewonnen und der Vf. meint, dafs unter veränderten Umständen in andern Gegenden die Ausbeute wohl kaum die Hälfte betragen könne.

Im 2ten Kapitel sind die Gegenstände, worauf alles ankommt, wenn der Flachs wohlfeiler und doch besser als bisher geliefert werden soll, abgehandelt. Rec. kann nur im Allgemeinen auf Weniges davon aufmerksam machen. Als Flachs läfst sich allenfalls der ohne Röste zubereiten, dessen Same vollreif wurde, und der somit bey seinem Abtrocknen schon eine Art von Röste auf dem Felde erhielt; inzwischen bleibt das Garn davon stets spröde und giebt keine haltbare Leinwand, die Fasern kriechen nach wiederholtem Waschen zusammen; und wenn auch das Kochen vor dem Spinnen einen solchen Flachs etwas geschmeidiger macht, so ist dieses doch mühsam und wohl noch kostspieliger als das Rösten, und war dergleichen Flachs vor dem Raufen nicht vollreif, so kann er, auch selbst bey vielem Verluste nie ganz rein von Annichen werden, verletzt die Finger der Spinnerinnen und verursacht wegen Zerreifsen des Garns dem Leinweber ein immerwährendes Knotenmachen. — Man *röstet den Flachs durch Dämpfe*, wodurch aber auch der feine Pflanzenleimstoff aufgelöfet wird, so dafs nun die Leinewand fasert; bey der Wasserröste darf der Flachs nur die Sauergährung durchgehen, und so wie die Faulgährung eintreten will, mufs er herausgenommen werden, d. i. wenn das Wasser sich braun färbt und Blasen aus demselben aufsteigen; früher herausgenommen und ihn nachrösten lassen, ist besser, als wenn er nur wenige Stunden zu lange liegt. Schlammwasser verursacht Moderflecke, und da weiches Wasser das beste ist, so wird vorgeschlagen, Regenwasser in mit Thon ausgeschlagenen Gruben zu fangen, oder Flufswasser in dergleichen Gruben zu leiten; hartes Wasser läfst man abstehen und reiniget es von fremdartigen Theilen durch hineingeworfenen Sand; in dem nämlichen Wasser kann nicht zweymal geröstet werden. Bey der *Thauröste* wird das Gummi langsamer aufgelöfst, der Flachs wird feiner und leichter zu bleichen; bey trockener Witterung soll man durch Begiefsen nachhelfen; bey Mangel an einem Rasenplatze wird vorgeschlagen die Stoppel nach der Kornärnte abzueggen, wo dann zugleich durch das Aufritzen des Bodens das Gras dichter wird, sodann wird der Flachs nafs gemacht, ausgebreitet und zu Zeiten gewendet; hierdurch gewinnt das Vieh an Gras, welches nach beendigter Röste reichlich dasteht; die Vollendung erkennt man *auch hier* am leichten Zerbrechen des Holzes und Abschälen der Faser. — Der *Schnellröste* mittelst Seifenwassers hat der Vf. gar nicht gedacht. — Was den Zeitpunkt der Röste betrifft, so darf man nicht sogleich nach dem Rüffeln den Flachs in die Röste bringen, es ist besser, wenn selbst auf längere Zeit seine Feuchtigkeit ausschwitzt und sich verflüchtiget und der Pflanzenleimstoff sich verdichtet, damit er beym Rösten weniger angegriffen werde. Hierbey wird nun vorgeschlagen, den Flachs zuvor auf der Scheuntenne, unter Handgriffen dafs er sich nicht verwirre, breit zu pochen, als wodurch das Ausschwitzen der Feuchtigkeit befördert wird, ja es sey vortheilhafter, wenn man den Flachs bis zum Frühjahr liegen lasse, wo dann, wenn die Röste zeitig geschehe, selbst noch der Graswuchs befördert werde und das Moos sich verliere, und wenn man da auf der Stoppel des Klees röste, so erlange solcher einen üppigern Wuchs; rösten im Frühjahre verhindere das Ueberrösten leichter als im Herbst. Nun zählt er die Versuche auf, durch welche er eine Schnellröstung im Wasser im Herbste habe befördern wollen, nämlich durch eine Schwängerung des Wassers mit vegetabilischer und thierischer Fäulnifs; er glaubt, dafs solches auch im Grofsen anwendbar sey und den Vortheil gewähre, in weniger als einem Tage seinen Endzweck zu erreichen, dafs man diese Arbeit auch zu einer Zeit verrichten könne (nur nicht bey Frost) wo das gewöhnliche Rösten nicht mehr geht. Weil aber doch noch grofse Mängel an dem so gerösteten Flachse waren, so wird gerathen, andere (als die von ihm gebrauchten) und die Fäulnifs kräftiger bewirkenden Stoffe in Anwendung zu bringen.

Das Trocknen des Flachses im Backofen zum Brechen wird als für die Faser sehr nachtheilig, unter Beyfügung vieler Gründe, dargestellt und angerathen, zu sorgen, dafs die dem Flachse zur Winters-

terbey beywohnende Feuchtigkeit erst verdunste und er sodann bey 40° R. gedörret werde, dieses geschehe an der Frühlingssonne am zweckmäfsigsten. Nun kommen noch vor dem Brechen das Gleichziehen der Flachsstängel mittelst eines eisernen Kamms, das Bocken oder Quetschen zwischen Walzen oder Klötzern, um dadurch das Brechen zu erleichtern. Die Handbreche ist mit allen ihren Nachtheilen geschildert und die vom Vf. erfundene Brechmaschine als sehr zweckmäfsig dargestellt. So ist ferner das Mangelhafte der zu diesem Endzwecke bisher angewendeten Maschinen von *Christian* und *Boitafinest* gezeigt, es bestehe im Verwirren und Zerreifsen des Flachses, in nicht hinlänglicher Absonderung der Fasern vom Holze und erfordere mehr Mühe und Zeitaufwand als die Arbeit mit der Handbreche; auch sind die Fehler der Laforestischen Maschine beygefügt. Diese im Auge wurde der Vf. auf seine hier beschriebene und abgebildete Flachsbrechmaschine geleitet, bey welcher besonders auf den bey der Handbreche so vortheilhaften schwippenden Schlag Rücksicht genommen ist durch Pendel, Schwungrad und die lockern untern Brechscheiden, die, da die mittlern höher, den Flachs erst in der Mitte und dann an den Seiten angreifen; auch ist bey seiner Maschine eine Schwinge, der gewöhnlichen Handschwinge am nächsten kommend, angebracht, so wie eine Cylinderbürste, welche auch selbst die noch kleinen Annichen abstreift und den Flachs weich und glänzend macht. Das Hecheln letztlich soll die noch vorhandenen Annichen wegschaffen und die vom Gummi noch zusammengeleimten Flachsfasern völlends trennen und die verwirrten Fasern herausschaffen; inzwischen konnte bey der erfundenen Maschine nur die grobe Hechel in Anwendung gebracht werden und alle weitere Versuche überzeugten den Vf., dafs es mit der feinern nicht möglich sey. — So genau nun auch und selbst bis auf die Zolle die Maschine fleifsig in allen ihren Theilen gezeichnet ist, so dürfte aber doch der übrigens genau arbeitende Tischler, Zimmermann, Schlosser oder Schmidt wohl ein Modell nöthig haben, um sie im Sinne des Vfs. herzustellen; ein dergleichen Modell aber kostet beym Vf. 7 Louisd'or, und die ganze Maschine kommt in Dresden bey dortigen hohen Preisen des Materials und Arbeitslohns etwa 130 Rthlr. Indessen hat eine zur Prüfung dieser Maschine besonders „niedergesetzte Comite das Urtheil ausgesprochen, dafs sie für die Zukunft bey Zubereitung des Flachses, als sehr vortheilhaft und zweckmäfsig befunden, mit grofsem Nutzen würde angewendet werden."

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. Petri: *Gedächtnifsschrift auf die verstorbenen Gelehrten, Staatsmänner und andere denkwürdige Personen des Jahres* 1827 (*auf die im J.* 1827 *verstorbenen* u. s. w.) Zugleich als Anhang von (*zu*) *J. G. Meusel's* gelehrtem Deutschland. Von *Heinrich Philipp Petri.* 1829. VIII u. 29 S. 8. (6 gGr.)

So fehlerhaft der Titel dieser Schrift ist, so zweck- und planlos ist sie selbst. In einer Gedächtnifsschrift auf Verstorbene erwartet man Biographieen, oder doch wenigstens ausführliche Nekrologe zu finden. Hier sieht man sich aber sehr getäuscht. Kahle Angabe des Geburts- und Todestages der Verstorbenen, statt des Verzeichnisses ihrer Schriften eine oberflächliche Verweisung auf die bekannten Werke von *Meusel*, *v. Schindel* und das *Verzeichnifs der in Berlin im J.* 1825 *lebenden Schriftsteller* ist Alles, was der Vf. giebt; hin und wieder findet sich eine dürre und einseitige Notiz über die Leistungen der Gelehrten. Dafs sich ein solches Büchlein mit leichter Mühe aus den Nekrologen der Literaturzeitungen zusammenstoppeln liefs, ist klar; wozu dieis aber geschah, da der gelehrte Fortsetzer des Meusel, Hn. Adv. *Lindner*, einer noch dazu so mangelhaften Unterstützung zur Vollendung seines verdienstlichen Werkes wahrlich nicht bedarf, da ferner durch den *Ilmenauer Nekrolog der Deutschen* hinlänglich für das Andenken der im J. 1827 Dahingeschiedenen gesorgt worden, ist nicht abzusehen; eben so wenig als warum in einem Anhang zum gelehrten *Deutschland* einige ausländische Gelehrte aufgeführt werden. Das Wunderlichste von Allem aber ist das Todtengericht, welches der Vf. auf fünf Seiten, die als eine Art von Einleitung zu betrachten sind, hält. Hier ordnet er nämlich sämmtliche im J. 1827 Verstorbenen nach Fächern und deutet die Wichtigkeit, welche sie *nach seiner Meinung* gehabt haben, durch den Druck an. Die erste Klasse wird durch grofse Buchstaben geehrt (*EICHHORN*, der übrigens als „ein um die politische und Literaturgeschichte höchst verdienter Mann" charakterisirt wird — von seinen Verdiensten um die Theologie weifs unser Literator nichts zu berichten); die zweyte Klasse bekommt gesperrten Druck (*Wieland* in Leipzig); die dritte endlich mufs sich mit gewöhnlichem Druck begnügen. Wie der Vf. sein Richteramt ausübt, möge man nach Folgendem beurtheilen. Unter den Universitätsprofessoren werden *Hoffbauer* in Halle und *Kleuker* in Kiel in Klasse 3 gesetzt, während *Kruse* in Leipzig zur Klasse 1 gehört. Unter den Pädagogen (richtiger Schulmännern) werden *Gürtitt* und *Ricklefs*, von deren übrigen Verdiensten, des erstern als Theologen, des zweyten als Historikers der Vf. keine Ahnung hatte, in Klasse 3 geschoben, dagegen ein gewisser *Joh. Georg Hoffmann*, Oberlehrer an der Realschule in Berlin, zur Klasse 2 erhoben, wahrscheinlich weil er in Berlin war. — An Fehlern ist auch kein Mangel. — S. 9 wird der Prediger *Endelmann* zu Grohden bey Ritzebüttel *Engelmann* genannt; *Tzschir-*

Tzschirner wird als im J. 1827 gestorben aufgeführt, da er doch bekanntlich erst 1828 starb und folglich in den Bereich dieser Schrift gar nicht gehört. Eben so wenig fehlt es an Absurditäten. So heifst *Dörfer* Diaconus in *Holstein* und Prediger zu *Preetz!!*

Stuttgart u. Tübingen, b. Cotta: *Begebenheiten des Hassi Baba von Ispahan in England.* Aus dem Englischen des *J. Morier.* 1829. *Zwey* Theile. *Erster* Th. VIII u. 412 S. *Zweyter* Th. 391 S. 8. (Preis 1 Rthlr. 20 gGr.)

Dieses Buch ist keinesweges eine wirkliche Reisebeschreibung, sondern vielmehr eine erfundene. Der witzige Vf. ist nämlich auf den Einfall gekommen, die englischen und persischen Sitten und Ansichten mit einander zu vergleichen, und auf diese Weise die Gewohnheiten eines Volkes von der gröfsten Civilisation demjenigen entgegenzustellen, das zwar keinesweges europäisch gebildet, aber doch auch weder roh noch ungesittet ist. Durch die vorgebliche Reise des *Baba*, dem Begleiter des persischen Gesandten Mirza Firouz, auch eine fingirte Person, durch die Besuche und Unterredungen in England besonders London, wird ein komisches Wechselspiel erzeugt, das wohl zu ergetzen geeignet ist. Das mehrste Interesse aber, ohne dieses würde das Ganze immer ein verfehltes Unternehmen seyn, gewährt des Vfs. innige Bekanntschaft mit allen Sitten und Eigenheiten der Perser, und so lernt man zugleich auch noch dieses Volk näher kennen. Es ist gar nicht zu zweifeln, dafs Morier sich lange Zeit in Persien mufs aufgehalten haben, weil er nur hierdurch allein jene gründliche Kenntnifs erlangen konnte. Der Inhalt ist in Kürze etwa dieser: der persische Schah will eine Gesandtschaft an den König von England, nebst Geschenken senden. Er bestimmt den Gesandten, und in dessen Gefolge auch unsern *Baba*, der noch den besondern Auftrag bekommt, die mitzuschickenden Geschenke herbeyzuschaffen. Die Reise wird, nachdem dieis besorgt und die Abschiedsaudienz vom Schah ertheilt ist, auf einem englischen Schiffe angetreten, und nun geht die Verwunderung der Reisenden an. Aber diese verändert sich später in grofse Unzufriedenheit als ihnen nach ihrem Sinne, bey ihrer Ankunft auf englischem Boden, nicht so begegnet wird als sie erwarten. So sind z. B. das schnelle Fahren, die schlechten Bäder wo man sie gar mit Schweinsborsten frottiren will, dafs sie nicht binnen drey Tagen Audienz beym König von England erhalten können, Gegenstände ihres Abscheus und Verdrusses. Wenig bessert sich ihre Laune durch den Besuch des ersten Ministers. Der Mann kommt ihnen gar sonderbar vor: „der erste Vezier kam ohne irgend Gefolge. Wir bemerkten aber doch einen Unterschied zwischen der Kleidung der Veziere und der andern Leute, deren Besonderheiten wie wir schlossen, auf ihr Amt deuteten. So z. B. hingen schwarze seidne Beutel ihren Nacken herunter, und da sie gewissermafsen den Atlas und Brokatbeuteln ähnlich sahen, in welchen die Briefe unserer Könige und Fürsten gesandt werden, so dachten wir, dafs sie Gesandte seyn möchten; allein dann hatten sie wieder ein langes, dünnes Gewehr an ihrer Seite hängen, welches vielleicht, soviel wir davon urtheilen konnten, ein Schwert vorstellen mochte, und so einen Krieger anzeigte, allein es sah mehr einem unserer Feldbratspiefse ähnlich, an welchem wir in der Eile einen Kabob bereiten und so könnten sie für Mundköche des Schahs gehalten werden. Der Grofsvezier war ein Derwisch in seinem Aeufsern, so mild, so freundlich, dafs wir uns nicht genug verwundern konnten, wie die Angelegenheiten eines so grofsen Landes durch ihn geleitet werden konnten, wenn wir daran dachten, wie viel Kraft und Blutvergiefsen es erfodert, eine bedeutende Volksmenge in Ordnung zu halten." Sehr gut ist die Eröffnung des Parlamentes beschrieben, so wie einige andere Darstellungen den Zweck der Satire höchst gelungen erfüllen, allein wegen ihrer Länge sich hier zu keiner Mittheilung eignen. Dennoch mufs Rec., vielleicht zu seiner Beschämung, gestehen, dafs er doch recht herzlich froh war, als auf der 391. Seite des 2ten Bandes, die Gesandtschaft wieder nach Persien glücklich heim gekommen und die Geschichte zu Ende war. Der Witz und die Satire sind was bey einer Mahlzeit Essig, Pfeffer und Salz, nicht nur brauchbar, sondern da und dort unentbehrlich. Aber ihnen ununterbrochen, so ziemlich in gleicher Weise und über ähnliche Gegenstände, auf Summa 811 Seiten zu begegnen, *das* ermüdet gewaltig! Uebrigens ist die Uebersetzung gut, und das Papier geht für Cotta'schen Verlag wirklich an.

SCHÖNE LITERATUR.

Breslau, b. Aderholz: *Jägerlieder mit Melodien* herausgegeben von *H. Hoffmann von Fallersleben.* 1828. (4 gGr.)

Nicht etwa neu gedichtete Gesänge, sondern bekannte von verschiedenen Vffn. mit Melodien versehen, die Rec. nicht beurtheilen kann. Sollte die Sammlung sich nicht noch reichhaltiger haben aufstellen lassen? Uebrigens ist zu bemerken dafs, wie Rec. vor Kurzem gelesen hat, das *von* in dem Namen des Herausg. nicht das *von* des Besitzes oder Adels, sondern das *von* der Geburt ist. Hr. *Hoffmann* ist von Fallersleben gebürtig, sonst als nicht unglücklicher Volksdichter bekannt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1830.

CULTUR-GESCHICHTE.

1) Freyburg: *Ueber den Zusammenhang der Philosophie mit der Weltgeschichte.* Akademische Antrittsrede gehalten zu Freyburg von Dr. *Julius Franz Schneller*, Prof. der Philosophie. 1824. 22 S. 8.

2) Dresden, in d. Hilscher'schen Buchh.: *Der Mensch und die Geschichte.* Philosophisch und kritisch bearbeitet von Dr. *J. F. Schneller.* 1stes Bändchen 78 S.; 2tes Bdchen 82 S.; 3tes Bdchen 141 S. 12.

Auch unter dem Titel:

Allgemeine Taschenbibliothek der menschlichen Culturgeschichte. 5ter 6ter 7ter Thl.

3) In *dems. Verlag: Geschichte der Menschheit* von Dr. *J. F. Schneller* 1tes u. 2tes Bändchen. 202 S. 18.

Auch unter dem Titel:

Allgem. *Taschenbibliothek der menschl. Culturgeschichte.* 1ster u. 2ter Thl.

Geschichte und Philosophie, deren Verschwisterung und wechselseitiges Verhältnifs Hr. *S.* in seiner Antrittsrede zu veranschaulichen sucht, indem er auf ihren gemeinsamen Ursprung und Entwicklungs-Gang aufmerksam macht, sind die gültigsten Zeugen und die wirksamsten Mittel der geistigen Bildung im gesellschaftlichen Zustande. Was durch Naturkraft und sittliches Bedürfnifs des menschlichen Aufstrebens zum Höheren verbunden ist, soll der Mensch nicht scheiden wollen. Was beide in ihrem Endertrage verheifsen und gewähren, ist durch sich selbst und in Gemäfsheit der immer vollständiger zum Bewufstseyn gereiften Anfoderungen des menschlichen Gemüthes geeignet, als geistiges Gemeingut in das dafür fortschreitend empfänglichere gesellschaftliche Leben eingeführt zu werden und sich für dasselbe in immer wachsender Wirksamkeit fruchtbar zu erweisen. Dafs in dieser Rücksicht die Geschichte dem Anbau der Philosophie vorauf eilet und dieser in mehrfacher Beziehung die Bahn bereitet und ebenet, ist in der Eigenthümlichkeit des Stoffes und der äufseren Gestaltung desselben begründet. Die allgemeinere Theilnahme an Geschichte darf als Zeichen der Zeit, als sichtbarer Beweis des Wachsthumes gesellschaftlicher Bildung geltend gemacht werden; und mit dieser Anerkennung des gemeinsamen Strebens nach einer in Erfahrungen über Menschheit und Gesellschaft enthaltenen Belehrung wird ein Bedürfnifs fühlbar und eine Pflicht begreiflich, welche der Beobachter des geistigen Lebens und wer an dessen Förderung Theil nimmt und mitarbeitet, nicht unbeachtet lassen darf. Die Aufgabe, das Endergebnifs oder den durch beharrliche, vielseitige, mühevolle Thätigkeit errungenen Ertrag geschichtlicher Arbeit möglichst vollständig und anschaulich zum fruchtbaren Gemeingute der Bildsamen und dafür Empfänglichen im gesellschaftlichen Kreise zu gestalten, ist von grofser Bedeutung; in ihrer ersten Auffassung und Lösung kündiget sich die Annäherung oder das Hinstreben zur reiferen Bildung des gesellschaftlichen Gemeingeistes an, wie die historische Literatur der Italiener vom XIII. Jahrhunderte an, die deutsche im XVI. Jahrhunderte, später die französische und britische hinreichend beweiset. In Deutschland ist lange Zeit mehr für gelehrte Untersuchung und fleifsige Sammlung und Sichtung geschichtlicher Stoffe als für sinnvoll gemeinnützige Verarbeitung derselben geschehen; seit einem Menschenalter hat das Bedürfnifs und der Werth der letzteren zunehmend allgemeinere Anerkennung gewonnen. Viele Historiker und manche nicht ohne erfreulichen Erfolg haben das Verdienst gründlicher Forschung mit ansprechender Fafslichkeit und Anschaulichkeit der Darstellung, belehrende Untersuchung und Sicherstellung der Wahrheit mit künstlerischer Anordnung und malerischer Belebung des Stoffes, Unterricht mit Unterhaltung zu vereinbaren gesucht. Dieses rühmliche Bestreben würde noch öfter und vollständiger gelungen seyn, wenn eine fast zu stehendem Herkommen gewordene gutartige Pedanterey nicht vorherrschend geblieben wäre, die den geistigen Genufs der Mehrheit und die Befriedigung des Schönheitsinnes oft störende peinliche Bemühung, überall gründlich gelehrt erscheinen zu wollen. Dieses an sich preiswürdige Streben nach Sicherstellung der Wahrheit artet aus, wird beschwerlich und hemmt oder verleidet den fruchtbaren Eindruck geschichtlicher Anschauung, theils wenn Prunkbelege für das längst anerkannte Wahre beygebracht werden, theils durch Festhalten des Geringfügigen und streng genommen Müfsigen, durch Bestreitung des Irrigen oder auch nur anders Aufgefafsten und selbstgefällige Rechtfertigung eigener Ansicht, kurz aus Mangel an Selbstbeherrschung und Kraft, etwas von der Vorarbeit aufzuopfern und das zum Bau erforderliche Gerüst und Geräthe nicht zur Schau ausstellen zu wollen. So stehet die allerdings unentbehrliche Handlangerey der Kunstthätigkeit oft zu nahe, um sie nicht zu beeinträchtigen.

Doch lassen wir die gelehrten Geschichtarbeiten und wenden uns zu denen, welche für die gröfsere Lesewelt berechnet sind und die Hr. *S.* ins Auge gefafst hat. Ihr Werth hänget, vorausgesetzt ihre Treue, davon ab, dafs sie mehr gelten als ein Roman, und dazu geeignet erscheinen, eine praktisch ethische Weltbetrachtung hervorzurufen und Gesetze ahnen zu lassen, welche in dem Verlaufe des Geschehenen angedeutet zu seyn scheinen. Soll dieser, für geistig ethisches Bedürfnifs allein fruchtbare Gesichtspunkt gefunden und festgehalten werden, so ist eine Vorbereitung erfoderlich, welche alles, was zur richtigen Würdigung der historischen Arbeit und der Beschäftigung mit dem Ertrage derselben gehört, angemessen vergegenwärtigt und erklärt; eine solche ist in Nr. 2 zu geben versucht worden. Zuerst wird der Begriff und Zweck der Weltgeschichte erörtert; sie gilt als Weltgericht, weihet in die höhere Ansicht von der Bestimmung der Menschheit ein und erziehet praktisch - geistig für das Leben; Grundbedingung zur verhältnifsmäfsigen Erreichung dieses grofsen Zweckes ist Sicherstellung der oft verkannten, oft entstellten, vielfach gefährdeten Wahrheit. Es wird auf die Unentbehrlichkeit der Erdkunde und Zeitrechnung aufmerksam gemacht und das Wesentliche der Kritik veranschaulicht. Neue Ergebnisse wissenschaftlicher Untersuchungen sind hier von Rechtswegen nicht zu erwarten, wo ganz eigentlich nur das, was dem gebildeten und für solche Belehrungen empfänglichen Laien frommt, berücksichtigt werden dürfte. Das Buch, wie es eben ist, entspricht im Ganzen den Foderungen, welche an ein geschichtliches Vorbereitungsbuch für die gemischte Lesewelt ergehen können; es ist faflich und anziehend. Die Auswahl aus dem grofsen Reichthume des zur Verarbeitung vorliegenden Stoffes erscheinet meist als besonnen und angemessen; die Darstellung hat viel Leben; doch geht das Bestreben, den Erfahrungsstoff zu verdeutlichen und den Hauptgedanken in wachsender Bedeutsamkeit hervortreten zu lassen, bisweilen in etwas spielende Manier über und gefällt sich in harten Gegensätzen. Manches ist zu aphoristisch ausgedrückt, zwar in der Regel sinnvoll, aber für den schwächeren, Einweisung und Belehrung suchenden Leser (und derer mufs doch wohl als die Mehrzahl angenommen werden) genügender Vollständigkeit und Bindung ermangelnd; auch fragt es sich, ob in einem solchen Buche Fragen, die der Leser sich selbst beantworten soll, an rechter Stelle sind, da sich nicht alle so leicht, wie die Th. 3 S. 21 f. aufgeworfenen, zu beantworten sind. Darin endlich, dafs gar keine literärische Hülfsmittel nachgewiesen werden, findet Rec. einen Hauptmangel; der Dilettanten sind zuverläfsig nicht wenige, welche über einzelne Abschnitte der historischen Propädeutik vollständiger belehrt zu werden wünschen und wegen der Wahl des Buches, das hiezu am angemessensten ist, verlegen sind; mit Vermeidung aller Titel-Prunkerey hätte das beste, was für solche Leser tauget, mit Hinzufügung eines Fingerzeiges über Inhalt und Eigenthümlichkeit, namhaft gemacht werden sollen. — Bey einzelnen Mängeln, Unrichtigkeiten, nicht gelungenen Vesgleichungen, Vermuthungen und Deutungen will Rec. nicht verweilen; z. B. dafs Th. 1 S. 12 neben Aeschylos Prometheus Göthes Faust, nicht Götz von Berlichingen hätte erwähnt werden sollen; dafs Th. 2 S. 28 bey Amerika auf die Grofsartigkeit der Pflanzen und Thiere, welche eine Folgerung für die jugendliche Vollkraft des dortigen Naturlebens begünstigt, nicht aufmerksam gemacht wird; dafs Th. 2 S. 65 zu viel behauptet wird, die Geburt Christi lasse sich genau bestimmen, da höchstens eine Annäherung zum richtigeren Jahre erreichbar ist, indem in der Zurückführung der alten Chronologie meist Uebereinkunft vorwaltet; dafs überhaupt Angaben, welche zur Skepsis führen, zu freygebig aufgestellt werden, ohne, was oft leicht und nothwendig war, dasjenige beyzubringen, wodurch dem historischen Unglauben oder Mifstrauen entgegen gearbeitet und der ethische Nachtheil dieser den reineren Genufs störenden Ansichten, wo nicht beseitigt, doch gemildert werden kann. Es ist dem gesunden Sinne und hellen Blicke des Vfs zu vertrauen, er wird bey einer erforderlich gewordenen neuen Durchsicht und Ueberarbeitung des Buches diese Schwächen und Unvolkommenheiten desselben selbst entdecken und zu verbessern wissen. Auch Druckfehler, deren manche begegnen, müssen bey einer neuen Auflage sorgfältig vermieden werden.

Die Menschheit oder die Lehre von dem Menschen kann physiologisch nach den Eigenthümlichkeiten des Körperbaues des Menschen, als Bestandtheils der thierischen Schöpfung und im Verhältnisse zu dieser aufgefafst werden; oder idealisch nach dem erreichbaren höheren Ziele der Gesammtentwickelung seines Daseyns, Strebens und Wirkens, oder geschichtlich nach dem bisherigen Endergebnisse der Erfahrungen über Seyn und Werden des Menschengeschlechtes in der Wirklichkeit unter verschiedenartigen Bedingungen und Verhältnissen. Alle drey Gesichtspunkte hat der Vf. in Nr. 3 zu verbinden gesucht und diese Zusammenstellung ist nicht mifslungen, wenn gleich die bey einer so gedrängten Uebersicht oft unvermeidliche Beschränkung der Darstellung auf abgebrochene Summarien oder Andeutungen für Viele ihre Wirkung verfehlen und die gewünschte Anregung oder Theilnahme nicht hervorrufen dürften, welche nur durch Veranschaulichung in besonnen ausgewählten Beyspielen gefördert zu werden pflegt.

Es wird ausgegangen von der gemeinsamen Entstehung des Menschengeschlechts, dessen Verschiedenheiten in Farbe, Gröfse, Stärke, Kopfbildung (in Ansehung deren S. 20 dem Systeme *Gall's* zuviel eingeräumt zu werden scheint, so wie auch dieser geniale Mann selbst eingestand, dafs in Zerlegung der Gehirnmasse *Willis* sein Vorgänger gewesen sey), Nahrung (fast übervollständig und für Schmecker

nicht

nicht erbaulich S. 28 — 28), Kleidung, Wohnung u. s. w. durch Klima und die von diesem abhängige Phantasie bestimmt werden. Bey Angabe der Völkerstämme S. 38 f. zeiget sich zuviel Nachgiebigkeit gegen *Meiners*. Ueber Religion, in deren Bedürfnifs Einheit offenbar wird bey aller Mannigfaltigkeit der sich auf sie beziehenden Vorstellungen, kann der Vf. S. 50 ff. Manchem etwas leicht sich zu äufsern scheinen, obgleich seine, nur in ihrer Kürze mifsdeutbare Andeutungen geschichtlich gerechtfertigt werden können. Die Anordnung des geselligen Vereines und die Gesetzgebung S. 55 hätte wohl mit Religion in enger Verbindung zusammengestellt werden sollen; und dann würde auch bey Angabe der allmählig fortschreitenden Entwickelung des Gesellschaftzustandes das Kirchthum S. 105 nicht in das fünfte Stadium hinausgerückt worden seyn; denn es gestaltet sich bald nach erwachter Ahnung unsichtbarer Mächte und mit dem Gefühle der Abhängigkeit von denselben, das schnell genug im Handeln ausgedrückt wird; der Familienvater ist der erste Priester; freylich tritt erst später der Einfluss auf eine Gesammtheit hervor. — Ungeachtet aller Verschiedenheiten findet physische Uebereinstimmung des Menschengeschlechtes statt und auf gleiche Weise in Ansehung der geistigen Natur, welches S. 79 f. nach Ansichten der kritischen Philosophie zu veranschaulichen gesucht wird. Der Gang der Entwickelung des geistig-sittlichen Lebens wird in Einzelnem verfolgt, am ausführlichsten von der Sprache gehandelt. — Der Mensch, in der Natur sinnlich beschränkt, empfänglich für Freyheit, durch Bewufstseyn, Selbstgefühl und Gewissen gehoben, bildet ein Vermittelungsglied zwischen der sichtbaren und unsichtbaren Welt.

In einer Zugabe S. 145 ff. werden die Schicksale der Weltgeschichte geistreich und freymüthig dargestellt. *W.*

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Leipzig, in d. Hinrichs. Buchh.: *Jahrbücher der Geschichte und Staatskunst*, eine Monatsschrift, in Verbindung mit mehreren gelehrten Männern herausgegeben von *K. H. L. Pölitz*, K. Sächs. Hofrath und öffentl. Lehrer der Staatswissenschaften an der Universität zu Leipzig. Jahrg. 1828. Heft 5 bis 12. Jahrg. 1829. Heft 1 bis 10. (Preis des Jahrgangs 6 Rthlr.)

Wir haben die ersten 4 Hefte dieser vortrefflichen Zeitschrift bereits A. L. Z. Nr. 43 u. E. Bl. Nr. 77 von 1828 angezeigt, ihren edlen, wissenschaftlichen wie patriotischen Geist, ihre Gediegenheit, Mäfsigung und unverrückte Richtung nach Wahrheit und Gemeinwohl rühmend anerkannt, und den interessantesten einzelnen Aufsätzen eine besondere Prüfung zugewendet. Es sind, seitdem jene Anzeige geschrieben ward, 18 weitere Monatshefte erschienen, von welchen wenigstens einen summarischen Bericht zu geben, wir für unsere Pflicht halten.

Geist und Richtung sind sich von Anbeginn bis jetzt stets gleich geblieben. Das Streben des in geschichtlichen wie in staatswissenschaftlichen Studien gleich ausgezeichneten Herausgebers und das seiner befreundeten Mitarbeiter ist auf Verbreitung geläuterter und probehaltiger historischer wie politischer Ansichten und mittelst derselben auf allseitige Verständigung über das, was den Völkern und Staaten heute noth thut, auf Einschärfung *zeitgemäfser*, dem Recht wie der Klugheit entsprechender Regierungsmafsregeln und Volkstendenzen und vor Allem auf Abhaltung von allen Extremen, d. h. von den auf entgegengesetzten Seiten drohenden Abwegen, Mifsgriffen und Uebertreibungen gerichtet. Seine Lehre hält fortwährend und sehr sorgfältig die Mitte zwischen *Reaction* und *Revolution*, zeigt das Böse dieser beiden — nach dem Begriff, welchen er damit verbindet allerdings heillosen — Krankheiten des Zeitalters, und fordert dringend zu dem alleinigen Mittel des gemeinschaftlichen Wohles der Regierungen wie der Völker, nämlich zu dem System der allmähligen *Reformen* auf.

Dieses letztgenannte System, welches ein von den *historischen Unterlagen* ausgehendes, in den Schranken der *Gesetzlichkeit* und des *Rechts* sich bewegendes, und nur *allmähliges* Fortschreiten des Staatslebens zum Princip hat, ist in den vorliegenden Heften neuerdings, theils vom Herausgeber selbst, theils von einigen seiner geschätzten Mitarbeiter, namentlich von Professor Dr. *Jordan* in Marburg und Advocat *Martin* zu Homberg (in Heft 1. 2. 5. und 10. von 1829) sorgfältig erläutert, mit Scharfsinn begründet, gegen verschiedene Einwürfe vertheidiget und durch unmittelbare Anwendung auf die wichtigsten Aufgaben, welche die heutige Zeit bewegen, von den diefs- und jenseits liegenden Abwegen, nämlich von den Systemen der *Reaction* und der *Revolution* möglichst scharf unterschieden worden.

Um die Menge und Mannigfaltigkeit der in diesen Jahrbüchern enthaltenen, insgesammt wegen ihres Gegenstandes und gröfstentheils auch nach der Art ihrer Bearbeitung höchst interessanten Aufsätze anschaulich zu machen, heben wir aus den vorliegenden 10 Heften nur Beyspielsweise die nachstehenden aus.

Gleich im 5ten Heft spricht uns die mit Geist und Zartheit geführte offene Fehde zwischen *Krug* und *Pölitz* „*über Offensive und Defensive in politischer und literarischer Hinsicht*," veranlafst durch einige von dem letzten über *Tzschirner* gesprochenen Worte an. Die Vertheidigungsrede unseres *Pölitz* zumal ist ein edles Muster desjenigen Tones, welcher in literarischen Kämpfen zwischen wissenschaftlich und moralisch ebenbürtigen Männern und die sich wechselseitig achten, der allein ehrbringende ist.

Wir nennen unter den vom Herausgeber selbst herührenden Aufsätzen — aufser den bereits oben angeführten — noch weiter: *Das Verfassungsrecht, nach seinen beiden Gestaltungen als Wissenschaft;*

schaft; Das Reactionssystem während der Regierungszeit der Dynastie Stuart in England. Erinnerungen an die Hochschule zu Wittenberg. Andeutungen über politische und kirchliche Emancipationen; in welchen allen derselbe rein wissenschaftliche und humane Geist, frey von jeder Leidenschaft und Parteyung, nur der Wahrheit und dem Guten zugewendet, erscheint. Neben diesen Abhandlungen hat der unermüdete Herausgeber einem jeden Heft eine Kritik der *neuesten Literatur der Geschichte und Staatskunst* beygefügt, worin alle bedeutenderen Erscheinungen derselben, zwar kurz — nach dem beschränkten Umfange der Blätter — aber nach charakterischen Zügen angezeigt, und mit gleich viel Humanität als Unparteylichkeit und Sachkenntnifs beurtheilt werden.

Unter den von den Mitarbeitern des Herausgebers herrührenden Aufsätzen müssen wir ganz vorzüglich jene des trefflichen *Weitzel*, Hofr. und Oberbibliothekar in Wiesbaden, als: *Einige Zeichen der Zeit; Canning, Ueber die Staatswissenschaft von ihrem Entstehen bis zu dem Verfalle des römischen Reichs; Kant und Sieyes*, als durchaus gediegener echt zeitgemäfser Arbeiten erwähnen. Jene von *Paulus* sind gleichfalls dieses Hell- und Frey-Denkers würdig, als: *Aphoristische Wünsche und Bemerkungen zu einigen Begriffen des allgemeinen Kirchenrechts*, und *zwey merkwürdige politisch-biographische Skizzen* (Metternich und Berstett), ein sehr interessanter Auszug aus des H. v. Lupin auf Illerfeld *„Biographien jetzt lebender Personen* u. s. w." von welchen Paulus in der Vorerinnerung bemerkt, dafs man manche derselben *con amore* gemacht und als zum Theil *von den noch Lebenden selbst abstammend* anerkennen mufs. Einige von den bisherigen Lehren abweichende Ansichten über kirchliche Dinge, welchen wir der Wichtigkeit ihres Gegenstandes willen eine aufmerksame Prüfung wünschen, trägt Hofr. *v. Rottek* vor in der Abhandlung: *„Grundlinien für ein natürliches Kirchenrecht* oder Versuch einer Darstellung des natürlichen Rechtsverhältnisses der Kirche und ihrer Glieder unter einander selbst und zum Staate. — Zwey geistvolle Gemälde, nämlich *„der Protestantismus"* und *„Despotismus als Chalifat und Sultanat"* von Prof. *Schneller* in Freyburg und eines von Prof. *Münch* daselbst *) *„Die Wirksamkeit der Zähringer in Teutschland"*, sprechen ein hohes Interesse an. Mehrere sehr lehrreiche Abhandlungen als: *über die Verbesserung des polit. Zustandes der Juden; über den Auf- und Untergang der Staatsconstitutionen; Wesen, Zweck und Eigenthümlichkeit der Medicinalpolizey*, u. m. a. lieferte der geheime Regierungs-Rath *Emmermann* in Wiesbaden Der geheime Rath und Comthur, Prof. *Zachariä* in Heidelberg schrieb *„über die teutschen Zoll- und Mauthvereine der neuesten Zeit"* (auch der grofsh. hessische Rath von *Meseriz* behandelte diesen Gegenstand mit Umsicht und Sachkenntnifs) und *„über den Cölibat der katholischen Geistlichen"*, in welch letzterem Aufsatz er zwar der bekannten Petition einer Anzahl katholischer Einwohner Freyburgs um Aufhebung des Cölibates in Ansehung der *theoretischen* Grundsätze den Beyfall zollt, welchen kein Verständiger ihr verweigern wird, jedoch von *praktischer* Seite dagegen eine Menge von Schwierigkeiten mit Kunst und Scharfsinn heraushebt, auch durch die Behauptung, dafs die Abschaffung des Cölibats zugleich eine Abschaffung der *Hierarchie* seyn würde, den verzweifeltsten Widerstand dieser letzten gewissermafsen herausfordert. — Eine Abhandlung *von den Quellen und Ursachen des Despotismus* von Prof. Dr. *Vollgraff* zu Marburg enthält einen Abrifs und eine versuchte Rechtfertigung der vom Verfasser in seinem gröfsern Werk: „Systeme der praktischen Politik im Abendlande" schulgerecht aufgestellten Lehre vom Despotismus, wornach dieser nicht eigentlich *Ursache* der ihn begleitenden traurigen Erscheinungen, sondern vielmehr *Folge* oder Wirkung derselben, und insbesondere für die *„nicht staatsfähigen"* Völker ein nothwendiger Zustand, oder auch ein Heilmittel noch gröfserer Uebel sey; Eine theils paradoxe, theils einseitige Lehre, indem auch ein aus einem bereits vorhandenen Uebel unmittelbar geflossener oder dadurch allernächst veranlafster Zustand dennoch hinwieder zur Verschärfung oder Verewigung eben jenes Uebels wirksam seyn kann; und auch eine praktisch unfruchtbare oder gar verderbliche Lehre, weil sie leicht muthlos macht, oder zu trauriger Resignation in einen für nothwendig erachteten schmachvollen Zustand stimmt.

Wir würden gerne noch vieler anderer merkwürdiger Aufsätze von meist ausgezeichneten Gelehrten, als von *Schubert, Hagen, Voigt* (Professoren in Königsberg), sodann von *Krug* und *Hasse* in Leipzig, von *Lotz* in Coburg, *Rau* in Heidelberg, von *Tilesius* (K. Rufs. Hofrath in Leipzig), *Eigenbach* (Prof. in Tübingen), *Tittmann* (Oberconsistorialrath in Dresden), Dr. *Justi* (Prof. und Superintendent in Marburg), von *Weber* (Prof. in Tübingen), Oberconsistorialrath *Bretschneider* in Gotha, von dem würdigen Buchhändler *Friedrich Perthes*, und dem Prof. *Schulze* daselbst, Dr. *Lex* in Göttingen, Hofr. *Gebhard* in Dresden u. a. endlich auch von einigen ungenannten Verfassern eine besondere Erwähnung thun. Aber die Grenzen einer kurzen Anzeige erlauben dieses nicht; und wir müssen uns auf das allgemeine Anerkenntnifs des in den meisten dieser Aufsätze enthaltenen Guten, zum Theil Trefflichen beschränken, und auf den wiederholten Ausdruck des Wunsches, dafs diese reichhaltigen, im edelsten Sinne zeitgemäfsen, für alle gebildeten Klassen lehrreichen Jahrbücher recht viele Leser unter Staatsmännern, Gelehrten und unterrichteten Bürgern finden möchten.

*) Jetzt Königl. Niederl. Bibliothekar im Haag.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1830.

REISEBESCHREIBUNGEN.

Zürich, b. Orell: *Wanderungen durch die Rhätischen Alpen.* Ein *Beytrag zur Charakteristik dieses Theils des Schweizerischen Hochlandes und seiner Bewohner.* Mit einem Strafsenrifs, Reiseregeln und Notizen. 1829. 231 S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gGr.)

Der ungenannte Vf. dieser Wanderungen, dem Vernehmen nach Hr. *Peter Tscharner*, von *Chur*, schildert sich im ersten Abschnitte seines Werkes als einen Mann, dem mehr als Fisch und Vogel, mehr als Stein und Stengel der *Mensch* gelte, ihn zu kennen, wie er lebe, was er treibe, warum so und nicht anders, und der daher keine Gelegenheit versäume, ihn in den verschiedensten Lagen seines bürgerlichen und häuslichen Lebens zu beobachten, sich deshalb gern nach dem innern Kreise der lärmenden Landsgemeinde, unter die Jahrmarktsgruppen und in die Gerichtsstube dränge, auf eine Ofenbank hingestreckt die Gespräche der Wirthshaus-Politiker belausche, auch wohl Abends durch die Fensterladen in die Spinnstube des Landmanns gucke und in das Kabinet des eingebildeten oder wirklichen Dorf- und Landes-Regenten: übrigens über der Betrachtung des Menschen nie das Land vergesse, das er bewohnt, und in der Ueberzeugung stehe, dafs es leichter sey, ein treues Bild vom Charakter mancher grofsen Völkerschaft zu entwerfen, als von den Enkeln der aus entgegengesetzten Weltgegenden nach Graubünden gezogenen Ansiedler; kürzer, die Geschichte manches Reiches zusammenzufassen, als die dieses kleinen aber uralten Freystaates. Hiermit wäre denn der Gesichtspunkt des Vfs. und zugleich die Art und Weise angedeutet, wie er dazu gelangt sey, dem Publicum eine anziehende und geistreiche, mit Laune reichlich versetzte Sammlung von Beobachtungen über Einwohner, Sitten, Lebensart, städtische und anderweitige Verhältnisse, Beschäftigungen, in- und ausländischen Verkehr, Erwerbsquellen, Strafsen, vernünftiges und verkehrtes Reisen u. s. w., in einem höchst merkwürdigen, noch lange nicht genug ergründeten Theile der Eidgenossenschaft, und zwar eine Sammlung die sich auch durch das Eigenthümliche der Form und Einkleidung vor dem grofsen Trosse der Reisebeschreibungen rühmlich auszeichnet, vor Augen zu legen.

Das Ganze theilt sich in XIV Abschnitte, denen am Schlusse erläuternde Noten beygefügt sind. I. *An einen Freund, der sich mir zum Reisegefährten anbietet.* II. *Die Einwohner.* Ihr Charakter ist höchst vielfarbig, wegen der Verschiedenheit in Sprache, Religion und Gewerbe und der täglichen Berührung mit den Schweizerischen Nachbarn, mit Schwaben, der Lombardie und Piemont, mit den in grofser Anzahl durchpassirenden aller Nationen, auch vermöge des Aufenthaltes sehr vieler Bündner, die Soldaten in Frankreich, Holland und Neapel, Kaffewirthe in ganz Europa sind, auf Hochschulen studiren. Die Hauptthäler mit ihren Heerstrafsen, zusammengenommen mit den abgelegnern Berggegenden bieten die allerbunteste Bildergallerie dar. Der altbiedere Bauer und Hirt, der höfischgeschmeidige Städter und Weltmann, der lebhaft gewordene Welschländer, der reichsstädtische Spiefsbürger, angethan mit seinen altherkömmlichen Vorurtheilen, der überbildete Musensohn mit seinen alles umfassenden und alles bedrohenden Tendenzen und Verbesserungsplanen, der alte schulgerechte Liniensoldat und der freye Milizmann, der in seinen Schacht gebannte Bergmann, der heimathlose Fuhrmann und der eben so unstät herumirrende Gemsjäger, der Jesuit und der Freygeist, — alle sind in Graubünden einheimisch: sogar für den Italienischen Banditen liefsen sich passende Modelle finden; nur eine Klasse fehlt, die der *Fabrikarbeiter.*

III. *Der Rhein.* Eine malerische Beschreibung des Laufes dieses merkwürdigen Alpenstromes, soweit als er den Bündner-Boden bespült. Als hervorstechende, höchst imposante Punkte in diesem Theile seines Laufes werden bezeichnet: allererst die Stelle, wo am Fufse des *Rheinwald-Gletschers* seine Hauptquelle (der Hinterrhein) „*als unlauteres Kind der dunkelsten Einöde*" hervortritt; sodann sein jäher Sturz über angehäufte Bergtrümmer unten am Dorfe *Splügen*, sein Toben durch die zackigen Steinklüfte der *Roffla*, und sein noch furchtbareres Wüthen durch die Abgründe der *Viamala* und am Felsenthore *des verlornen Loches*; hinwieder sein friedliches Hingleiten durch das liebliche *Schamserthal* und sein Zusammenfliefsen — als *Hinterrhein* am herrlich gelegenen Schlosse *Reichenau*, mit dem schon früher vereinten Brüderpaare des *Vorder-* und *Mittel-Rheins.* IV. *Meinungskampf.* V. *Widersprüche.* Lebhafte, oft sehr sarkastische Erörterungen meist von Gegenständen der Bündnerischen Landespolitik, zwischen Individuen verschiedener Farbe und Glaubens, zwischen Alt-Rhätiern und Neu-Bündnern, Oester-

reichisch- und Französisch-Gesinnten, republikanischen Hofmännern, von Frankreich pensionnirten Militärs und Rigoristen, welche die Verfassung für sinnlos, die Gesetze für verworren, Verwaltung und Milizwesen für unzweckmäfsig, die Justizpflege für schlecht erklären und auf den neuen Strafsenbau schimpfen. Von diesen allen wird im Posthause zu *Tusis*, im ganz entgegengesetzten Sinne hin und her gesprochen, von der Losreifsung des *Veltlins* von *Graubünden*, von dem grofsen Monarchen, dessen Minister die Rückgabe dieser legitimsten aller Besitzungen abschlugen und bey dessen Unterbehörden die Abgeordneten der beraubten und beschädigten Patrizier-Familien nun seit mehr als zehn Jahren vergeblich um Entschädigung betteln, von der geringen, mehr Unkosten als Trost bringenden Theilnahme der Eidgenossenschaft an Bündens grofsem Verluste. — („*Da sind*" — eifert einer der Disputirenden S. 46 — „*erfolglose Sendungen an eine erfolglose Tagsatzung; ein schlecht dressirtes Contingent zu einer schlecht commandirten Armee; Musterungsvisiten, Uebungslager, Instructions-Schulen, und weifs der Himmel was noch für nutz- und erfolglose Einrichtungen, die wir alle ganz füglich entbehren könnten.*") — Ferner von der Studirsucht der Bauersöhne, von den jungen Laffen, die, ihre Hefte in der Tasche, den Turnkittel auf dem Leib und die allerverworrensten Ideen von alten Philosophen und neuen Staatsmännern im Kopfe, scharenweise in ihre Gemeinden zurückkehren, sich für den Pflug, wie für jedes Handwerk zu hoch dünken, ihre Freunde oder Verwandte von Einfluss um Anstellungen bestürmen, und diese benutzen, um die Schritte der Regierung zu bekritteln und durch Aufstellung grundloser Theorien zu hemmen und zu verwirren; von den Vortheilen und Nachtheilen des auswärtigen Kriegsdienstes und der, allem unnützen Gewächse des Landes fortwährend offen stehenden Ehrenpforte der Französischen und Niederländischen, jetzt auch noch der Neapolitanischen Caserne, u. s. w. Auch die am stärksten Entzweyten vereinigten sich in dem Bedauern, dafs Graubünden, obgleich an Bevölkerung keiner der kleinsten, an Ausdehnung einer der gröfsten Kantone, hinsichtlich der allgemeinen Angelegenheiten bisher immerfort hintangesetzt und überhaupt als das fünfte Rad am Eidsgenössischen Staatswagen betrachtet werde.

VI. Der *Strafsenbau*. Aus der Geschichte dieses Strafsenbaues (— es handelt sich nämlich um die Poststrafsen von *Chur*, über den *St. Bernhardin*, nach *Bellenz* und auf die Höhe des *Splügen* gegen *Chiavenna*; ein sehr deutlicher und genauer Grundrifs derselben ist dem Werke angehängt —) werden die sprechendsten Züge herausgehoben. Die Geschichte dieses Baues allein, die genaue Beleuchtung der dabey befolgten Grundsätze, der äufsern und innern Hindernisse, welche sich demselben entgegenstellten und der Mittel, durch welche es gelungen ist, sie zu beseitigen, möchten hinreichen, um ein eben so getreues als mannichfaltiges Gemälde des Bündnerischen Bergvolkes, Regierender und Regierter, zu liefern.

Rec. übergeht die Abschnitte VII u. VIII. (*Der Bergübergang. Wintersturm. Der Bergübergang. Winterhelle*), worin der Vf., mit kräftigen Naturschilderungen und den lustigen Abenteuern einer fremden Reisegesellschaft untermengt, seinen eigenen Winter-Uebergang von *Bellinzona* nach *Chur* über den *Bernhardin* schildert, um noch aus IX. *Nationalreichthum, Gewerbe*, herauszuheben, dafs, ungeachtet des trefflichen Geistes, von welchem die Graubündnerische Regierung beseelt ist, und ungeachtet der vielen hellsehenden Köpfe, der vielen gutgesinnten und thätigen Bürger und der Lenksamkeit des Volkes nach dem Bessern, das Land dennoch von den Fesseln veralteter Einrichtungen befangen aus mehrern Gründen, die der Vf. so wie diese ganze Materie, ausführlich entwickelt, in den Hauptzweigen seiner Industrie heute um keinen Schritt weiter sey, als vor Jahrhunderten. Die hauptsächlichsten, jetzt bestehenden Erwerbsquellen sind: *Viehzucht, Transithandel, Landbau, Holzverkauf, auswärtige Gewerbsniederlassungen und fremde Kriegsdienste*. Die *Viehzucht* liefert zur Ausfuhr nach dem Auslande meist blofs Rindvieh. Die *Alpenwirthschaft*, namentlich die Käsebereitung, wäre in manchen Gegenden noch grofser Vervollkommnung fähig. Eine bedeutende Erwerbsquelle war seit Jahrhunderten der *Durchgang von Kaufmannswaaren*, der von Reisenden kommt durch die Erbauung der Heerstrafsen hinzu; ein bedeutender Briefdurchgang *könnte* hinzukommen, und alle diese drey Quellen müssen um so reichlicher fliefsen, wenn Bündten die Preise auf den eigenen Strafsen soweit herabsetzt, dafs es die Concurrenz mit andern ähnlichen Einrichtungen aushält. Sehr wichtig und einträglich ist für den Kanton die *Ausfuhr des Holzes*. Vieles geht nach *Tyrol* für die Salzwerke, nach dem *Bodensee* zu Bau- und Brennholz, nach dem *Langensee* in geschwemmten Blöcken, nach dem *Comersee* in gesägten Bretern. Gleichwohl beschränkt sich die ganze Forstordnung des Landes auf die frommen Worte: *Wer nur den lieben Gott läfst walten*. Auch die Gewinnung und Verarbeitung der *Metalle* müfste sich zu einem wichtigen Erwerbszweige steigern lassen. An *Fabrik-* und *Manufaktur-Gewerbe* fehlt es gänzlich. Von grofsem Belange sind dagegen die Ergebnisse der *Kaffé- und Zuckerbäcker-Gewerbe* im Auslande. Der *fremde Kriegsdienst* hat seine goldenen Zeiten längst überlebt.

X. *Der Gang in's Paradies*. Diesen Namen führt die von den kalten Schrecknissen der einsamsten Alpennatur umgebene Wiege des *Rheins*, das starre Gletscher- und Felsthal, wo seine erste Quelle sich dem ewigen Eise entwindet. Aus der Geschichte eines Berliner Musensohns, der, Führer und Anweisung verschmähend, den gefährlichen Gang allein wagt, und ganz nahe daran kommt, über diesem

sem Wagstücke sein Leben einzubüfsen, werden Vorsichtsmafsregeln für künftige Wanderer auf solchen Wegen abgeleitet und hiermit in XI. *Für Reisende*, noch andre Notizen und Rathschläge für Reisende, welche sich der Graubündnerischen Alpenstrafsen bedienen wollen, in Verbindung gesetzt.

XII. *Die Stadt Chur.* In diesem Abschnitte findet sich mit heitern Farben, das Leben und Treiben, dazu die Kleinstädtereyen, Sitten, und von den Bällen und Schlittenfahrten des Winters an, bis zu den zahlreichen Herbstlustbarkeiten, ganz besonders die Vergnügungen der Hauptstadt *Graubündens* geschildert, einer Stadt, die man zu gewissen Zeiten, zumal in der Nähe des Packhofes, beym Zittern der Fensterscheiben von dem Gewichte der schwerbeladenen Frachtwagen, beym Anblicke der Menge von Fuhrwerken und Pferden, der in den geräumigen Hallen gelagerten Kisten, Ballen und Fässer, der breitschultrigen Packer, der geschäftigen Handlungsdiener und Packhof-Beamten in Versuchung geräth, ausschliefslich für eine Handelsstadt zu halten, die aber im Frühjahr wenn Scharen von Knechten, mit Schaufeln und Hacken, in der Morgenkühle aus allen Thoren ziehn, im Sommer hochbeladene Wagen den Erntesegen einbringen, oder bald in allen Stadtvierteln der abgemessene Takt der Dreschflegel das Herannahen des Herbstes verkündet und durch die Vorboten des Winters vom Hochgebirge vertrieben die Herden durch alle Gassen in ihre Stallungen eingehn, als ein ansehnliches *Dorf* mit gemauerten Häusern, Ringmauern und Thoren erscheint. — XIII und XIV. enthalten noch eine Reihe vermischter Bemerkungen aus des Vfs. Tagebuch. Hier erfährt man neben andern als etwas der Churer-Bürgerschaft Eigenthümliches, dafs sie noch heut zu Tage jedes Jahr einen sogenannten *Klag- oder Schmälsonntag* hat, an welchem jeder Einzelne seine auf öffentliche Verwaltung bezüglichen Klagen oder Wünsche dem Vorsteher seiner Zunft eingeben kann, der sie dann, von Amtes wegen und ohne Nennung des Eingebers der Obrigkeit zur Berathung vorlegen mufs, eine Sitte, der das Gemeine-Wesen die Abschaffung schon mehr als eines Mifsbrauchs verdanken soll.

Der Stil des Vfs. wäre mancher Verbesserung fähig und am wenigsten wollen ihm die Hexameter gelingen. Wahrhaft *poetische* Stellen finden sich S. 104 und 105, auch S. 222.

Als häfsliche Druckfehler bezeichnen wir folgende: S. 6. ins Ohr *raumen*, statt *raunen* — S. 39. *der* Plan, statt *den* Plan — S. 26. Vorder- und *Hinter*- statt Vorder- und *Mittel*-Rhein. Auch die Interpünction ist mangelhaft.

ÖFFENTLICHES RECHT.

Erlangen, b. Palm u. Enke: *Die Protokolle der hohen deutschen Bundesversammlung.* Eine publicistische Betrachtung von Dr. *Adolph Michaelis*, ord. Prof. d. Rechte in Tübingen. 1829. 63 S. 8. (8 gGr.)

Dieses Werkchen, welches das passende Motto aus *Ancillon*: „*On peut opposer à tous les principes politiques des exceptions: mais il ne faut pas, pour eviter cet inconvénient, vouloir fonder des principes politiques sur des exceptions*" an der Stirne trägt, beklagt, wie es schon so viele der ausgezeichnetsten Rechtsgelehrten gethan haben, gleichfalls, dafs die Bundesversammlung sich bewogen gefunden habe, die Art der Mittheilung ihrer Verhandlungen, durch den Beschlufs vom 1. Jul. 1824, so zu beschränken, dafs das frühere lebensreiche Sprudeln dieser Rechtsquelle zu einer kargrieselnden geworden ist, und die Wissenschaft des Staatsrechts dadurch einen unersetzlichen Verlust erlitten hat. In einer freymüthigen, jedoch anständigen und bescheidenen Sprache sucht der Vf. zuerst die grofsen Nachtheile zu schildern, welche jener Beschlufs der Wissenschaft zugefügt hat, sodann zu zeigen, dafs diejenigen Bedenklichkeiten, welche ihn veranlafst haben, gegenwärtig verschwunden seyen; dafs selbst der Grund jener Bedenklichkeiten zugestanden, die genommene Mafsregel viel zu weit führe, indem dieselbe zu demjenigen gehöre, „was ein zu weit getriebener Eifer im Gäten genannt wird, und vielmehr als Brachlegung eines der besten, reiches Gedeihen unfehlbar versprechenden Feldes der Wissenschaft" betrachtet werden müsse; und dafs derselbe auf jeden Fall nicht als ein für alle Zukunft dauernder, sondern gleich andern durch momentanes Bedürfnifs der Gesammtsicherheit hervorgerufenen Beschlüssen, wie z. B. dem in der 35. Sitzung vom J. 1819 und der 24. Sitzung vom J. 1824, als eine transitorische Verfügung angesehen werden dürfe, die im Laufe der Zeit, ja in der nächsten Zeit ihr Ende finden werde, „wenn anders wir die Zeichen der Gegenwart ebenso richtig erkennen, als wir über diejenige, welche die Hauptverirrungen der Vergangenheit in den Meinungen über öffentliches Recht und Politik beurkundeten, keine Selbsttäuschung zu befürchten haben." — Wie könnte auch den abenteuerlichen revolutionären Nachzüglern, die, Feinde des Rechts, seinen Frieden durch Mifsbrauch zu stören, beabsichtigten, fährt der Vf. fort, der tückische und hämische Genufs gelassen bleiben, dafs sie das, was sie nicht *ganz* bewerkstelligen konnten, doch *zum Theil* erreicht haben — durch Hervorrufung verdunkelnden Mifstrauens und einengender Hemmung gerade da, wo dem begeisterten Schwunge für das Recht der guten Sache und seinen Segen, wie Stärkung durch Verbreitung von Rechtsideen und Rechtsansichten, so Leitung durch verwirklichte Rechtsanschauungen gegeben werden soll, in besonnener, gründlicher und öffentlicher Lehre." — Da sich das Buch im wesentlichen als eine an die Bundesversamm-

sammlung *selbst* gerichtete Denkschrift verhält, wodurch, im Namen der Wissenschaft und der Praxis, die Zurücknahme jenes Beschlusses verlangt wird; so ist gewifs nichts mehr zu wünschen, als dafs dieselbe zur Kunde dieser hohen Behörde selbst gelangen, und nicht unberücksichtigt gelassen werden möge!

RÖMISCHES RECHT.

Turin, b. Botta's Erben: *Corpus Juris civilis quo Jus universum Justinianeum comprehenditur.* Editio *tertia*. Taurinensis. Tom. I et II. 1829. 1471 S. 4. (45 Franken, auf feinerem Papier 55 Franken.)

Bey der Anzeige des hier genannten Buches tritt ein sehr ungewöhnlicher Fall ein. Ich gestehe ganz offen, dafs ich dasselbe noch gar nicht gesehen habe, und dafs ich es blofs aus einer Anzeige in der *Biblioteca Italiana, Agosto* 1829. p. 248 — 52 kenne; allein ich kann genau bestimmen, was in dem Buche enthalten ist, und ich wünschte nicht blofs das Buch selbst, sondern auch jene eben so merkwürdige Recension desselben bekannt zu machen.

Die neue Ausgabe des *Corpus Juris* ist von *Giovanni Calza* besorgt, und wie es scheint, im Junius 1829 vollendet worden. Sie ist aber nichts, als ein reiner Nachdruck der Turiner Ausgabe von 1782, und der Herausg. rühmt sich keines anderen Verdienstes, als über 5000 Druckfehler verbessert zu haben. So stehen denn im Anhange, nach wie vor, Ulpian, Paulus und der *westgothische* Gajus beysammen; so wenig war in Turin, kaum 50 Meilen von Verona, der echte veroneser Gajus im J. 1829 bekannt!

Der Mailänder Rec. ist allerdings wenig mit dieser Ausgabe zufrieden; aber was er tadelt, ist — dafs man die Turiner Ausgabe nachgedruckt habe, und nicht die Basler von 1790, mit deren Titel allein er eine halbe Seite seiner kurzen Anzeige ausfüllt. Von dem echten Gajus, den vatikanischen Fragmenten und dgl. weifs er nichts; und doch wünscht er die Anhänge des *Corpus Juris* vervollständigt zu sehen, wie folgende unvergleichliche Stelle beweiset: „*Se al tempo di Simone Van Leeuwen fossero state scoperte altre reliquie delle leggi imperiali e la legislazione di Teodorico re dei Visigoti dominante nel mezzodì della Francia pubblicate per cura di Giovan Cristoforo Amaduzzi colla bella edizione in foglio fatta nell' anno* 1767 *in Roma dalla stamperia dello Zampellio a spese del librajo Venanzio Monaldini, noi potremmo congetturare che alla grande edizione del Van-Leeuwen sarebbe stato aggiunto il volume pubblicato ed illustrato si degnamente dall' Amaduzzi. Certamente questa giunta non debb' essere dimendicata dai cultori della giurisprudenza etc...*"

(Wären zu *van Leeuwen's* Zeit schon andere Bruchstücke kaiserlicher Gesetze, und die Gesetzgebung des Westgothenkönigs *Theodorich*, der im südlichen Frankreich herrschte, entdeckt gewesen, welche 1767 in der schönen Folio-Ausgabe von *Amaduzzi* bekannt gemacht worden sind, so würden diese ohne Zweifel der grofsen *van Leeuwen'schen* Ausgabe mit einverleibt worden seyn. Gewifs sollten die Rechtsgelehrten nicht vergessen, diese Stücke hinzuzufügen....)

In einen erbaulicheren Unsinn konnte kein Halbwisser je sich verstricken. Uebrigens spricht er auch von den Gesetzen des *Menu*, und von dem Gerücht, dafs die Franzosen sich wieder ernstlicher mit dem römischen Rechte beschäftigen; aber die deutsche Jurisprudenz ist ihm fremd, und nur den Namen *Savigny* und *Niebuhr* widerfährt die Ehre, dem miserabeln *Terrasson* zur Seite gestellt zu werden.

Blume.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Nauk: *Sieben und vierzig Jahre eines Revolutions-Mannes*, oder Leben und Abenteuer Hanet Clery's, während der Revolution bey dem Kriege in Deutschland und Italien, auf St. Domingo und in Corsika. Aus dem Französischen von *Friedrich Gleich.* — *Erster* Theil 242, *zweyter* Theil 232 S. 8. 1829. (2 Rthlr.)

Hr. *Hanet Clery*, ein Ehrenmann, und Bruder des treuen Kammerdieners Ludwig's des 16ten, den er auch bey der Gefangenschaft im Tempel nicht verliefs, erzählt hier seine Schicksale während der Revolution, des Napoleonischen Kaiserreichs, und der Königl. Regierung, welche, da sie zugleich einen reichhaltigen Anekdoten-Schatz, von Ludwig dem 16ten., Marie Antoinette, Napoleon und verschiedenen franz. Marschällen enthalten, nicht verfehlen werden, ihm den Beyfall und die Theilnahme der Leser zu gewinnen, obgleich schon einige davon aus den Memoiren seines Bruders bekannt sind. Unter diesen Anekdoten werden zwey von Moreau erzählt welche den liebenswürdigen Charakter desselben in ein schönes Licht stellen. Rec. hat zwar nicht Gelegenheit gehabt das Original mit der Uebersetzung zu vergleichen: da sich diese aber gleich einem Original liest, und der Name des Uebersetzers für ihre Treue bürgt; so kann sie wohl nicht anders als gelungen genannt werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1830.

GESCHICHTE.

FRANKFURT a. M., b. Brönner: *Geschichte der Westgothen* von Dr. *Joseph Aschbach*. Mit 2 lithogr. Blättern. 1827. VIII u. 365 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Wenn auf dem grofsen, weltgeschichtlichen Gebiete, das einem grofsen lebendigen Völkergemälde gleicht, jeder, auch der kleinste Theil, in welche die menschliche Schwäche dasselbe theilen mufs, gründlich durchforscht, und als wahres, treues Gemälde aufgestellt ist, dann erst kann aus dem Einzelnen das Ganze zusammengesetzt und das Verschiedenartigste, was Natur und Kunst, Wissenschaft und Politik bis auf einen bestimmten Zeitpunkt hervorgebracht haben, überschauet werden. Seit mehrern Jahrzehenden hat die Geschichtsforschung nicht unbedeutende Beyträge — Beschreibungen einzelner Staaten in dem physischen und geistigen Leben ihrer Völker — der alten, mittlern und neuen Geschichte geliefert, und fährt noch immer fort, vornehmlich die alte Geschichte und ihre Hülfswissenschaften in gediegenen Monographien zu fördern.

Zur Erhellung dunkler Partien der frühern Geschichte vermag die Bearbeitung der Geschichte der Gothen im Allgemeinen viel. Sie trennen sich, wie bekannt, in Ost- und Westgothen. Jene haben mit mehrern andern germanischen Völkern die Aufmerksamkeit der Geschichtsforscher auf sich gezogen und ihre Geschichte ist früher und gelungener bearbeitet worden, als die der Westgothen, welcher sowohl gute Quellen mangeln, als auch der Zusammenhang, der durch Benutzung historischer Fragmente mit grofser Vor- und Umsicht nur hergestellt werden kann. Hr. Prof. *Aschbach* spricht sich darüber Vorr. S. V aus: „Sind auch für die frühere Geschichte noch erträgliche Schriftsteller Führer, so hört diese Annehmlichkeit bey dem Fortgange der Geschichte fast gänzlich auf, und zuletzt mufs man aus den trockensten und geschmacklosesten Chroniken entstellte Thatsachen einer verworrenen Zeit ordnen, berichtigen und in Zusammenhang bringen." Namhaftes Verdienst hat sich der Vf. um die Geschichte dieses Volkes erworben, wenn auch die Wichtigkeit des Volkes nicht von Allen so hoch angeschlagen werden möchte, als Vorr. S. III u. IV geschehen. — Ein Verzeichnifs der wichtigsten Quellenschriften neuerer Zeit, welche benutzt worden sind, denen wir aber noch mehrere beyfügen könnten, (*Beck* allgem. Völkergesch. Th. 2. S. 517.) schliefst die gehaltreiche Vorrede.

Zwar könnte und sollte Rec. bey diesem ersten Versuch, die Geschichte der Westgothen zusammenhängend zu erzählen, sein Augenmerk vorzüglich darauf richten: wie die vorhandenen Quellen benutzt, die Lücken ausgefüllt, überhaupt vom Vf. der Pflicht des Geschichtforschers und Erzählers genügt worden sey; er würde dieser Pflicht nachzukommen suchen, wenn ihm der dazu nöthige Raum gestattet wäre. Ungern fügt er sich dieser Nothwendigkeit, nicht, weil er sich selbst vergessen mufs, sondern weil ihm die Gelegenheit entgeht, sprechende Beweise von dem unermüdlichen Fleifse, der gründlichen Durchforschung der Quellen, der glücklichen Combinationsgabe, überhaupt von dem Gelingen eines historischen Werkes zu geben, welches in diesem Literaturzweige Auszeichnung verdient. Nur die Anzeige seines In- und Gehalts stehe hier, dem Rec. eine oder die andere Bemerkung beyfügen will.

Das Ganze zerfällt in *vier* Hauptabschnitte, welche nach bedeutendern Ereignissen geschieden sind. Der *erste* beschäftigt sich mit dem Beginnen der Selbstständigkeit der Westgothen und beleuchtet in *drey* Capiteln ihre früheste Zeit. An der untern Donau erscheinen die Gothen, wagen wiederholte Einfälle in die römischen Provinzen, Kleinasien und Griechenland, plündern, verheeren, und stiften unter Hermanrich und Athanarich ein grofses Reich. In mehrere kleine Stämme vertheilt, deren jeder einen Anführer hatte, welche sie Könige nannten, scheinen sich einige unter ihnen inniger an einander geschlossen und ein eigenes Volk gebildet zu haben. Die ganze Nation theilte sich in Ost- und Westgothen, über welche letztere Hermanrich die Herrschaft an Athanarich abtrat. Wenn auch, wie S. 20 bemerkt wird, die Benennungen von den Römern nach den Wohnplätzen der beiden Völkerstämme nicht gebraucht worden wären, wie Rec. es doch scheint, so hat wohl die Trennung des Römerreichs in östliches und westliches die nächste Veranlassung gegeben. Eine besondere Erscheinung ist in dem Zeitraume von 369 bis 378 das Christenthum unter den Westgothen, welches wohl durch Constantin den Grofsen gefördert, aber nicht eingeführt werden konnte, Wir treten dem Vf. S. 28 gern bey: dafs die Edda von dem Volke als Religionsbuch nicht angenommen worden, wenn sie auch Odin verehrt haben, sondern finden in dem Namen Gothen, Westgothen in politisch-religiöser Hinsicht ge-

nannt, schon eine Hindeutung — *Choda* persisch und im *Sanscrit Codam* — Gott — auf die Verehrung Gottes nach den Begriffen des Christenthums, welche dadurch noch mehr begründet wird, dafs gothische Bischöfe schon zu Nicaea (325) gegenwärtig waren. Unstreitig hat Ulphilas, dessen Geburts-Ort und Jahr nicht mehr und sicher zu bestimmen sind, durch seine Bibelübersetzung zur Verbreitung desselben viel beygetragen, wie überhaupt zum Bestehen des Volkes. Schätzenswerth für den neutestamentlichen Isagogiker und Sprachforscher sind die von dieser Uebersetzung gesammelten Nachrichten, zum Theil aus *Zahn;* aber wir hätten sie hier eben so wenig vermifst, als die Forschungen über die Erfindung der gothischen Schrift, welche nach unserer Meinung schon lange vor Ulphilas bekannt gewesen seyn mufs, wenn man sich ihrer bedienen sollte. Das *adinvenit litteras gothicas* mufs nothwendig in seiner Bedeutung beschränkt werden. — Hieher gehören die zwey lithographirten Blätter. —

Im *zweyten* Abschnitte von 375 bis 419, begleitet der Vf. das Volk durch den Süden Europa's und zwar erst nach Thracien. Die Hunnen brechen ein, Hermanrich findet den Tod. Sie ziehen wieder der Donau zu, Athanarich mit einem Theile in die Gebirge der Sarmaten, ein anderer unter Friedigern wieder nach Thracien. Vereint mit allen Stämmen belagert er, vergeblich, Hadrianopel und verheert das Land. Valens und die Geifsel der Gothen sind nicht mehr. Theodosius gewinnt ihre meisten Anführer, sie werden *Foederati* der Römer. — Unter Alarich den Balthen, durchziehen sie nach Theodosius Tode Macedonien, Thessalien und den Peloponnesus. Alarich entkommt dem Stilicho und wird vom Kaiser zum Oberfeldherrn in Illyrien ernannt, fällt in Italien ein, versöhnt sich mit Stilicho, brandfchatzt Rom, belagert es zweymal und nimmt es zuletzt ein. In Unteritalien, wohin er sich gezogen hatte, stirbt er. — Mit Ataulph, seinem Nachfolger, bekriegt Honorius seinen Gegner; beide entzweyen und bekriegen sich. Placidia, des Kaisers Schwester, fällt dem Frieden als Opfer. Nach Spanien vom kaiserlichen General Constantius getrieben, belagern die Westgothen Barcellona; Ataulph wird ermordet. Wallia, sein Nachfolger, fchliefst den Frieden mit dem Kaiser, besiegt die Vandalen und Sueven in Spanien und gründet das tolosanische Reich.

Einen neuen Abschnitt von 419 bis 451 bildet die Geschichte des westgothischen Reiches. An den Ufern der Garonne setzten sie sich fest und eigneten sich Kunst und Wissenschaft mit so glücklichem Erfolge an, dafs sie den Römern den Vorzug streitig machen. Wallia starb 419 und die Gothen erhoben Theodorich I. auf den Thron. Er steht den Römern gegen die Vandalen bey, fpäter gegen diefe auf und wird durch Aetius zum Frieden gezwungen, in seiner Hauptstadt Toulouse von den Römern belagert, schliefst Frieden und wird ihr Bündner gegen die Sueven, zieht gegen die einfallenden Hunnen unter Attila, siegt auf den catalaunischen Feldern und wird ermordet. Sein Sohn Thorismund auf den Thron erhoben, besiegt die Alanen, belagert Arles und wird ermordet. Unter Theodorich II. blüht das Reich, 453 bis 484. Als Bundesgenofs der Römer und als König, wie sein Namensvorgänger, ist er grofs und tapfer im Kriege gegen die Sueven und fällt 466 durch seines Bruders Hand. — Anziehend wird seine Persönlichkeit und fein Charakter S. 143 bis 146 geschildert. — Eurichs, welcher als Nachfolger ein Bündnifs mit den Römern fchliefst, an der Loire die Briten schlägt und zwischen der Rhone und Loire das Land erobert, Spanien und die Provence besetzt und feinem Volke geschriebene Gesetze unter dem Beystande seines ersten Ministers, Leo, giebt, starb in Arles 484 und hinterliefs seinen Sohn Alarich und Nachfolger. — Auch dieses Reich geht seinem Untergange entgegen unter Alarich II. Gesalichs. Theodorich der Grofse. Amalrichs. Verwickelt in so mannichfaltigen Streit und Kriege verliert das Reich an Umfang, das Volk an Macht *und* Ansehn, und geht, wie auch durch manche Einrichtungen, welche Theodorich machte, dem Untergange entgegen zu arbeiten, unter. Unstreitig hat auch die katholische Religion, welche von den tolosanischen Königen, besonders von Eurich, verfolgt wird, ihren Antheil daran, und es bewährt sich hier, wie allenthalben, dafs religiöse Reactionen den bedeutendsten Einflufs auf das Wohl und Wehe der Länder und Völker äufsern.

In Spanien schlug der als wahrscheinlich aus eigener Macht sich zum König erhobene Theudes, vielleicht in Barcellona, seinen Thron auf und begründete das westgothische Wahlreich. Die alten Einwohner, der gröfsern Zahl nach Katholiken, behandelte er milder, als die vorigen Herrscher. Mit den Franken kriegte er nothgedrungen und besiegte sie durch Theudisculus, welcher, wie Theudes König und ermordet wurde. Agila wird König *und* kämpft mit Athanagild. Ihm folgen mehrere Könige, einige auf kurze Zeit, und das westgothische Reich beginnt unter Arianischen Königen 631 und endigt 586. Der Vf. giebt für unsere am Ende des vorigen Abschnittes gemachte Bemerkung den Beweis S. 220. 221. — Recared, dem katholischen Glauben treu, folgt seinem Vater in der Regierung, hebt alle Beschränkungen auf, läfst mehrere Kirchenversammlungen zu Toledo halten, verweist die Arianer und macht besondere Einrichtungen im Staate und Veränderungen in der Gesetzgebung und dämpft, wie mehrere seiner Nachfolger, innere Unruhen, führt Kriege mit Auswärtigen meist glücklich, dafs Receſsuinth sein Volk wahrhaft beglücken kann. — In *zwey* besondern Abschnitten wird über die Staatsverfassung und Gesetzgebung der Westgothen gesprochen. Der Vf. bewährt dadurch das in der Vorrede Gesagte: „das westgothische Wahlreich sey dem erloschenen römisch-deutschen Vorbild geworden." Interessant würde eine Vergleichung beider seyn, wenn sie hier ausgeführt werden

den könnte. Das Reich, welches 586 so fest begründet wurde, geschwächt unter seinen Königen Wumba, Erwig, Egiza und Witiza, stürzt nach 124 Jahren wieder durch die Muhamedaner zusammen. Dieses ist der Verfolg der Geschichte dieses Reichs, welcher der Vf. einige Beylagen S. 335 bis 365 hinzufügt über das Gesetzbuch Alarichs, *Breviarium* genannt, über die spanischen Concilien, die Erzbischöfe von Toledo, das *Officium Gothicum*, die westgothischen Münzen und die Folge der Könige.

So entstand in der Mitte römischer Provinzen der erste geordnete germanische Staat, das tolosanische Königreich, übertraf an Macht und Cultur das römische, und stürzte durch den Zusammenfluss unglücklicher Umstände schneller, als es sich erhoben. — Ein neues Reich erhob sich in Spanien, reich an Unterthanen, verschieden in Sitten, Religion, Sprache und Denkart. Selbstsüchtige Erhebung, Anmafsung von Vorrechten bey den verschiedenen Ständen, Mangel an Gemeinsinn und Thätigkeit fürs Ganze schwächten dasselbe und seine Unterthanen mufsten sich den Nomaden der afrikanischen und arabischen Sandwüsten unterwerfen.

BERLIN, b. Reimer: *Albrecht's von Wallenstein*, des Herzogs von Friedland und Mecklenburg, *ungedruckte, eigenhändige, vertrauliche Briefe und amtliche Schreiben* aus den Jahren 1627 bis 1634 an *Arnheim* (v. Arnimb), *Aldringen, Gallas, Piccolomini, Tilly*, nebst dem Briefwechsel mit Kaiser *Ferdinand II.*, König *Ferdinand III.*, Kurfürsten *Maximilian I., Trautmannsdorff, Eggenberg, Wardenberg* u. A. Mit einer Charakteristik des Lebens und der Feldzüge Wallenstein's. Herausgeg. von *Friedrich Förster*. Mit dem Plane zur Schlacht bey Lützen von Wallenstein's Hand und neun Blättern mit Facsimiles. *Erster* Theil. 1828. *Zweyter* und *dritter* Theil. 1829. gr. 8. (6 Rthlr. 12 gGr.)

Es ist einer der bedeutendsten Männer des dreyfsigjährigen Krieges, zu dessen näherer Kenntnifs diese Bände führen sollen, es ist *Wallenstein*, der ausgezeichnete Feldherr, der strenge Mann, der sanften Gefühlen nur wenig zugänglich ist, der blofs dem Kriege lebte oder sich in hochfahrenden Plänen und Entwürfen gefällt. So hatte *Schiller* dem deutschen Publikum Wallensteins Bild gezeichnet und so war die Schilderung in viele Bücher übergegangen, bis neuerdings *C. M. Arndt* in seinen *An- und Aussichten der deutschen Geschichte* (I, 351 f.) und *C. F. Schulze* in seiner *Geschichte der neuern Zeit* (I, 474 f.) von jener Urzeichnung etwas abwichen und namentlich die Zweifel an Wallenstein's Schuld bedeutender hervorhoben. Bekanntlich hatte schon *Schiller* in der Geschichte des dreyfsigjährigen Krieges (I, 256 f. der Stuttgart. Ausg.) ebenfalls diese Zweifel angeregt und sie waren ihm also nicht unbekannt, als er in seinen dramatischen Schöpfungen von der Geschichte abwich. Man vergleiche seine eignen Aeufserungen in einem Briefe an *Böttiger* in der *Minerva* für 1811. S. 35 f. Damals bemühte sich auch *Schiller* vielfach um genauere Nachrichten, die er sich jedoch nicht verschaffen konnte, weil die gräfliche Familie von Waldstein in Böhmen des Dichters Gesuch um Mittheilungen aus dem Familienarchive nicht berücksichtigte. Seitdem scheinen die Stimmen der Gelehrten in Oestreich getheilt zu seyn. Der Freyherr *von Hormayr* hat an verschiedenen Stellen seiner historischen Werke Wallenstein's Schuld und Verrätherey behauptet, und ihm schliefst sich *Joh. Sporschil* in seinem Buche: *Wallenstein, ein historischer Versuch* (Leipzig 1818) S. 109—128 an. Die letztere Schrift ist jedoch ohne alle urkundliche Beglaubigung. Dagegen ist uns aus Bücheranzeigen bekannt, dafs Papiere aus Wallenstein's Nachlasse in den *Miscellen aus dem Gebiete der militärischen Wissenschaften* (Wien 1820) *Bd. II. S.* 351—518 gedruckt sind, aus welchen Wallenstein's gänzliche Schuldlosigkeit hervorgehen soll. Diese Mittheilungen hat Hr. *Förster* wenigstens namentlich nicht erwähnt, dagegen — soviel Rec. bemerkt hat — *einmal* (III, 294) der *östreichischen militärischen Zeitschrift* und eines, die Wallenstein'sche Sache betreffenden, Aufsatzes gedacht. Wir dürfen hierbey auch die Antwort Kaiser Leopolds II. nicht übergehen, die er nach Hn. *Förster* (Vorrede zu Th. II. S. XIII) zu Eger seinen Hofleuten gab. Es sey, so entgegnete er diesen, noch nicht *entschieden*, ob der, welchen sie einen *Verräther* nannten, auch ein *Verräther* gewesen sey und man müsse es der Zeit überlassen, diese traurige Geschichte aufzuklären. Nach demselben Gewährsmann a. a. O soll Joseph II. auch dem Könige Friedrich II. auf seine Frage nach Wallenstein's Schuld oder Unschuld eine ausweichende Antwort gegeben und geäufsert haben, dafs er seinen Vorfahren keine Ungerechtigkeit zutrauen könne.

Bey dieser Unsicherheit der Angaben und Ungewifsheit in den Urtheilen über einen der berühmtesten Helden des dreyfsigjährigen Krieges können *ungedruckte* Briefe Wallenstein's und andrer merkwürdiger Männer jener Zeit nicht anders als sehr willkommen seyn. Diese *eigenhändigen vertraulichen Briefe und amtlichen Schreiben* aus den Jahren 1627—1634 stammen der Hauptmasse nach aus dem Archive des kaiserlichen Feldmarschalls und kurfürstl. sächsischen General-Lieutenants *Hans Georg von Arnimb* (Arnheim) auf Boyzenburg in der Ukermark und sind jetzt Eigenthum der Grafen von Arnim. An diesen, aus der Geschichte des dreyfsigjährigen Krieges hinlänglich bekannten Heerführer, dessen Leben Hr. *Förster* im Anhange zum *dritten* Theile S. 108—144 beschrieben hat, sind die meisten Briefe im *ersten* Theile geschrieben und zeigen hinlänglich, welches Vertrauen Wallenstein zu dem Grafen Arnim hegte. „Ich berichte den Herrn", schreibt Wallenstein am 3. Octbr. 1678, „dafs viel wichtige Sachen sich an die Hand geben, darin ich des Herrn Meinung gern vernehmen möchte, ersuche

suche derowegen den Herrn ganz fleifsig, er wolle, da es anders ohne *prejudicio* seiner Cur ist, zu mir nur auf ein Paar Tag sich verfügen." (I, 400) Man vergl. I, 162. 168. 258. 393. 407 u. a. m. Diese Stellen sowohl als auch die vertrauliche, freundschaftliche Art, in welcher sich Wallenstein gegen Arnim äufsert, die *sechs* bis *acht* Briefe, die er an *einem* Tage an denselben schrieb, die vielen militärischen Details, die er demselben mittheilt und die freylich für den Layen weniger interessant sind, sprechen hinlänglich für die Echtheit und Glaubwürdigkeit dieser Briefe, welche Hr. *Förster* auch durch seine Schilderung des Aeufsern derselben, der Schreibart, durch Hinzufügung mehrerer Facsimiles u. dgl. wesentlich erhöht hat. Der vertrauliche Briefwechsel mit Arnim endigt mit dem Jahre 1629, wo Arnim ungern die kaiserlichen Hülfsvölker nach Polen führte, indem Wallenstein sich weigerte, auf manche Forderung des Feldmarschalls einzugehen und überhaupt eine weit strengere Sprache annimmt. Als Arnim zögerte vorzurücken, schreibt Wallenstein: „der Herr hat Ordonnanz von *mir* gehabt, in Preufsen zu rücken und dieser hat er alleweg nachzukommen: erst wenn er in Polen ist, ist er an den König gewiesen. Dahero dann der Herr keinen Augenblick verliere, sondern *in continenti* ohne einiger Minuten *dilacion* hineinrücke." (II, 41). Oder bey Abdankung des Obersten Sparr, den Arnim nicht gern entlassen wollte: „ich bin resolvirt, ihn durchaus nicht mehr in der *Armada* in Ihr Maj. Diensten zu halten, der Herr aber lebe dieser meiner Ordinanz wirklich nach, denn *ich will keine Replica, sie sey, auch wie sie wolle, admittiren.*" (II, 45). Im Jahre 1633 finden sich wieder einige Briefe beider Feldherren, welche den beabsichtigten Frieden betreffen, wo aber beide in einem, von dem frühern ganz verschiednen Verhältnisse zu einander stehen.

Wo nun die Arnim'schen Briefe aufhören, da hat Hr. *Förster* im *zweyten* und *dritten* Theile viele wichtige Schreiben und Actenstücke mitgetheilt, welche ihm entweder aus dem geheimen Archive des Hofkriegsrathes zu Wien mit grofser Liberalität mitgetheilt sind, oder die er sich auf einer Reise durch Böhmen, Mähren und Schlesien verschafft hat. Auch hier giebt es äufsere Umstände genug, welche die Echtheit der mitgetheilten Briefe beweisen. So ist unter andern (II, 273) der Brief abgedruckt, durch welchen Wallenstein den General Pappenheim vor der Schlacht bey Lützen von Halle zurückrief, wobey der Herausg. bemerkt, dafs er diesen Brief mit dem Blute Pappenheim's, der an diesem Tage den Brief in der Tasche getragen habe, bespritzt, im Archive zu Wien gefunden habe. Auch sonst ist Hr. *Förster* in Mittheilung kleiner Abänderungen, Correcturen, durchgestrichner Zeilen u. s. w. diplomatisch genau zu Werke gegangen, wie es denn auch an Facsimiles nicht fehlt.

Soviel nun über die äufsere Gestalt der hier — wenigstens dem gröfsten Theile nach — zum ersten Male ungedruckt erscheinenden Briefe. Sie sind übrigens in einem schlechten Deutsch abgefafst; französische, lateinische und italienische Wörter kommen fast in allen Zeilen vor. Die Rechtschreibung ist sehr mangelhaft, so auch die Interpunction, die in Wallensteins eigenhändigen Briefen (denn eine Anzahl sind von seinen Schreibern und Kanzleybeamten aufgesetzt) gänzlich fehlt. Eine ausführliche Charakteristik des innern Gehaltes würde viel zu weitläuftig führen: wir wollen es daher nur bey einigen allgemeinen Zügen zur Charakteristik Wallenstein's selbst bewenden lassen. Die ganze Art und Weise, wie sich Wallenstein sowohl über militärische als über politische Verhältnisse äufsert, zeigt seinen Beruf zum Herrschen und zum Gebieten. In dieser Beziehung sind sie also ein wahrhafter *Spiegel* seines Aeufsern, denn auch der treusten Abbildung von ihm, die sich von *van Dyck's* Hand in der Lichtenstein'schen Sammlung zu Wien befindet, wird niemand das Zeugnifs versagen, dafs dieses Bild ein von der Natur gegebenes Anrecht zum Herrschen habe. „Man vgl. *von Raumer* in der *Herbstreise nach Venedig* Th. II. S. 225. Dafs Wallenstein es mit seinen Untergebenen streng nahm und dafs diese Strenge oft in Härte ausartete, ist bekannt. Die Briefe enthalten dazu manche merkwürdige Belege, von denen einige hier stehen mögen. „Wir haben", heifst es I, 176 „aus des Herrn (Arnimb's) Schreiben vernommen, wessgestalt des Obristen Hussmann Obristlieutenant aus dem Arrest ausgerissen. Derohalben der Herr solle ihn drey Mahl citiren und da er zum dritten Mahle nicht erscheinen würde, seinen Nahmen an den Galgen anschlagen lassen: im Fall er aber wiederum compariret, werde der Herr wider ihn, wie es auf solche, welche aus dem Arrest sich begeben, sich gebührt, andern zum Exempel ein presslichs. (?) demonstration thun." M. s. Aehnliches auf S. 170. 259. Noch schärfer lautet (II, 262) die Ordre an Pappenheim, als er zögerte, sich vor der Lützner Schlacht nach Sachsen zu begeben. Da schickte ihm Wallenstein den Befehl, „*incontinenti* aufzubrechen und sich nach Thüringen zu verfügen." Ein Tagsbefehl an sämmtliche Officiere war beygelegt, worin alle diejenigen ihrer Stellen für *verlustig* erklärt wurden, die sich weigerten zu marschiren. Ungesäumt meldete nun Pappenheim zurück, dafs er bereits auf dem Marsche sey.

(Der Beschluss folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1830.

GESCHICHTE.

BERLIN, b. Reimer: *Albrecht's von Wallenstein* u. s. w. *ungedruckte, eigenhändige, vertrauliche Briefe und amtliche Schreiben* — — herausgegeben von *Friedrich Förster* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Nicht minder strenge verfährt Wallenstein mit den deutschen Reichsfürsten, über deren Land und Leute er bald mit, bald ohne kaiserlichen Befehl schaltete. Dazu geben die Briefe an die Herzoge von Mecklenburg, an Herzog Georg von Lüneburg, Markgraf Sigismund von Brandenburg und andere hinlängliche Belege, vor allen aber der an den Herzog Bogislaw von Pommern aus Prag vom 13. Jan. 1628. „Wir können nicht unterlassen, Ew. Liebden zu berichtigen, wessmassen wir verständiget worden, dafs Sie Bedenken haben, etliche General-Provianthäuser in Dero Land zur Unterhaltung des kaiserlichen Volks anrichten zu lassen. *Es nimmt uns dahero nicht wenig Wunder, dafs Ew. Liebden dergleichen Entschuldigungen anziehen mögen,* denn dieselbigen *privilegia* sind allein zu Friedenszeiten zu gebrauchen, in Kriegszeiten aber hat es damit eine andere Meinung. Desshalb versehen wir uns zu Ew. Lb., Sie werden Ihre eigne Wohlfahrt in Acht nehmen, und dieweil solches zur Conservirung und grossem Nutzen Ew. Lande gereicht, es beliebig seyn lassen, dass dieses in das Werk gesetzt, zur Unterhaltung des kaiserlichen Volks etliche Provianthäuser in Dero Land angerichtet und allda das Getreide verwahrt werde. Verbleiben benebenst Ew. Lb. zu angenehmer Diensterweisung willig." (I, 272).

Wir dürfen übrigens nicht verschweigen, dafs sich auch mehrere Befehle und Schreiben in den beiden ersten Bänden finden, wodurch Wallenstein seinen Obersten und Generalen eine gröfsere Schonung der besetzten Länder zur Pflicht macht, wie I, 90. 155. II, 267. Aber das Elend und die Noth jener Länder zeigen hinlänglich, dafs es dem Feldherrn nicht rechter Ernst mit der Ausführung jener Befehle gewesen sey.

Man hat sich — und zwar besonders durch *Schiller's* Dichtung — daran gewöhnt, in Wallenstein vorzugsweise den Feldherrn anzuerkennen und seine politische Wirksamkeit einer geringern Aufmerksamkeit zu würdigen, indem man ihm bald einen schwindelnden und sich selbst unklaren Ehrgeiz, bald eine vollkommene Abhänglichkeit von seinen Hofastrologen *Keppler* (II, 1 ff.) und *Zenno* (III, 368, gewöhnlich *Seni* genannt) Schuld gab. Aber auch hier zeigen ihn die Briefe von einer andern Seite. Während des Dänenkriegs vom J. 1627 ist es der Umsturz der dänischen Macht, der ihn beschäftigt, die Gewinnung der Ostseehäfen (I, 267. 278. 286. 333.) und die Erhebung Ferdinand's II. auf den dänischen Thron (I, 162. 168. 258). Dazu will er ein grofses Bündnifs mit Spanien und andern Mächten, selbst mit Schweden, schliefsen und nur die Holländer als „*destructores regum et principum*" (I, 144) davon entfernt wissen. Für sich selbst wollte er nur den Besitz von Mecklenburg gesichert haben. Ferner ist Wallenstein weit entfernt, die schwedische Macht für verächtlich zu halten. „Den Schweden", schreibt er an Arnim am 23. Nov. 1627, „will ich gern zum Freunde haben, aber dafs er nicht gar zu mächtig ist, denn *amor et dominium non patitur socium*" (I, 152), und an einer andern Stelle: „Bitte der Herr habe fleissig Aufsicht auf den Schweden, denn er ist ein gefährlicher Gast, ich vermeine, er wird ansetzen an der Oder oder am frischen Haff" (S. 114). Auch meint er „dafs man sich nicht auf der Schweden Treue und Glauben verlassen könne" (I, 334). In demselben Sinne sucht er die Diversion der Polen im Jahre 1629 (II, 38—43) zu veranlassen, wobey Wallenstein, wie schon oben bemerkt ist, mit Arnim zerfiel. Im Jahre 1632 wieder zum Obercommando gelangt, spricht er nie verächtlich oder geringschätzend von Gustav Adolf und nur über den Angriff desselben bey Nürnberg am 23. August 1632 schreibt er an den Kaiser, dafs „*sich der König von Schweden bey dieser impresa gewaltig die Hörner abgelaufen habe*" (II, 237). Als endlich nach der Schlacht bey Lützen der Reichskanzler Oxenstierna nur mit Mühe die deutschen Fürsten dem schwedischen Bündnisse getreu erhielt, war Wallensteins sehnlichster Wunch nach Frieden und dazu erkannte er als das nächste Mittel die Vereinigung der Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg mit dem Kaiser und die Vertreibung der Schweden vom Reichsboden. Defshalb knüpfte er Unterhandlungen mit Arnim und dem Herzoge Franz Albrecht von Lauenburg, den Befehlshaber des sächsischen Heeres, an, zog die Schweden nur, wenn er es nicht vermeiden konnte, dazu, benutzte die erhaltene Waffenruhe zu neuen Rüstungen (III, 20—22) und fiel dann über die sicher gemachten Feinde her, ehe sie es vermutheten. Dadurch entstanden unter den Verbündeten Mifsverhältnisse: alle Theile mifstrauten sich gegenseitig und auch wieder dem Herzoge Friedland. So schreibt selbst Arnim, der doch sei-

nen alten Feldherrn wohl kannte, an den Kurfürsten von Brandenburg am 29. Sept. 1633 „ich schwöre zu Gott, dafs ich nicht aussinnen kann, was Friedland unter seinen Tractaten für Finesse gesucht. — Wie es aber auch sey, *so scheinet genugsam daraus, dafs mit dem Manne nichts sicheres zu tractiren, denn da ist keine Beständigkeit.*" (III, 75). Oxenstierna und Herzog Bernhard von Weimar behaupten fortwährend, dafs es dem Wallenstein mit seinen Unterhandlungen kein Ernst sey, auch Feuquières, der französische Gesandte, erklärt in seinen bereits gedruckten Memoiren mehrmals (bey Hn. *Förster* III, 432. 437. 445), dafs Wallenstein unter dem angeblichen Friedensvertrage nur seinen Vortheil gesucht habe; doch geben die Gerüchte von Wallenstein's Verfeindung mit dem Hofe (III, 36 f.) seinen Anträgen neuen Glauben und Schweden, Sachsen und Franzosen halten ihn zum Abfall vom Kaiser für bereit, als gegen Ende des Jahrs 1633 Wallenstein die Schweden bey Steinau überfällt, Sachsen durch Holk verwüsten und bis nach Berlin seine Streiftruppen aussendet. Nach *Khevenhiller's* und andrer östreichischen Historiographen Meinung war Wallenstein zwar schon damals im Ernst darauf bedacht, sich mit den Schweden zu verbinden, aber die ganze Darstellung dieser Zeit bey Hn. *Förster* (III, 16—90) wird diese Ansicht als falsch und voreilig darstellen. Wallenstein spielte auf jeden Fall ein gewagtes Spiel, vielleicht schon damals im zu grofsen Vertrauen auf seinen Einfluss zu Wien: der kluge Reichskanzler aber seinerseits kannte die Lage der Dinge wohl damals eben so genau, als im Februar des Jahrs 1634, wo er sich standhaft weigert, auf Illo's und Kinsky's Pläne einzugehen, die, als fast alle Truppen den Herzog Friedland verliefsen, über den Uebertritt desselben *ohne sein Wissen* mit dem Herzog Bernhard unterhandelten (III, 211—213 vergl. mit dem Berichte in *Chemnitz'sens Schwedisch-Deutscher Kriegsgeschichte* Bd. II. S. 335). Nach der Schlacht bey Steinau endlich verliert Wallenstein's politischer Charakter seine Haltung, er unterliegt dem Hasse seiner Feinde und dem Einflusse der *italienisch-jesuitischen* Partey am Hofe zu Wien.

Soviel von der Charakteristik Wallenstein's, wie sie aus diesen Briefen hervorgeht. Der Herausgeber hat sich nun seinerseits bemüht, durch chronologische Anordnung der Briefe, durch Einleitungen, Verbindungen und Zusammenstellungen, wie etwa durch die Vereinigung der Nachrichten über die Schlacht bey Lützen (II, 274—309) und kritische Abhandlungen zur Vollständigkeit möglichst beyzutragen. Rec. ist ihm das Zeugnifs schuldig, dafs er dabey mit genauer Benutzung der vorhandenen Hülfsmittel gearbeitet, das Verständnifs des Ganzen auf mehrfache Weise und auch durch ein Register erleichtert und durch seine kritischen Beleuchtungen, besonders durch die Untersuchung über die Verfälscher der Geschichte Wallenstein's (Th. II, S. 128—148) die Geschichte desselben bedeutend gefördert habe. Mitunter nur ist ihm begegnet, was neuerdings auch bey *Cosmar's* Geschichte des *Grafen Schwarzenberg* bemerkt worden ist, dafs er *zuviel* hat vertheidigen, dafs er Alles hat entschuldigen oder in Schutz nehmen wollen. Einzelne Punkte wollen wir jetzt nicht herausheben, weil wir da Hn. *Förster's* ganzes Raisonnement ebenfalls mittheilen und fürchten müfsten, viel zu ausführlich zu werden. Hinsichtlich der Einrichtung mag noch bemerkt seyn, dafs viele Briefe, sowohl im Ganzen als in längern Auszügen, zwey Mal abgedruckt sind, wodurch der Umfang des Buchs allerdings sehr gewachsen ist, was aber häufig hätte können vermieden werden. Die verschiedenen Beylagen aus gleichzeitigen Schriftstellern oder aus andern bereits gedruckten Werken werden solchen Besitzern der vorliegenden Schrift, denen die Benutzung gröfserer Bibliotheken nicht gestattet ist, angenehm seyn, um in ihnen eine Art von Repertorium über die Geschichte des Friedländers zu besitzen.

Rec. darf jedoch seine Anzeige nicht schliefsen, ohne vorher auf einige sehr wichtige Stellen des vorliegenden Werkes aufmerksam zu machen. *Es* erweisen sich nämlich aus seiner ganzen Darstellung vielfache Unrichtigkeiten sowohl in *Khevenhiller's Annales Ferdinandei*, als in dem „auf sonderbaren kaiserlichen Befehl" im J. 1634 erschienenen „ausführlichen und gründlichen Bericht" und in der Schrift des Schechina Raschin von Riesenburg, der in *Schiller's* Wallenstein Sesyna heifst. Aus diesen Quellen ist in *Herchenhahn's* und M. J. *Schmidt's* Geschichte viel Unrichtiges übergangen, gegen dessen Glaubwürdigkeit bekanntlich auch *Woltmann* in der Fortsetzung des Schiller'schen Werkes häufig zu polemisiren sich genöthigt gesehen hat. Ein künftiger Biograph Wallenstein's wird daher mit Berücksichtigung dieser Briefe ein ganz anderes Bild jenes Mannes darstellen, als die früheren es zu thun *vermochten* oder *wollten*. Denn es geht aus dem ganzen vorliegenden Werke zur Gnüge hervor, dafs *die Verfälschung der Geschichte Wallenstein's in den genannten Schriften von hohen Staatsbeamten ausging und vom Kaiser Ferdinand II. selbst gut geheifsen worden ist.* Zum Beweise des Gesagten wollen wir nur zwey wichtige Punkte aus Wallenstein's Geschichte herausheben, nämlich die zweyte Uebernahme des Generalats im Jahre 1632 und die Geschichte des bekannten Revers der Officiere zu Pilsen am 12. Januar 1634.

Wallenstein lebte ruhig zu Prag, als Gustav Adolfs Sieg bey Leipzig und sein Zug nach Baiern den Kaiser in die höchste Noth versetzte. Schon damals hatten *französische* Zeitungen das Gerücht verbreitet, dafs Wallenstein mit dem Könige von Schweden in Correspondenz stehe, wie aus einem Briefe Tilly's an Wallenstein (II, 150) hervorgeht. Wallenstein antwortet jedoch (S. 151), dafs „er sich von Ihro Kais. Maj. gar nicht offendiret befände" und äufsert dasselbe gegen Questenberg, nicht ohne Verdacht gewisser Hofintriguen zu Wien. Auch der Kaiser unterhielt fortwährend eine vertrauliche Correspondenz mit ihm, ertheilte ihm Aufträge, die das

gan-

ganze Kaiserhaus angingen, befragte ihn um Rath und hörte sein Gutachten. Man vgl. besonders die Briefe Nr. 322 und 323. Aus diesen und andern geht auch hervor, dafs *Khefenhiller* und Andere mit Unrecht behaupten, dafs der Herzog über den Kaiser erzürnt gewesen sey, weil man ihm in Wien den Titel eines *Herzogs von Mecklenburg* verweigert habe. Denn die Aufschrift aller Briefe ist: An den Herzog von Mecklenburg und Sagan, und die Ueberschrift: Hochgebohrner, lieber Oheim und Fürst. Ferner knüpfte Wallenstein im besondern Auftrage des Kaisers, wie aus der Correspondenz mit Questenberg und Werdenberg (II, 168—178) hervorgeht, Unterhandlungen mit Sachsen an, die jedoch nur langsam betrieben wurden, weil es keinem Theile damit Ernst war. Das war also die so sehr verschriene Verrätherey des Herzogs.

Weiter sagen die amtlichen östreichischen Berichte jener Zeit, „dafs sich Wallenstein habe durch Arnim *persuadiren* lassen, auf alle Weise dahin zu trachten, dafs ihm das Commando wieder übergeben werde." Aber aus den durch Hn. *F.* bekannt gemachten Actenstücken geht hinlänglich hervor, zu welchen vielfältigen Bitten sich der Kaiser herabliefs und wie sehr die Freunde des Herzogs in ihn dringen mufsten, das Commando zu übernehmen (II, 186—192). So schreibt ihm der Kaiser „ein Handbriefel" (S. 187), in welchem er ihn versichert, „dafs er ihn wegen seiner podagrischen Indisposition (über die W. mit Recht geklagt hatte) gern verschonen wollte;" „da jedoch die Gefahr, wie er wohl wisse, von Tag zu Tag invalescirt, und je länger man derselben zuschaut, einen unremedirlichen *habitum* contrahiren möchte, so *ersuchte* und *begehrte* er gnädigst, dafs der Herzog sich, wenn auch nicht nach Wien, doch an einen Ort in der Nähe begeben möchte, damit er seine Räthe dahin schicken könnte." Und eben so lautet auch das Schreiben (S. 192 f.), welches Eggenberg zu der bekannten Zusammenkunft nach Znaim mitbrachte. Da gab W. endlich nach und im Februar dachte er nach kurzen Unterhandlungen (S. 196—306) eine Capitulation aus, die ihn *in optima et absolutissima forma,* wie die Worte lauten, zum unumschränkten Gebieter machte. Viele Geschichtschreiber sehen hierin nur „unmäfsigen Ehrgeiz" und „hochverrätherische Herrschsucht." Aber, wie die Sache jetzt vorliegt, dürfte man wohl auf den Herzog nicht zu sehr zürnen, wenn er einen *souverainen* Feldherrn, wie Gustav Adolf, gegenüber, nicht wollte fortwährend vom Hofkriegsrathe zu Wien abhängig seyn, sondern, wie *Schiller* diefs sehr richtig andeutet (Piccolom. Act. II. Sc. 7) „auch König seyn in seinem Heere."

Eine andere Begebenheit, die für das Schicksal Wallensteins entscheidend wird, ist der von den Generalen zu Pilsen am 12. Januar 1634 ausgestellte Revers (III, 145—161). Damals verlangte der Kaiser, dafs die Armee sollte Böhmen verlassen und einen Winterfeldzug thun, wogegen alle Wallensteinische Generale, namentlich Aldringen (m. s. seine Briefe S. 140 f.), sich bestimmt aussprachen, wie Wallenstein diefs ebenfalls in seinen unterthänigen Berichten an den Kaiser darstellte. Auch Questenberg, der kaiserliche Abgeordnete, theilt diese Ansicht in mehrern Sendschreiben und fügt überdiefs hinzu, dafs der Herzog versichert habe, Alles zu thun, was möglich sey, „*und wenn er auch selbst crepiren solli*" (S. 137). Da ist auch nicht die mindeste Andeutung einer gegen den Kaiser oder das Erzhaus Oestreich beabsichtigten Verrätherey. Ja, der Kaiser gab endlich so vielen Vorstellungen nach und überliefs das Uebrige der „Wohlmeinung" des Herzogs in einem sehr huldvollen Schreiben, das Hr. *Förster* aus dem Concepte in der Kriegskanzley zu Wien S. 142 mitgetheilt hat. Indessen hatte doch das Verlangen des Kaisers nach einem unnöthigen Winterfeldzuge und der rückständige Sold, so wie die den Generalen zugesagten und nicht bezahlten Rekrutengelder grofse Unzufriedenheit unter den zahlreich versammelten Commandeurs verbreitet. Questenbergs Instruction, die hier zum *ersten Male* (S. 114—116) mitgetheilt ist, und aus welcher man deutlich ersieht, dafs die Einflüsterungen der Feinde Wallenstein's bey dem Kaiser sich bereits hatten gewufst, Eingang zu verschaffen, war wohl auch, vielleicht mit übertriebenen Zusätzen, im Heere verbreitet worden, und die Gegner des Herzogs im Heere sprachen immer lauter davon, dafs der Kaiser nicht länger „*diesen corregem und Mitkönig*", wie W. in der Questenber'schen Instruction S. 114 heifst, neben sich dulden dürfe. Diese Umstände und die Nachricht aus Wien, dafs Spanien nicht länger die tractatenmäfsigen Hülfsgelder zahlen wollte, so lange W. den Oberbefehl behalte, bestimmten ihn, der von der Gicht hart gequält wurde, zum Entschlusse den Oberbefehl niederzulegen. Die dadurch veranlafste Bestürzung unter den Officieren veranlafste (Illo und Terzka führten das Wort) einen Revers aufzusetzen (S. 149 f.), wodurch sie *ohne Vorwissen des Herzogs* sich desselben versichern wollten. Dabey ging es, wie bekannt, sehr tumultuarisch zu: der Herzog gab ihnen also den Revers zurück und erklärte bey seinem Entschlusse bleiben zu wollen. *Khevenhiller* will nun zwar von einer *zweyten* Unterzeichnung wissen, aber in den Procefsacten ist nur von der Unterzeichnung bey dem Gastmahle die Rede, gewifs ein Beweis, dafs nur *eine* Unterzeichnung Statt gefunden hat. Auch kommt mehrmals in Briefen Diodati's und andrer offenbarer Feinde des Herzogs (S. 152 u. 256) die Aeufserung vor, dafs Wallenstein einem jeden, welcher glaube, dafs etwas gegen den Kaiser im Werke sey, gestattet habe, ihn zu verlassen. Seine Briefe an den Kaiser, wie S. 159. 161, behalten ganz den alten, unterwürfigen Ton bey, während erst in dem zweyten, gegen W. erlassenen kaiserlichen Patente vom 18. Febr. jener Revers als eine „*weitaussehende Conspiration*" betrachtet wird. Das erste Patent vom 24. Januar spricht nur beyläufig von einer „*Versammlung der Obersten.*"

Von dieser Zeit an gestattet die weitere Darstellung nicht gut einen Auszug. Ferdinand II. erklärt

klärt bereits am 24. Jan. den Herzog in die Acht, macht ihm jedoch fortwährend vertrauliche Mittheilungen (S. 181—187) und giebt zu gleicher Zeit den Generalen Gallas und Piccolomini, gegen die W. ohne alles Mifstrauen ist, Befehl ihn „zu fangen oder zu tödten" (S. 179). Diese beiden waren die Seele des Complotts, ihnen schlossen sich die Feldmarschälle Marada, Diodati, Suys, und der Marchese di Caretto an; in Wien thaten die Jesuiten, Wallenstein's alte Feinde (III, 32 f.), das Ihrige, das Gewissen ihres kaiserlichen Beichtkindes zu bearbeiten. Auch darf nicht unbemerkt bleiben, dafs mehrere Verschworne diese Unternehmung als einen Kampf für die Kirche ansahen, wie aus den Stellen auf S. 277 und 295 hervorgeht.

Die Vorgänge in Pilsen bis zu Wallensteins Abreise hat Hr. *Förster* von S. 228—313 geschildert. Von bekannten Leuten erscheint hier *Buttler* als ein sehr roher und beutegieriger Mensch (S. 294. 303. 307. 311. 317). Er sowohl als der Obrist Teufel (S. 186) *bieten* sich zum Morde Wallenstein's *an* und bedienen sich harter Ausdrücke über ihren gewesenen Feldherrn, wie *il tiranno, il forfante* u. dgl. Die Mordscene in Eger hat der Herausg. von S. 313—317 in verständiger Zusammenstellung beschrieben, ohne grade hier Neues zu geben.

Rec. schliefst hiermit seine Anzeige, obschon er sich es nur ungern versagt, aus den vielen charakteristischen Zügen und Details Einzelnes herauszuheben. So erfährt man z. B., dafs Arnim im J. 1623 Feldmarschall mit einem Gehalte von 1500 *Gulden Rhein.* (den Gulden zu 15 Batzen oder 60 Kr.) geworden ist (I, 331); ferner stellt W. dem Könige Gustav Adolf das Horoscop (I, 338), und an einer andern Stelle klagt derselbe seinem Feldmarschalle aus Anklam unter dem 2. Jul. 1628, dafs „er kein *Weifsbier* in der Mark bekommen könne und daher seinen Durst mit *Wein* löschen müsse. Dieweil er das Gerstenbier nicht trinken könne, bittet er den Feldmarschall, dafs er aus Barth für ihn nach Anclam in sein Hauptquartier *Weitzenbier* schicken wolle (I, 355). Auch in Betreff der schon an sich sehr zweydeutigen Thränen (vgl. *Schiller* a. a. O. S. 164), die Ferdinand II. bey dem Anblicke von Gustav's blutigem Koller vergossen haben soll, ist es interessant, hier zu lesen, wie der Kaiser dem Herzoge in den zufriedensten Ausdrücken seine Freude „*über den glückseligen Succefs und des Schweden Tod*" zu erkennen giebt (II, 307).

Vieles in Wallenstein's Leben deckt allerdings, um mit *Arndt* a. a. O. zu reden, die Nacht zu, die ihn in seinem Blute schwimmen sah. Vieles ist aber doch durch diese von Hn. *Förster* mitgetheilten Briefe aufgeklärt worden, wodurch das Interesse unsrer Zeitgenossen wird in Anspruch genommen werden.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Brockhaus: *Licht und Schatten, Altes und Neues.* An seine Waffenbrüder, von einem invaliden Soldaten. VI u. 268 S. 1829. 8. (1 Rthlr. 8 gGr.)

Was der invalide Soldat im Tone eines Lehrers sagt, sind fast durchgängig Dinge, die jeder denkende Militär weifs, und dem, der nicht denkt, werden sie auch nichts helfen. Dafs z. B. es besser ist, dafs auch der Officier einen gesunden und kräftigen Körper habe und nicht das Gegentheil: wer weifs und wünscht dies nicht? Wenn nun der Vf. verlangt, derselbe solle, wie der gemeine Soldat, auch ärztlich beym Eintritt ins Militair geprüft werden, hat er ganz recht. Was ist dies aber nun weiter? Kommen nicht die meisten, fast alle junge Officiere der deutschen Armeen, entweder aus den Kadettenhäusern zu den Regimentern, oder avanciren vom Fahnjunker zum Officier, und werden daher in beiden Fällen (als Kadet oder als Volontair) zuvor jedesmal ärztlich untersucht? — Was das Kapitel der *Kriegerehre,* abgesehen von dem Staate dem wir dienen, wie als Soldaten betrachtet, betrifft, so scheint uns diese im Felde hauptsächlich aus der Ruhmsucht, vereint mit einer gewissen Erbitterung gegen den Feind, zu entspringen, die im Laufe eines hartnäckigen Feldzuges, einer Belagerung u. f. w. stets eintritt und oft grofse Dinge leistet. Officier und Gemeiner legen nämlich, abgesehen vom Zweck des Krieges (so war es z. B. bey den deutschen, dem K. Napoleon mitstreitenden Kriegern der Fall) einen Werth darauf den Feind zu schlagen und sich auszuzeichnen, um dadurch eine gröfsre Achtung im Feldlager zu gewinnen, der Belohnungen — welche der Orden der Ehrenlegion auch in baarem Gelde selbst dem Gemeinen brachte — kaum zu gedenken. Der Gegner geht mit uns in der Schlacht auch nicht höflich um, Gefangene werden wohl gemifshandelt; Ueberfälle geschehen, Magazine werden aufgehoben, dies alles reizt und thut weh, und so sind wir nun, die tapfersten, zuverlässigsten Alliirten, denn wir berücksichtigen zunächst den Feind der uns schadet, und den Freund der uns dagegen schmeichelt und befördert. — Der Vf. zeigt nebenbey eine grofse Belesenheit, bald citirt er Berenhorst (von dessen Aphorismen sein „Licht und Schatten" uns eine verunglückte Nachahmung scheint) Napoleon, Lossow, Valentini, Jean Paul, die Fundgruben des Orients, Göthe und viele andere; dies aber gereicht der Schrift zum Vortheil und leiht ihr da und dort noch einen Schimmer von Interesse.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1830.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Reimer: *Historische Erinnerungen in lyrischen Gedichten*, von *Friedrich August von Stägemann*. 1828. VI u. 371 S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Die vorliegende Gedichtsammlung verdient nach unserm Dafürhalten vor vielen andern, die in der letzten Zeit erschienen sind, eine genaue Beachtung. Denn wenn der Freund der deutschen Dichtkunst es nur mit Schmerz wahrnehmen kann, wie sich ausgezeichnete Talente durch eine weit getriebene Polemik in ihren eignen Hervorbringungen stören, und wenn auf der andern Seite die Menge unbefugter Dichter und Dichtlinge durch ihre matten Geisteserzeugnisse die ganze Dichtkunst in Verruf bringen und manchen wackern Mann mehr als einmal zu dem Ausrufe veranlassen, dafs er gar keine Gedichte mehr lesen wolle, so haben wir dagegen in der Sammlung des Hn. *v. Stägemann* eine reiche Anzahl grofsartig gedachter und grofsartig abgefafster Poesien vor uns. Wir treten mit ihm zurück in eine Vergangenheit, die uns noch nicht zu weit entrückt ist, und können diese Sammlung von Gedichten füglich als einen Beytrag zur Preufsischen Geschichte in lyrischen Gedichten betrachten. Die meisten derselben sind entweder im alcäischen Metrum oder in gereimten Versen abgefafst: nur in einigen Oden hat der Vf. das sapphische Versmaafs gewählt. Ueber den Gebrauch des erstern und die Grundsätze, welche ihn dabey geleitet haben, hat sich Hr. *von Stägemann* in den Anmerkungen S. 331 f. ausgesprochen, und wir können versichern, dafs seine Gesänge zu den glücklichsten Nachbildungen antiker Versmaafse zu rechnen sind, deren sich unsre Literatur zu erfreuen hat. Eine edle und der grofsen Ereignisse stets würdige Sprache, eine glückliche Benutzung des classischen Alterthums, und der frühern Geschichte des preufsischen Staates, ein Reichthum an gut gewählten Bildern charakterisiren die vorliegenden Gedichte. Einzelne Proben, welche wir weiter unten mitzutheilen Gelegenheit finden werden, mögen das Gesagte bestätigen.

Den Anfang der ganzen Sammlung und zugleich das Motto und die Ueberschrift derselben macht das Gedicht: Dem Vaterlande, zwar ohne Jahreszahl, aber gewifs einer spätern Zeit angehörig. Da heifst es unter andern:

Viel Tropfen Blut umschimmern, o Vaterland!
Dein Wappen auch, und nackt, doch erhaben, wächst
Die Palme, die dich kränzt, auf Gräbern,
Ueber gefallener Söhne Wahlstatt.

Ein edler Marmor hebt die Vergangenheit
Sich hinter uns, Jahrhunderte werden spät
Aus seinem Reichthum Tempel aufbau'n,
Säulen erhöh'n und in Reih'n die Feldherrn.

Die sämmtlichen Gedichte zerfallen eigentlich in *zwey* Hauptabschnitte, von denen der eine die Ereignisse und wichtigen Kämpfe des preufsischen Heeres von 1806 — 1815 in sich schliefst, der andre Oden an einzelne Personen oder auf einzelne Begebenheiten, die jedoch stets mit dem preufsischen Vaterlande in Beziehung stehen, umfafst.

Die ersten Gedichte (S. 8 — 32) besingen den preufsisch-französischen Krieg und sind in Berlin, Pultusk, Memel und Königsberg verfafst. Aus allen spricht die tiefe Wehmuth über jene grofsen Unfälle, aber auch die Hoffnung besserer Zeiten, für die der Vf. mit den kräftigsten Worten (wie S. 9. 11. 21. u. s. w.) die Seinigen zu beleben sucht. So ruft er dem preufsischen Heere S. 26 zu:

Euch streckt die Schmerzensvolle, die Mutter, euch
Das Vaterland heifs flehende Hände dar.
Um eures Königs Krone werfen
Knechte das Loos, um die Krone Friedrichs.

Hierauf folgen einzelne Lieder auf die Versammlung der Fürsten zu Erfurt (S. 52 ff.), auf den östreichischen Krieg vom J. 1809 (S. 56 – 61) und dann auf Schill's Zug (S. 61 — 79). Was hier steht, war zu jener Zeit die Gesinnung jedes preufsischen Patrioten. Ingrimm über die Erniedrigung, glühender Hafs gegen Napoleon und innige Liebe für den König bewegten damals alle Herzen, und die französischen Minister und Generale verkannten eben so wenig als ihr Kaiser diese gefährliche Stimmung. Wir müssen gleich hier einige Worte über die Art sagen, wie sich Hr. *v. St.* über den Kaiser Frankreichs und die Franzosen ausspricht. Mit Recht hat derselbe nichts von der Farbe der Zeit, in welcher die Gedichte entstanden, weggewischt, mit Recht sind alle die Stellen geblieben, wo sich die preufsische Gesinnung auf das Stärkste gegen Napoleon ausspricht, wie S. 32. 39. 54. 59. 136. 176. 185. 224. 227. 263 u. a. m., wo er bald „der blutgetränkte Corse", bald „ein Gorgonenhaupt" heifst, oder wo von den „Geiern Frankreichs", oder von der „Brut des kronengefräfsigen Raubthieres" die Rede ist. Mit Recht hat der Dichter an diesen Ausdrücken nichts gemildert, denn die Gesinnung, wie sie sich in seinen begeisterten Gesängen kund giebt, gehört auch der Geschichte an.

Die Gedichte auf Moskau's Brand (S. 109), die Abreise des Königs von Preufsen von Berlin nach Breslau und seinen berühmten Aufruf vom 3. Febr. 1813 (S. 111 — 118) bilden den Uebergang zu der Kriegsgeschichte der Jahre 1813 und 1814 (S. 119 — 126. 129 — 158. 180 — 202. 209 — 264). Unter verschiednen Ueberschriften, bald in Form einer poetischen Zuschrift an den Kronprinzen, an York, an Blücher und andre, bald unter dem Namen der Schlacht selbst führt uns Hr. *v. St.* die wichtigsten Begebenheiten jener denkwürdigen Jahre, wie die Schlachten bey Grofs-Görschen, Grofs-Beeren, an der Katzbach, Dennewitz, Culm, Wartenburg, Leipzig, Bar an der Aube, Laon, Paris, Belle Alliance und andre, den Congrefs zu Chatillon, Moreau's Tod, die Rheinübergänge und andre mehr seinen Lesern vor. Meistentheils ist hier der gereimte Vers, wie in den Gesängen des „preufsischen Grenadiers" vorgezogen, den der Vf. sehr glücklich gebraucht. Beyspiele zu geben ist schwer, da des Trefflichen so viel und der Raum dieser Blätter so beschränkt ist. So heifst es S. 135, als die Franzosen die Elbe verliefsen:

Auf, Saitenklang aus frommer Brust!
Erschalle Preufsens Heil!
Und an die Schilde schlag' in Lust,
Gesanges tapfrer Pfeil!

Er flieht, der sieben Jahr allhier
Geklirrt mit frechem Sporn,
Der uns gewürgt den letzten Stier,
Gemäht das letzte Korn.

Ferner heifst es im Kriegsliede des zweyten Heerzuges vor Erfurt (S. 141):

Wir kämpfen für das Eigenthum,
Das unsern Namen trägt.
Wir Preufsen kämpfen für den Ruhm,
Der in der Brust uns schlägt.

Auf, Kleist, du unerschrockne Brust!
Du Freund der Kriegesthat!
Nach Schlachten bebt, nach Siegeslust,
Dein muthiger Soldat.

So ist der Stand des Kriegs im März 1814 sehr passend in dem Gedichte auf die Schlacht bey Laon (S. 253) bezeichnet:

Noch hielt Napoleon den Stahl
Gezückt zu Kampfes That;
Noch pflogen im verschlofsnen Saal
Die Schreiber klugen Rath (d. i. zu Chatillon).

Nur wir daheim im tiefen Schmerz,
Wir dachten eines Manns,
Wir dachten an ein grofses Herz,
An unsern Markgraf Hans.

Die letzten Worte sind Anspielung auf das muthvolle Benehmen des Markgrafen Johann von Brandenburg, als ihn Karl V. im Jahre 1548 zur Annahme des Interim zu überreden suchte.

So spricht sich in allen diesen Gedichten eine begeisterte Liebe für den König, eine wohlthuende Anerkennung der Grofsthaten des preufsischen Heers und seiner Feldherrn, eine achtungsvolle Theilnahme an den Leistungen der verbündeten Truppen und eine lebendiger Sinn für Recht und Freyheit aus. Den Kundigen werden auch die gewichtigen politischen und doch so poetisch eingekleideten Betrachtungen (wie S. 180 ff. 198 ff. u. a.) nicht entgehen.

Unter den Gedichten der *zweyten* Abtheilung müssen wir nun zuvörderst die Preis- und Festgesänge zum Geburtsfeste des Königs nennen, wie S. 49 f. 83 f. 99 f. 119 f. 196. 273 ff. 284. Wir theilen nur zwey Strophen aus der Ode auf den 3. Aug. 1819 mit (S. 275):

Willkommen, Festtag! der um die reiche Stirn
Zum schönen Lorbeer grofser Vergangenheit
Das Grün der Gegenwart, des Tages
Blüthe gewunden, die Frucht der Zukunft.

Und dann wie aus wahrsagendem Munde:

Sieh auf, dein Land trägt Gärten Hesperiens;
Der Städte Pracht steigt jauchzend aus Aschen auf,
Und „Heil im Siegerkranze! Heil dem
Könige!" tönet des Volks Triumphlied.

Dafs in diesen Gedichten die Erinnerung an *den Tod* der edlen Königin Luise nicht fehlen durfte, liefs sich erwarten (S. 91 — 93).

Leucht uns vor, ein Stern in Brennenfahnen.
Heilig Bild, auf Siegesbahnen!

Mehrern andern Mitgliedern der Preufsischen Königsfamilie hat der Vf. ebenfalls besondre Gesänge gewidmet, wie auch Friedrich's II. auf S. 5 ff. 100. 102 besonders gedacht. Unter den übrigen Liedern, welche das Gedächtnifs ausgezeichneter Helden und Staatsmänner feyern, haben uns besonders die beiden Gedichte auf dem Fürsten Hardenberg angesprochen. In dem ersten, welches dem Fürsten am 31sten May 1814 zu Paris übergeben wurde, heifst es S. 164.

Und wie der Schild den Helden trug,
Des Heers erkohrnes Haupt,
So trage Den des Liedes Flug,
Der uns mit Sieg umlaubt:

Der in der Fürsten treuem Rath
Nicht schwankt' und wankt' und wog,
Als über uns der Frevelthat
Flugfeuer furchtbar flog.

Das zweyte Gedicht gilt dem Tode des Staatskanzlers (S. 309 — 313).

Er schläft. Des Vorwurfs zischender Pfeil berührt
Den Flügelstaab der scheidenden Psyche nicht.
Der Todten weifs Gewand ist heilig;
Schauer des Tempels umweh'n den Friedhof.

Du aber schweigst, Posaune der Klio, nicht!
Du legst dich purpurn über die stille Gruft,
Der Brennenzukunft reicher Teppich!
Dran er, ein Meister, gewoben mühvoll.

Nicht unerwähnt können wir lassen der Gedichte auf den Tod des Fürsten Blücher (S. 290 ff.) und auf die Errichtung der Standbilder Scharnhorst's und Bülow's (S. 302 ff.) Schön ist die gerechte Würdigung, welche Hr. *v. St.* den Manen Johannes von Müller's (S. 80 f.) und Theodor Körner's (S. 107) geweiht hat; denn auch Körner's Leyer und Schwert, durch welche so viele edle Gemüther in jenen Kriegsjah-

jahren ergriffen und begeistert wurden, gehört zur Geschichte jener Zeit und wird den Namen des Dichters erhalten, wenn auch seine übrigen Werke aus dem Gedächtnisse entschwinden sollten. Eben so ehrt auch das Gedicht (S. 265 ff.) an den General von Rüchel, der unfreywillig ein blofser Zuschauer jener Grofsthaten des preufsischen Volkes war, den Sinn des Dichters, sowie sein Gedicht „Todtenfeyer" (S. 166 ff.) überschrieben, das zu den gemüthvollsten der ganzen Sammlung gehört, auf eine würdige Art das Andenken gefallner Kampfgenossen feyert. Seine Ode endlich (S. 294 ff.) auf Napoleons Tod enthält eine treffliche Darstellung des Unglücks, was jenes Mannes ungezügelter Ehrgeiz über die Völker Europa's gebracht hat. Die ganze Sammlung schliefst mit einem Gesange auf den Tod des Kaisers Alexander (S. 325 — 328), und ist wahrlich nicht die schlechteste Blüthe in diesem reichen Liederkranze.

Von S. 331 — 371 hat Hr. *v. Stägemann* Anmerkungen hinzugefügt, die historische Anspielungen und Beziehungen, sowohl aus der allgemeinen als aus der preufsischen Geschichte, erörtern. Für diese Nachweisungen werden viele Leser dem Vf. gewifs dankbar seyn. Wir heben jetzt nur die einzige Notiz aus der Geschichte des Congresses zu Erfurt im October 1808 (S. 341) heraus. Hr. *v. Stägemann* befand sich damals zu Erfurt in einem amtlichen Auftrage, den die bonapartische Verletzung des Friedens, besonders in Beziehung auf die doppelt liquidirte Kriegscontribution (vgl. *Manso's Preufsische Geschichte* Th. II. S. 8. 10) veranlafst hatte. Als wir, erzählt der Vf., in einer Liquidation der französischen Verwaltung einen sehr erheblichen Rechnungsfehler zu unsern Ungunsten entdeckten und dessen Berichtigung forderten, da erwiederte der bonapartische Oberbeamte (Champagny oder Daru?): die Abänderung führe zu nichts, weil er dieselbe Summe auf der folgenden Seite unter anderm Titel wieder hinzufüge; die Verhandlung sey nicht eine Sache des Calculs, sondern der Politik." In der That, jenes berüchtigte *Vae victis* des Galliers Brennus hat wohl nicht leicht jemand praktischer geübt, als Napoleon und die meisten seiner Feldherrn und Staatsmänner gegen das Königreich Preufsen.

Wir schliefsen unsre Anzeige des vorliegenden Buches mit dem Wunsche, dafs es dem Preufsischen Staate nie an Männern, wie Hr. *v. Stägemann*, die im Rathe nicht minder gewichtig als auf dem Felde der Literatur auftreten, fehlen möge. — Druck und Papier sind lobenswerth. *G. J.*

GESCHICHTE.

PARIS, b. Denain: *Statistique des libertés de l'Europe en* 1829, par M. *de Pradt*, ancien archevêque de Malines. 1829. 328 S. gr. 8. (Pr. 6 Fr.)

Unter den politischen Schriftstellern des heutigen Frankreichs ist Hr. *de Pradt* der fruchtbarste. Man hätte daher allen Grund sich zu verwundern gehabt, wenn in Mitte jenes Stromes von Schriften, den die jüngsten Tagesbegebenheiten hervorriefen, nicht auch ein neues Werk aus der unerschöpflichen Feder dieses Publicisten geflossen wäre, der uns beyläufig anzeigt, dafs vorliegendes Buch schon sein 25ter Octavband solcher Schriften ist, wozu ihn allmälig die Zeitumstände veranlafsten. Nach der ganzen Tendenz dieses Werkes möchte man jedoch fast glauben, Hr. *d. P.* nehme nach gerade auf seinen Rückzug Bedacht. Zwar sagt er darin seinen Lesern noch kein *ausdrückliches* Lebewohl; allein er findet, dafs Alles so schlimm geht, dafs die ganze Politik in Europa, wie in Paris, sey es durch die Machthaber, durch die Journale, durch die Kammern, durch seine Freunde endlich nicht weniger als durch seine Feinde, in ihren Worten und Werken so sehr die Wahrheit und die Grundsätze überschritten hat, dafs er, mit den Gefühlen der wahrscheinlichen Fruchtlosigkeit seiner Bestrebungen, die Absicht seines nahe bevorstehenden Abtretens von der bis jetzt von ihm durchwandelten Bahn nicht undeutlich zu erkennen giebt. Inzwischen sucht der Vf. sein Publikum durch alle nur erdenkliche, ihm zu Gebote stehenden Mittel für jene Absicht zu interessiren. Seine neueste Arbeit scheint alle seine Geistesvermögen in Thätigkeit gesetzt zu haben. Nichts wird verabsäumt, um die Neubegier des Lesers in Spannung zu erhalten. Der Vf. schont Niemandes und die französischen Liberalen werden eben so rücksichtslos behandelt, wie die Hauptträger des Ultraismus. Seine Streiche treffen Alles ohne Unterschied; und, obgleich früher Diener der Kirche, hält er ohne Barmherzigkeit über Alle ein strenges Gericht; er kennt keine Auserwählte, sondern nur Verdammte. Da Hr. *d. P.* ein Mann von viel Verstand ist, so kann man wohl voraussetzen, dafs es seinem Zorne nicht an trifftigen Beweggründen fehlt. Sie dürften, unsers Bedünkens, vornehmlich in der Sorge für seinen eignen persönlichen Ruhm zu suchen seyn. Dieses Motif tritt jedoch weniger in der ersten Abtheilung des Buches, wie in der zweyten hervor, so dafs man sagen möchte um dieser letztern Willen, die etwa hundert Seiten füllt, wäre jene geschrieben worden. Hr. *d. P.* nämlich ward, wie man sich noch wohl erinnern wird, im J. 1827 zum Abgeordneten bey der französischen Wahlkammer ernannt, reichte jedoch noch in den ersten Monaten der Session von 1828 seine Entlassung ein. Die Rechtfertigung dieses zur Zeit sehr auffallenden Schrittes ist nun der eigentliche Zweck gegenwärtiger Statistik. Allein bevor der Vf. auf diese Materie eingeht, widmet derselbe etwa zweyhundert Seiten der auswärtigen oder allgemeinen Politik. Hier werden die Bewegungen und die Strebnisse der heutigen Diplomatie untersucht und erörtert. So berechnet derselbe z. B. die Wechselfälle eines neuen Krieges zwischen Rufsland und der Pforte, die, nach seiner Schlufsziehung, im Ganzen zu Gunsten dieser letztern Macht sind. Hieraus ergeben sich nun Rathschläge, die Hr. *d. P.* den Kabinetten in jenem pro-

prophetischen Tone ertheilt, dessen Uebertreibung man kennt, wobey sich aber dennoch ein gewisses Studium der gegenseitigen oder gemeinschaftlichen Interessen der Staaten von West-Europa nicht verkennen läfst. Schildert nun auch unser Publicist die Gefahren, welche diese Staaten in Zukunft von der Vergröfserung der Macht Rufslands zu besorgen haben, mit etwas zu grellen Farben, so verfährt er dabey doch so ziemlich ohne specielle Rücksichten auf seine eigne Person, in so fern der Autor von 25 Bänden politischer Werke jenem natürlichen Egoismus des Genies und der Unfehlbarkeit zu entgehen vermag, den er in seinem frühern und spätern Verhalten hinlänglich zu Tage gelegt hat. Man stöfst häufiger auf Citate aus ältern Schriften, als auf neue Ideen, so dafs man namentlich bey der Musterung, die der Vf. über die jedwedem Kabinette zuständige Politik anstellt, den wahren Sinn seiner Betrachtungen auf die einfache Formel zurückführen könnte: Leser, nimm meine Werke zur Hand; du wirst darin das finden, was dir Noth thut; vor so und so viel Jahren bereits habe ich dir den rechten Weg gezeigt. So apostrophirt Hr. *d. P.* unter Andern Preufsen mit den Worten: „Preufsen, ich hatte es Dir bereits im J. 1800 gesagt, Deine Interessen sind nicht zu St. Petersburg." Was aber die Angelegenheiten des Orients anbetrifft, so wird dem abendländischen Kabinetten wiederholt eine kräftige und grofsmüthige Politik hinsichtlich jener Gegend empfohlen. Es müsse daselbst auf den Trümmern der osmanischen Macht ein neues kräftiges Reich gegründet werden, dessen Kern die in der europäischen Türkey zerstreut lebenden acht Millionen Christen (?) bilden möchten. — Die *zweyte* Abtheilung wird eröffnet mit der Behauptung: es herrsche in Europa weit mehr Aufklärung als politische Freyheit; nirgends aber, vornehmlich im Osten des Rheins und im Süden der Alpen und Pyrenäen befänden sich die Institutionen im richtigen Verhältnisse zu der Civilisations-Stufe, auf welche die Völker gelangt wären. Diese Behauptung mag nicht unrichtig seyn; allein die Schlüsse, die Hr. *d. P.* daraus zieht, können unmöglich zugegeben werden. Derselbe verlangt nämlich, man solle, um dem von ihm angegebenen Uebelstande abzuhelfen, zu Staatsverbesserungen, und zwar nicht theilweise, sondern im *Ganzen* und in *Masse* schreiten. Dabey stellt derselbe die constituirende National-Versammlung Frankreichs als nachahmungswürdiges Vorbild, als den einzigen rationalen Typus im Lebenslaufe der Nationen dar. „Man kann nicht, sagt der Vf. in eben dieser Beziehung, die gesellschaftliche Reformation befördern, indem man einige Difformitäten vertilgt, einige theilweise Verbesserungen, einige individuelle Wiedergutmachungen bewirkt.... Hätte sich die constituirende Versammlung darauf beschränkt die Mifsbräuche der alten Regierung Stück vor Stück vorzunehmen, so stände noch die Bastille und die geheimen Haftbriefe blüheten noch. Allein indem sie sich auf den Gipfel der gesellschaftlichen Ordnung selber stellte, mafs sie deren Verhältnisse, erkannte ihre Fehler; und mit einem Worte verschwand sie." Und mit Bezugnahmen auf die neuerlichen Vorgänge heifst es an einem andren Orte: „Frankreichs Schicksal ist wie das Kadaster behandelt worden. Man fragte sich, ob es im Masse oder theilweise hergestellt werden sollte. Man entschied für letzteres; und nun sieht man das Resultat.... Hätte die constituirende Versammlung die Vorschläge der Hnn. *v. Barentin* und *Necker* befolgt, so würde es ihr wie den ehemaligen Generalständen ergangen seyn, die nnnütz oder gefährlich waren..." *Noch* bestimmter äufsert sich Hr. *d. P.* da, wo *er von* der Revision der Charte spricht, die er keineswegs für einen Angriff gegen dieselbe hält. Denn, sagt er, die gesetzliche Ordnung fände sich dabey vollkommen gewahrt, da die drey Zweige der gesetzgebenden Gewalt die ganze Ausübung der Gewalt der Nation unter sich vereinigen, andrerseits aber die Ordnung der Gesellschaften *ihnen die* Pflicht auflegt, das Recht und die Mittel ertheilt ihren Bedürfnissen abzuhelfen. „Geht man von dieser Basis aus, so standen der nationalen Partey alle Mittel zu Gebot, Alles das zur Erfüllung zu bringen, was sie in dem Wahlgeiste, der sie geschaffen, hatte lesen können. Ich müfste mich sehr irren, war diefs nicht die rechte Bahn; ich habe sie sorgfältig und ehrlich aufgesucht, und mein Gewissen antwortete mir, in Uebereinstimmung mit dem Verstande, dafs sie es sey. Ich kann nicht begreifen, *wie eine* solche Reformation theilweise, etwa ein *Weniges jedes* Jahr, bewirkt werden kann. Sucht man einige Unpäfslichkeiten zu heilen, ohne das Blut zu reinigen, so heifst diefs so viel wie nichts, denn neben einem kaum gestillten Schmerz, kommt wieder ein andrer zum Vorschein." — Am Schlusse der Schrift endlich gesteht der Vf. selbst ganz freymüthig den persönlichen Zweck ein, den er mit derselben verknüpfte. „Wenn das Schreiben, heifst es dort, das ich zur Epoche meines Austritts (aus der Deputirtenkammer) publicirte (im *Courier français* nämlich) die Beweggründe dieses Schrittes nicht deutlich genug angab, so wird diese Schrift die etwaige Lücke ergänzen."

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1830.

SPRACHKUNDE.

STRALSUND, b. Löffler: *A Glossary; or, Collection of Words, Phrases, Names and Allusions to Customs, Proverbs* etc., which have been thought to require Illustration, in the Works of English Authors, particularly Shakespeare and his Contemporaries. By *Robert Nares*, A. M., F. K. S., F. A. S., Archdeacon of Stafford, etc. 1825. VIII u. 912 S. 8. (7 Rthlr)

Der Fleifs und die Gelehrsamkeit, welche den Theil des Harley'schen Handschriften-Katalogs auszeichnet, den *Robert Nares* bearbeitet hat, und die literarischen Schätze, welche ihm zu Gebot waren, hatten die Erwartung der gelehrten Welt auf die Erscheinung seines Glossars sehr gespannt: auf der einen Seite hoffte man, nur Neues und Unerhörtes in einem Werke zu finden, an welchem *Nares* über dreyfsig Jahre gearbeitet haben sollte; auf der andern, der Menge dickleibiger Commentare nun entbehren zu können; welche das Wohlgefallen an Shakspeare's Werken so sehr verkümmerten. Das Glossar entsprach jedoch solchen Erwartungen nicht; zwar hat es die Kritik für gut befunden, sich mit dem Vf. nicht in weitläufige Verhandlungen über streitige Punkte einzulassen, aber die grofse von *Boswell* besorgte Ausgabe des Shakspeare erschien, und *Boswell* erwähnte des Namens seines gelehrten Freundes weder in der Einleitung, wo er doch so viele Namen nennt, noch in dem Verzeichnifs der Schriften, welche Beurtheilungen, Erläuterungen u. s. w. in Bezug auf Shakspeare enthalten; in den Noten freylich tritt *Nares* zuweilen auf, es ist aber beynahe, als geschehe dieſs nur aus Artigkeit. Wir untersuchen nicht, welche kleine oder grofse Gründe dazu beygetragen haben mögen, *Nares'* Werk in den Hintergrund zu stellen: gewifs ist es, dafs dieses Glossar an Belehrung sehr reich ist, dafs es über die Schriftsteller des Zeitalters der Königin Elisabeth viel Licht verbreitet, dafs es viele Stellen, in Shakspeare's Werken namentlich, verständigen hilft, wo man sich in den Commentaren vergeblich nach einer Andeutung umsieht, und dafs es in den Erläuterungen eine Kürze und Bestimmtheit, in den Berichtigungen und Verbesserungen fremder Ansichten eine Ruhe und Bescheidenheit zeigt, welche mit des Vfs Scharfsinn und Belesenheit gleichen Schritt gehen. Dagegen kann auch nicht geläugnet werden, dafs *Nares* zuweilen etwas erläutert, das füglich unerläutert hätte bleiben können; dafs er in seinen Etymologieen nicht selten fehlgreift; dafs er seine Ansichten nicht immer gehörig belegt; dafs er manches in *Todd Johnson* Gegebene unnöthigerweise wiederholt, und dafs man allzu häufig auf Lücken stöfst. Rec. wird das hier Gesagte durch einige Belege rechtfertigen.

S. 7 lesen wir: „*Addoubed, particip. Armed or accoutred. Adouber, old French - See Roquefort.*" Zunächst hätte *Nares* bemerken müssen, dafs man gewöhnlich *addubbed* liest; dafs wir es mit einem Participium zu thun haben, bedurfte keiner Bemerkung: was *addubbed* heifst, besagen alle Wörterbücher; wozu das altfranzösische *Adouber* angeführt wird, begreift man kaum; soll *addubbed* aus den Südsprachen hergeleitet werden, so haben wir das Provenzalische *Adob* und *Adobar*, was man, wie *Méon* mit *adouber* gethan hat, auf *adaptare*, vielleicht auch auf *adoperire* zurückführen kann; soll das Wort aus dem Norden stammen, so war *Hickes* anzuführen, den *Ménage* (v. *adouber*) und *Dufresne* (v *adobare*) ausgeschrieben haben, in keinem Falle aber *Roquefort*, der durchaus nichts Neues oder Haltbares über *adouber* vorbringt. — S. 27 „*Arval, or Arvil. A funeral supper or feast, of which examples are cited within a few years past, as happening in Yorkshire. Bailey derives et from the French.*" Was *arvil* heifst, wufste man längst. Der gelehrte *J. Ray* führt das Wort *arvill-supper* in seinen *English Proverbs* (1726) auf und bemerkt, man gebrauche es im Norden und Süden von England. Die Aussprache macht, dafs man über die Schreibung des Wortes ungewifs ist, *arvel* ist wohl die gebräuchlichste Schreibart, der auch *Todd* folgte. Eigentlich heifst *arvell* (angelsächs. *arfull*) die Leichenfeyer; in Schottland und Wales sagt man *arvill* und *arwill*, um das Leichenbegängnifs zu bezeichnen, *arval* aber bedeutet das Essen nach dem Begräbnifs. In England sagt man, wie schon aus *Ray* angeführt worden, *arvel-supper*, *arvel-bread* ist der Kuchen, der an manchen Orten nach dem Begräbnifs gegeben wird. Von einer Herleitung des Wortes aus dem Französischen kann keine Rede seyn; so wie sich über dessen Zusammenhang mit dem provenzalischen *arvol* nichts bestimmtes sagen läfst, da *arvol* in den Handschriften nur selten vorkömmt und eher im Sinne eines Begräbnifs*platzes* als einer Begräbnifs*feyer*. — S. 159 „*To convive. To feast together, to be convivial.*" So alle Wörterbücher. — S. 356 „*To harry. To harass, vex, or torment; also to pull rudely.*" Das Wort ist in diesem Sinne eben so oft erklärt als angewendet; es heifst aber auch *to plunder, to spoil, to prey upon*

upon etc.; in dieser Bedeutung wird das Wort allgemein gebraucht und bey *Beaumont* und *Fletcher* (*Bonduca*) steht es in verwandtem Sinne:

— What made your rogueships
Harrying for victuals here?

Wie sehr *Nares* in seinen Etymologieen fehlgreift, mögen einige Beyspiele beweisen, wie sie sich beym Aufschlagen des Buches darbieten. S. 92 „*Brickle, brittle. The old word and nearest to the presumed etymology, brokel. Teuton.*

See those orbs, and how they passe
All 's a tender brickle glasse
Tixall Poetry, S. 59.

Brokel, das *Todd* hier einführt, liegt sehr fern; *brickle* ist unser brechlich (*brikan, breccan*, Goth. und Angels. *Briggle*; was sich bricht, Schweizer Dial.; in die Südsprachen übergegangen: *bricia, brica, brics* [provenzal. Stück, Bruchstück] u. s. w.). *A tender brickle glasse*, ein schwaches, gebrechliches Glas. Auch ist *brickle* in vielen Grafschaften Englands noch gebräuchlich, in Cheshire sagt man „*a brichoe glass*" (S. *J. Ray Engl. Proverbs* S. 228. *ed.* 1818). — S. 423: „*Kex may have been formed from keck, something so dry, that the eater would keck at it or be unable to swallow it.*" Man könnte eher von dieser Hypothese sagen, sie sey so lächerlich, *that the reader* etc. Warum soll *cicuta* hier verworfen werden? — S. 177: „*Cuckold, perhaps, quasi cuckoo'd*; i. e. *one served*

As that ungentle gull the cuckow bird
Useth the sparow. *j. Henr. IV. v. 1.*

i. e. *forced to bring up a brood that is not his own.*" Was *Todd* (h. v.) zusammengetragen hat, beweist, dafs diese Ansicht bereits bekannt war. Die Herleitung aus dem Isländischen (*quona*, eine Frau, und *kala*, beschimpfen, *quonkall*) ist in jedem Fall gezwungener, als die von *cuculus*; dazu *cucurbitare* und die Stelle *Spelman's* Glossar: *si Dominum cucurbitaverit* (i. e. *uxorem ejus stupraverit; nos make him a cucculd dicimus*) etc. S. 216.

S. 186 meint *Nares*, *to dade* heifse so viel als *to flow*. *Dad* und *Daddy* heifst Vater, Väterchen, ohne Zweifel auch ein alter Mann überhaupt, wie *Dädel* im Kanton Bern einen alten Mann bezeichnet: davon *to dade*, gehen wie ein alter Mann, unsicher gehen, und *to daddle*, wackeln, wie *to wade* und *to waddle* von *wad* gebildet sind: zu dieser Bemerkung sind wir durch *Todd* veranlafst, der die Uebergänge der Bedeutungen von *dade* uud *daddle* verkannt hat; nach ihm müfste man von einem Bache, der einen unsichern Lauf hat, sich hin und her schlängelt, „*it daddles*" sagen; man sagt aber „*it dades*": so *Drayton: But eas'ly from her source as Isis gently dades. Daded to and fro'* heifst nicht, wie *Todd* meint, am Gängelbande hin und her geführt, sondern „hin und her wanken gelassen" (es ist von Kindern die Rede, die gehen lernen). Eben so „*taugnt to dade*" bey *Drayton* (S. *Nares* S. 186).

Was wir S. 450 über „*lifter*" lesen, hatte schon *Johnson-Todd*, mit vielfachern Belegen, genügend auseinander gesetzt. — Das über „*to hatch*" (S. 356) Beygebrachte läfst sich aus den Noten zu Boswell's Ausg. des *Shaksp.* Vol. XXI. S. 149 — 152 ergänzen und berichtigen. — Bey „*Dearn*" war besonders hervorzuheben, dafs es auch für *dismal* gesetzt würde, wie *Malone* nach *Skinner* (*v. dere*) zu *Pericles*, Act. III. Introd. bemerkt hat. — S. 580 vermifst man das Wort *Dandie-peats*, das *Camden* mit *dandiprat* verwechselt; *Johnson* und *Nares* schrieben *Camden* blind nach. Vergl. *Edinb. Rev.* Nr. 94. — Die Stelle aus *Ascham's Toxophilus*, welche wir S. 90 lesen, ist aus *Warton's Hist. of Engl. Poet.* abgeschrieben, was um so überflüssiger war, als die Commentatoren Shakspeare's bereits Stellen genug gesammelt hatten, um darzuthun, dafs man *breast* statt *voice* gebraucht habe. *Cresset* wurde überhaupt für *torch* gebraucht. Ovid's Worte (*Metam.* IV, 481 u. 482):

— Tisiphone madefactam sanguine slumit
Importuna facem, etc.

sind in *Arthur Golding's* Uebersetzung (1587) so gegeben:

The furious fiend Tisiphone ... takes in her hard
A bourning cresset steept in blood etc.

In derselben Uebersetzung findet sich auch (Lib. II, v. 23) der Ausdruck *forladen*, beladen, bedeckt; wenn dieses Wort nicht in den sämmtlichen Ausgaben wiederkehrte, würden wir es für einen Druckfehler halten und lesen: „*O' erladen with the isycles*" mit Eiszapfen überladen. Zu *Bow* fehlt die Bemerkung, dafs es für *bough, branch* gebraucht worden. *Th. Twyne*, der noch zu *Shakspeare's* Zeit lebte, sagt in einer Grabschrift:

Thou ... gaust the root
To that so braue a bow.

Aus dem Anfange des 16. Jahrh. liefsen sich noch mehr Beyspiele, wo *bow* so gebraucht worden, anführen; wir haben uns aber an den Zeitabschnitt zu halten, den *Nares* sich vorgezeichnet hat. — Bey *Measure* fehlt die richtige Bemerkung von *Steevens*, dafs man darunter auch Tänze im Allgemeinen verstanden habe. — *Molt* st. *melted* kömmt unter andern in *Sackville's Legend of Buckingham* vor. — *Quell* (S. 641) hat nichts mit *quaelen, quellen* zu thun, wie *Nares* annimmt: es ist das Angelsächsische *cwellan*; aus *quell* entsand *Kill:* in Bischof *Hall's* Satyren kömmt *queld* und *killed* vor. — „*Go to spell*" heifst „gehen, um das Orakel um Rath zu fragen," wie wir in der *Tragicall and lamentable Historie of two faythfull mates Ceyx et Alcione* (1569) lesen:

What fault of myne, O husbande deare, doth thee compell,
That thou wilt dwell no longer heere, but go to spell.

S. *Park's* Bem. zu dieser Stelle in *Warton's Hist. of Engl. Poet.* Tom. IV. p. 239 (Ed. 1824). — *Ver*

st.

st. *spring* in *Gascoigne Jocasta* (erschien 1577) Act. IV. in fine:

When tract of time returnes the lusti ver.

Yearn st. *vex* bey *Shakspeare* (*Henry V.*) u. s. w.

In Betracht der oben herausgehobenen Vorzüge von *Nares' Glossary* und der Schwierigkeiten, welche sich dem Erwerb der Original-Ausgabe entgegenstellten, mufs anerkannt werden, dafs der Verleger durch diesen Abdruck sich bey den Freunden der Englischen Literatur auf dem Festlande ein nicht geringes Verdienst erworben hat, wobey Rec. auch dem bequemen correcten Druck und dem schönen Papier das gebührende Lob zu schenke nnicht versäumen will.

1) Frankfurt a. M., b. Hermann: *Deutsche Grammatik für den höhern Schulunterricht.* Von *Friedrich Karl Bernhardt*, Lehrer an dem Gymnasium zu Kreuznach. 1825. XVI u. 411 S. kl. 8. (1 Rthlr.)

2) Coblenz, b. Hölscher: *Elementarbuch der deutschen Sprache*, oder Anleitung und methodisch geordneter Stoff zu deutschen Sprach-, Lese- und Recitir-Uebungen. Von *Fr. K. Bernhardt* u. s. w. 1828. XII u. 252 S. kl. 8. (14 gr.)

Zwey Behandlungsweisen der Grammatik einer bestehenden Sprache, abgesehen von ihrem geschichtlichen Entwickelungsgange, müssen in Beziehung auf den Unterricht unterschieden werden: Die methodisch-praktische, die je nach den verschiedenen Bildungsstufen, Bedürfnissen und Zwekken sich verschieden gestalten wird; und die systematisch wissenschaftliche. Alle geistige Entwickelung geht von äufserer oder innerer Wahrnehmung, Anschauung, Erfahrung aus, und steigt stufenweise auf zu begriffmäfsiger Erkenntnifs. Diesen natürlichen Weg wird auch der Unterricht einzuschlagen haben, wenn er nicht die geistige Entwickelung mehr stören und hemmen, als leiten und fördern soll. Ganz verkehrt also ist es, den Elementar-Unterricht in irgend einer Wissenschaft mit der Darlegung eines Systems zu beginnen, und so dem Lehrling die leere Form zu geben, die etwas Todtes und Ertödtendes ist, wenn nicht der belebende Stoff vorher erfahrungsmäfsig gewonnen ist. Aller Sprachunterricht mufs demnach in seinem Beginn durchaus praktisch seyn, und die vom Leichteren zum Schwereren, vom Bekannteren zum Unbekannteren fortschreitende Methode, wie sie in praktischen Lehrbüchern der Sprache zu befolgen ist, wird von dem streng wissenschaftlichen System vielfach abweichen müssen. Wenn aber der Unterricht in der Muttersprache vor Allem die Aufgabe hat, das Bewufstseyn über die bereits im Gefühle des Lernenden schlummernden und instinctmäfsig von ihm geübten Sprachgesetze zu wecken: so kann diese Aufgabe nur dann erst als vollständig gelöst betrachtet werden, wenn nach verschaffter Einsicht in die einzelnen Sprachgesetze, vermittelst jenes methodisch-praktischen Unterrichts, nun auch das Bewufstseyn über den Zusammenhang jener einzelnen Erscheinungen in dem Ganzen des Sprachorganismus geweckt wird; und dieis kann nur durch die systematische Grammatik bewirkt werden, welche mithin den Schlufsstein in dem Gebäude des Sprachunterrichts bilden wird. Das System der Grammatik aber, wie es in den höheren Schul-Klassen zu lehren ist, wird noch kein speculativ-philosophisches, sondern nur ein abstract-formeller Schematismus seyn können, ein Zusammenordnen dessen, was früher vereinzelt, wenn gleich allerdings mit beständiger Richtung auf einen gemeinsamen Mittelpunkt, vorgetragen wurde, nach allgemeineren Gesichtspunkten, jedoch ohne streng dialektische Entwickelung und tiefere Begründung, welche eine hier noch nicht vorauszusetzende allgemein philosophische Bildung erfordern würde. Eine solche streng wissenschaftliche Entwickelung und Begründung wird erst die nach begriffmäfsiger Erkenntnifs der Spracherscheinungen und ihres Zusammenhanges strebende philosophische Sprachlehre geben können, in welcher dann Methode und System in eins zusammenfallen.

Der Vf. der vorliegenden beiden Lehrbücher hat das Bedürfnifs einer systematischen Darstellung der deutschen Grammatik für den höheren Schulunterricht erkannt und durch Nr. 1 zu befriedigen gesucht. „Die vorliegende Grammatik", sagt er selbst im Vorworte, „ist weder auf eine bestimmte Unterrichtsweise, noch auf einen besonderen Entwickelungszustand des Lernenden berechnet. In ihr sollte das eigenthümliche Leben der hochdeutschen Sprache innerhalb der allgemeinen Sprachgesetze vollständig und in einer durch das Wesen des Gegenstandes selbst gebotenen Form dargestellt werden. Der Schüler soll mittelst derselben nicht allein zur Sprachfertigkeit, sondern auch zur Sprachkenntnifs, ja auch zur Erkenntnifs der geistigen Gesetze geleitet werden, welche sich in allen Sprachen geltend gemacht haben." Dafs aber das grammatische System, wie es der Vf. hier giebt, nicht den höchsten Forderungen des denkenden Geistes entspricht, erkennt er selbst an, indem er (S. IV) auf seine künftig erscheinende (aber noch nicht erschienene) allgemeine philosophische Grammatik verweis't, und überdiefs im 1sten §. des Buches selbst ausdrücklich erklärt, dafs alle weitläufige, geschichtliche und philosophische Begründung hier ausgeschlossen sey. — Die Schriften, welche Hr. *B.* S. V als von ihm benutzte Hülfsmittel anführt, zeigen, dafs ihm die neuesten gründlichen Forschungen Anderer in den verschiedenen Gebieten der deutschen Sprachlehre nicht fremd geblieben sind, und das Werk selbst beurkundet fast in allen seinen Theilen des Vfs Vertrautheit mit dem dermaligen Standpunkte der Sprachwissenschaft, so wie andrerseits sein selbstständiges Urtheil und seinen philosophischen Sinn.

Das

Das Ganze zerfällt in folgende vier Theile: *Erster* Theil: *Lautlehre*. *Zweyter* Theil: *Wortlehre* mit folgenden Unterabtheilungen: I. Abschnitt: *Wortbegriffslehre;* II. Abschnitt: *Wortformenlehre:* 1. Hauptstück: *Ableitungslehre;* 2. Hauptst.: *Zusammensetzungslehre;* 3. Hauptst.: *Biegungslehre*. *Dritter* Theil: *Satzlehre:* Erste Abtheilung: *Wortverbindungslehre:* I. Abschnitt: *Wortfügung:* 1. Hauptst.: *Von dem Satze;* 2. Hauptst.: *Einstimmungslehre;* 3. Hauptst.: *Bestimmungslehre* (Rection). II. Abschnitt: *Wortfolge*. Zweyte Abtheilung: *Satzverbindungslehre:* I. Abschnitt: *Satzfügung;* II. Abschnitt: *Satzfolge*. *Vierter* Theil: *Schreibungslehre* in mehrere Unterabtheilungen zerfallend. Schon aus dieser Angabe des Planes nach seinen Hauptrubriken wird der Sachkundige die systematische Einrichtung des ganzen Lehrgebäudes erkennen. Der Lehrvortrag des Vfs ist, da das Buch mehr ein Grundriſs, als ein ausführliches Lehrgebäude seyn sollte, sehr concis, und es wird ein einsichtiger Lehrer nöthig seyn, um den Schülern, selbst in den oberen Klassen, manche Lehrsätze völlig klar zu machen. Dieſs ist jedoch im Allgemeinen keineswegs ein Vorwurf für das Buch, sondern der Bestimmung desselben gemäſs; Tadel verdiente vielmehr flache Popularität, die der Deutlichkeit zu Liebe zu schiefen, halb wahren Ausdrücken greift, und nie in das Innere der Sache eindringt. Nur hie und da findet Rec. den Ausdruck unklar und nicht erschöpfend zugleich; so z. B. S. 7: „Der Wortton ist der Nachdruck, welcher durch die Erhebung der Stimme bey dem Aussprechen einzeler (einzelner) Sylben eines Wortes auf diese fällt, andere als von denselben abhängig, und auf diese Weise mehre Sylben als im Worte verbunden darstellt"; und S. 12: „Der ähnlich wiederkehrende Wechsel zwischen gehobenen und gesenkten Sylben, durch welchen die Bewegung der Sprache in einzele (einzelne) zusammen gehörige Theile zerfällt, macht die Rede rhythmisch." Zum Rhythmus gehört ja nicht bloſs verschiedene Betonung, sondern auch verschiedene Zeitdauer der auf einander folgenden Sylben. — In der *Wortbegriffslehre* findet Rec. zu tadeln, daſs die *Wortarten* nicht in nothwendiger Folge aus der Einheit des Satzes entwickelt, sondern (§. 25) als etwas erfahrungsmäſsig Gegebenes nach einander aufgezählt werden. In der Unterscheidung der Wortarten selbst, weicht der Vf. bedeutend ab von der gewöhnlichen Eintheilung, indem er das *Verbum abstractum* unter der Benennung *Aussagewort* als selbstständige Wortklasse von dem *Verbum concretum* (*Zeitwort*) trennt, was Rec. durchaus nicht gut heiſsen kann. Eher läſst sich die Trennung der *Personwörter* von den übrigen sogenannten *Pronominibus*, die der Vf. unter der Benennung *Deutewörter* zusammenfaſst, so wie die Trennung der *Adverbia qualitatis* (*Beschaffenheitswörter*) von den *Adverbiis circumstantiae* (*Umstandswörter*) rechtfertigen. Nur fällt es auf, daſs nun die *Pronomina possessiva* als eine besondere Art der *Deutewörter* von den persönlichen Pronomen ganz getrennt auftreten, so daſs der auch ihnen wesentliche Begriff der Persönlichkeit gar nicht beachtet wird. — Doch Rec. enthält sich des näheren Eingehens in das Einzelne um so mehr, da dieses Buch schon vor vier Jahren erschienen, mithin längst in den Händen aller derer ist, welche der Gegenstand interessirt; wozu noch kommt, daſs der Vf. in der Vorrede zu Nr. 2 bey einer etwanigen zweyten Auflage dieser Grammatik eine fast gänzliche Umarbeitung derselben zu einer streng wissenschaftlichen Form verheiſst, welche wir füglich abwarten können, bevor wir sein System einer näheren Prüfung unterwerfen. Für jetzt werde nur noch bemerkt, daſs sich der Vf. eines streng durchgeführten Purismus in den grammatischen Terminis befleiſsigt, und in der Bildung deutscher Kunstwörter häufig recht glücklich ist, mitunter aber auch durch schwerfällige Bildungen (wie *hauptnamliches* Mittelwort für Infinitiv, u. dergl.) den Vortrag schleppend macht. Am wenigsten gelungen sind wohl die deutschen Benennungen für die *Zeitformen* der Verba (S. 136), welche der zu Grunde liegenden richtigen Theorie der *Tempora* selbst widersprechen.

(*Der Beschluſs folgt.*)

RELIGIONSSCHRIFTEN.

Berlin, b. Dümmler: *Der christliche Glaube nach dem lutherischen Katechismus* in katechetischen Vorträgen zusammenhängend dargestellt von *K. A. Rutenick*, evangel. Prediger. 1829. XVI u. 168 S. 8. (14 gr.)

Das vorliegende Büchlein ist ein Versuch, die Ideen der Schleiermacher'schen Dogmatik auf den populären Religionsunterricht anzuwenden. Die Abschnitte des lutherischen Katechismus bilden den Leitfaden, an welchen der Vf. mit Kunst und Geschick seine Belehrungen, denen das Abhängigkeitsgefühl und Gottesbewuſstseyn als Principien zu Grunde liegen, anknüpft. Er zeigt sich dabey nicht bloſs als einen für sein Amt erwärmten, sondern auch geistreichen Mann. Nur hat er sich ohne Zweifel ganz ausgezeichnete Lehrschüler bey diesem Religionsunterrichte gedacht: denn wie die meisten Confirmanden selbst aus sogenannten gebildeten Familien in groſsen Städten und bey dem zweckmäſsigsten vorbereitenden Unterricht in den Schulen beschaffen sind, müssen wir das hier Mitgetheilte, selbst bey seiner stufenweisen Entwickelung, fast überall zu hoch finden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1830.

SPRACHKUNDE.

1) Frankfurt a. M., b. Hermann: *Deutsche Grammatik* — — Von *Friedr. Karl Bernhardt* u. s. w.

2) Coblenz, b. Hölscher: *Elementarbuch der deutschen Sprache* — — Von *Friedr. K. Bernhardt* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Wenn der Vf in Nr. 1. S. IV. behauptet, dafs diese für den höheren Schulunterricht allerdings sehr empfehlenswerthe Grammatik „auch bey jedem andern zum Grunde gelegt werden könne:" so hat er selbst durch das unter Nr. 2. genannte Elementarbuch diese Behauptungen der That zurückgenommen, und das Bedürfnifs eines methodisch angeordneten Lehrbuches für den beginnenden Sprachunterricht anerkannt. Wir sind mit dem Vf. darin vollkommen einverstanden, dafs auch dieser Unterricht nicht allein die Fertigkeit im richtigen Gebrauche der Muttersprache beabsichtigt; sondern auch ihm das höhere Ziel gesetzt werden mufs, dem jugendlichen Geiste ein Licht über sich selbst anzuzünden, und ihn, als eine Zucht des Bewufstseyns in die Gedankenwelt des Sprachgeistes zu geleiten. Ohne eine solche Richtung des scheinbar nur vereinzelten Stoff darbietenden methodischeu Unterrichts auf den lebendigen Organismus der Sprache in seiner Totalität wird derselbe zu einem blofs mechanischen Abrichten, welches, statt das Sprachgefühl zu schärfen, dadurch die Sprachfähigkeit zu erhöhen, und dem tiefern Bewufstseyn über die Spracherscheinungen vorzuarbeiten, vielmehr die Sprache zu einem todten Werkzeuge und die wesentlichen Gesetze derselben zu blofsen Handwerksregeln für ihre Handhabung herabwürdigt. Allein aufser jener Forderung einer Beziehung auf den Sprachgeist überhaupt als gemeinsamen Mittelpunkt aller einzelnen Sprachgesetze kann Rec. keine allgemeingültige, alleinseligmachende Methode gelten lassen, und hält vielmehr für verschiedenartige Bedürfnisse, Zwecke und Verhältnisse auch eine verschiedene Behandlungsweise für nöthig. Ungerecht findet er daher das harte Verdammungsurtheil, welches der Vf. in der Vorrede seines Elementarbuches über die bisherigen Lehrbücher ausspricht, und offenbar übertrieben die Behauptung, „dafs sie alles philologischen Geistes ermangeln, und ihr flaches Hin- und Herreden ohne Halt und innere Wahrheit und ohne die leiseste Ahnung davon, dafs die Sprache als ein lebendiger Organismus aufzufassen und zu behandeln sey, Niemand genügen könne." Der Vf. hätte besser gethan, sein Werk für ihn reden zu lassen, statt dasselbe zum Nachtheil aller andern Lehrbücher seiner Art selbst zu erheben. — Ins Einzelne des Inhaltes einzugehen, verbietet hier der Raum. — Das Ganze zerfällt in zwey Theile; der *erste* Theil, *Sprachübungen* betitelt, in zwey Stufen: 1) *der einfache Satz und die Wortlehre;* 2) der *zusammengesetzte Satz.* Der ersten Stufe ist als Anhang eingefügt eine *„erste Anleitung zur Rechtschreibung"*; der zweyten Stufe sind zwey Anhänge beygegeben: „die *Aussageformen* (*Modi*) *und die Zeitformen;* und *die Zeitwörter der zweyten Conjugation und die unregelmäfsigen Zeitwörter."* Wir haben keinen wesentlichen zum Elementarunterricht gehörigen Gegenstand vermifst; auch ist die methodische Anordnung im Ganzen zweckmäfsig und der Vortrag hier ungleich populärer, als in der Grammatik, immer auf das Praktische gerichtet und mit Stoff zu mannichfaltigen Uebungsaufgaben begleitet. — Der *zweyte* Theil ist überschrieben: *Stoff zu Lese- und Recitirübungen,* und enthält in der *ersten* Abtheilung prosaische Stücke, in der *zweyten* Gedichte, welche aus klassischen Schriftstellern für diesen Standpunkt zweckmäfsig ausgewählt sind.

K. H.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

Bonn, b. Marcus: *Xenophon.* Zur Rettung seiner durch *B. G. Niebuhr* gefährdeten Ehre dargestellt von *Ferdinand Delbrück.* 1829. 238 S. 8. (1 Rthlr. 4 gGr.)

So wie der Vf. früher Platon's Bürgertugend gegen einen Angriff des Hn. Geh. Staatsraths *Niebuhr* vertheidigt hatte, so nimmt er sich hier seines Lieblings *Xenophon* an, über welchen *Niebuhr* in einer neuerdings in seine Sammlung kleiner historischen und philologischen Schriften aufgenommenen Abhandlung ein ähnliches ungünstiges Urtheil gefällt hatte. Man kann dieser Vertheidigungsschrift die Gründlichkeit so wenig absprechen, als den edlen Eifer verkennen, der darin waltet. Durch erstere hat der Vf. manches über seinen Gegenstand ins Klare und der Gewifsheit nahe gebracht, was bisher wenigstens so gründlich noch nicht untersucht war, und der Gewinn dieser literarischen Opposition würde sonach immer erfreulich seyn, auch wenn

wenn der Gegner den ihm (vgl. S. 178) hingeworfenen Fehdehandschuh nicht aufnehmen wollte.

Der durchgreifende Gedanke des Buchs ist, dafs Xenophon in jeder Hinsicht ein *feiner und braver Mann* gewesen; denn so übersetzt der Vf. das καλὸς κἀγαθὸς der Griechen; und dieſs ist gleichsam die Parole, die am Schlusse jedes Abschnitts dieses Buchs wiederkehrt. Dieſs, so wie die übrige Darstellung, macht allerdings auf den Leser den Eindruck der Geziertheit, so wie der hin und wieder gräcisirende Stil, das öftere Verweilen bey Nebensachen, und das häufige Citiren gleichgesinnter Schriftsteller (besonders des Johannes von Müller) den Leser ermüdet und die Wirkung der Vertheidigung schwächt.

Nach einer Einleitung, die von Anmerkungen und Nachweisungen begleitet ist, giebt Hr. *D.* im *ersten* Abschnitt einen Umrifs von Xenophon's Leben, „in welchem sokratische Fein- und Bravheit sich am reinsten ausprägt und am hellsten abspiegelt." Unstreitig macht diese Schilderung eine der besten und verdienstlichsten Partieen des Buches aus; hier ordnet der Vf. mit Fleifs die wichtigsten Lebensumstände seines Helden an, bestimmt ihre chronologische Stellung genauer und mit grofser Wahrscheinlichkeit, so dafs er hierdurch eine gute Grundlage gegen *Niebuhr's* Beschuldigungen gewinnt.

Im *zweyten* Abschnitt geht er Xenophon's *Werke* durch; — zuerst verbreitet er sich über die *Denkwürdigkeiten* des Sokrates. Was er hier sagt, gehört wohl zu den schwächsten Seiten des Buchs, und wird den Streit über die Verschiedenheit des Xenophontischen und Platonischen Sokrates nicht schlichten helfen. Seltsam ist der Ausspruch S. 64: wie er (Sokrates) auf Hochbegabte wirkte, zeigt Platon, wie auf Wohlbegabte, Xenophon. Was will der Vf. hier mit diesem Unterschiede, der uns an die Hochgebornen und Wohlgebornen erinnert, sagen? Frage niemand, setzt der Vf. noch hinzu, wer von beiden der vortrefflichere sey, da jeder von beiden durch redlichen Willen aus den ihm verliehenen Kräften machte, was daraus sich machen liefs und in vollstem Sinne das Seinige that. Frage niemand, wer von beiden den Sokrates treuer darstelle; beide thun es gleichermafsen „(stellen ihn treu dar) jeder, so wie Sokrates sich ihm zeigte" — d. h. doch wohl, wie er ihm erschien? Nun, wenn Sokrates jedem *anders* erschien, so müfste man annehmen, dafs diesen jeder von beiden *anders behandelte*, und auch dieſs würde nicht hinreichen jene Verschiedenheit zu erklären, oder dafs jeder von beiden ihn als Lehrer anders *auffafste*, und dann müfste einer von beiden ihn treuer aufgefafst haben. Das erstere scheint der Vf. an manchen Stellen zu meinen, während andere mehr für das zweyte sprechen. So sagt er z. B. in Beziehung auf Sokrates Unterredungen über die Freundschaft: „hier, wo die Untersuchung, wenn Sokrates sie mit einem Kritobulos (Denkw. II, 4 — 6) in Gegenwart eines *Xenophon* anstellte, endete, fing sie erst recht an, wenn er sich mit dem *Platon* besprach, so dafs dieser nicht eher ruhete, als bis er von jener persönlichen Zuneigung, aus welcher die Liebe quillt, den Grund in angeborner Geistesverwandtschaft entdeckt hatte, durch Forschungen, die ihn bis an die äufserste Gränze der Spähung führten. Das eine Verfahren, die Erörterung nicht weiter zu treiben, als vonnöthen ist, um sich im Leben zurecht zu finden, ist nicht weniger sokratisch, als das andere, sie ohne Rücksicht auf Anwendbarkeit im Thun und Lassen so weit zu treiben, als sie gehen mufs." Das letztere wäre wenigstens nicht im Sinne des *Xenophon* sokratisch, der Sokrates Forschungen immer auf das Praktische beschränkt. Ist nun Sokrates wirklich weiter gegangen, so hat ihn denn Plato doch hierin tiefer, und folglich treuer aufgefafst. Den Rec. wundert es, dafs der Vf., der in den Anmerkungen auf den Vorwurf Rücksicht genommen, welchen *Rötscher* und andere gegen Sokrates erhoben haben, die treffliche Abhandlung *Schleiermacher's* über Sokrates Verdienst als Philosoph ganz unberücksichtigt gelassen hat. Beym Xenophon, bemerkt der Vf., nimmt Sokrates zur Empfehlung der Tugend Antriebe her von ihrem Einflusse auf das äufsere Wohl; bey Xenophon erscheine er mehr als herablassender Lehrweiser, und jener bewähre sich in dieser Denkschrift durch die Art, wie *er den Weisen auffasse*, als einen seiner würdigen Jünger, als einen feinen und braven, auch als einen vaterländisch gesinnten Mann. In einer Anmerkung S. 136 heifst es: Jener (Xenophon) mochte den platonischen Sokrates nicht selten *überspannt*, dieser den Xenophontischen meist nicht *ungemein* genug finden; einer in dem andern echt sokratische Art und Kunst vermissen, deren man sich nach ihrem ganzen Umfange heut zu Tage nur bemächtigen kann, wenn man gewissenhaften Fleifs beiden gleicher Maafsen zuwendet", woraus wohl folgen möchte, dafs *beide* ihn nicht ganz treu aufgefafst hätten. Wenn nun der Vf. endlich S. 169 sagt, dafs die in Xenophon's Unterredungen auftretenden Personen nicht, wie die platonischen, künstlerisch umgebildete, sondern nach dem *Leben gezeichnete*, mit *geschichtlicher Treue geschildert* seyen, so wird damit offenbar der Xenophontische Sokrates, als die *treuere Schilderung* angesehen und vorgezogen. Hierauf wird durchgegangen das *Gastmahl* (mit Platon's Gastmahl verglichen) die *Haushaltung* (wo die Vergleichung über das verschiedene Verhältnifs in welchen Xen. und Plato das öffentliche und häusliche Leben setzen, interessant ist), die Schrift von den *Geldquellen* oder den Einkünften, die Schrift für *Reiterobriste*, hiervon (der Gesichtspunkt, aus welchem X. die Zwingherrschaft auffafste, wird S. 91 gut angegeben) die *Streitkunst*, das *Jagdbuch* und die *Cyropädie*, welche er als politischen Roman sehr hoch stellt. „Es war ein, Xenophontischer Fein- und Bravheit würdiges Unternehmen, heifst es S. 102, in einem hellleuchtenden

Bey-

beyspiele zu zeigen, was ein Fürst, welcher seine Unterthanen, wie die Morgenländer ihren König, als ein Wesen höherer Art verehren, zu thun habe, um durch wohlthätigen Gebrauch seiner Allgewalt den Glauben in sich zu rechtfertigen, für sich und das Volk ersprieſslich und segensreich zu machen." Dann wird betrachtet die Anabasis und die *Hellenika*, deren Abfassung er in die spätere Lebenszeit des *X.* setzt und die Beschuldigung der Parteylichkeit des Schriftstellers für die Lacedämonier schon hier, (uns dünkt, mit guten Nachweisungen,) abzuwehren sucht. In den Anmerkungen zu diesem Abschnitt wird manches Wichtige behandelt oder näher bestimmt; z. B. die Eifersucht zwischen Xenophon und Platon. Der Vf. hält dieselbe für nicht ganz ungegründet, da, setzt er hinzu, das Innerste der Platonischen Philosophie dem *Xenophon* wohl unzugänglich war, und dessen eigenthümliche Trefflichkeit nach ihrem ganzen Werthe von Platon erst spät anerkannt wurde, seit dieser überhaupt anfing, sich mehr herabzustimmen. Für dieses Herabstimmen, welches uns nur gar zu sehr an die Klagen der Philister über das was sie an genialen Geistern überspanntes Wesen nennen, erinnert, hätte doch der Vf. einen *Beweis* beybringen sollen. — *Böckh's* Tadel gegen den Vorschlag des Xenophon, die Bundsgenossen Athens zu begünstigen, wird etwas flüchtig abgewiesen (S. 140). Auch von den verdächtigen Schriften, die man dem X. beylegt, wird in diesen Anmerkungen gesprochen; zuerst von der Rechtfertigung des Sokrates vor den Richtern. Das Gewicht des hier von ihm nachgeholten Grundes würde von der Frage abhängen, in *welcher Zeit* der Tod des Anytus erfolgt sey. Die Schriften über das Gemeinwesen der Athener und über das der Lacedämonier werden gut charakterisirt; der *Agesilaus* aber für echt und als *rednerische Schilderung* betrachtet des Xenophon würdig gehalten. Ob nun der Gesichtspunkt einer *Lobrede* einem Fein- und Braven gestatten dürfte, einen Mann, an welchem er sonst so manches tadelt, „in einer eigenen Schrift als einen fehllosen, als einen vollendet guten Mann zu schildern", dafs würde wenigstens Rec. verneinend beantworten. Von S. 154 an werden *Wolf's, Manso's, Schlosser's* u. a. ungünstige Urtheile über Xenophon's Geschichtsdarstellung zurückgewiesen.

Der *dritte* Abschnitt handelt nun insbesondere von Xenophon's Sinnesart und Darstellungsweise. Erstere betreffend, so hebt er hier vorzüglich dessen Frömmigkeit hervor, und die mit Sokrates übereinstimmende Ansicht von der Gottheit. Er habe, heifst es S. 163, unter Zeus, Apollon u. s. w. die in Personen umgebildeten Kräfte und Eigenschaften jenes Urgeistes verstanden, dessen unerreichbar hohe Vollkommenheit sich nicht fassen, sondern nur ahnen lasse, und auch ahnen nur, wenn man sie in Gedanken spaltet und theilweise vor die Seele bringt. Der Vf. vergifst, dafs eine gespaltete Vollkommenheit ein Widerspruch ist, und dafs die Ahnung nicht durch theilweises Denken hervorgebracht werden kann. Den Glauben an die Fortdauer der Seele vermifst der Vf. bey *X.* Der Darstellung des *X.* wird vornehmlich die Anmuth zugeeignet, wobey der Vf. in Citaten zu freygebig ist.

In dem Anhang endlich geht der Vf. speciell auf die ungünstigen Aeufserungen *Niebuhr's* über Xenophon ein; er sondert hier Hauptstücke und Nebensätze ab, die er wieder mit belegenden Anmerkungen begleitet. In dieser Apologie scheint er uns die geschichtlichen und chronologischen Gründe, auf welche *Niebuhr* sich stützt, indem er Xenophon's Patriotismus und Bürgertugend verdächtig macht, noch glücklicher, als dessen Ansichten betreffend den athenischen Patriotismus überhaupt widerlegt und Platon treffend gerechtfertigt zu haben (S. 218 ff.). Dieser Theil der Schrift verstattet keinen Auszug.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Neuchatel, b. Wolfrath: *Description topographique de la Jurisdiction de Neuchatel.* 1827. 116 S. gr. 8.

Kein Vorwort belehrt über die Veranlassung zu dieser ausgezeichneten Schrift; auch findet sich so wenig im Texte als auf dem Titel der Name des Vfs. angegeben. Wir wollen, nach Anleitung der uns von sicherer Hand zugekommenen Nachrichten, diese zweyfache Lücke hier ergänzen. Nach einem erst vor wenigen Jahren gefafsten Beschlusse der *Société d'Emulation patriotique* zu Neuenburg in der Schweiz, ist ein jedes ihrer ordentlichen Mitglieder verbunden, nach einer bestimmten Reihefolge, ihr über irgend einen gemeinnützigen das Fürstenthum betreffenden Gegenstand einen Aufsatz zu liefern. Diesem Beschlusse entsprach zuerst durch die vorliegende Arbeit der würdige Präsident der Gesellschaft, der Königl. Preufs. Kammerherr, vormaliger Kanzler und jetziger Doyen des neuenburgischen Staatsraths, Hr. *Karl Gottfried von Tribolet.* Wir freuen uns aufrichtig, über den Entschlufs, sie dem Drucke zu übergeben; weil sie mit umfassender und tiefer Sachkenntnifs einen sehr wichtigen Beytrag zur Ortskunde der Stadt Neuchâtel und ihres Gerichtsbezirks enthält. Wer aber, nach dem gewählten, allzu bescheidenen Titel, nur eine Topographie erwartet, wird durch einen seltenen Reichthum von geschichtlichen, rational-ökonomischen, literarischen und anderen bezüglichen Notizen überrascht werden, die nicht die Stadt Neuenburg allein, sondern das ganze Land umfassen und mithin die neuenburgische Staatskunde erläutern. Der Vf. hat sehr wohl verstanden, indem er das Ganze zu einem wahren Gemälde abrundete, die grofse Klippe zu vermeiden, an welcher die meisten deutschen Statistiker zu scheitern pflegen, wir meinen künstliche Anhäufungen von mehrentheils unrichtigen oder wenigstens unsicheren Zahlen und die daraus gezogenen eben so falschen Folgerungen. Es hält schwer, aus einer solchen geschlossenen Darstellung ein-

einzelne Züge herauszuheben; doch wollen wir versuchen, wenigstens ihre Umrisse anzudeuten. Das Ganze zerfällt in sieben Abschnitte. Der erste S. 8: *Partie géographique*, handelt von der Lage, den Gränzen, der Eintheilung des Bezirkes, in welchem 6000 *Ouvriers* zu 4096 Quadratfuſs Weinberge befindlich sind, — den Flüssen, *le Seyon* und *la Serrière*, den Landstraſsen, wobey die Brücke bey *Serrières* erwähnt wird, eines der schönsten neuern Bauwerke, und nennet die merkwürdigen Oerter, als die Stadt *Neuchâtel*, das Dorf *Serrières*, das wegen der daselbst 1536 gedruckten französischen Bibel den Bibliographen schon längst bekannt ist, — *le Suchiez*, *Beauregard*, *Chaumont* 3612′ über dem Meer oder 2269 über dem Neuenburger See, *Pertuis-du-Soc*, *Pierrabot*, *le Plan*, *Fahy*, *le moulin dit du Vauseyon*, *le moulin de la Prise*, die Färberey zu *Prébarreau* und *Vieuxchâtel*, wo, nach den gelehrten Untersuchungen des Kanzlers *Georg von Montmollin*, das *Noidenolex* der alten Helvetier gestanden hat. Wir hätten eine namentliche Aufführung der *Rochette* erwartet, nicht nur weil es eines der schönsten Landhäuser der Schweiz ist, sondern weil *Maupertuis* dasselbe bewohnt und *Johann Friedrich von Osterwald* von da aus die S. 75 erwähnte, in Kupfer gestochene *Vue de la Chaine des Alpes, aperçues depuis Neuchâtel* gezeichnet hat. Im Jahre 1750, als in welchem die erste Zählung aufgenommen ward, befanden sich in dem Gerichtssprengel 403 Häuser und 3666 Einwohner, im Jahre 1825 dagegen 543 Häuser und 5705 Einwohner. Der *zweyte* Abschnitt S. 19 behandelt das Klima, die Naturgeschichte mit Verweisung auf das vom Staatsrathe *Alphonse de Sandoz-Rollin* 1818 herausgegebene vortreffliche *Essai statistique de la Principauté de Neuchâtel*, und die Landwirthschaft mit specieller Nachweisung der mannichfaltigen Mängel des Weinbaues als des wichtigsten Theils derselben. Im J. 1820 fiel das Reaumürsche Thermometer auf — 14½ Grad, und 1825 stieg es auf + 25½ Grad. An dem letzten Tage betrug die durch Steigen und Sinken des Quecksilbers hervorgebrachte Veränderung nicht weniger als 15 Grad. Im *dritten* Abschnitt S. 28: *Commerce et Industrie*, wird die Geschichte der allmähligen Ausbildung der gewerblichen Thätigkeit der Neuenburger geliefert und Vergleichungen zwischen Ein- und Ausfuhr, zwischen dem überhand nehmenden Luxus und den Mitteln ihn zu befriedigen u. s. w. angestellt, und daraus der niederschlagende Schluſs gezogen: „*il est évident que la solde n'est pas en notre faveur, et qu'à moins d'une augmentation bien peu probable dans nos ressources, ou d'un retranchement dans nos approvisionnemens étrangers, Neuchâtel doit nécessairement s'appauvrir!*“ Zu welchem Grade von Wohlstand und Reichthum eine vollkommene Handelsfreyheit und eine gänzliche Befreyung von Handelsabgaben einen nichts weniger als vortheilhaft gelegenen Ort emporsteigen läſst, ist aus diesem Abschnitte ersichtlich. Dieser Zustand würde fortdauern ohne die seit 1815 fast von allen europäischen Staaten angenommenen Prohibitivsysteme. Der *vierte* und *fünfte* Abschnitt S. 35 und 42 entwickeln mit einer musterhaften Klarheit die in der That sehr zusammengesetzte Organisation der Verwaltungsbehörden und das innere Wesen der sogenannten *Bourgeoisie de Neuchâtel*, einer der im Lande anerkannten staatsrechtlichen Verbindungen. S. 49 beginnt die Aufzählung der wichtigsten öffentlichen Anstalten und ihrer eigenthümlichen Einrichtung. Von den aufgeführten erinnern mehrere an ihre groſsmüthigen Stifter *J. J. Lallemand*, *Ludwig* Grafen *von Neuchâtel*, *Charles-Daniel von Meuron*, *David* Freyhrn. *von Pury* und *Jacques-Louis de Pourtales l'aîné*. Der *sechste* Abschnitt S. 64 ist überschrieben: *Religion, caractère et moeurs*. Die Reformation ward am 4ten November 1530 mittelst eines förmlichen Beschlusses der allgemeinen Bürgerschaft angenommen. *Wilhelm Farel* predigte zuerst die neue Lehre; gleichwohl ist nach dem königlichen Grundgesetze (*la Charte royale*) vom Jahre 1814 die freye Ausübung des katholischen Gottesdienstes geduldet. Mit unverkennbarer Unparteylichkeit ist die schwierige Schilderung der Sitten entworfen. Eine allgemeine und specielle Beschreibung der Stadt *Neuchâtel*, Hauptorts des ganzen Fürstenthums Neuenburg und Valendies, füllt den *siebenten* und letzten Abschnitt dieses gleich lehrreichen und gutgeschriebenen Werkes. In dem speciellen Theile werden die merkwürdigsten öffentlichen Anlagen beschrieben, als: die beiden Kirchen, das Schloſs, *le Donjon*, die Gefängnisse, *la tour de Diesse*, *la digue du Seyon*, *la maison des Mousquetaires*, *la Four banal*, *la Javiole*, *l'auberge du Faucon*, *le Trésor*, *les Halles*, das alte und das prachtvolle neue, erst 1790 vollendete Rathhaus, die Waisenanstalt, das Hospital, *la salle de Concert*, *les Greniers*, *le Poids public*, *le Cimetière*, die zwölf öffentlichen Laufbrunnen, die fünf Brücken, der Hafen und die herrlichen öffentlichen Spaziergänge längs dem Gestade des prächtigen Sees.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1830.

RELIGIONSSCHRIFTEN.

Berlin, in Comm. b. Franklin: *Cäcilius und Octavius*, oder *Gespräche über die vornehmsten Einwendungen gegen die christliche Wahrheit.* Nebst einem Vorworte von Dr. *Tholuck.* 1828. II u. 208 S. kl. 8. (20 gr.)

Der ungenannte Vf. dieses Buches hat in demselben die Absicht, die positiven Glaubenslehren der evangelischen Kirche, im Sinne eines strengen (zum Pietismus sich hinneigenden) Supernaturalismus, gegen eine freyere Ansicht derselben zu vertheidigen, welche gewöhnlich die rationalistische genannt wird. Dieſs geschieht, mit Rücksicht auf *Philosophie*, namentlich auf das System *Hegel's*, jedoch meistens auf eine für den denkenden Leser nicht unverständliche Weise. Die Worte des Titels: „über die *vornehmsten* Einwendungen" u. s. w. sind in sofern nicht richtig, als auf die Einwendungen historisch-kritisch-exegetischer Art gar keine Rücksicht genommen ist, oder, wo der Faden des Gesprächs sie berühren muſste, nur sehr leicht über *sie hinweggegangen* wird. Eben so kann gegen die folgenden Worte des Titels: „gegen die *christliche* Wahrheit", erinnert werden, dafs sie voraussetzen, was erst in dem Buche selbst bewiesen werden soll, nämlich dafs nur da christliche Wahrheit sey, wo die streitigen Lehren in dem Sinne genommen werden, in welchem der Vf. sie verstanden wissen will. Es ist demnach hier nicht von einer theologisch gelehrten, sondern nur von einer philosophisch gemüthlichen Vertheidigung oder Beweisführung die Rede. — Die kurze Vorrede des Hn. Dr. *Tholuck* geht auf den Inhalt des Buches nicht näher ein, sondern bemerkt nur, dafs vieles in diesen Gesprächen unmittelbar aus dem Leben genommen sey, und dadurch zwar sich empfehle, zugleich aber auch dem Ganzen einen etwas zu fragmentarischen Charakter gegeben habe. Wohl mag hierbey (wie die Vorrede weiter sagt) die Erledigung der Zweifel, welche der Vf. hier giebt, nicht das Einzige seyn, was er auf gewisse Fragen zu antworten im Stande wäre, aber dann muſs Rec. gar sehr bedauern, dafs der Vf. hier so vieles zurückgehalten hat. Indeſs mag der nächste Grund davon auch der seyn, dafs *Caecilius* den Einwendenden selbst nicht genug fragt, nicht tief genug eingeht. Dieſs wird sich im Folgenden weiter zu Tage legen. Vor der Hand können wir nur aufnehmen, was dargeboten ist, und wir thun es mit der in der Vorrede noch ausgesprochenen Ueberzeugung, dafs der Vf. zu denjenigen gehöre, welche den Kampf des Verstandes und der Vernunft mit dem Christenthume (?) *nicht* für einen *nothwendigen* halten. Wobey nur das Eine zu bevorworten bleibt, dafs hier, bey recht besonnener und christlicher Wahl des Ausdrucks, überall nicht von einem Kampfe mit dem Christenthume, sondern nur von einem Kampfe der Meinungen über den Sinn und Zweck derjenigen positiven Religionslehren die Rede seyn kann, welche nicht zugleich allgemeine und religiöse Vernunftwahrheiten, oder nicht als solche zugestanden sind.

In *vier* Hauptabschnitten verbreitet sich das Gespräch der zwey Universitätsfreunde, welche einander nach fast zwanzigjähriger Trennung jetzt wiedersehen, hauptsächlich über die kirchlichen Lehren von der Sünde und der Gnade, mit Hinsicht auf die Verderbtheit der menschlichen Natur, von der Gottheit Jesu Christi, von dessen genugthuendem Leiden und Sterben, und von der Nothwendigkeit des Glaubens an diese und die damit zusammenhängenden Dogmen zur Seligkeit. Es kommt bey der Beurtheilung des Buches nicht an auf die dialogisirende Kunst; von dieser räumt der Vf. selbst ein (S. 68), dafs sie die hier in Berührung gebrachten Momente nicht organisch gegliedert und in stetigem Fortgange aus und mit einander entwickelt, sondern nur mehr mechanisch neben einander aufgestellt, und den Punkt der Vermittelung oder Vereinigung mehr durch die Individualität der Sprechenden herbeygeführt habe. Hat den Vf. etwas hierzu genöthiget, so ist es sein eigener Standpunkt gewesen, welcher zu sehr der des Octavius selbst zu seyn scheint, als dafs von ihm das Gespräch so hätte geleitet werden können, wie es das wissenschaftliche (philosophische und theologische) Verhältnifs der zur Sprache gebrachten Gründe und Gegengründe verstattet, und die tiefere Erforschung der Wahrheit in Beiden wünschenswerth gemacht hätte. Doch dem sey wie ihm wolle; wir kommen zur Sache.

Es wird ausgegangen von der Erforschung des eignen Herzens (S. 12) nach Anleitung der h. Schrift (S. 16). Den Sinn der letztern nimmt *O.* buchstäblich, und meint hiedurch gesichert davor zu seyn, den Worten derselben einen Sinn unterzulegen, welcher ihnen ursprünglich fremd wäre. Das erste Bekenntnifs ist das der Sündhaftigkeit. Der Grund der Sünde liegt in der *Ichsucht*, ihr Wesen im Abfalle von Gott, nach 1 Mos. 3. „Wir sind als Kinder Gottes *erschaffen*, aber wir sind seine *geborenen* Feinde. Die menschliche Natur ist durch den Sün-

denfall wirklich und so verderbt, dafs sie das Vermögen nicht hat, sich selbst zu bessern. Sich selbst bessern wollen, heifst, ohne Gott zu Gott kommen wollen, ist mithin der Grund aller Sünde. Es heifst, Böses durch Böses gut machen wollen; denn was des Falles Ursache war, soll nun das Mittel zur Wiedererhebung werden. Der natürliche Glaube des Menschen an sich selbst ist der positive, wesentliche Inhalt des Unglaubens an Christum, und mufs aufgegeben werden, wenn der Glaube an den Heiland Platz finden soll. Mithin nur durch diesen Glauben ist wahrhafte Besserung möglich. Es ist der Glaube an den Sohn Gottes und dessen Erlösung. Dieser Glaube ist in dem von Natur verderbten Menschen ein Wunder, von Gottes Gnade gewirkt. Aber dieser Gnadenwirkung mufs sich der Mensch hingeben, wenn sie an ihm wirksam werden soll; er mufs zurücktreten mit seinem Selbst, und Gott thun lassen; mufs Gott stille halten, und dann vernehmen, was Er zu uns spricht, sobald wir wirklich stille geworden sind."

Gegen alle diese angeblichen Gewissens- und Bibel-Lehren macht *C.* Einwürfe, aber nicht von besonderem Gehalte. Er giebt die behauptete Verderbtheit der menschlichen Natur bald zu, ohne die tieferen Widersprüche aufzudecken, in welchen ihre Annahme sich gegen das Bewufstseyn sittlicher Bestimmung und sittlichen Urtheils befindet. Er läfst die Behauptung hingehen, dafs das Uebel in der Welt blofs Folge des Bösen sey; obgleich es für ihn wichtig war, hier zu unterscheiden. (Denn wenn auch das Böse keineswegs Folge des Uebels, so wenig als der abstracte Begriff der Endlichkeit, ist; so bleibt doch die Unabhängigkeit des Uebels vom Bösen wesentlich für die Ansicht von der Natur der Dinge überhaupt.) Er führt den Gedanken, dafs die göttliche Gnade, durch welche wir Alle sind was wir sind, auf natürliche Weise wirke, gar nicht durch. Er läfst sich den Vorwurf, dafs er Bibelstellen aus dem Zusammenhange reifse, um sie für sich anzuwenden, mehrmals machen, und bemerkt nie, dafs *O.* dasselbe weit häufiger thut, und oft auf die auffallendste Weise. — Als die Rede auf die Freyheit kommt, stellt *O.* folgende, nicht neue, Lehre auf: „Wahre Freyheit ist die Macht zu seyn; oder (nach S. 166) die Macht des Menschen, sein ursprünglich anerschaffenes Wesen zu werden. Ohne Gott und aufser Gott, der das Seyn ist, ist keine Freyheit. Ihr entgegengesetzt ist die Wahlfreyheit oder die Willkür Die wahre Freyheit haben wir durch den Abfall von Gott verloren; in die Willkür sind wir dadurch verfallen. Willkür ist Freyheit von Gott; die wahre, evangelische Freyheit besteht im Gehorsam." (Daher, weil die Freyheit verloren ist, können wir auch nur durch das Wunder der Gnade wieder zu ihr gelangen). „Hiermit werden wir Werkzeuge Gottes, aber nicht (?) Maschinen; denn Gott ist selbst ganz Freyheit, und sein Begriff hebt den Begriff des Mechanismus von selbst auf." Gegen diese Lehre hat *C.* fast nichts zu erinnern. Der ganz falsche Begriff der wahren Freyheit, nach welchem sie in der Macht bestehen soll, die bestehende Natur von Grund aus zu *ändern*, (eine Macht, welche unsre Stammältern nur zu ihrem Verderben besafsen, weil ihre Natur der Aenderung nicht bedurfte), wird von *C.* nicht gerügt. Der völlig falsche Satz, „dafs der allgemein gültige Wille, welcher zur Freyheit gehört, *nicht* zugleich eigner Wille sey und seyn dürfe", wird zugestanden; und als *O.*, diefs bildlich erläuternd die Willenlosigkeit der angeblich wahren Freyheit, und die Bewufstlosigkeit derselben in Hinsicht auf ihre Natur und Bestimmung (S. 38 ff.) noch deutlicher ausspricht, und die entgegengesetzten Ansichten damit abfertigt, dafs sie die Anschauungsweisen einer niedern, gefallenen Welt seyen, so bringt auch diefs den *C.* nur — zum Schweigen. Man sieht hieraus, wie leicht der Vf. seinem *O.* den Sieg gemacht hat. Rec. hat sich indefs gewundert, dafs dem *O.* nicht wenigstens der unendliche Vorzug bemerklich geworden ist, welchen die, nach dem Verluste der ursprünglich anerschaffenen (wahren?) Freyheit, durch das Wunder der Gnade wieder verliehene (evangelische?) Freyheit von jener ursprünglichen dadurch behauptet, dafs mit ihr nun das klare Bewufstseyn ihres Zweckes, mittelst des durch den Abfall erweckten Bewufstseyns des Gegensatzes, und sonach auch, mit dem in ihr herrschenden allgemein gültigen Willen, der eigene Wille verbunden ist. (Dieses Vorzugs wenigstens erfreuen sich diejenigen, welche in jener Gnade zu stehen glauben, ohne Zweifel.) Hieraus aber würde folgen, dafs dieser *natürliche* Vorzug, welchen der, nach dem Falle, durch das Wunder der Gnade zu der wahren Freyheit wieder gelangte Mensch geniefset, ebenfalls einer göttlichen Gnade zugeschrieben werden müsse, derjenigen nämlich, welche den Abfall selbst ursprünglich dachte und geschehen liefs. Denn durch *diese* Gnade wurde die *Erziehung* der Menschen bewirkt. Da nun aber *diese* Gnade ohne Zweifel eine *natürlich* wirkende war, (natürlich, d. h. durch das Wunder der Schöpfung,) so scheint es, als könne die zweyte, nach *O's* Meinung *übernatürlich* den Glauben wirkende Gnade, indem sie dadurch zugleich jenen *natürlichen* und zur sittlichen Erziehung wesentlichen Vorzug herbeyführte, doch auch nur (?) eine *natürlich* wirkende seyn und seyn wollen. — Doch diese Gegenrede des Rec. soll nur gelegentlich als Beyspiel dienen, wie das Gespräch sich, dem Zwecke gemäfs, weiter hätte fortspinnen lassen. Alles beruht hier lediglich darauf, dafs *die Eine menschliche Natur der Andern klar und einfach dargelegt* werde, jede mit dem in ihr möglichen Grade des deutlichen Bewufstseyns ihrer selbst. Dann mufs sich zeigen, wo mehr Bewufstseyn, mehr Klarheit, mehr innerer Zusammenhang ist. Diefs konnte *C.* nicht, weil er sich selbst nicht klar geworden war. Wollte ein Dritter es an dessen Stelle thun, so müfste ein neues Gespräch geschrieben werden.

Nach-

Nachdem nun *C.* gegen Ende des ersten Gespräches, als Lehre der h. Schrift, welche sich in dem eigenen Herzen des Menschen bewähre, „unumwunden eingeräumt hat, 1) dafs die Sünde, (nämlich die *Ichsucht, das Selbst* – oder *Für-Sich-Seyn-Wollen,*) die Ursache der intellectuellen und sittlichen Finsternifs des Menschen sey, 2) dafs der Mensch eben deswegen aus Sich Selbst die Wahrheit und das Heil nicht finden könne; so tritt nun das Wort Gottes in der Bibel als die einzige Quelle dieser Erkenntnifs entgegen. Hier fragt *C.* unvermeidlicher Weise: wie wir zu der gewissen Ueberzeugung kommen können, dafs in der Bibel Gottes Wort wirklich und unmittelbar vernommen werde? Er erhält die Antwort: diefs geschehe zuerst eben durch das unbedingte *Hingeben* an Gott. Das Vernehmen sey hierbey ein *Leiden;* das Verstehen ein *in Gott thätiges* Leiden. Das *Selbst* dürfe nicht darein sprechen wollen; das Verstummen eigener Weisheit sey die erste Bedingung. Und wenn diese recht erfüllt sey, so werden wir auch an dem, was die Verfasser der biblischen Bücher uns berichten, *erfahren,* dafs es nicht ihre, nicht Menschenweisheit sey; es *eben so gewifs erfahren,* wie jene Verfasser *selbst.* — Auf diesen Weg geht *C.* ein; zum Theil freylich nothgedrungen, weil er vorher schon zu viel eingeräumt hatte. Aber auch die ihm noch übrigen Fragen unterläfst er aufzuwerfen. Er fragt nicht, ob dann von jenem Selbst gar nichts übrig bleiben müsse, nur um in Gott *thätig vernehmen* zu können? Er fragt nicht, ob das Mitsprechen des Selbst (nicht in willkürlichen Einfällen, sondern in strenger Entwickelung dessen, was er nach seiner Philosophie den Organismus des objectiven Gedankens nennt) nicht wenigstens so lange nothwendig sey, bis die Erfahrung gemacht worden, dafs auch der objective Gedanke ohne positiven Glauben eine leere Form bleibe? Er scheint die Berichtigung aller solchen Zweifel lediglich, auf *O's* Versicherung, von der verheifsenen *innern Erfahrung* zu erwarten, und hält jedes Mifstrauen gegen deren Echtheit zurück; obwohl ein solches Mifstrauen füglich darauf hätte gegründet werden können, 1) dafs jene Erfahrung rein subjectiv ist, und alles mittheilbaren, theoretischen, Kriteriums ihrer Wahrheit ermangelt; 2) dafs das praktische Kriterium, welches *O.* dafür aufstellt, eben so wenig Vertrauen zu ihr *in dem Sinne* begründen kann, in welchem *O.* auf sie verweiset. *Octavius* nämlich sagt: „Das sicherste Merkzeichen, ob wir in der Bibel *unser oder Gottes* Wort vernehmen" (der Sinn dieser Worte mufs seyn: ob die Offenbarung Gottes in der Schrift etwas lehrt, was auch die entwickelte menschliche Vernunft in und aus sich als Wahrheit erkennen kann, oder etwas, was diese nicht so erkennen kann), „ist an den *Früchten* zu erkennen, an der Wirkung abzunehmen, die es *auf uns* macht und *in uns* hervorbringt. Finden *wir* keine *gründliche Befriedigung,* so ist es freylich Menschenwort gewesen." (Scheint unvorsichtig gesagt zu seyn; denn wer ist der *Wir?* wer beurtheilt, ob die Befriedigung gründlich sey? wie steht es hier um das Verstummen des Selbst?) „Erfahren wir aber am Herzen und Verstande eine völlige Erneuerung, werden wir uns eines schneidenden Unterschiedes zwischen Sonst und Jetzt bewufst, wird uns wirklich der Friede Gottes zu Theil, welcher höher ist als alle Vernunft" (wir nehmen hier *Vernunft* in dem Sinne, in welchem *O.* vorher sagte: *unser Wort,* ob diefs gleich der Sinn der Worte der Bibel ὑπερέχουσα πάντα νοῦν, nicht ist); — „so wissen wir auch auf das Deutlichste und mit vollem Bewufstseyn, dafs es *nicht unsre Vernunft* ist, die wir vernommen haben." — Allein die Schlufsfolge in dem allem ist falsch, sobald sie mehr als ganz subjective und individuelle Bedeutung haben soll. Der Erfahrung des Individuums *A,* dafs *seine* Vernunft nichts enthalte von dem was Verstand und Herz erneuern und zu dem Frieden Gottes hinführen könne, steht die Erfahrung des Individuums *B* gegenüber, in dessen Vernunft sich Gott mehr geoffenbaret hat. Das Individuum *B* wird nie verkennen, wie sehr seine und andrer Menschen Vernunft durch die Bibel A. und N. Testamentes erzogen und entwickelt worden ist; und das Individuum *A* würde sich in einem traurigen Irrthume befinden, wenn es meinen wollte, dafs alle *Non-A* dünkelvolle Menschen seyen, welche im 19. Jahrhunderte nicht bedenken, auf wessen Schultern ihre Weisheit stehet. Aber mit dem allen folgt nicht, dafs, was der Vernunft *A* versagt bleibt als Vernunftwahrheit zu erkennen, der Vernunft *B* u. s. w. eben so versagt sey. Vielmehr folgt nur, dafs das Individuum *A,* kraft der von *ihm* gemachten Erfahrung, Verzicht darauf thue, die den Geist und das Herz erneuernden und bessernden Religionswahrheiten als Vernunftwahrheiten zu erkennen. Daran thut nun *A* ganz Recht; und wenn *B* wirklich vernünftig ist, so wird es Jenes nicht darin stören. Dem *A* läfst sich von Seiten des *B* nur zumuthen, dafs es gewissenhaft fortfahre, das Bewufstseyn seiner vernünftigen Natur in sich zu entwickeln. So lange diefs aber dem *A* nicht in dem Grade, wie wir es hier von dem *B* voraussetzen, gelungen ist, so hat *A* Unrecht zu schliefsen, dafs, was *ihm* in der Bibel als übermenschliche (d. h. nicht als Vernunftwahrheit erkennbare) Wahrheit erscheine, auch von jedem Andern als solche erkannt werden müsse. Denn nach dem Standpunkte des *A* steht hier nur Eine Individualität gegen die andre; und *A* erhebt sich über diesen Standpunkt ungebührlicher Weise, wenn es jenen Schlufs macht, oder die in ihm ausgesprochene Forderung aufstellt. *B* hingegen kann allerdings auch, dafs es nicht blofs auf jenem individuellen Standpunkte stehe, nur dadurch beweisen, dafs es nicht nur gleich gute Früchte hervorbringt, wie *A,* sondern dafs es auch *seine* Erfahrungen von der Natur, der Kraft und dem Glauben *seiner* Vernunft auf wissenschaftlichem Wege bündig und klar darlegt. Diefs hat *Caec.* nicht vermocht, und darum behält *Oct.* Recht über ihm.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ER-

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Bernburg, b. Gröning (in Comm. b. Hemmerde u. Schwetschke in Halle): *Predigten* von *Heinrich Daniel Freund*, Past. z. Siptenfelde im Herzogth. Anhalt-Bernburg. 1828. XIV u. 147 S. 8. (18 gr.)

Als Hauptgrund der Herausgabe dieser Predigten führt der Vf. in der Vorrede seinen sehnlichen Wunsch an, von mehreren Seiten her das Urtheil der Kenner über seine Vorträge zu vernehmen. Schwerlich möchte indefs dadurch die Herausgabe gerechtfertigt seyn. Denn wollten alle jungen Prediger, die sich als Kanzelredner weiter fortzubilden streben — und als einen solchen bezeichnet sich der Vf. — ihre Predigten drucken lassen, wohin würde das führen? Die geeignetern Mittel, seinen Zweck zu erreichen, dürfen dem Vf. nicht unbekannt seyn.

Bey den meisten der hier mitgetheilten XII Predigten sind kurze Bibelstellen als Texte angegeben, denen sich einige Vorträge nach Thema und Eintheilung leicht und natürlich anschliefsen. So die I: „Dafs das Wort Gottes der sicherste Führer zur Seligkeit für uns ist", über Luc. 11, 28, und die II: „Hoffe, dulde und bete", über Röm. 12, 12. Viel weniger ist diefs der Fall bey Nr. III: „Wodurch der Christ ganz vorzüglich zum Vertrauen auf Gott ermuntert wird", über Ps. 37, 5, und erschöpft auch diesen kurzen Text nicht einmal, indem eine Hauptstütze des Vertrauens, die Pflichttreue, auf die doch die Worte des Ps. „deine Wege" leiten, ganz übergangen ist. Andere Predigten sind noch viel weniger aus dem Texte gearbeitet, z. B. das Thema von Nr. V. am Neujahrstage: „Unsere Besorgnisse, Hoffnungen und Wünsche" liegt in 1. Joh. 2, 7. gar nicht, und das von Nr. VI. am Charfreytage: „Die Seelengröfse des sterbenden Erlösers" in Luc. 23, 46. nur einem geringen Theile nach. Wollte der Vf. seinen Vorträgen längere Abschnitte der heil. Schrift zum Grunde legen und diese gehörig benutzen, so würde er seine Zuhörer zu einer gröfsern Bekanntschaft mit derselben führen, was doch eine Hauptabsicht beym Predigen seyn soll, und ihm selbst würde ein unerwartet grofser Reichthum praktischer Gedanken zufliefsen, wodurch die Vorträge sehr gewinnen würden.

Dafs die Hauptsätze dieser Predigten nicht neu sind, gereicht dem Vf. um so weniger zum Vorwurfe, da er zu seiner Gemeine, überdiefs einer Landgemeine, geredet hat, und das Bestreben, Thema und Theile kurz und klar anzugeben, verdient Lob. Zu tadeln ist dagegen, dafs Theile und Ausführung öfter nicht zum Thema passen, indem sie bald mehr, bald weniger, oder auch etwas ganz Anderes enthalten, als dieses erwarten läfst, wie sogleich in der 1sten Pr. über das Thema: „Dafs Gottes Wort der sicherste Führer zur Seligkeit für uns ist", welches erst unter 2. b. ganz ungehörig besprochen, sonst nur hie und da berührt wird.

Was den Inhalt der vorliegenden Predigten betrifft, so behandelt der Vf. zwar am meisten die allgemeinen Religionswahrheiten, trägt aber auch die Geschichte und die eigenthümlichen Lehren des Christenthums, und zwar ohne zu dogmatisiren, unbefangen, und wir möchten sagen, treuherzig vor.

Auf Sprache und Darstellung wird er noch grofse Aufmerksamkeit zu wenden haben. Er wird sich vielleicht schon jetzt, gewifs aber in der Zukunft überzeugen, dafs er in einigen Predigten das Bildern und Schildern übertrieben, in andern zu breit und matt erzählt, sehr oft denselben Gedanken nur mit andern Worten wiederholt, häufig, statt den Hauptgedanken festzuhalten, die Nebengedanken aufgefafst, und überall zu viel *vor*, zu wenig *zu* der Gemeine geredet hat.

Verbindet er mit Vermeidung dieser Mängel das Streben nach gröfserer Vollendung in der Form seiner Vorträge, und tieferes Eindringen in den Geist der heil. Schrift: dann wird er nicht nur ein *tüchtiger* Arbeiter am Worte Gottes für die Gemeine seyn, sondern auch mehr und mehr mit sich selbst zufrieden werden dürfen.

Eutin, b. Struve: *Predigt zum Gedächtnisse des verewigten Durchlauchtigsten Herzogs Peter Friedrich Ludwig*, am 14. Junius 1829, dem Durchlauchtigsten Erbgrofsherzoge *Nicolaus Friedrich Peter* ehrerbietigst zugeeignet von Dr. *Albr. Heinr. Matth. Kochen*, Grofsherzogl. Oldenb. Consistorialr. u. Superint. d. Fürstenth. Lübeck. 1829. 24 S. 8.

Unsere Blätter können auf einzelne Predigten meistens nur dann Rücksicht nehmen, wenn die Veranlassung und der Gegenstand derselben eben so wichtig, als die Ausführung gelungen ist. Diefs ist der Fall bey der vorliegenden. Sie feyert *das* Andenken des am 21. May 1829 zu Wiesbaden verstorbenen Herzogs von Oldenburg *Peter Friedrich Ludwig*, des weisen und gerechten Fürsten, der, ein wahrer Vater seiner Unterthanen, sich ungeheuchelter Liebe derselben zu erfreuen hatte. Mit grofser Gewandtheit und Beredtsamkeit wendet der in der homiletischen Literatur ehrenvoll bekannte Vf. die Stelle 2 Tim. 4, 7. 8. auf den Dahingeschiedenen an, und zeigt, dafs Derselbe 1) einen guten Kampf gekämpft, 2) den Lauf vollendet, 3) Glauben gehalten habe, und ihm 4) beygelegt sey die Krone der Gerechtigkeit. Es kann nicht fehlen, dafs die Predigt die Herzen der Zuhörer, die zunächst durch den Verlust schmerzlich berührt waren, angesprochen habe; sie wird auch in weiteren Kreisen Anerkennung finden und Nutzen stiften. Die hinzugefügten historischen Anmerkungen, die Manches aus der Zeit, wo das französische Joch auf Oldenburg schwer lastete, berühren, sind eine interessante und dankenswerthe Zugabe.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1830.

RELIGIONSSCHRIFTEN.

Berlin, in Comm. b. Franklin: *Cäcilius und Octavius* — — Nebst einem Vorworte von Dr. *Tholuck* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Das *zweyte* Gespräch geht von dem Satze aus: „Weil wir aus uns selbst nichts wissen und zu keiner gewissen Erkenntnifs (nämlich in religiöser Beziehung) kommen, so nehmen wir, was uns aufser uns gegeben ist, aber auch so, wie es uns gegeben ist" Auf der unumwundenen Einräumung dieses Satzes beruhen alle noch folgenden Wiederlegungen *der von Caec.* beygebrachten Gegengründe. Die sich aufdringenden Fragen in Betreff der historisch-kritischen Erklärung der h. Schrift werden theils sehr kurz abgefertigt, theils gar nicht erörtert. *Oct.* verlangt zwar, und diefs mit vollem Rechte, „dafs man das Evangelium von seinem Inhalte, vom A. und N. Testamente, von seiner historischen Basis, nicht entkleide, sondern es sich so, wie es gegeben ist, in dieser seiner concreten Beschaffenheit, anzueignen suche." Aber es zeigt sich alsbald, dafs er unter der historischen Basis nur die dogmatisch behauptete *Unmittelbarkeit der Inspiration* versteht, und dafs er, in Folge des allgemein behaupteten Nichtswissens in religiöser Beziehung, es für Abstraction von der historischen Basis hält, wenn der Text der Schrift sowohl als der Sinn ihrer Worte historisch kritisch geprüft werden will. Der hier ohne Weiteres behauptete Satz: „Nimm die Bibel, wie sie ist, und lies sie, wie sie ist; unterwirf dich ihr, und sie nicht dir!" wird alsbald auf folgende Art angewendet: „Der Geist, der den Glauben überhaupt wirkt, der Geist, der den Jüngern zu Pfingsten gegeben wurde, läfst uns auch am einzelnen Buchstaben nicht verzweifeln. *Durch ihn* hatte Paulus eine *vollständige* Erkenntnifs, *ehe er* von den Aposteln ein Wort der Lehre gehört hatte. Gal. 1, 15 — 18." (Dieser letzte Satz, welcher mehr behauptet, als der Buchstabe der Bibel sagt, kann zugleich als Probe dienen, wie *O.* die Bibel erklärt; vgl. mit der angeführten Stelle Apostelg. 9, 15 fgg.). — Der so genommene Standpunkt gilt dem Vf. für den supernaturalistischen. Er denkt sich denselben im Gegensatze mit dem *natürlichen Menschen-Verstande*, „der auch aufserhalb seiner Grenzen gelten, und unberufen im Reiche Gottes obenan sitzen will, statt zu warten, bis er erhöhet werde; aber als identisch mit der *Vernunft*, welche eben auch nichts nehmen kann, es sey ihr denn gegeben vom Himmel." Zur Bestätigung des letztern wird die Stelle angeführt Joh. 3, 27; und weder *O.* bemerkt es, noch *C.* erinnert daran, wie auch diese Stelle, dem Principe zuwider, aus dem Zusammenhange gerissen und willkürlich gedeutet wird. Ueberhaupt hat *C.* gegen die hier zu Tage gelegten argen Mifsverständnisse über *Verstand* und *Vernunft*, *natürlich* und *übernatürlich*, nichts weiter einzuwenden, als dafs *O.* ihm einen gewaltigen Luftsprung zu machen scheine, indem er von dem vermeintlich eingenommenen Standpunkte der historischen Kritik sich mit einmal auf den des buchstäblichen Wunderglaubens versetze. Allein hierüber weist *O.* ihn bald zurecht, und zeigt ihm, wie dieser Luftsprung durch das Nichtwissen des Menschen nothwendig, und mit der Hingebung an Gott in Seinem Worte Pflicht sey. Auch zur Erklärung der Stelle, 1 Thessal. 5, 21, weifs *O.* zu sagen: „Ja, prüfet alles in der Welt, prüfet die Perlen und die Träbern in der Welt; aber die Schrift ist nicht von der Welt." (Aber doch *in* ihr? und doch eine Perle?) „Prüfet auch die Schrift, das heifst, prüfet *euch*, ob sie in euch lebendig wird; prüfet *sie*, *dafs* sie euch eigen werde, nicht *um* sie theilweise zu verwerfen, *sondern um* sie euch ganz anzueignen, *um* sie, als das Gute, zu behalten."

Diese, beym ersten Anblicke als eine *Petitio principii* erscheinende, Forderung einer Prüfung der Schrift, *ob* sie unmittelbar göttlichen Ursprungs sey, mit der Voraussetzung, *dafs* sie es sey, (oder mit der Absicht, sie als solche zu erkennen,) ist in der Seele des *O.* *kein* logischer Selbstbetrug. Man mufs, um ihn richtig zu beurtheilen, sich erinnern, dafs *O.* das Nichtwissen des Menschen aus sich selbst in einer Allgemeinheit behauptet, welche nicht blofs das eigentlich metaphysische Erkennen in sich schliefst, sondern auch die (nach der Ueberzeugung Andrer) dem Wissen im engern Sinne an Gewifsheit gleichstehende Zuversicht des Glaubens, sofern dieser ein Vernunftglaube seyn will. Nicht blofs dem Verstande ist, nach *O.*, die Erkenntnifs des wahren Gottes (der mehr als Weltgeist ist) unzugänglich, sondern auch die Vernunft kann nur vernehmen, was ihr von oben (nämlich auf übernatürlichem Wege) gegeben ist. Auch *C.* besitzt diejenige Ueberzeugung, welche Andre Vernunftglauben nennen, nicht recht; denn er läfst sich durch die speculativen Fragen nach der Aufserweltlichkeit Gottes bald verwirren; er läfst sich abweisen durch eine gegen die Hegel'sche Philosophie gerichtete Einrede (S. 124),

so dafs man annehmen mufs, *sein* Glaube sey auf diese Philosophie gegründet gewesen; er hat schon früher (S. 85) zugestanden, dafs „das Wahre, Gute und Schöne uns wohl begeistern möge, aber im Innersten uns kalt und leer lasse; Gott in der Idee sey uns hoch und werth, aber doch mehr oder weniger abhängig von uns, bis er zur Person werde;" (dann nicht mehr?) „erst in der Persönlichkeit des Heilandes werde Gott lebendig für uns, dafs er unser Herz erwärme, erfülle, befriedige." Da *C.*, wie hieraus hervorgeht, den eigentlichen Glauben der Vernunft an den Gott des Lebens weder besessen hat, noch sich im Laufe des Gesprächs zu demselben hinfindet; so kann er freylich auch nicht diejenige Gewifsheit der Ueberzeugung, welche in ihrem Entstehen und in ihrer Fortdauer abhängig ist von den Vorstellungen über die Art und Weise, *wie* Gott seyn möge, von jener Gewifsheit unterscheiden, welche die Wirklichkeit des Unbegreiflichen und sinnlich Unvorstellbaren *als* eines solchen festhält. Hingegen *O.*, welcher von dem Dafürhalten, dafs die menschliche Vernunft aus ihr selbst des wahren Gottes völlig gewifs werden könne, noch viel weiter entfernt ist, hat *von diesem Standpunkte aus* ganz Recht, wenn er *alle und jede* Einmischung menschlicher Weisheit in das Urtheil über die Göttlichkeit der Schrift entschieden abweist. Nur darin scheint er dem Rec. Unrecht zu haben und sich selbst noch nicht ganz klar geworden zu seyn, dafs er 1) seine Waffen gegen die Philosophie vorzugsweise gegen das System *Hegel's* richtet, und 2) dafs er sich zuweilen noch selbst speculativer Waffen bedient, um seine, in ihrem Grunde nicht speculativen, Ansichten zu vertheidigen. (So lesen wir S. 120 in einer Anmerkung zur Erläuterung des positiven Offenbarungsbegriffs: „Auch die Ewigkeit hat die Dimensionen der Zeit und des Raumes, nur dafs sie nicht getrennt, nicht auseinander gerissen sind. Diesen Rifs hat die Sünde zur Folge gehabt." In dergleichen Phantasmen werden Wenige, die sonst mit dem Vf. gleich denken, einige Befriedigung finden. Vielmehr bedarf *O.*, nach seiner Subjectivität, gar keiner Philosophie, und sollte sie, nach den im ersten Gespräche aufgestellten Behauptungen, *pure* zurückweisen. Er kann sich, wie oben gezeigt worden ist, lediglich an seine subjective Erfahrung halten. Und nach diesem Standpunkte ist in der obigen Regel für die Prüfung der h. Schrift weder eine *Petitio principii*, noch sonst ein Zirkel enthalten; wiewohl *O* den letztern (S. 123 u. 165) selbst eingesteht, und ihn nur, nach Art der neueren Philosophie, als nothwendig (!) und deshalb als nicht fehlerhaft (!) darstellt. Denn wenn eine *erste* Erfahrung ihn davon, dafs die Vernunft aus ihr selbst von Gott *nichts wisse, überzeugt*, und wenn eine *zweyte* Erfahrung, beym Lesen des dargebotenen Wortes Gottes in der Schrift, ihm gewiesen hat, dafs sein *Herz* dadurch *erneuert* und *gebessert wurde*, so, wie es aus seinem eignen natürlichen Vermögen *nicht hätte können* erneuert und gebessert werden; so schreitet er in gerader und richtiger Folge weiter, indem er die *Erwartung* hegt, dafs nun auch sein *Verstand* durch die fortgesetzte, hingebend gläubige Aneignung jenes Wortes werde *erleuchtet*, und in die Wahrheit eingeführt werden, welche dem erneuerten Herzen zu erkennen nothwendig, aber dem Verstande zu fassen versagt ist. Alle noch fortgesetzte Gegenrede des *C.* beruht lediglich darauf, dafs derselbe noch in irgend einem Grade von dem Dünkel des *Selbstwissenwollens* befangen ist; und *O.* hat Recht, wenn er Jenem den Mangel an *Gehorsam* zum Vorwurfe macht; ein Gehorsam, der allerdings nicht mehr *Gefangennehmung* der Vernunft unter den Glauben ist, sondern blofs das, schon oben erwähnte, *leidende Vernehmen*, und, *in Gott thätig, leidende Verstehen*.

Es würde zu weit führen, die immer wiederkehrende Hinweisung auf das Princip dieses Gehorsams im Fortgange des Gesprächs Schritt für Schritt darzulegen. Dem Principe gemäfs verbreitet sich das Gespräch über die Wunder, zuerst im Allgemeinen, (wobey aber die Begriffe: Wunder, Wunderbares, Mysterium, nicht genugsam unterschieden sind,) dann im Besondern über die dreyfache Persönlichkeit in Gott und die göttliche Natur in Christo. Hieran schliefst sich die Lehre von der stellvertretenden Genugthuung, deren Betrachtung noch im *dritten* Gespräche fortgesetzt wird. Hier fragt *C.* zuletzt: „Wenn nun Christi Leben, Leiden und Sterben vereint die Sünder gerecht macht, wozu ist seine *Lehre* gegeben?" Und dieſs giebt dem *O.* Gelegenheit zu erklären, dafs das Eigenthümliche und Wesentliche der Lehre Jesu nicht in der lautersten Sittenlehre bestehe, weil dieſs nur die Erneuerung und Schärfung des Gesetzes vom Sinai gewesen seyn würde (?), sondern in dem Ausspruche: Thut Buſse und bekehret euch, und glaubet an das Evangelium! Zur Erläuterung setzt *O.* hinzu: „Buſse thun, setzt die Einsicht voraus, *dafs wir das* Gesetz nicht erfüllen *können;* sich bekehren, heifst *von sich* zu Ihm sich kehren, von *eignen* Werken ablassen, um Seines Werkes gewürdigt zu werden; der Glaube an das Evangelium ist die felsenfeste Gewifsheit von der wirklichen, gegenwärtigen, diefsseitigen Vergebung der Sünden durch Christum." Dafs diese Erläuterung richtig sey, wird eben so wenig nachgewiesen, als, wie sie übereinstimme mit dem Ausspruche Jesu, Marc. 12, 29—34, mit dem Inhalte der Bergpredigt, mit der Lehre des Apostels Johannes, der der vertrauteste Jünger Jesu war. Freylich aber, wenn solche Erklärungen zugestanden werden, so findet die Folgerung wohl Statt, dafs die Sittenlehre Jesu als solche nur die Wiederholung des Mosaischen Sittengesetzes sey!

Da auf diese Weise das Wesentliche in der Lehre Jesu das Dogmatische ist, so führt das *vierte* Gespräch zu der Frage: in wie fern die Seligkeit durch den Glauben an Dogmen bedingt sey? Sie wird dahin beantwortet, dafs Gott allerdings in seiner Erscheinung in Jesu von den Menschen erkannt werden

den wolle, und einzig erkannt werden könne. Diesem Willen Gottes müsse der Mensch gehorchen, mithin an den Gottmensch Jesus glauben, und so sey dieser Glaube und das ihn aussprechende Dogma allerdings zur Seligkeit des Christen unerlafslich. Die beiden Freunde vereinigen sich bald darüber, dafs es, um auch hiervon feste Ueberzeugung zu erlangen, ankomme auf eigene, geistliche Erfahrung, auf fleifsiges Wahrnehmen der Momente, in welchen die Gnade uns heimsucht, und zur Beförderung dessen, wie schon früher eingeschärft worden war, auf anhaltendes Bibellesen und brünstiges Gebet. Es zeigt sich dann, dafs *C.* diesen Weg noch nicht recht betreten hatte. Er gesteht, *dafs es ihn Wort für Wort treffe*, wenn *O.* bemerkt, „dafs Viele über die Stimme Gottes in der Schrift nur hinwegeilen, wohl gar ihr ausweichen; dafs viele liebe Christen zwar dann und wann auf einmal Licht bekommen und Christum erkennen, aber dafs sie diesem Lichtstrahle nicht folgen, dafs sie des Jahres etwa nur einmal beym Genusse des Abendmahles, oder bey ungesuchter Gelegenheit und ungelegener Weise, sich von der heiligen Marter Gottes berühren lassen, und dafs sie freylich so nie zu einer gründlichen Erfahrung, zu einer lebendigen Einsicht in die göttliche Heilsanstalt kommen können" (S. 191 ff.). — Rec. bekennt, dafs es ihn verwundert hat, den *C.* auf diesem Punkte zu finden. Denn wenn der Vf. ihn mit den anfangs behaupteten Ansprüchen auf *vernünftige* Erkenntnifs der Heilswahrheiten gegen *O.* auftreten liefs, so war billig zu erwarten, dafs er sich zuletzt nicht so *unvernünftig* zeigen würde. Aber so ist es. *C.* ist eben so wenig praktisch als theoretisch durchgebildet in seiner vermeinten Vernünftigkeit, und darum behält *O.* den Sieg über ihn.

Angehängt ist diesen Gesprächen noch, auf den letzten Blättern des Buchs, ein „*Fragment über das Böse.*" Es ist in der Weise der neuesten speculativen Sophistik geschrieben, und läuft darauf hinaus, dafs der Gedanke: *Böse seyn*, einen doppelten Widerspruch enthalte, indem das *Böse* nicht *seyn*, und das *Seyn* nur *gut* seyn könne. So ist auch Satan nicht absolut böse, weil er überhaupt nicht absolut ist, sondern abstract, d. h. abgefallen, um etwas für sich zu seyn. Noch weniger ist der Mensch grundböse, aus demselben Grunde. Er ist auch abgefallen. Gott liefs ihn fallen; darum will er ihn auch wieder aufrichten. Aber er fiel durch eigne Schuld; darum richtet Gott ihn nur wieder auf, wenn er selbst will. *Wie* will? So, dafs er aufhöre, abstract oder in sich seyn zu wollen. — So streift hier das Philosophem an der Wahrheit vorbey; und was *Eschenmayer* früher schon that, als er die Wahrheit in dem Uebergange der Philosophie zu der Nichtphilosophie suchte, das geschieht hier wieder, nur auf andre Weise und nach einem veränderten Ziele hin.

Rec. glaubt durch treue Darlegung des wesentlichen Inhalts dieser Schrift den Leser in den Stand gesetzt zu haben, sich selbst über die sonderbare Mischung von Wahrheit und Irrthum in derselben ein Urtheil zu bilden und die Ueberzeugung zu theilen, dafs bey einer so mangelhaften exegetischen, historischen und philosophischen Kritik und einer so wenig durchgebildeten Vernünftigkeit des Denkens und der Gesinnung in religiöser Beziehung, als sich hier darstellt, kein Gewinn für die Wissenschaft zu erwarten sey.

STRAFRECHT.

Coesfeld, gedr. b. Wittneven: *Merkwürdiger Hexenprocefs* gegen den Kaufmann G. Köbbing, an dem Stadtgerichte zu Coesfeld im Jahre 1632, mitgetheilt und mit einer Vorrede begleitet von *Joseph Niesert*. 1827. LII u. 104 S. 8. (14 gr.)

So schätzbar auch die Untersuchungen eines *Horst* u. a. über den Ursprung des Glaubens an Bündnisse mit dem Teufel, und über die den Hexenprocessen zum Grunde liegenden Ansichten seyn mögen, eben so wenig läfst es sich verkennen, dafs über den Gegenstand, der in jenen Processen verhandelt wird, noch manche Dunkelheit obschwebt, welche einer tiefer eindringenden Untersuchung bedarf, bevor sie aufgehellt werden kann. Namentlich sind es die in jenen Processen so häufig vorkommenden Selbstanklagen, und die constanten Angaben der Beschuldigten über die einzelnen Details jenes angeblichen Verbrechens, die sich beynahe mit stehenden Lettern, wenn man so sagen darf, wiederholen, und die nicht immer durch die Folter, wobey man sich eine durch die vorgeschriebenen, stets suggestiven Torturalfragen, veranlafste Gleichförmigkeit denken könnte, ausgepreſst, sondern sehr häufig aus freyem Antriebe gegeben worden sind. Scheint es doch beynahe, als wenn ein ansteckender Wahn sich über jene Unglücklichen verbreitet hätte, der durch Erregung einer Geisteskrankheit dasjenige ihnen als wirklich begangene Unthat vorspiegelte, was nur als Erscheinung im Gemüthe dastand, dafs er sie antrieb, sich eines Verbrechens unter den nämlichen Umständen für schuldig zu erklären, und Phantasmen als wirkliche Thatsachen anzugeben, die sich bey allen solchergestalt in Untersuchung gezogenen wiederholten, gleichsam wahre constante Fieberphantasieen und Symptome einer und derselben Geisteskrankheit waren. Lagen vielleicht hier Erscheinungen zum Grunde, wie bey dem Somnambulismus? Läfst sich vielleicht das ganze Zauber- und Hexenwesen jener Zeit, als aus einer epidemischen Geisteskrankheit hervorgegangen, ansehen? Rec. weifs es nicht, wohl aber werden Mehrere es mit ihm fühlen, dafs sowohl eine historische, als die juristische Erklärung der Vorfallenheiten bey den Hexenprocessen, über das Wesen der denselben zum Grunde liegenden Thatsachen unbefriedigt läfst, dafs beide zwar Einzelnheiten dieser Processe ins Klare setzen, in so fern nur die Thätigkeit der Gerichte vorwaltete; der ungeheure Irrwahn der Angeklagten selbst, so wie

er sich aus ihren aller Vernunft widersprechenden Selbstbeschuldigungen zu Tage legt, aber durch dieselben nicht erklärt werden kann. Ist daher ein tieferes Eingehen auf die mögliche Veranlassung und Verbreitung jenes Irrwahns wesentlich erforderlich, um die Entstehung der Hexenprocesse nachweisen zu können, so ist jede Bekanntmachung ächter und vollständiger Actenstücke einzelner dieser Processe sehr dankenswerth, da nur aus ihnen Materialien zu jener Untersuchung entnommen werden können. Solche vollständige Processacten, welche bey dem Stadtgerichte zu Coesfeld im Jahre 1582 gegen den Kaufmann Köbbing verhandelt wurden, und in Gemäfsheit welcher derselbe zum Tode verurtheilt wurde, liefert der Vf., Acten, deren Inhalt an die oben bemerkten Bedenklichkeiten, abgesehen von dem freylich auch in dieser Sache so höchst summarischen und den Angeklagten bedrückenden Verfahren, erinnert. Mögen sie von demjenigen, der sich zu einer neuen und umfassenden Untersuchung der vorgeschlagenen Art berufen findet, studirt und beherzigt werden! Der Vf. hat aufserdem diesen Acten eine Vorrede vorausgeschickt, welche sich freylich nicht auf eine solche Untersuchung einläfst, sondern vielmehr bey einer historischen Entwickelung des Processverfahrens allein stehen bleibt, aber doch sehr lesenswerth ist. Er zeigt in derselben, dafs nicht, wie man gewöhnlich annimmt, das während des 16ten und 17ten Jahrhunderts bestandene grausame und unmenschliche Verfahren der *weltlichen* Gerichte gegen Unglückliche, die oft keiner andern, als physisch und moralisch unmöglicher Verbrechen beschuldigt waren, durch die verufene Bulle Papsts Innocenz III herbeygeführt seyn konnte, weil diese nur *päpstlichen* Inquisitoren die Untersuchung des Verbrechens der Zauberey auftrug, und das durch sie angeordnete Verfahren keinesweges zu jenen Grausamkeiten führen konnte. Er macht vielmehr auf den, allerdings wichtigen Umstand aufmerksam, dafs erst *nach eingeführter Reformation* jenem unsinnigen Aberglauben die meisten Opfer gebracht wurden, so dafs man sich bey dieser Betrachtung der sich aufdringenden Vermuthung kaum erwehren könne, dafs die Reformation das Feuer der zahllosen Scheiterhaufen in Deutschland wo nicht veranlafst, aber doch wohl verstärkt haben möge. Er hebt ferner die, gleichfalls wohl nicht ganz unrichtige Thatsache hervor, dafs es die Protestanten waren, (man denke an die Hexenexecutionen in den Braunschweigschen Landen, wo zu Wolfenbüttel oft 10 bis 12 Personen verbrannt wurden, so dafs das dasige Lechelnholz, nach einem gleichzeitigen Chronisten, wegen der vielen Brandpfähle ausgesehen haben soll, wie ein kleiner Wald,) welche durch ihr Beyspiel vorangingen, und durch dasselbe auch bey den Katholiken den Eifer hiezu anfachten. Ob Luther selbst durch seinen Glauben an die Wirksamkeit des Teufels hiezu Veranlassung gegeben, wagt der Vf. nicht zu entscheiden. Aber das läfst sich wohl nicht leugnen, dafs kein Mann so fest an die Macht des Teufels geglaubt hat, wie er. Gleichwie er sich als den Wiederhersteller des Evangeliums und als den Befreyer der Welt aus der Sclaverey des Teufels ansah, so war er auch fest überzeugt, dafs nur der Teufel seine letzten Kräfte aufbiete, um sein eigenes Reich zu erhalten. Alle Dinge, die dem Evangelium Hindernisse in den Weg legten, z. B. der Bauernaufstand, die Unternehmungen Münzers u. s. w., kamen vom Teufel, alle seine Gegner wurden vom Teufel regiert und angetrieben, ihm entgegen zu arbeiten. Diese Gesinnungen mufsten sich durch seine Schriften auf seine Nachfolger fortpflanzen, und, weil Hexen und Zauberer als Hauptwerkzeuge angesehen wurden, wodurch der Teufel seine Ränke ausübte und den wahren Verehrern Christi Schaden zufüge; so konnte allerdings hieraus leicht zu jenem unmenschlichen Verfahren eine hauptsächliche Veranlassung gegeben *werden*, weil man nun auch auf die Ausrottung jener Hexen und Zauberer bedacht seyn zu müssen glaubte. — Als Anhang ist noch aus dem Archive der Stadt Coesfeld gegeben: Meister Hans Rövekamps, Scharfrichters zu Coesfeld, merkwürdige Deservitenrechnung für Foltern, Würgen, Köpfen und Verbrennen der im Jahre 1631 der Hexerey beschuldigten, vom Stadtrathe daselbst zum Tode verurtheilten Personen. Für jedes Torturalverhör erhielt er 3 Rthlr., für das Köpfen und Würgen jeder Person 5 Rthlr., und für das Verbrennen des Körpers nach der Hinrichtung aufserdem 5 Rthlr. Im Laufe jenes Jahrs verdiente er solcher Gestalt die bedeutende Summe von 169 Rthlr., woraus man auf die Anzahl jener gemarterten und hingerichteten Unglücklichen schliefsen kann.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Hinrichs: *Siona, der Weg zu Gott.* Ein christliches Erbauungsbuch in Gesängen von *Karl Grumbach.* 1829. VIII u. 362 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Diese dritte *Siona* ist in dem beliebten Witschelschen Versmafse gedichtet, möchte aber schwerlich das Glück machen, als die Morgen- und Abendopfer jenes Dichters; denn je mehr Nachahmungen, desto geringer das Interesse. Ueberhaupt hat diese Form wenigstens für Rec. etwas Einschläferndes. Der Vf. der vorliegenden Erhebungen am Morgen und Abend, so wie bey verschiedenen Anlässen des Lebens und für die christlichen Feste hat die genannte Form sehr in seiner Gewalt und das, was er in dieselben gekleidet hat, ist klares und reines Christenthum, ohne pietistischen Anstrich oder Hegel'schen Farbenton.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1830.

LITERATURGESCHICHTE.

Leipzig, b. Vogel: *Grundriſs zur Geschichte der deutschen National-Literatur.* Zum Gebrauch auf gelehrten Schulen entworfen von *August Koberstein*, Professor an der Königl. Landesschule Pforte. 1827. VIII u. 299 S. (S. 289 bis 299 enthalten ein sehr vollständiges Register.) gr. 8. (22 gGr.)

Indem Rec. seine Anzeige dieses schätzbaren Buches beginnt, kann er sich nicht bergen, durch die Bestimmung desselben, einen Leitfaden des höheren Schulunterrichtes abzugeben, in etwas behindert zu seyn; denn er muſs fürchten, diesen Begriff öfter zu verletzen und fühlt sehr wohl, daſs doch durch *ihn hauptsächlich* das Urtheil bedingt seyn müsse. Um daher seine Ausstellungen vor aller Miſsdeutung zu bewahren, erklärt er, daſs man seine hier ausgesprochenen Ansichten in einem mehr allgemeinen Sinn zu nehmen und nicht gerade auf das vorliegende Werk als einen directen Tadel zu bezeichnen habe. Denn zur Anerkennung der trefflichen Leistungen, die es enthält, kann Niemand freudiger und bereitwilliger, als er, seyn.

Die Ausarbeitung eines Compendiums gehört zu den Aufgaben, welche, von Aufsen scheinbar leicht, in sich selbst eine Menge der gröfsten Schwierigkeiten bergen. Da es nur eine gedrungene Darstellung des Gegenstandes, um den es sich handelt, geben will, so dünkt die Mühe nicht so groſs, weil die Ausdehnung in die Breite hin von vorn herein abgeschnitten ist. Ferner, da es nicht auf Schönheit ausgeht, sondern den Zweck der Belehrung streng im Auge behalten muſs, scheint auch des Schwunges in der Phantasie und im Gedanken, ja des Geistreichen überhaupt, entbehrt werden zu können. In klarer verständig gehaltener Form soll die Sache in scharfen Zügen entwickelt werden. Aber gerade diese *Gewöhnlichkeit* ist so schwer. Sie setzt eine durchdringende Kenntniſs des Gegenstandes voraus, welche in soweit mit ihm fertig geworden ist, daſs sie ihn fast spielend beherrscht und deswegen in jenen populären Ton sich herunterlassen kann, der sogleich einem jeden Bewuſstseyn vertraut klingt. Ein Compendium darf daher eigentlich keinen individuellen Charakter an sich tragen, sondern muſs, um den Preis jener Allgemeinheit zu erringen, das Eigenthümliche so viel als möglich zu entfernen streben; in Bezug aber auf das Maafs des Gegebenen, darf es nicht zu viel sagen, sondern muſs in seinen für sich erschöpfenden Zeichnungen den *Reiz* der weiteren *Deutung* zurücklassen, an welchen der Lehrende anknüpfen kann. Dieſs wären also die Forderungen, die an ein Lehrbuch zu machen sind. — Die höchsten und reifsten Resultate der Wissenschaft im Umfang der engsten und dennoch verständlichsten Form; beide Forderungen scheinen dem Rec. im vorliegenden Compendium in hohem Grade erfüllt.

Wir hatten schon mehre Darstellungen unserer gesammten Literatur. Die Uebersichten von *Meister*, *Nasser*, u. A. wollen wir nicht erwähnen. *Küttner's* Charaktere trafen zwar öfter, besonders bey den Poeten des 17ten und 18ten Jahrhunderts, aber sie krankten auch am Fehler solcher Gemälde, an Unbestimmtheit und Schwulst. Bey einer Vereinzelung, wo der Zusammenhang weggezogen wird, der als bindender Hintergrund des Besonderen diesem erst wirklich seine eigenthümliche Farbe giebt, ist dieſs kaum anders möglich und mischt sich die Willkür ganz unbewuſst ein. *Koch's* Compendium leistete Bedeutendes, denn es gab zuerst sowohl eine chronologische, als eine nach den Gattungen behandelte Uebersicht des Ganzen, und konnte als ein Muster des Fleiſses und der Genauigkeit gerühmt werden; aber brauchbar war es eigentlich nur dem *Literator* und ein Anderer konnte aus diesen Zusammenstellungen nur mühsam Frucht gewinnen. *Büsching* und v. d. *Hagen* machten in ihrem Grundriſs nur die ältere Literatur zum Gegenstande, oft an *Koch* sich anschlieſsend, aber viel systematischer und ihn durchweg erweiternd. *Jördens* arbeitete in seiner Weise nicht minder vortheilhaft für die formelle Seite unserer Literatur. *Bouterweck's* Geschichte derselben war für die gebildete Welt, nicht für die zu bildende, also nicht für den Unterricht, und *Wachler's*, der akademischen Sphäre ganz gemäſse Vorlesungen sind in der Sache zu vollständig ausgeführt und in der Form zu kunstreich, als daſs sie dem Bedürfniſs eines stillen und doch lebendigen Begleiters, wie ein Lehrbuch seyn soll, entsprächen. *Franz Horn* gab zwar schon 1805 einen Abriſs unserer Literaturgeschichte und ist seitdem unermüdet fortgefahren; man sieht bey ihm ein im Allgemeinen bestimmtes Gefühl, und im Einzelnen oft ein glückliches Urtheil, aber es mangelt ihm an einer durchgreifenden Aesthetik, Philosophie und Theologie. Man merkt ihm zu sehr an, daſs er sich seine Theorie, weil sie ihm beständig wankend wird, immer von Neuem aufbauen muſs. Unleidlich aber fällt bey ihm die Verwöhnung, Alles nur *auſser seiner*

Verknüpfung mit Anderem zu sehen, und so das geschichtliche Leben, die Entwickelung der Sache in ihrer fortschreitenden Nothwendigkeit, ganz bey Seite zu lassen, wozu sich noch eine grofse Unkunde unserer älteren Literatur gesellt, indem er mit Deutlichkeit nur bis zur Reformation hinsehen kann. *Heinsius*, alle Perioden umfassende Darstellung, ist dagegen wieder zu ungleich und in ihrem Urtheil zu abhängig. *Winter's* Compendium aber, wiewohl es bereits die zweyte Auflage erlebt hat, ist so seicht, verräth oft eine so grobe Unwissenheit und ist in der Entwickelung so ungeschickt, dafs wahrlich die Noth um ein Handbuch allein begreifen läfst, dafs es an so vielen Orten Eingang fand.

So standen die Dinge, als Hr. *Koberstein* sein Compendium herausgab, und mit ihm einen allgemein vorhandenen und dringenden Wunsch erfüllte. Was in den bisher genannten Werken zerstreuet liegt, ist mit Rücksicht auf den bestimmten Zweck zum Theil concentrirt, und durch einen lichten Verstand geordnet. Die *Vollständigkeit, Umsicht* und *literarische Genauigkeit*, welche überall sichtbar sind, verdienen ausgezeichnetes Lob. Die Namen, Jahrszahlen u. s. f. sind mit der gröfsten Gewissenhaftigkeit und *Zuverlässigkeit* aufgeführt. In der älteren Zeit hat der Vf. sogar Literaturzeitungen citirt, was ein Ueberfluss zu seyn scheinen könnte. Bedenkt man aber, wie so Vieles gerade in ihnen niedergelegt wurde, was auf Selbstständigkeit Anspruch machen kann, was eine ergänzende oder völlig entwickelnde Tendenz hat, so verschwindet jenes Bedenken. In diesen Recensionen von den Gebrüdern *Grimm*, von *Lachmann*, v. d. *Hagen*, *Docen*, ist gleichsam der historische und ästhetische Commentar zu den einzelnen Ausgaben der Gedichte enthalten, und ist ihre Hülfe gar nicht zu entbehren. — Sehr zweckmäfsig hat der Vf. in seiner Darstellung die *reale* Entwickelung der Sache und die *formelle* Seite derselben, ihre äufsere Literatur, die Bemerkungen über Geburts- und Sterbejahr, über die Lebensverhältnisse der Autoren, über Ausgaben und deren Auflagen, von einander gesondert. Auch darin mufs ihm völliger Beyfall werden, dafs er die jüngsten Zeiten unserer Literatur nur in solchen Punkten berührt hat, über welche schon ein festeres Urtheil da ist, und gewifs ist es z. B. bey dem Winter'schen Compendium ein Hauptversehen, die ganze Masse der nächsten Gegenwart in seinen Bereich gezogen zu haben; die Jugend wird doch früh genug in die ästhetischen Zänkereyen hineingerissen; auf der Schule werde sie mit dem bekannt, was ein unbestrittenes Recht bleibender Erinnerung hat.

Ueberhaupt müssen wir dem Vf. *im Einzelnen* fast durchgängig beystimmen. Nur zuweilen schien es uns, als hätte der Ausdruck *bestimmter* und *significanter* seyn können. So sagt der Vf. z. B. von *Novalis*: „was er der vaterländischen Literatur hätte werden können, ward erst nach seinem Tode bekannt;" und von *Heinrich von Kleist*: „ein bestimmter, ganz eigener Weg, zeigt sich in den Werken Hr. *v. Kleist*, dessen grofsartiges Dichtertalent hier am Schlusse des Ganzen noch besonders hervorgehoben werden möge." Der Vf. versteht es sonst sehr gut, die Natur seines Gegenstandes mit wenig Worten treffend anzudeuten, und hätte hier gewifs mit einigen Strichen eine feste Anschauung geben können, zumal der Begriff dieser Geister doch nicht mehr so schwankend ist; vielleicht hielt er sie unserer Zeit doch noch zu nahe. — Die Idyllen des Mahler *Müller* hätten gewifs mehr hervorgehoben zu werden verdient, als mit den Worten geschieht, dafs er den rechten Ton dieser Gattung zu treffen gewufst habe. — Dem Friedrich Henrici, genannt *Picander*, thut der Vf. gewifs Unrecht, wenn er ihm §. 141, einen faden und rohen Witz, und groben und gemeinen Scherz vorwirft. Abgesehen davon, dafs sein Dialog sehr frisch und leicht ist, dünkt uns sein Witz doch sehr körnig, und nicht selten fein, die Laune aber völlig gesund. Besonders zu loben ist sein Hanswurst. Was *fehlt den* Scenen, wo Polyphyt des Trinkens wegen mit seiner Geliebten unterhandelt, wo ihn Harlekin wieder zum Trinken überredet, wo dem sterbenden Vater zuzuhören dem Säufer so viel Müh' und Langeweile macht, dafs die Abwechselung zwischen den Ermahnungen und zwischen dem Biertrinken ihn kaum im Zimmer hält u. s. w.? — *Klinger* und *Heinse* sind wohl zu sehr nach der gewöhnlichen Meinung charakterisirt. Wir vermuthen, dafs der Vf. hier wahrscheinlich durch seinen Zweck geleitet worden ist; sonst würde er sich wohl anders geäufsert haben, aber dann auch über den Horizont, den er im Auge behalten mufste, hinausgegangen seyn, und so wollen wir ihm keinen Vorwurf daraus machen, dafs er an beiden fast nur die negative Seite bemerklich gemacht hat. Aber solche Geister, wie Klinger und Heinse, sind auch in gigantischen Verzerrungen überaus bedeutend, und enthalten sehr tiefe Momente der Bildung ihrer Zeit. Bey Heinse mufs geradezu das *echt* Heidnische, bey Klinger aber die Kunst anerkannt werden, die *unvermischte Moralität*, den Quell seines Trübsinnes, beweglich zu machen und poetisch zu gestalten. — *Sonnenberg's* gar nicht erwähnt zu finden, haben wir uns gewundert. Schon äufserlich war doch seine Erscheinung sehr auffallend. Denn, wenn Dante die Idee der Kirche des Geistes zuerst in allen Momenten darstellte, wenn hierauf Milton das *Paradies* und dessen Verlust, und wenn Klopstock die *Erlösung* sang, so dichtete Sonnenberg das *Gericht*. Allerdings verfällt er oft in kränkliche Bitterkeit und in schwülstiges Pathos, aber eine gewaltige Phantasie und tiefes Gefühl mufs man ihm zugestehen. Donatoa, Abdul, Egol, Eliora, Heroal und Herkla, sind wirklich Poesie; das Sterben dieser beiden Liebenden, was zugleich Auferstehung, ist eine der gelungensten Scenen, welche das religiöse Epos unter uns aufweisen kann, und der Schlufs des Ganzen, wo alle Geister das Vaterunser, aber nicht mehr

als

als Bitte, sondern als Erfüllung beten, einer der kühnsten Gedanken, die je gedacht wurden. — Auch glauben wir, dafs Greifenson's abenteuerlicher *Simplicissimus*, §. 146, der bekanntlich in das Chaos des 30jährigen Krieges fällt, nicht hoch genug angeschlagen, zum mindesten zu allgemein hingestellt ist, wenn er nur als einer der besten und berühmtesten satirischen Romane genannt wird. In ihm liegen sehr viel Elemente, welche unsere Literatur zuvor nicht kannte; er ist der Beginn *unserer Novelle*. An die Zoten und unfläthigen Geschichten mufs man sich freylich nicht stofsen; aber dafs die Ahnung eines Casanova hier vorhanden ist, scheint klar. Eines solchen Menschen Leben ist ein Kranz von Novellen; man mag einen solchen Abenteurer hinsetzen, wohin man will, überall weifs er sich interessant zu machen und Geschichten zu produciren, von denen alle Welt spricht und welche den Stempel seiner Individualität tragen. So der Simplicissimus auf seinem Lebenswege von dem Aufenthalt bey dem Einsiedler an. — Die Scheidung der Religion in die Kirche des römisch-katholischen Glaubens und des protestantischen dürfte zu wenig beachtet seyn. Der Vf. stellt z. B. §. 114 Melisses, Andreä und *Spee* zusammen. Aber der letztere, glauben wir, kann nur aus jener Entzweyung verstanden werden. In dieser Zeit des Verlustes einer tief eingelebten und lange gewohnten Weltvorstellung verrathen *Balde* und *Spee* die beide Jesuiten waren, die innigste *Sehnsucht* nach einer unmittelbaren Einheit mit dem Göttlichen; jener suchte sie mehr in der kirchlichen Symbolik, dieser mehr in der Natur; *Scheffler*, der *Angelus Silesius*, §. 138, unterschied sich von beiden bestimmt durch seinen Hang zur Reflexion, der ihn auch zum Epigrammatischen und Sententiösen führte. Diese Sehnsucht ist zugleich Wehmuth, wogegen die in der protestantischen Kirche erwachende, z. B. bey Flemming, mehr von Hoffnung und Zuversicht erfüllt ist.

Noch erlauben wir uns die Bemerkung, dafs die *didaktische Poesie* mit der Zeit eine andere Stellung in der Literatur empfangen und vielleicht Solger's Auffassung mehr Eingang finden dürfte, sie der epischen anzuschliefsen. Denn als ein Product der Reflexion ist das Didaktische durchaus nur ein untergeordnetes und vermittelndes Element in der Poesie, was *für sich* gar nicht als absolute Kunstform bestehen kann, sondern seinem wahrhaften Gehalt nach sich immer im Lyrischen, am meisten aber im Dramatischen aufhebt, weil das Drama den poetisch gebildeten *Gedanken* nothwendig hat. Dafs die schlüpfrige und schielende, immer auf andere und bestimmtere Formen gerichtete Natur des Didaktischen seine Geschichte sehr erschwert, ist leicht einzusehen. Wir müssen Hn. *Koberstein's* Darstellung gerade dieses Momentes unserer Literatur sehr rühmen, weil sie durchweg sorgfältig und bestimmt erscheint; nur bey ihrem ersten Auftreten §. 60, und nachher, §. 83, wo Brandt's groteske Composition zur Sprache kommt, wäre wohl eine nähere Bestimmung über das innere Verhältnifs zu wünschen, in welchem die didaktische Poesie bey uns zu den ihr voraufgehenden Stufen des Epischen und Lyrischen steht.

Sehen wir nun von dem Einzelnen auf das *Ganze*, so haben wir hier eben Manches auf dem Herzen, was wir nur unter der Voraussetzung darlegen können, dafs es die Ansicht unserer Literaturgeschichte im Allgemeinen, nicht blofs des Vfs. Compendium betrifft; denn in diesem Fall würden wir ungerecht seyn, da er seine mühselige Aufgabe gründlich gelöst hat; in jenem aber ist das Folgende ohne Umschweif herauszusagen nothwendig, weil es eine allgemeine Angelegenheit betrifft; in dieser Beziehung wird uns unser Compendium mehr Veranlassung und Beyspiel, als unmittelbar Zweck seyn, und hoffen wir so dem, was der Vf. S. VI bemerkt, nicht zu nah zu treten.

Es scheint uns nämlich, als wären dem Vf. in der Organisation des ganzen Werkes folgende wesentliche Punkte nicht recht klar gewesen: erstens, das Verhältnifs der allgemeinen Bildung unseres Volkes zu seiner literarischen; — zweytens, die innere Fortstufung der Literatur auf ihren verschiedenen Standpunkten; — drittens, die Einheit, in welcher unsere ältere Poesie mit unserer jüngeren steht. — Wir mafsen uns nicht an, über diese wesentlichen Bestimmungen absolut zu entscheiden, möchten aber gern das Unsrige thun, um den Begriff der besten Methode finden zu helfen.

Was den ersten Punkt, das *Verhältnifs der Literatur zum Leben überhaupt* betrifft, so ist der Vf. in seiner Darstellung immer von diesem ausgegangen, so dafs jede Periode bey ihm in zwey Abschnitte zerfällt, von denen der erste eine kurze Uebersicht des politischen, kirchlichen, geselligen und wissenschaftlichen Zustandes der Zeit zu geben versucht; der andere aber, der zuweilen in der Form von mehrern Abschnitten erscheint, die eigentliche Literatur umfafst. Aehnlich ist man schon öfter verfahren, weil man immer gefühlt hat, dafs die Literatur in ihrem Grunde, d. h. im Geist, mit dem National-Leben *dasselbe* und darum *für sich* nur eine *besondere* Form seiner Offenbarung sey; sie ist der reinste und bestimmteste *Widerschein* des bestehenden Geistes. Diese *innere Einheit* der *Literatur* mit der *Wirklichkeit* darzustellen, und, so zu sagen, jene aus dieser abzuleiten, sie als ein mit Nothwendigkeit aus ihr resultirendes Product zu fassen, ist bisher nur stellenweise gelungen, und sind in dieser Hinsicht mehr Monographieen, als solche Werke zu nennen, welche ein tausendjähriges Ganzes zu begreifen, sich vorgesetzt hatten. Die Literatoren haben oft zu wenig Zutrauen zur Literatur gehabt, um sie aus sich selbst zu erklären, und sind daher aus ihrem eigenthümlichen Gebiet in ein anderes übergesprungen. Dafs dem Literator, wenn auch die Literatur alle besonderen Richtungen des allgemeinen Lebens in sich gesogen hat und nichts Anderes, als sie, abspiegelt, dennoch

nicht

nicht erlassen seyn könne, sich ein objectives Bild der jedesmaligen Cultur in ihren mannichfachen Verzweigungen zu schaffen, versteht sich von selbst. Aber diese Kenntnifs mufs er nicht *neben* der Geschichte der Literatur als eine besondere Geschichte entwickeln. Sie mufs vielmehr im Gange der Literatur sich zeigen und bewähren, wo dann schon zu Tage kommen wird, in wie weit der Literator eine Zeit einseitig oder in aller Beziehung verstanden und ihres Geistes sich bemächtigt habe. Jene Abstraction aufzuheben, hat sich der Vf. zwar viel Mühe gegeben, sie aber doch nicht recht überwunden. In der Trennung, die er durchgängig beobachtet, haben wir uns die Empfindung eines *hors d'oeuvre* des ersten Abschnittes nicht verhehlen können, sobald wir von ihm zum zweyten kamen. So ist z. B. nach unserem Bedünken die Wüstheit des dreyfsigjährigen Krieges, §. 107, die Bildung der Dichter - und Sprachgesellschaften, §. 109, die selbstständige Haltung Einzelner, die hier und da der gemeinen Schlaffheit in einsamer Wiedergeburt sich entreifsen, §. 114 — 116, gar nicht recht in ihrem Zusammenhang entwickelt.

Gewifs hängt dieser Mangel auch mit der Methode zusammen, welche Hr. *Koberstein* im zweyten Abschnitt verfolgt, und welche an sich selbst zum Unzusammenhang verleiten mufs. Er behandelt nämlich in ihm die Literatur zuerst in dem formellen Unterschiede der Poesie und Prosa, und sodann in der Differenz der concreten Gattungen des Epischen, Lyrischen, Didaktischen u. s. f. In diesen Fächern stellt er die einzelnen Werke zusammen, aber nicht um sie genetisch vorzuführen, sondern fast wie ein Aggregat, so dafs nun wohl die Sache da ist, ihr *Werden* aber sich gar nicht begreift. Diese Genesis ist gleichsam *vorher* im ersten Abschnitt abgethan, in welchem die mannichfachen Erregungen der Zeit, das Auf- und Absteigen der Begeisterung, die Stellung der Gelehrsamkeit zur volksthümlichen Poesie aufgezählt sind.

Leicht sieht man, dafs die allgemeinen Züge des geistigen Wesens, welche der erste Abschnitt charakterisirt, mit der Fülle des Besonderen im zweyten sich hätten durchdringen müssen. So aus einander gehalten bleibt die *Beziehung* beider Seiten eigentlich noch zu machen übrig.

Uns könnte eingewandt werden, dafs eine andere Methode hier nicht gut zu denken sey, indem doch jene Unterschiede der Gattung in der Poesie einmal feststänaen. Wolle man nun diese, wie man es denn müsse, beachten, so müsse auch die allgemeinere Entwickelung des Geistes einer Zeit vorweggenommen werden; hinterher werde man schon sehen, wie die Regierung Karls des Grofsen, wie die Begründung des Zunftlebens, wie der siebenjährige Krieg u. s. w., wie diese allgemeinen Momente im Epischen, Lyrischen, Dramatischen sich reflectirten. — Aber eben, weil jene Formen der Poesie auch gleichzeitig sind, mufs die höhere Bestimmung gefunden werden können, welche in ihnen sich ihren Ausdruck giebt und welche sich jetzt lyrisch, jetzt episch gestaltet. — Etwas anderes ist es, wenn diese Formen mit Absicht isolirt werden, um in der einseitigen Entfaltung einer jeden zu desto bestimmteren Aufschlüssen zu gelangen. Doch die allgemeine Geschichtschreibung, welche *über diesen Vereinzelungen* steht, hat eine solche abstracte Haltung aufzugeben, um die verschiedenen Gattungen an einen höheren sie einigenden Punkt anzuknüpfen. Doch wollen wir gern zugeben, dafs es in der deutschen Poesie allerdings eine Zeit giebt, in welcher eine Darstellung nach generischen Differenzen ganz angemessen *ist. Diefs* ist die Zeit ihres Beginnes. Hier sind die *durchgreifenden* Bestimmungen des geistigen Lebens noch so zersplittert, dafs es fast nicht anders möglich ist, als die Form zum Princip der Entwickelung zu machen und den Kreis der epischen, lyrischen und didaktischen Poesie für sich abzuschliefsen. Vielleicht hat diese Nothwendigkeit den Vf. über den wesentlichen Unterschied der späteren Jahrhunderte getäuscht, bey denen unstreitig eine andere Behandlung eintreten mufs. — Sollten wir einen Vergleich wagen, so würden wir an die Methoden erinnern, in denen man die Dogmengeschichte vorzutragen pflegt. In ihr selbst ist der frühere Gang eine Abfolge der verschiedenen Momente des Glaubens, welche sich nach und nach dem Bewufstseyn als Gegenstand seiner Reflexion aufdrängen. Aber späterhin schlingen sich weniger solche *einzelne* Knoten, sondern entstehen Principien, *welche* mit universeller Macht alle Artikel des Glaubens ergreifen und ihrer Besonderheit gemäfs umbilden. Ist nun für jene frühere Zeit eine Darstellung nach den Kategorieen der Dogmatik ganz an ihrem Ort, so verfehlt sie dagegen in der späteren Zeit ihren Zweck. Denn dieser ist es um systematische Bildung und um absolute Principien zu thun, so dafs es mehr auf die Auffindung derselben, als auf die Angabe der *veränderten* Fassung ankommt, welche durch ein solches Princip jedem *einzelnen* Artikel zu Theil werden mufs. Fehlt die Erkenntnifs des *Princips*, so entsteht unfehlbar ein atomistisches Auffassen, was zu endlosen Bemerkungen im Detail führt und doch den Begriff nicht erreicht.

(*Der Beschlufs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1830.

LITERATURGESCHICHTE.

Leipzig, b. Vogel: *Grundrifs zur Geschichte der deutschen National-Literatur — — von August Koberstein* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Dafs die Ausmittelung dieser höheren Gesichtspunkte sehr schwer ist, und dafs in ihrer Fixirung unserem Vf. nur wenig vorgearbeitet war, brauchen wir zu seiner ungeschmälerten Würdigung kaum hinzu zu setzen. In den letzten Epochen unserer Literatur wird ein solches *Zerstreuen* des Ganzen in viele Fächer durchaus lästig, und macht es unmöglich, eine klare Anschauung der Sache zu gewinnen. Wir wenigstens wüfsten nicht, wie wir es anfangen sollten, von Klopstock und Wieland, von Lessing und Herder, von Göthe und Schiller ein Bild zu bekommen, was sie nur einigermafsen in ihrer Totalität begriffe, wenn wir uns an Koberstein's Darstellung halten sollten. Denn bald ist hier, bald da von ihnen die Rede, jetzt im Lyrischen, dann in der Tragödie u. s. f. so dafs das heftigste Verlangen rege wird, diese verschiedenen, so weit aus einander fallenden Momente in einer Einheit zusammenzuschauen. Hier sind die *Individuen*, welche allerdings in der früheren Zeit mehr verschwinden, zu mächtig und zu selbstständig, fast spröde, als dafs nicht die formelle Seite der Erscheinung, wie sie jetzt in einer Xenie, dann in einer Elegie sich offenbaren, vor den höheren Krisen, die sie in sich durchlebten, zurücktreten sollte. Dieser Inhalt erst erklärt jene Formen. Der erste Dichter, welcher mit einer so individuellen Kraft unter uns auftrat, ist gewifs *Wolfram von Eschenbach* gewesen. — Hätte der Vf. die das Einzelne sich unterordnenden Gegensätze schärfer hingestellt und ihre Auflösung durch sich selbst zur Einheit mehr beachtet, so dürfte ihn dieis auch wohl vor dem Zwang bewahrt haben, auf den verschiedenen Gebieten so oft dasselbe zu wiederholen. Wie oft mufste er nicht der Gottsched'schen Verständigkeit, des Einflusses der französischen Literatur, der Lessingschen Kritik und Polemik u. a. gedenken. —

Was die Periodisirung betrifft, so hat der Vf. die gewöhnliche Eintheilung in 7 Perioden beybehalten, in denen er Karl den Grofsen, die Hohenstaufen, die Gründung der ersten deutschen Universitäten, Opitz, die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts und die neuste Zeit als die kritischen Punkte darstellt. Doch glauben wir, ist es eben nicht recht passend, schon bis auf Karl den Grofsen hin eine Periode unserer Literatur anzunehmen. Wir wissen zwar, dafs dieis immer geschieht, und dafs Adelung sogar ein starkes Buch über die Sprache und Literatur der Deutschen *vor* der Völkerwanderung geschrieben hat; aber die Existenz der Sprache und die unmittelbare Existenz des Epos sind doch erst der Beginn der Literatur; für sich selbst entwickelt sich diese erst im Verein mit der Schrift. Ulfilas, Kero u. s. w. sind nur *Ansätze* dazu. — Den Gegensatz des *Volkslebens* und *Klosterlebens* hat der Vf. §. 17 ff. sehr gut dargethan. Hierauf wurde die Poesie von dem *ritterlichen* Stande cultivirt, bis der *Bürgerstand* die *Ungleichheit* der *Bildung* zu vernichten strebte. Aus seiner gediegenen *Gemüthlichkeit*, welche recht die Ironie alles sentimentalen Flitters ist, erhob sich das *Volkslied*, so wie auch das von Aufsen eingedrungene, im engeren Sinn romantische Epos im *Volksroman* erst wirklich zu allgemeinem Leben erwachte, und aus dem Born der Gegenwart noch tiefere Gestalten, die Schildbürger, den ewigen Juden, Faust hinzu schöpfte. Die Reformation erzeugte nun den Begriff der vollen Freyheit; aber mit einer so ungeheuren Anstrengung war natürlich auch ein unendlicher Bruch mit allem Vorigen verbunden. Vor der Geschichte verstummte das alte Epos und die Lyrik ward einseitig durch das Uebergewicht der kirchlichen Interessen. Daher mufste in dieser Entfremdung des Geistes von seiner Vergangenheit zunächst eine um den *Inhalt verlegene Poesie* entstehen, welche endlich in der *blofsen Form* einen Inhalt fand. Aber so allmächtig ist der Trieb der Poesie, dafs sie doch nicht ganz verschwinden kann, wie kümmerlich sie auch sich geberden müsse. Der Leerheit und Bestimmungslosigkeit, welche aber doch ihre Ohnmacht empfand, war daher das *fremde* als ein Muster der Nachbildung erwünscht, und so ahmte man, um sich doch Realität zu verschaffen, Franzosen, Holländer und Italiener nach. Diese Nachahmung war eine ganz andere, als wenn früherhin die Schwäbischen Dichter Uebertragungen aus dem Welschen versuchten. Denn dieis geschah ohne Reflexion; jetzt aber hatte man das Fremde bewufster Weise als ein *Ideal* vor sich, zu welchem man nachbildend hinaufsah. Gewifs ist diese Periode der allgemeinen Zerrüttung unseres Volkes eine der schwierigsten Partieen in seiner Geschichte. Die wunderlichen Gestalten, welche sich auf diesem bebendem Boden erzeugten, sind eben so

interessant, als die Meister- und Minnesänger, und besonders anziehend ist das Erwachen der Freyheit in der vollen und jugendlichen Kraft des Selbstbewufstseyns, wie in Flemming, Wekherlin, Opitz u. a. Wir glauben, dafs man für den Begriff dieser Entwickelung zwey Richtungen festhalten kann, welche schon früher in der Gestalt des Volkslebens und klösterlich-kirchlichen Daseyns, und hierauf des weltlichen Ritterthums und der Ascetik der Sekten erscheinen. Zwischen diese einander entgegenstehenden Principien fallen dann die schönen Momente ihrer Versöhnung. Um nämlich in jener allgemeinen Erschütterung sich positiv zu behaupten, sehen wir einerseits eine *stoische* Vertiefung in das Bild eines selbstgenügsamen Weisen, und andererseits eine *epikuräische* Entäufserung des Bewufstseyns in sinnlicher Lust. Diese beiden Stoffe, des praktischen Gedankens und der irdischen Empfindung, sind in den schlesischen Schulen deutlich genug. Leider war die letzte Richtung oft unnatürlich; die Lust war nicht wirklicher Genufs, so wie bey den Alten, oder wie bey vielen Franzosen, sondern mehr eingebildeter Genufs. *Opitz'ens* Vielgut und *Schwiager's* geharnischte Venus, worin ein gewisser reeller Fond, sind hierin Extreme. Das Trauerspiel von *Gryphius*, Cardenio und Celinde, oder die unglücklich Verliebten, läfst beide Principien in reinen Umrissen und in ihrer Beziehung auf einander sehen; zwischen Olympia und Celinde gestellt, ist Cardenio eine Bevorwortung *Günther's*, welcher sein Lebelang mit beiden Principien kämpfte und eben durch diese Entzweyung so sehr interessirt. Der Vf. hat ihn §. 133 sehr gut charakterisirt. Später suchte der Geist in der Anschauung der *Natur* (Brockes u. a.) und *Geschichte* (Lohensteins Arminius, Haller's Romane, die freylich erst spät erschienen u. s. w.) eine höhere Befriedigung, als in der sinnlichen Empfindung oder im abstracten Gedanken. Dennoch waltet dieser Gegensatz noch in *Klopstock* und *Wieland*. Jener mühete sich unaufhörlich, das Ideal eines Deutschen und eines Protestanten darzustellen; jenes geschah mehrfach in den Oden, Bardieten; diefs vor allen im Messias, in welchem er das Leben einer reinen und erhabenen Seele schilderte und darin seinen Zeitgenossen ihr heiligstes Innere wie in einem verklärenden Spiegel vorhielt. Wieland aber floh von dieser Region der stillen und himmelanseufzenden Andacht, so wie von den künstlichen Vorstellungen der Germanischen Urzeit theils zur Griechischen Heiterkeit, deren Gestalt er freylich mehr aus dem Macedonischen Zeitalter entlehnte, theils in die reizende Galanterie und lockere Abenteuerlichkeit der romantischen Welt. Klopstock's gedankenvoller Ernst und Wieland's naive Sinnlichkeit und ironische Schalkheit standen endlich in höherer Verklärung in *Göthe* auf.

In der Entwickelung des *Romanes* hätten wir eine deutlichere Unterscheidung des Verhältnisses gewünscht, in welchem die besonderen Gattungen sich zu einander stellten, und gestehen wir, dafs wir uns in §. 175, 194, 195 nicht gut finden können. Die Bücher treten hier alle in ziemlicher Verwirrung auf die Bühne, ohne dafs man irgend sieht, wie es möglich gewesen, dafs sie zum Spiel kommen, und ein Publicum um sich versammeln konnten. —

Auch eine bessere und in sich mehr zusammengehaltene Uebersicht der *dramatischen* Literatur wäre wohl ein Wunsch, welchen wir dem Vf. bey einer zweyten Ausgabe seines Lehrbuchs an das Herz legen möchten. Tieck, Schlegel und Solger haben so viel dafür gethan, dafs die Entstehung und Fortbildung unseres Drama's und Theaters doch schon klar genug ist. Es müfste einmal gezeigt werden, wie anfänglich, bey Hans Sachs, Rebhuhn, Ayrer u. a. das *Pathos* noch ganz objectiv *episch*, fast nur eine Declaration der Handlung ist. Im Gegensatz dazu entfaltet sich das Pathos in den Schlesischen Schulen *lyrisch* in ungemessener Sentimentalität, Reflexion und Phantasie. Erst Lessing und Göthe erweckten den wahrhaften Genius und die echte Sprache des *Drama's*, indem bey ihnen Handlung und Sprache, also das *epische* Pathos und seine *lyrische* Erscheinung, congruent sind. Sodann müfste gezeigt werden, wie von der anfänglichen embryonischen Einheit und Unbestimmtheit der Gattung an, wie sie bey Hans Sachs existirt, wo wirklich *nur Drama* statt findet, allmälich so bestimmte Unterschiede, wie das Schauspiel, Trauerspiel und die Tragödie, wie die Posse, das Lustspiel und die Komödie, hervorgingen. Denn erst nach und nach entsprofsten diese Zweige und die Komödie z. B. beginnt eben erst; das vorige Jahrhundert hatte von ihr mehr nur eine Ahnung. Wäre der Vf. hier dem Fortschritt der Geschichte treuer geblieben, so hätte er nicht auf eine so unbegreifliche Weise §. 190, Schiller's Kabale und Liebe, Göthe's Clavigo und Stella, Schiller's Räuber, Götz von Berlichingen, Nathan den Weisen u. a. so zusammenbringen können, wie er es thut.

Was endlich die Einheit unserer modernen Literatur mit unserer älteren betrifft, so bekennen wir unverhohlen, dafs, wie die Sache jetzt steht, die Zerstückelung des ganzen Stoffs die Erkenntnifs nicht selten hemmen und verdünkeln, und man schwerlich begreifen wird, wie in demselben Volk ein solcher Wechsel der Anspannung und Ermattung und so entgegengesetzte Tendenzen entstehen konnten. Offenbar ist hier ein Mangel in Hinsicht auf das Neuere. Der Vf. zeigt in der älteren Literatur einen viel richtigeren und festeren Blick, eine von der reichsten Gelehrsamkeit belebte Darstellung und viel mehr eigenes Urtheil. Stellt er freylich auch hier die einzelnen Werke oft nur dem Namen nach hin, wie §. 48 sogar die Nibelungen ganz stumm erscheinen und nicht in ihr Inneres blicken lassen, so beweis't

doch

doch schon die Ordnung, in welcher der Vf. Alles giebt, wie gründlich er über diesen Theil unserer Literatur nachgedacht hat. Ganz ausgezeichnet ist die Darstellung der lyrischen Poesie, §. 50 — 59, wo der Vf. *Grimm's* Auffassung der Identität des Minne- und Meistergesanges überzeugend entwickelt. Ueberhaupt halten wir die ersten vier Perioden für *ganz befriedigend*, und hätten gern gesehen, dafs die folgenden nicht so ungleich dagegen ausgefallen wären. Wie viel der Vf. hier gethan, kann man am besten aus der Vergleichung seines Compendiums mit ähnlichen Arbeiten sehen, welche gerade auf diesem Gebiet fast wie im Traum reden. Diefs Feld der zarten Minnelieder ist dorniger, als es von Weitem das Ansehn hat. *K. Rosenkranz.*

GESCHICHTE.

Paris, b. Bossange: *Mémoires du maréchal Suchet duc d'Albuféra, sur ses campagnes en Espagne, depuis* 1808 *jusqu'en* 1814. Ecrits par lui-même. Decembre 1828. in 8. *Erster* Band LI u. 376 S. *Zweyter* Band IX u. 570 S. Nebst dem Bildnisse des Marschals und einem Atlas von 16 Blättern in Folio. (Pr. 30 Fr.)

Diese Memoiren sind vornehmlich in militärischer Hinsicht wichtig, da sie, mit wahrhaft antiker Einfachheit und strenger Genauigkeit geschrieben, einen ausführlichen Bericht über so viele und so mannichfaltige Waffenthaten und strategische Operationen enthalten, dafs man sie eine vollständige Abhandlung über die Kriegskunst nennen kann. Gefechte, offene Feldschlachten, Angriff und Vertheidigung der festen Plätze, wo in gleicher Weise das Genie und die Klugheit der Führer, wie die unermüdliche Geduld und der feurige Muth der Soldaten im glänzendsten Lichte erscheinen, diefs Alles findet man darin beysammen und mit Recht erstaunt man über die Gröfse der Resultate, vergleicht man diese mit den geringen Streitkräften, die dem Feldherrn, der jene erlangte, zur Verfügung standen. — Die Memoiren selbst sind in 21 Kapitel abgetheilt, deren jedes eine abgesonderte Reihenfolge von Operationen enthält. Denselben steht eine kurzgefafste biographische Notiz über den Marschal Suchet voran; den Anhang aber bilden Aktenstücke. — Im J. 1770 geboren, trat Suchet 1792 in Kriegsdienste. Er stieg sehr schnell bis zu den obern Graden der Armee; denn bereits im 26. Jahre seines Alters Obrist, ging er, nach dem Feldzuge von 1797, mit dem General Brune nach der Schweiz, wo er, seines guten Verhaltens wegen, zum General ernannt wurde. Chef des Generalstabes unter Massena bekleidete er dieselbe Stelle unter Joubert, als dieser, nach der Revolution vom 12 Floreal J. VII, den Oberbefehl über die italienische Armee erhielt, so wie auch unter Championnet bis zu dessen Tode. Massena bey der Eröffnung des Feldzugs von 1800 vom ersten Konsul zum Oberbefehlshaber dieser Armee ernannt, übertrug dem General Suchet mit drey Divisionen die Vertheidigung des Ponent, wobey derselbe grofse Geschicklichkeit entwickelte. Im Feldzuge von 1801 zeichnete er sich, als Generallieutenant des Mitteltreffens der Armee von Italien, beym Uebergange über den Mincio aus, wo, im Folge eines Mifsverständnisses, der rechte Flügel, der sich schon auf dem linken Ufer befand, erdrückt worden wäre, hätte er ihm nicht, in aller Eile und gegen den buchstäblichen Inhalt seiner Instruction, die benöthigten Unterstützungen zugeführt. Beym Frieden von Lüneville zum General-Inspecteur der Infanterie ernannt glaubte sich Suchet nichts zu vergeben, indem er sich dem Commando einer Division des Lagers von Boulogne, unter den Befehlen des Marschals Soult unterzog, mit dem er noch vor Kurzem auf einer Rangstufe stand. Diese Division nahm einen glänzenden Antheil an den Schlachten von Austerlitz, Jena und Pultusk und ward gegen Ende des J. 1808 nach Spanien geschickt, wo sie der Belagerung von Saragossa beywohnte. Hier nun wurde General Suchet, nach dem Abgange des Herzogs von Abrantes, an dessen Stellen, auf die Empfehlung des Marschal Lannes, zum Oberbefehlshaber des 5ten Corps vom Kaiser ernannt, und mit dieser Epoche seines militärischen Lebens fangen die Memoiren an. Die Darstellung selber fliefst nicht unmittelbar aus Suchet's Feder, wohl aber scheint sie, ihrem ganzen Inhalt nach, das Ergebnifs höchst vertraulicher Mittheilungen an einen Freund zu seyn. — In dem 1sten Kapitel schildert der Vf., nachdem er eine kurze Uebersicht von der Lage der Dinge in Spanien und den in diesem Lande kämpfenden Armeen mitgetheilt, den Zustand des seinen Befehlen übergebenen Korps. Es bestand dasselbe aus nicht mehr als 18000 Mann aller Waffengattungen, wovon jedoch zwey Regimenter nach Valladolid entsendet, zwey andere aber im Königreiche Navarra zerstreut waren. Ueberdiefs bestand fast die Hälfte dieser Truppen aus neu gebildeten Bataillons und Schwadronen; sie hatten bey der Belagerung Saragossas viel gelitten, ohne einige Belohnung zu erhalten; ja selbst ihr Sold war noch rückständig, Kleider und Schuhe waren zerrissen; sie lebten in dem Tag hinein und befanden sich in einem Zustande von Niedergeschlagenheit, welcher der Vorläufer der Muthlosigkeit zu seyn pflegt. Auf Seite der Spanier entwarf General Blake, der an den Grenzen des Königreichs Valencia eine Armee organisirt hatte, nach dem Abzuge des 5ten Corps aus Arragonien, den Plan das 3te auf Pampelona zurückzuwerfen und somit die Verbindungslinie von Bayonne nach Madrid abzuschneiden. Allein bevor es zum Handgemenge kam, organisirte er auf beiden Ufern des Ebro Streifbanden, die einen den Franzosen desto schädlicheren kleinen Krieg führten, da sie sich dadurch genöthigt sahen, sich in dem Flanken und im Rücken durch Entsendungen zu decken. Unter so schlimmen Verhältnissen konnte Suchet's erstes Zusammentreffen mit dem Feinde kein glückliches Ergebnifs liefern. Er unterlag in der Schlacht bey Alcañiz und mufste sich

auf

auf Saragossa zurückziehen. Blake, — statt seinem Gegner zu bedrängen, liefs ihm Zeit, Vertheidigungs-Anstalten noch vor dieser Hauptstadt zu treffen und büfste bald darauf diesen Verzug in den Schlachten von Maria und Belchite, die am 15. und 18. Junius geliefert wurden und deren unglücklicher Ausgang die Zerstreuung seiner ganzen, 80,000 Mann starken Armee zur Folge hatte. — Nunmehr lernte das 8te Corps seinen neuen Heerführer kennen und fafste zu ihm ein Vertrauen, dafs dem, der es einflöfste, zur höchsten Ehre gereicht. Die Folge davon war das Siegesglück, das dem Marschal Suchet von dieser Epoche an fast auf allen seinen Unternehmungen begleitete, und wodurch er, innerhalb wenigen Jahren, die Königreiche Arragonien und Valencia zu einer Unterwürfigkeit brachte, die andere französische Heerführer, mit ungleich gröfsern Streitkräften, in den übrigen Theilen Spaniens niemals in dem Grade zu bewirken vermochten. — Was indessen diesem Feldherrn nicht weniger, wie seine ausgezeichneten Waffenthaten zum Ruhme gereicht, diefs ist die weise Verwaltung, die er in den von ihnen eroberten Provinzen einführte und wodurch er aus denselben alle diejenigen Hülfsmittel zu ziehen wufste, die er zur Unterhaltung und Bezahlung nicht blofs seiner eignen Truppen, sondern aller derjenigen bedurfte, die in der Zwischenzeit zu seinem Operationen mitwirkten. Ja selbst als die Armee des Centrums, an Allem Mangel leidend, nach dem Königreiche Valencia zurückgedrängt wurde, fand sie dort alle jene Unterstützungen, die ihr nöthig waren, Ordnung, Ueberflufs, Sicherheit der Strafsen, kurz alle Resultate einer umsichtigen Verwaltung. Suchet hatte, wie diese Resultate beweisen, die Art des Kriegs, den er zu führen genöthigt war, gründlich studirt und sich mit dem Charakter des Volks, das er bezähmen sollte, genau bekannt gemacht; er wufste, dafs Energie, vor Allem aber strenge Gerechtigkeit unumgänglich erforderlich waren, um seine stolzen Feinde zu unterwerfen und für sich zu gewinnen; ein edles Vertrauen in die spanische Rechtlichkeit machte oftmals zahlreiche Garnisonen entbehrlich. Die nähern Angaben über die von ihm in den Königreichen Arragonien und Valencia eingeführte Verwaltung findet man in dem 10. und 18. Kap. der Memoiren. In beiden Provinzen bewilligte er, sobald deren Eroberung nur als vollendet betrachtet werden konnte, völlige Amnestie allen denjenigen, welche die Waffen gegen Frankreich getragen hatten, und begnügte sich mit der Deportirung einiger fanatischer oder unruhiger Mönche. Zugleich kam er der Noth der Landbewohner, die am Meisten gelitten hatten, zu Hülfe und berief die einsichtsvollsten, rechtschaffensten und einflufsreichsten Spanier an die Spitze der Verwaltung. Die bisherige Justizverfassung wurde, mit einigen nicht bedeutenden Veränderungen beybehalten; die Erhebung der Steuern wurde den Korregidoren übertragen, denen französische Agenten beygegeben waren, die den Ertrag in Empfang nahmen. Endlich wurde eine aus den vornehmsten bürgerlichen und Justiz-Beamten, den Mitgliedern der Handelskammer und den Bezirks-Deputirten gebildete Junta niedergesetzt, um sich über die Mittel und Wege zu berathen, die Bedürfnisse der Armee aus den örtlichen Hülfsquellen zu bestreiten. So gelang es dem Marschal Suchet allein aus der Provinz Valencia, während einer 18 monatlichen Occupation, ohne Gewalt anzuwenden, ohne die Kirchen ihrer Schätze, die Geistlichkeit ihrer Reichthümer zu berauben, und ohne die sequestrirten Güter der Ausgewanderten zu verkaufen, 87 Millionen Franken zu ziehen. Von dieser Summe flossen in den königlichen Schatz etwa 7 Millionen Franken, und mehr als 750,000 Fr. in den französischen Schatz. Das Uebrige wurde zur Bezahlung der Truppen, zur Verproviantirung der Festungen, zum Unterhalt des Genie- und Geschützwesens, zur Bestreitung der Verwaltungskosten, Verabreichung von Pensionen an spanische Militärs und ihre Wittwen, an Geistliche u. s. w. verwendet. Aufserdem erhielt die Armee des Centrums mehr als eine Million Rationen und, als sie die Offensive im Thale des Tago wieder ergriff, verproviantirte sie sich aus den Magazinen der Armee von Arragonien; die Armee des Südens bezog Reifs und Branntewein aus denselben; die königliche Garde ward neu gekleidet; mehr als 9000 Kranke, Verwundete oder Verabschiedete dieser beiden Armeen wurden in den Spitälern oder Kantonirungen Arragoniens aufgenommen und erhielten, so wie sie nach Frankreich abgingen, einen Monat Sold, einen Kaputrock und ein Paar Schuhe. — Gleichwohl war unter allen französischen Befehlshabern in Spanien Marschal Suchet vielleicht der Einzige, der sich die Liebe und Achtung der Landeseinwohner in hohem Grade zu erwerben gewufst hatte. Diese Gesinnung äufserte sich selbst in dem Augenblicke, wo die Ereignisse ihn zwangen, das Königreich Valencia zu räumen. Ueberall auf dem Rückzuge beeiferte sich die Bevölkerung der Ortschaften, welche die Armee passirte, dieser und ihrem Führer die freundschaftlichste Aufnahme zu beweisen und nicht selten vernahm man aus dem Munde der Geistlichen selber den Wunsch diese, sonst in Spanien so verhafsten, Gäste bald wieder zu sehen. — Schliefslich verdient noch die Bescheidenheit des Vfs. ehrenvolle Erwähnung. Ohne sich als die Hauptperson ausschliefslich in den Vordergrund zu stellen, bemüht sich Marschal Suchet vielmehr seinem Ruhme alle diejenigen beyzugesellen, die daran einigen Theil *nahmen*, welches auch ihr Grad oder ihre Stellung seyn mochte. Diese Bestrebungen des Wohlwollens und der Gerechtigkeit sind jedoch die Quelle einer hin und wieder etwas zu grofsen Umständlichkeit, bey Darstellung einzelner Kriegsvorfälle von minderer Bedeutung, geworden, was in geschichtlicher Hinsicht als ein Fehler besonders in den Augen des Fremden erscheint.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1830.

GEOGRAPHIE.

WEIMAR, im Industrie-Compt.: *Zweyte Reise des Capit. John Franklin* von der Englischen Marine, Befehlshabers der Expedition, an die *Küsten des Polarmeeres* in den Jahren 1825, 1826 und 1827. Aus d. Engl. Mit einer Karte und einer Tafel Abbildungen. 1829. VIII u. 336 S 8. (2 Rhlr.)

Es ist ein rühmliches Bemühen der englischen Regierung, dafs sie den einmal gefafsten Entschlufs, unsere Kenntnisse des nördlichen Theiles von Amerika möglichst zu vervollständigen, aller Schwierigkeiten und Kosten ungeachtet, strenge verfolgt, ohne sich durch fehlgeschlagene Hoffnungen abschrecken zu lassen; es ist dieses consequente Verfolgen des einmal gefafsten Planes um so mehr zu rühmen, da die früheren Expeditionen hinreichend gezeigt haben, dafs hier keine Aussichten auf einen künftigen Gewinn vorhanden sind, indem eine nordwestliche Durchfahrt immer mit vielen Gefahren verknüpft und für Handelsschiffe gewifs nur in ungewöhnlich günstigen Jahren möglich ist. Als daher im Jahr 1828 der Capitain *Parry* seine Reise von Osten nach Westen antrat, *Beechey* aber den Befehl erhielt durch die Behringsstrafse nach Osten zu segeln, so wurde *Franklin* aufgefordert, die Untersuchung des von ihm früher bereisten Landstriches weiter auszudehnen. Seiner Instruction zufolge sollte er den Mackenziefluss bis zu seiner Mündung bereisen und dann an der Küste nach Westen reisen, um sich mit der Expedition *Beechey's* im Kotzebue-Sunde zu vereinigen; Dr. *Richardson*, welcher den Capitain *Franklin* schon auf der ersten Reise begleitet hatte, sollte die Küste zwischen dem Mackenzie- und dem Kupferminen-Flusse genau untersuchen. Die Reise sollte zu Wasser gemacht werden, die nöthigen Boote wurden mit Mahagoniholz mit Balken von Eschenholz construirt und verbanden mit der Dauer eine grofse Leichtigkeit. Die Eskimos, welche die Reisenden an der Küste trafen und von welchen diese öfter auf die Schwierigkeiten, welche sich dem weiteren Vordringen nach Westen entgegenstellen würden, aufmerksam gemacht wurden, wunderten sich darüber, dafs sie nicht zugleich Schlitten mitgebracht hätten, deren sie sich auf dem Eise bedienen könnten. Wäre dieser Umstand vor der Abreise beachtet, so würde die Expedition wahrscheinlich einen eben so glücklichen Ausgang gehabt haben, als die russische unter *Wrangel*, weil es nur auf diese Art möglich war, den Zusammenhang zwischen isolirten Küstenstücken nachzuweisen; es würde dann diese Expedition nicht oft mehrere Tage an derselben Stelle aufgehalten seyn, und es wäre dann wohl möglich gewesen, dafs *Franklin* nicht durch das amerikanische Festland, sondern über Canton zurückgekehrt wäre. Dieses sind wenigstens Betrachtungen die sich einem Jeden aufdrängen, welcher den vorliegenden Reisebericht aufmerksam studirt und mit den Berichten von *Billings* und *Wrangel* genauer vergleicht. Gerade so wie die Nordküste Sibiriens ungemein flach ist und das Meer dort nur allmählig an Tiefe zunimmt, so scheint dieses auch an dem Rande Amerika's mehr oder weniger der Fall zu seyn. Daher kann es nicht fehlen, dafs auch hier sehr viel feststehendes Eis vorhanden ist, welches der Küstenschifffahrt viele Hindernisse in den Weg legt; immer aber bleibt dabey die Frage, ob diese Eismassen, welche die Reisenden oft in ununterbrochener Verbindung so weit erblickten, als sich ihr Gesichtskreis erstreckte, bis zum Pole hinaufreichen, oder ob sich nicht nördlich von diesen Feldern im Sommer wenigstens eben solche offenen Stellen finden, als an der Nordküste Sibiriens und welche dort *Polinjen* heifsen. (S. diese A. L. Z 1828. Nr. 29. S. 228.)

Nach diesen wenigen Bemerkungen wollen wir den Inhalt der Schrift in der Kürze angeben. Es ist schon aus öffentlichen Blättern bekannt, dafs die Expedition, welche von Seiten der Handelsgesellschaften auf das thätigste unterstützt wurde, den Mackenzie hinabfuhr; dafs sich die beiden Theile an der Trennungsspitze (67° 30′ N u. 133° 58′ W Greenw.) trennten. Von hier aus befuhr *Franklin* den westlichen Arm des Mackenzie und gelangte endlich ins Meer. Mit den gröfsten Schwierigkeiten hatte er hier zu kämpfen; bald verhinderte ihn das Eis am Reisen, bald machten die hier so häufigen Nebel das Vordringen sehr gefährlich, während Stürme zu andern Zeiten den Untergang der Expedition befürchten liefsen. Aller dieser Hindernisse ungeachtet suchte *Franklin* seinen Weg längs der Küste, neben welcher in einiger Entfernung ein mäfsig hoher Bergzug fortläuft, so weit als möglich zu verfolgen; erst als in der Mitte Augusts die Temperatur abnahm und die Nächte länger wurden und er nur die Hälfte bis zum Eiscap zurückgelegt hatte, sah er sich genöthigt umzukehren. Der westlichste von der Expedition gesehene Punkt, die Beecheyspitze, lag in 70° 24′ N und 149° 37′ W (Greenw.) Die Expedition selbst befand sich damals 70° 26′ N

und 148° 52′ W), während das Boot des Blossom bis zu 71° 23′ 39″ N und 156° 21′ W gekommen war, so dafs gegenwärtig nur ein verhältnifsmäfsig geringes Stück der Küste unbekannt ist. Aber alle Umstände deuten darauf, dafs die Reisenden sich hier auf dem Polarmeere befanden, denn aufser der Salzigkeit des Wassers wurde *Franklin* vorzüglich durch die Beobachtung der Ebbe und Fluth überzeugt, dafs er sich auf dem Meere befinde. Von diesem Punkte kehrte *F.* wieder nach dem Mackenzie und dem Fort Franklin am Bärenflusse zurück.

Mit weniger Schwierigkeiten hatte die nach Osten gehende Expedition unter dem Dr. *Richardson* zu kämpfen. Die Küste läuft hier mehr nach Süden und das Eis schien im Allgemeinen nicht so dicht gedrängt zu seyn. Der Zweck dieser Abtheilung wurde vollkommen erreicht, die Küste zwischen dem Mackenzie und Kupferminenfluss wurde aufgenommen und die Gesellschaft kehrte dann zu Lande nach dem Bärensee zurück.

Ein grofser Theil dieser Reise führte durch Gegenden, in welchen die Vegetation nur kärglich ist; die letzten Tannen z. B. wurden in etwa 68° 40′ N gefunden, dann folgten Zwergweiden, welche aber auch allmählig verschwanden; dagegen fanden die Reisenden Treibholz in Menge und es war ihnen auf diese Art möglich ihre Mahlzeiten zu kochen. Die Zahl der Phanerogamen, welche *Richardson* an dem von ihm besuchten Theil der Küste sammelte, betrug 170, also der Zahl nach etwa $\frac{1}{7}$ der Species, welche 10° südlicher wachsen. Von diesen bilden die Gräser, Binsen und Schilfarten etwa $\frac{1}{5}$, die Kreuzblumen $\frac{1}{7}$ der Arten und etwa eben so viel die Syngenesisten. Von Bäumen und Sträuchern erreichen unter andern die Küste *Betula glandulosa, Arbutus Uva ursi, Ledum palustre, Rhododendron lapponicum, Vaccinium uliginosum, Empetrum nigrum* u. s. w. Und wahrlich, wir dürfen kaum eine reichlichere Vegetation in einer Gegend erwarten, deren mittlere Temperatur gewifs weit unter Null liegt, in welcher das Thermometer selbst im Julius zuweilen bis in die Nähe des Gefrierpunktes sinkt und wo der Boden vielleicht beständig gefroren ist. Wir heben die letztere Thatsache um so lieber hervor, da die ältere Angabe *Gmelin's*, dafs nämlich der Boden in Jakutzk in 100 Fufs Tiefe gefroren sey, in neueren Zeiten bezweifelt worden ist (*Poggendorff's Annalen* 1828. H. 3. S. 405); es scheint wenigstens, als ob der Boden an mehreren Stellen bis zu mäfsiger Tiefe aus gefrornem Erdreiche bestanden habe, so bestand er in der Nähe des Forts Franklin am Bärenflusse aus einem zähen blauen Thon von unbekannter Mächtigkeit, der selbst in den Monaten August und September bey einer Tiefe von 21 Zoll fest gefroren war (S. 71); eben so bemerkte *Franklin* am 6. August auf der Flaxman's-Insel in einer Schlucht, dafs die obere lockere Erdschicht nur 18 Zoll stark war, während sich darunter gefrorner Schlamm befand (S. 171); eine ähnliche Erfahrung machte *F.* einige Tage später (S. 187). Und mehrere ähnliche Beobachtungen stellte die nach Osten gehende Expedition an, welche ähnliche mit Erde bedeckte Eisberge bemerkte, als *Kotzebue* an der Westküste Amerika's.

Zu den interessantesten Nachrichten, welche in dem vorliegenden Berichte mitgetheilt werden, gehören unstreitig diejenigen, welche die Völker jener Gegenden betreffen. Auf seiner früheren Reise war Hr. *F.* vorzüglich in Gesellschaft der Kupfer-Indianer gewesen; mehrere derselben erwarteten die Expedition am Sclavensee, um ihre Freude über diesen zweyten Besuch zu erkennen zu geben. Leider konnten sie diesmal die Expedition nicht weiter nach Norden begleiten; es waren nämlich zwischen den Kupfer- und den Hundsrippen-Indianern, durch deren Gebiet der Weg führte, vor Kurzem mehrere Streitigkeiten ausgebrochen und die Kupfer-Indianer hatten sich mit dem andern Stamme nur deshalb versöhnt, damit die gegenwärtige Expedition nicht verhindert wurde; begleiten aber wollten sie die Engländer nicht. „Unsere Herzen werden mit ihnen seyn", sagte Akaitscho, einer derselben, zu Hn. Dease, einem Ober-Agenten der Hudsonsbay-Compagnie, „allein wir wollen nicht wieder an den Ort gehen, wo die Gebeine unsrer ermordeten Brüder liegen, damit unser Groll nicht wieder durch den Anblick ihrer Gräber geweckt werde, und wir nicht wieder durch die Erinnerung an die Art und Weise, wie sie starben, in Versuchung gerathen, den Krieg von neuem zu beginnen. Mögen die Hundsrippen-Indianer, welche in der Nachbarschaft des Bärensees leben, wenn gleich sie unsere Feinde sind, die Expedition mit Fleisch versorgen." Wahrlich eine Feinheit des Gefühls, welche selbst civilisirten Nationen Ehre machen würde.

Am Mackenzieflusse traf *F.* mit den *Schiel-Indianern* (*Loucheux*) der Pelzhändler, den *Zänker-Indianern* (*Quarellers*) Mackenzie's zusammen. Der erstere Name ist der gewöhnliche, obgleich dieser Stamm keinesweges schielt, sondern vielmehr sehr schöne feurige Augen hat. Der Name Schiel-Indianer ist eine unvollkommene Uebersetzung der indianischen Benennung des Namens *Deguthe Dennee*, was so viel bedeutet, als: „das Volk welches die Pfeile seiner Feinde vermeidet, indem es mit jedem Auge nach einer andern Seite sieht." Bey der ersten Ankunft glaubten die Indianer einen Angriff befürchten zu müssen, aber bald trat ein friedlicher Verkehr ein und die Reisenden konnten sie genauer beobachten. Die Sommertracht dieses Volkes besteht, wie die der Eskimos, in einer ledernen Jacke, welche sich vorn und hinten in eine Spitze verlängert. Die an die Schuhe genäheten Hosen sind von demselben Material und werden mit einer Schnur über den Hüften zusammengezogen. Die äufseren Ränder ihrer Kleider sind in Franzen geschlitzt, mit rother oder gelber Erde gefärbt und gewöhnlich mit Glasperlen verziert. Glasperlen gehören zu den

grös-

gröfsten Kostbarkeiten. Die untern Schiel-Indianer sind übrigens aufser den Eskimos die einzigen Eingebornen von Nord-Amerika, bey welchen *F.* die untere Nasenscheidewand durchbrochen gefunden hat, durch diese werden dann Knochen oder kleine Schnuren von Muscheln gesteckt. Nur wenige von ihnen besitzen Feuergewehr, allein ein jeder ist mit Bogen und Pfeil bewaffnet. Die Kleidung der Frauen unterscheidet sich von der der Männer nur dadurch, dafs die Haube weit genug ist, um noch ein Kind mit hinein zu stecken, welches sie auf dem Rücken tragen.

Bey vielen Gelegenheiten bemerkten aber auch unsere Reisenden die Trägheit der Indianer; wenn der Hunger nicht lebhaft zur Thätigkeit trieb, so arbeiteten sie nicht. Namentlich war dieses bey den Hundsrippen-Indianern am Bärenflusse der Fall, welche im Winter einen grofsen Mangel an Lebensmitteln hatten; obgleich *Franklin* ihnen Netze gegeben hatte, so zogen sie es doch vor, sich mit Betteln durchzuhelfen und mehrmals kam die Expedition um den Ertrag des Fischfanges eines ganzen Tages dadurch, dafs die Indianer die Netze während der Nacht ausleerten und nicht wieder aufstellten. *Daher ist* es nichts Seltenes, dafs die Weiber ihre Kinder weiblichen Geschlechts umbringen; ja zwey schwangere Frauen äufserten geradezu, dafs sie dieses thun würden, und die eine derselben führte diesen Vorsatz auch aus. Auf der andern Seite dagegen zeigen sie eine sehr grofse Liebe für ihre Kinder. Als die Expedition im Fort Franklin überwinterte, brachte die Frau eines Hundsrippen-Indianers ihr *einziges Kind*, ein Mädchen, um für dasselbe ärztliche Hülfe zu suchen. Als sie ins Zimmer trat, war dasselbe schon beynahe verschieden. In der Abwesenheit des Dr. Richardson würden alle Mittel angewendet, welche zweckdienlich schienen, und als er ankam, da der Puls noch schwach zu fühlen war, andere versucht, aber vergebens. Das Kind endete so sanft, dafs die Mutter seinen Tod anfangs gar nicht bemerkte und es fortwährend an ihre Brust drückte. Als sie sich aber davon überzeugte, dafs das Leben entflohen war, warf sie sich verzweiflungsvoll auf den Boden. Ihre Angst wurde noch dadurch vermehrt, dafs sie sich sagen mufste, sie habe zu spät ärztliche Hülfe gesucht, und dafs sie sich vor dem Zorn ihres Mannes fürchtete, welcher das Kind leidenschaftlich liebte. Die Indianer zeigten ihre Theilnahme durch Stillschweigen, in ihren Gesichtern zeigte sich aber das tiefste Mitleid.

Mit den Eskimos, welche die Expedition am Mackenzieflusse traf, wäre es bald zu ernsthaften Streitigkeiten gekommen, indem diese die Schiffe anfänglich plünderten und späterhin den Entschlufs fafsten, die ganze Mannschaft zu erschlagen. In der Folge trafen sie indessen friedliche Männer an. Am Meere westlich von der Mündung des Mackenzieflusses (in 69° 33′ N 139° 3′ W) fand *F.* einen Mann, welcher mit Messern und Glasperlen versehen war, die er hauptsächlich von den westlich wohnenden Eskimos erhalten hatte, alle Artikel aber waren verschieden von denjenigen, welche die Hudsonsbay-Compagnie den Indianern giebt, und sie rührten unstreitig von den russischen Pelzhändlern her; ein Theil der russischen Eisenwaaren gelangt selbst bis zu den westlich vom Mackenzie wohnenden Stämmen. Alle Individuen dieses Stammes versicherten übrigens, dafs sie den Nutzen einer ferneren Verbindung mit den Engländern sehr wohl einfähen, und dafs sie Alles thun würden, um zu verhindern, dafs nie wieder Europäer bey ihrer Ankunft an der See eine so üble Aufnahme fänden, als die Expedition.

Wir wollen nur noch Einiges von den Sagen der Hundsrippen-Indianer hinzufügen. Der erste Mensch hiefs nach der Sage ihrer Väter *Chapewee;* er fand auf der Erde einen Ueberflufs von Nahrungsmitteln und schuf Kinder, denen er zwey Arten von Früchten, schwarze und weifse, gab, aber von den schwarzen zu essen verbot. Hierauf nahm er von seiner Familie Abschied und machte eine lange Reise, um die Sonne in die Welt hinein zu bringen. Während dieser seiner ersten Abwesenheit waren seine Kinder gehorsam und afsen blofs die weifse Frucht, consumirten dieselbe aber gänzlich. Als er nun zum zweyten Male verreiste, um den Mond zu bringen, vergafsen sie aus Verlangen nach Speise den Befehl ihres Vaters, und afsen, da keine andern Früchte da waren, von den schwarzen. Bey seiner Rückkehr war er äufserst ungehalten und sagte ihnen, dafs in Zukunft die Erde schlechte Früchte hervorbringen werde, und sie mit Krankheit und Tod heimgesucht werden würden, welche Strafen seine Nachkommen noch jetzt treffen. Chapewee selbst lebte so lange, bis seine Kehle ganz abgenutzt war, und er keine Freude mehr am Leben hatte; doch konnte er nicht eher sterben, als bis auf seine eigene Bitte einer aus seinem Stamme ihm einen Biberzahn in den Kopf schlug. — Wir müssen es dahin gestellt seyn lassen, ob diese Sage so wie die folgende, eine frühere Ueberschwemmung betreffende, deren Mittheilung aber der beschränkte Raum dieser Blätter verbietet, in dieser Gestalt wirklich ursprünglich indianisch ist, oder ob nicht mit der Zeit durch den Verkehr mit den Europäern Einiges von dem Sündenfalle hineingemischt sey; es scheint letzteres um so wahrscheinlicher, da auch die Erzählung jener allgemeinen Fluth in vielen Punkten an Noah's Schicksal nach der Sage der Hebräer erinnert.

Wir fügen noch dasjenige hinzu, was *Franklin* über den häufig mit Unrecht getadelten Mackenzie sagt: „Die auf dieser Expedition aufgenommene Zeichnung des Mackenzie unterscheidet sich in Ansehung der allgemeinen Umrisse sehr wenig von der, welche der Entdecker dieses Flusses mitgetheilt hat, und wir hatten oft Gelegenheit, dessen Genauigkeit zu bewundern. Allerdings hatten wir die geographische Breite und Länge mehrerer Punkte zu verän-

ändern. Allein er hatte sich bey Bestimmung derselben wahrscheinlich nur nach der Boussole gerichtet, und ich mufs bemerken, dafs, als wir unsere magnetischen Visirlinien mit den seinigen verglichen, sie nach dem ganzen Laufe des Flusses 15° südlicher zu liegen kamen, um welchen Betrag also die Magnetnadel seit 1789 stärker abgewichen seyn möchte. Wir sind es gewifs jenem unternehmenden Reisenden fchuldig, den Namen: *der grofse Flufs*, wie die Pelzhändler nnd Reisediener den Mackenzie durchgehends nennen, nicht aufkommen zu lassen."

Die beygegebene Karte, welche alle von den Engländern seit 1818 bis 1826 in jenen Gegenden gemachten Entdeckungen enthält, reicht von der Ostküste Grönlands bis zum Ost-Cap im Lande der Tschucktschen. Da uns das Original des vorliegenden Werkes nicht zu Gebote steht, so können wir nicht über die Treue der Copie urtheilen; manches, und namentlich die Bergzeichnungen, erinnert allerdings an englische Originale. Was aber das Aeufsere derselben betrifft, so erinnert sich Rec. seit langer Zeit keiner so schlechten Karte. Wir wollen nicht davon sprechen, dafs z. B. der Umrifs von Grönlands Küste, Melville's Insel u. s. w. gerade so gezeichnet ist, als ob Jemand dieselbe mit einer gewöhnlichen Schreibfeder gezeichnet, es aber unterlassen habe, diese bey einzelnen Biegungen zu drehen, so dafs die Striche je nach einer verschiedenen Richtung bald stark bald schwach sind, da dieser Theil nur Zugabe ist. Aber in dem Theile, durch welchen die Reise führt, herrscht fast gar keine Bestimmtheit. So steht bey Herschel-Insel ein Zeichen, welches man entweder für ein Zusammentreffen von drey Bächen oder für einen zufälligen Rifs in der Kupferplatte, keinesweges aber für eine Insel halten würde. Was endlich die Schrift betrifft, so ist diese krumm und schief und wir können nur annehmen, dafs ein Anfänger, welcher noch nie den Griffel geführt hatte, hier seinen ersten Versuch gemacht habe. *L. F. Kämtz.*

CHEMIE.

Ilmenau, b. B. F. Voigt: *Handwörterbuch der Chemie nach der neuesten Theorie und nach ihrer praktischen Anwendung auf Künste, Gewerbe und Fabriken, so wie auf Pharmacie, Medicin* u. s. w. Mit Hinsicht auf Naturwissenschaften und allgemeine Waarenkunde, nach dem Dictionnaire de Chimie par *Brismontier, Le Coq* et *Boisduval* bearbeitet und mit den neuesten Entdeckungen, ingleichen mit der lateinischen, französischen und englischen Nomenclatur versehen von Dr. *Heinrich Leng*. 1828. X u. 478 S. 8. (2 Rthlr.)

An ein Handwörterbuch der Chemie von dem Umfange des vorliegenden durften schwerlich je hohe Anforderungen gemacht, am wenigsten aber Vollständigkeit davon erwartet werden. Es leistet dem Bedürfnisse derer, für welche es bestimmt ist, schon Genüge, wenn es kurz und deutlich die wichtigsten Gegenstände der Wissenschaft behandelt und vorzüglich auf Erklärung der Kunstwörter Rücksicht nimmt, da ja wohl selten Jemand je in dem Falle seyn dürfte, die Wissenschaft aus einem Wörterbuche erlernen zu müssen. Die französischen Verfasser unsers Wörterbuches haben in dieser Hinsicht gethan was bey dem beschränkten Raume und der bedeutenden Menge der aufgenommenen Artikel möglich war, und der deutsche Bearbeiter hat die, freylich immer nur sehr relative, Brauchbarkeit des Werkchens durch Zusätze aller Art, die aber leider nicht dem Texte eingeschaltet sondern angehängt sind, so wie durch Beyfügung der lateinischen, englischen und französischen Nomenclatur zu erhöhen gesucht. Indessen hätte er in dieser Hinsicht noch mehr thun sollen; zum Belege dessen nur ein Paar Bemerkungen, die wir beym Durchblättern machten. Den Artikel: *chemische Proportionen*, vermifst man gänzlich und auch unter *Aequivalent* findet sich nichts Genügendes darüber. *Formeln* sucht man ebenfalls vergebens; der Gegenstand ist unter *Zeichen* (!) abgehandelt, wo aber die Zeichen selbst unvollständig und sogar fast sämmtlich unrichtig angegeben sind. *CO* z. B. heifst nicht *Cobaltum* (*Co*), sondern würde vielmehr Kohlenstoffoxyd seyn. Es ist diefs kein Druckfehler, denn bey allen aus zwey Buchstaben bestehenden Formeln ist der zweyte fälschlich ein grofser, der eine ganz andere Bedeutung giebt. *Kelp, Varech, Mineralien, Isomorphismus, Plachmal, Stein, Bleichen* und eine Menge anderer Artikel von Wichtigkeit fehlen gänzlich. Statt derselben hätten ein Paar Dutzend unwichtige Salze wegbleiben können, über die hier schwerlich jemand Auskunft suchen wird. Auch an Unrichtigkeiten und schlechtbearbeiteten Artikeln fehlt es keineswegs, so ist namentlich der Artikel *Essiggährung* unter aller Kritik, er beginnt gleich mit den tiefsinnigen Worten: „Essiggährung findet allezeit Statt, wenn eine weinige Flüssigkeit eine gewisse Quantität Essigsäure erzeugt." Unter *Erden* findet man die Angabe: *Berzelius* habe dargethan, dafs die Kiesel- und Zirkonerde keine metallischen Oxyde seyen. Bey *Nickel* erfahren wir, dafs dieses Metall sich verflüchtigen kann u. s. w. — Druck und Papier sind sehr mittelmäfsig.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1830.

ARCHÄOLOGIE.

1) Leipzig, b. Köhler: *Griechenlands Schriftsteller und andere merkwürdige Männer.* Nach Antiken gezeichnet. *Erste, zweyte, dritte* und *vierte* Lieferung, oder Nr. 1—32. 1828 u. 1829. 4. (2 Rthlr. 20 gr.)

2) *Ebendas.: Roms Schriftsteller und andere merkwürdige Männer.* Nach Antiken gezeichnet. *Erste* Lieferung. Nr. 1—8. 1828. 4. (16 gr.)

3) *Ebendas.: Die Römischen Kaiser des Abendländischen Reiches.* In chronologischer Folge von Julius Cäsar bis Romulus Augustulus. 82 Köpfe nach Antiken. In *fünf* Abtheilungen. *Erste* Lieferung. Nr. 1—16. 1828. *Zweyte* Lieferung. Nr. 17—32. 1829. 4. (Pr. einer jeden Abth. 1 Rthlr. 8 gr.)

4) *Ebendas.: Thesaurus Antiquitatum* (oder) *Museum des Alterthums*, herausgegeben von *Franz Heinrich Köhler.* Centuria I. *Italia.* Sectio I. *Latium.* Pars I. *Roma. Erste* Lieferung, Tabula I—XIX.

Mit dem besondern Titel:

Urbs Roma. Das alte Rom. Ansichten der Tempel, Paläste, Theater, Amphitheater u. s. w. enthaltend.

Zweyte Lieferung, Tab. XX—XXXIX. 1829. 4. (5 Rthlr. 16 gr.)

5) *Ebendas.: Malerische Wanderungen durch die Alterthümer in Rom und der Campagna.* Nach den Schilderungen von *Adler, Bonstetten, Fr. Brun, Burton, Kephalides, Kotzebue, Matthisson, Chr. Müller, Neigebauer, E. v. d. Recke, Sickler* u. a. herausgegeben von *Franz Heinrich Köhler. Erster* Theil. Mit 36 Ansichten nach den Zeichnungen von *G. Piranesi* und einem Plane. *Zweyter* und letzter Theil. Mit 42 Ansichten. 1829. 8. (4 Rthlr.)

Die fünf vorliegenden lithographischen Unternehmungen, die in Jahresfrist erschienen sind, beurkunden sattsam den löblichen Eifer der Verlagshandlung, mehrere der wichtigsten Partieen des in Bildwerken theils dargestellten, theils darstellbaren klassischen Alterthums der Griechen und Römer durch lithographirte Nachbildungen dem gröfseren Publicum zugänglicher zu machen und somit die daraus für die gesammte Alterthumswissenschaft zu gewinnenden lebendigeren Kenntnisse möglichst weiter zu verbreiten. So grofs auch die Zahl der Kupferwerke aller Art ist, wodurch das bildlich darstellbare Alterthum in Abbildungen gegeben ward, so verhinderten doch die mit denselben verbundenen hohen Preise ihres Erwerbs bis hieher ihre Weiterverbreitung in die Hände solcher Freunde der klassischen alten Welt, denen keine bedeutende Einkünfte zu Gebot stehen; nur selten pflegen auch gröfsere Bibliotheken solche Werke auszuleihen, und wohl mögen selbst nur wenige öffentliche Anstalten dieser Art sich vollständiger Kupfersammlungen erfreuen, worin für den Freund der Alterthumskunde ausreichend gesorgt wäre. In dieser Hinsicht bietet nun die Lithographik allerdings ein unschätzbares Mittel dar, durch die grofse Leichtigkeit und Schnelligkeit, mit der sie von erfahrnen Händen geübt werden kann, alles, was die Kunst der Alten in irgend einem Fache geleistet hat und was überhaupt aus der alten Welt nur irgend eine bildliche Darstellung zuläfst, so nachzubilden, dafs auch der Wenigerbemittelte sich in den Besitz dieser Nachbildungen zu setzen und hiedurch zu einer ungleich lebendigeren und wahrhaft ersprieslichen Ansicht und Kenntnifs des klassischen Alterthums zu gelangen vermag, als diese ohne solche Mittel zu erreichen möglich ist. Ein geübter Lithograph wird leicht in einigen Tagen mit gleicher Richtigkeit, in Hinsicht auf die Zeichnung, und nicht geringerer Kunst, in Hinsicht auf Ausführung, das vollenden, wozu ein guter Kupferstecher Monate nöthig hat; und dazu kommt, dafs bey der Leichtigkeit des Lithographirens der Geist der nachzubildenden Originale ungleich besser wieder gegeben werden kann, als durch den mühsamen Kupferstich; so wie überhaupt die Kreidezeichnung des Lithographen der gefälligen Darstellung der Werke der Sculptur bey weitem günstiger zu seyn scheint als die Schraffur des Kupferstichs oder des Grabstichels, die überdiefs noch in völliger Frische eben keine grofse Zahl von Abdrücken zuläfst. Geistvolle und kunstmäfsige Behandlung, mit möglichster Wohlfeilheit verbunden; diefs war zur allgemeineren Verbreitung archäologischer Darstellungen schon längst gewünscht worden und scheint durch die Steinzeichnung am leichtesten möglich gemacht werden zu können. In wie fern nun Beides durch die hier vorliegenden fünf Unternehmungen erzielt worden sey, darüber wird Rec. sich einige Bemerkungen erlauben.

Nr. 1 giebt im *ersten* Hefte die Brustbilder des Homer, Plato, Euripides, Demosthenes, Perikles, Pythagoras, Antisthenes und Epimenides, und in den *drey* folgenden die von Anakreon, Sappho, Sokrates, Hercules, Sophokles, Pindar, Lysias, Thu-

cydides, Epikur, Aristophanes, Aesculap, Theophrast, Isokrates, Herodot, Diogenes, Apollonius, Aristoteles, Aeschines, Phocion, Alcibiades, Asklepiades, Lykurg, Pitodoris und Pittakus. Auf dem Umschlag oder dem Titelblatt wird gesagt „*Nach Antiken gezeichnet.*" Diefs soll doch, dem gewöhnlichen Gebrauch zu Folge, so viel bedeuten, dafs die Zeichnungen, die diesen Steindrucken zum Grund liegen, *unmittelbar* nach den Antiken gemacht worden; allein in den kurzen Notizen auf des Umschlags inneren Seite erfahren wir, dafs alle hier gegebenen Abbildungen in Steindruck denn doch nur blofse Wiederholungen oder Nachdrucke von Abbildungen in längst bekannten Kupferwerken sind, folglich dieses Unternehmen auf das Prädicat, welches der Umschlag vorhält, wo nicht mit der Sprache der aufrichtigen Kunstwelt jeglichen Mifsbrauch zu treiben erlaubt ist, keineswegs Anspruch zu machen berechtigt ist. Daher ist es aber auch gekommen, dafs so manche Fehler der Zeichnung, die sich in den copirten Kupferwerken in nicht geringer Menge finden, in die vorliegenden Steindrucke mit übergegangen und hie und da noch mit neuen vermehrt worden sind. Rec., dem das Glück ward Jahrelang des Anblicks der hier dargestellten Antiken an den Orten ihrer Aufstellung zu geniefsen und sie mit den genannten Kupferwerken zu vergleichen, will hier nur einige dieser Fehler bemerken, theils um der Sache selbst gewissenhaft ihr Recht widerfahren zu lassen, theils auch, um den verdienstvollen Unternehmer noch in Zeiten auf Mängel aufmerksam zu machen, die, wenn sie fortgeführt würden, dem Ruf und der Brauchbarkeit seines Unternehmens in der Folge nothwendig Schaden bringen dürften. So ist z. B. die Darstellung der herrlichen Capitolinischen Büste des Homer, so sauber auch die Behandlung gerathen ist, in Hinsicht auf geistvolle und richtige Zeichnung ganz verfehlt zu nennen. Das Ganze ist zu fleischig, der Hals zu dick und zu kurz gehalten, das linke Auge völlig verzeichnet, Stirne, Nasenwinkel und Mund ganz charakterlos hingestellt. Hier zeigt sich auch nicht einmal ein Schatten von nur etwas treuer Zeichnung nach der Antike, der geistig hoch belebten, wie die Marmorbüste im Capitolium sie gewährt. Leider ist den sehr unsicheren und oft ganz verwerflichen Kupfern im Mus. Cap. überhaupt nur zu viel Vertrauen geschenkt! — Gleich übel, wo nicht noch etwas schlimmer, ist es der gleichfalls capitolinischen Büste des göttlichen Plato in der vorliegenden Abbildung ergangen. Wie unförmlich der Hals, wie kleinlich verzeichnet das rechte Auge im Verhältnifs zum linken, wie colossal, zum Ganzen gehalten, der Mund, und wie abenteuerlich das Ohr, das in seinen gewaltigen Formen hier eher ein Midasbild als das begeisterte Angesicht eines Plato mit vollenden hilft! Etwas besser ist die Büste des Euripides, dem Rec. aus dem Pariser Museum ebenfalls wohlbekannt, in dieser Darstellung weggekommen; nur dafs das linke Auge auch hier gar gewaltig verzeichnet und der gefühlvolle Ausdruck eines milden Antlitzes in die Caricatur einer körperlichen Unbehaglichkeit verwandelt worden ist. Eine colossale Rolle spielt allen Regeln der Proportion entgegen wiederum ein Ohr, mit welchem die Abbildung des Demosthenes, nach dessen Büste im Vatikan, begabt ist; eine desto kleinere das maulwurfsartige, völlig verzeichnete Auge. Dafs Perikles mit einer Nase des Schlags, wie ihm hier angehängt ward, versehen gewesen sey, möchte wohl Niemand vermuthet haben, auch wenn man die Büste im Vatikan nicht hätte, die hier als Vorbild citirt wird. Besser ist wieder die Abbildung des Pythagoras; doch fehlt gar zu viel an der Wiedergabe des feineren Ausdrucks; so auch Antisthenes. Am besten unter allen ist das Profil des Epimenides gerathen, nur findet auch hier, in der zu grofsen Entfernung des Mundes von der Nasenwurzel eine Verzeichnung statt. — Uebrigens fehlt es an einem geordneten Plan.

Nr. 2 enthält, mit demselben unpassenden Prädicat auf dem Umschlag wie Nr. 1., die Darstellungen der Brustbilder des Mäcen, Virgil, Terenz, Cicero, Seneca, Persius, Apulejus und Germanicus. In diesen allen ist die Sauberkeit der Behandlung zu loben und es finden sich im Ganzen hier auch nicht so auffallende Fehler, wie in den Abbildungen Nr. 1; indessen fällt bey Mäcen (nach einer Gemme) immer noch das sehr verzeichnete Ohr nebst dem unverhältnifsmäfsigen Hinterkopf auf; an andern Köpfen stören andere Fehler, die bey gröfserer Aufmerksamkeit von dem Zeichner wohl zu vermeiden gewesen wären.

Nr. 3 giebt in zwey Lieferungen die Abbildungen von den Brustbildern der ersteren 32 römischen Kaiser; die gesammte Reihe von J. Cäsar bis Romulus Augustulus, oder 82 Köpfe enthaltend soll in *fünf* Lieferungen mitgetheilt werden. Auch hier täuscht die Aufschrift des Umschlags oder des Titels: „*82 Köpfe nach Antiken*": denn aus dem Vorwort auf der andern Seite erfahren wir wieder, dafs sie alle Nachdrucke nach den von *Quirin Mark* gestochenen Zeichnungen sind. Diefs kann aber keineswegs zur Entschuldigung und noch weniger zur Empfehlung dienen; des gänzlich Verfehlten bietet sich auch in diesen Abbildungen eine zu grofse Masse dar, als dafs man nicht die Papierverschwendung beklagen möchte, die man sich bey den zwey vorliegenden ersten Lieferungen schon erlaubt hat. Bey der grofsen Leichtigkeit, mit der man sich gegenwärtig aus den Antikensammlungen in Rom, Florenz, Neapel, Paris u. s. w. die besten und sichersten Originalzeichnungen von der Hand recht tüchtiger junger Künstler hätte verschaffen können, bleibt es schwer zu entschuldigen, dafs man aus einem frühern Fabrikwerke ein neueres zusammenstellte, welches, als Nachbildung, selbst hinter jenem noch zurückstehen mufs. Wozu sollen ungetreue, charakterlose Brustbilder ausgezeichneter historischer Personen nützen? Dem Kenner stehen sie da zum Verdrufs, dem Nichtkenner aber und der Jugend zur Mifsleitung. Der

ge-

gegenwärtige Zustand der Kunstbildung in Deutschland erlaubt es nicht mehr, mit dergleichen Quasi ferner noch aufzutreten und die Kunstkritik findet sich sogar genöthigt, eine solche fabrikartige Behandlung tadelnd zu bemerken. Wir wünschen jedoch hierbey nichts so sehr, als dafs der Herausgeber die Stimme der Aufrichtigkeit nicht verkennen und seinem Unternehmen, dem an eleganter Ausstattung nichts abgeht, den Charakter der Wahrheit und Brauchbarkeit noch in Zeiten verschaffen möge! — Auf die Kritik des Einzelnen in den schon mitgetheilten 32 Köpfen kann Rec., um nicht zu weitläuftig zu werden, sich hier nicht einlassen: allein Hr. K. lasse nur seine Abbildungen mit den besseren Originalbüsten oder den Antiken in den von ihm genannten Muséen durch einen tüchtigen Künstler oder wahrheitliebenden Kunstfreund an Ort und Stelle vergleichen, und sicher wird er dann über die ganz verfehlte Darstellung des Einen wie des Andern der schon gelieferten Köpfe hinreichende Belehrung sich ermitteln können. Bey einer neuen besseren Unternehmung derselben Art, wo die Stanza de' Imperadori im Capitol und das Belvedere im Vatican für die Zeichnungen vorzüglich berücksichtigt werden müssen, wird auch darauf zu sehen seyn, dafs die Imperatorenköpfe uns nicht ferner, wie in der vorliegenden Unternehmung geschehen, im Profil, sondern en Face gegeben werden. Dieſs wird man von ihr mit Fug und Recht verlangen können, indem die Profilabbildung schon durch die Münzen, deren Pasten und die Abbildungen danach gänzlich entbehrlich gemacht ist.

Nr. 4 macht den Anfang zu einem Werke, das, wenn es mit derselben Sauberkeit der Behandlung fortgesetzt wird, mit der es in den vorliegenden Heften begonnen ist, sich vielen Beyfall versprechen darf, und gewifs auch sehr nützlich werden kann, wenn ein möglichst niederer Preis es dem gröfseren Publicum der Freunde der klassischen Vorwelt in die Hände bringt. Nur ist auch hier den Herren Unternehmern sehr anzurathen, dafs sie bey der Auswahl der darzustellenden Gegenstände doch ja mit kritischer Umsicht verfahren und den von ihnen in dem Vorwort genannten Kupferwerken u. s. w. nicht zu sehr trauen mögen, indem die Alterthumsforschung unserer Tage darin gar Vieles als zweifelhaft, Manches sogar als durchaus falsch erkannt hat. In dieser Hinsicht wird es besonders nöthig seyn, dafs das Hypothetische von dem Wirklichen, das einst Bestandene und in der Zeichnung blofs Restaurirte von dem noch Vorhandenen genau getrennt werde; so wie auch, dafs in den Unterschriften man nicht zu positiv angebe, sondern vielmehr in den kurzen Erläuterungen die mancherley bedeutenden Zweifel bemerklich mache, die in unseren Zeiten von der Kritik gegen die älteren Annahmen mit Recht aufgestellt worden sind. Aufser den in dem Vorwort genannten Alterthumsforschern *Zoega*, *Winkelmann*, *Sickler*, *Sachse* u. A. würde besonders auf die *Visconti*, *Féa*, *Guattani*, *Nibby*, *Cicognara*, *Hirt*, *Langhans*, *Cancellieri*, *de Rossi*, *Agincourt*, ferner auf mehrere Aufsätze und Notizen in den neueren italienischen und deutschen Zeitschriften, vorzüglich in dem Tübinger Kunstblatt, Rücksicht zu nehmen seyn. Die vorliegende Lieferung enthält 19 Blätter. Das erste giebt das colorirte Bild der Roma nach dem antiken Gemälde im Palast Barberini in Rom, aus *Sickler's* Almanach aus Rom schon bekannt; das zweyte und dritte Plane vom alten Rom aus verschiedenen Zeiten; das vierte und fünfte Ansichten vom Capitolium, ebenfalls aus verschiedenen Zeiten; das sechste den alten Campus Martius; das siebente das Mausoleum Augusti nebst dem Palatium Imperatorum; das achte den Tempel des Janus nebst den Thermen des Nero; das neunte den Tempel des Claudius, den Tempel des Hercules (?) an dem Tiberufer und die Novatianischen Thermen; das zehnte den Tempel der Fortuna virilis, das Castellum Aquae Martiae und den Tempel der Concordia (?); das eilfte die Porta Naevia; das zwölfte zwey Obelisken, die gegen die Columna rostrata ganz unverhältnifsmäfsig verkleint sind; das dreyzehnte und vierzehnte den Arcus Gallieni und den Arcus Domitiani; das funfzehnte den Tempel des Janus, die Porta Portuensis und den grofsen Obelisk auf der Piazza del popolo; das sechszehnte den Circus des Caracalla, das Septizonium Severi und die Curia Hostilia; das siebzehnte den Arcus des Sept. Severi; das achtzehnte den Tempel der Isis und den Circus Flaminius; das neunzehnte beschliefst mit dem Tempel des Aesculaps u. s. w. und dem Theater des Pompejus.

Das *zweyte* Heft enthält die Bogen des Titus, Constantin, und Septimius Severus, das Pantheon des Agrippa, das Serapium, den Circus Maximus, Wasserleitungen, Tempel des Bacchus (Bachi steht zweymal), der Juno Lucina, das Mausoleum des Hadrian, einige aus Montfaucon entlehnte Abbildungen von Triumpfbogen, die von Domitian erbaute Naumachia, das Colosseum, den Tempel des Antonin und der Faustina, die Säulen des Trajan und Antonin, die Thermen des Agrippa, Titus, Antonin und Diocletian, das Aerarium, die Castra Prätoria, Aurelians Sonnentempel, die Mausoleen der Caecilia Metella (Capo di Bori) einige andre Grabmähler, den Tempel des Romulus und Remus (od. Veneris et Romae), den Friedenstempel, das Theater des Marcellus, die Tempel der Vesta, der Venus in dem Sallustischen Garten, die Abbildung eines schönen runden Tempels von Tibur, und einen Plan des alten Roms, wovon auch einzelne Abdrücke abgelassen werden.

Bey Nr. 5 ist sehr zu bedauern, dafs der so ganz unsichere *Piranesi* und dessen Machwerke zum Führer und zu Vorbildern gemacht worden sind; da es doch gegenwärtig der ohne allen Vergleich treuern und besseren Darstellungen in trefflichen Kupfern, wobey wir nur an die Sammlungen von *Reinhart*, *Me-*

Mechau, *Gmelin*, *Koch*, *Piroli* und *Uggeri* erinnern wollen, auch in Deutschland, wie überall, eine so grofse Menge giebt.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Hamburg, b. Friedr. Perthes: *Wahrnehmungen einer Seherin.* Herausgeg. von *J. F. von Meyer. Zweyter* Theil. 1828. 365 S. 8. (2⅓ Rthlr.)

Wir haben bey der Anzeige des *ersten* Theils dieser Schrift Tadel oder Lob derselben dem Leser überlassen, (A. L. Z. 1828. Sept. Nr. 232) und thun es wieder in Bezug auf vorliegenden *zweyten* Theil. „Dafs alle Gedanken so aussehen, als wenn sie von einem *Manne* gedacht worden wären", was der Herausgeber aus einer Beurtheilung in andren literarischen Blättern (Vorr. S. 1) anführt, und darin einen Zweifel über die Echtheit des Hellsehens und Wahrnehmens ausgedrückt findet, möchten wir gerade nicht behaupten; inzwischen könnte Vieles, ja das Meiste, allerdings auch von einem Manne ähnlicher Denkart gedacht seyn. Fragmentarisch, bildlich, unzusammenhängend, wiederholend, sind die Aussagen, viele auch sehr dunkel, wie denn die Seherin selber darüber klagt: „ich kann es nicht fafslich mittheilen, es ist gar zu schwer; denn es zeigt sich mir erst im Ganzen, und das mufs ich auf einzelne Dinge, die aus diesem Ganzen entstanden sind, anwenden, jedes Einzelne und selbst die Finsternifs, die hinzugekommen und Alles noch mehr vervielfältigt hat, erklären.... Ich bin mit mir selbst in Widerspruch und Uneinigkeit; das ist eine Folge dessen, was in mir vorgeht .... es ist schwer sich deutlich darüber auszudrücken .... was ich erkenne ist mir sehr deutlich, aber mein Ausdruck ist undeutlich" u. s. w. — Dem Leser darf daher nicht zugemuthet werden, dieses eingestandne Dunkel zu zerstreuen, er findet mannichfaltigen Anstofs: so z. B. bey Folgendem: „Die Menschen verstehen nicht, was Umgang und was Zeugung ist, Mann und Weib sind jetzt wie Maschinen; der Mann kennt die Absicht Gottes nicht, und daher bringt er, statt Leben, Tod in den Samen des Weibes, und der Same wächst und entwickelt sich in dem Weibe durch den Tod. Verständen wir dieſs, so würden wir die Zeugung Gottes aus unserer Zeugung einsehen; denn Alles in der Welt ist zusammenhängend..... Das Weib wurde dem Mann für den Himmel und nicht für die Erde gegeben. Sie sollte die Welt, die Werkstätte seyn, in welcher er das Werk seiner Bestimmung verrichten sollte. Jetzt aber gebraucht der Mann das Weib für die Erde, in irdischer Absicht..... Die ganze Absicht Gottes lag in Adam; nach der Schöpfung der Eva führte er sie durch das Weib aus, im Geistigen wie im Körperlichen; aus dem Grunde sollte ihm das Weib unterthan seyn. Das Weib ist gleichsam die Erde, worin der Mensch arbeiten soll.... Wir müssen noch lernen, wie der Mensch in Rücksicht auf seine Zeugung mit der Erde verwandt ist. Die Erde mufs mit den Elementen zerschmelzen; wie könnten aber diese zerschmelzen, wenn es nicht irdische Theile wären? Sie wird werden wie ein Glas, wie eine Leuchte, worin alle Schätze sichtbar werden können..... Gott giebt die Menschen von sich, wie eine Mutter ihre Kinder von sich giebt.... Man mufs nicht glauben, dafs das Weib dem Manne zugegeben worden, weil der Mann nicht hätte zeugen können; es geschah damit der Mensch wegen des Himmels sein Geheimnifs kennen lernte. Mann und Weib sind um etwas Ganzes für den Verstand, und etwas Ganzes im Fleisch hervorzubringen." — Die Vernunft des Menschen, „welche aufgehört hat Licht zu seyn und gleich den Thieren kriecht," mufs von *Gott* erleuchtet werden. „Jeder Mensch erhält *Unterricht* von Gott, nur dafs es nicht ein jeder lebhaft empfindet und es andern mittheilen kann..... Ich kann dem Menschen nichts sagen, was sich nicht auch in ihm befände, aber durch Unterricht und Erziehung müssen die äufsern Sinne dazu fähig gemacht werden, dafs der innere Sinn sich dadurch thätig beweisen und durchbrechen kann..... Durch die Philosophie ist die Lehre von der Rechtfertigung und vom Mittleramt angegriffen worden, sie hat sich da mit Dingen abgegeben, welche die Vernunft nicht begreifen kann; wir müssen nicht verstehen wollen, was wir nicht verstehen können. Nur in der finsteren Materie ist das Licht der Vernunft gut und selbst nothwendig. Die Vernunft ist ein Glied des Verstandes, aber nicht der ganze Leib. Dem Menschen wird nur dann wohl, wenn der Verstand sich einmal aus dem Vernunftgewebe losgerissen hat und die Vernunft sich nur bey dem aufhält, was für sie gehört; die Vernunft ist in der Mehrheit und aus dieser mufs der Verstand herausgesetzt werden, wenn der Mensch das Innere seines Wesens kennen will." —

Inzwischen spricht die Seherin zum Theil sehr begreifliche Dinge. Sie sagt unter andern: „Hinter unserm Auge sind feine und starke Nerven, die es wie in Bändern, in Riemen tragen" (S. 25). Sie sagt: „Auch im Magnetismus ist viel Mifsbrauch. Die vorgefafsten Meinungen, der Wunsch des Magnetiseurs, dieses oder jenes zu erfahren, wirkt erstaunlich auf solche Personen, die sich noch nicht lange im Zustande der Krisen befinden" (S. 148).

PP.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1830.

GESCHICHTE.

PARIS, b. Sautelet: *Histoire des Gaulois*, depuis les tems les plus reculés jusqu'à l'entière soumission de la Gaule à la domination romaine, par *Amédée Thierry*. 1828. *Drey* Bände. Bd. I. LXXVI u. 408 S. Bd II. 414 S. Bd. III. 415 S. 8. (Pr. 21 Fr.)

Als wir vorliegendes Werk zur Hand nahmen, drangen sich uns, wir bekennen es, einige Zweifel über das Interesse oder den Nutzen auf, den die Geschichte eines eroberten und seit etwa achtzehn Jahrhunderten fast vernichteten Volks gewähren *möchte*, das während seiner langen Existenz niemals aus der Barbarey herausgetreten, niemals zu den Fortschritten der menschlichen Gattung etwas beygetragen und das endlich, gleichgültig gegen das Urtheil der Nachwelt, uns keinerley Geschichtswerk, keine Chronik, kein Gedicht, keine Inschrift hinterlassen hat, worin wir seine Sprache und den ihm eigenthümlichen Ausdruck seiner Gefühle vernehmen könnten. Die Verheerungen von Barbaren, das durch sie über andere Völker verhängte und von ihnen selber erduldete Ungemach dünkten uns ein Gemälde zu bilden, das uns nur empören oder uns herabwürdigen dürfte; wir glaubten es könne in uns nur eine peinliche Empfindung erregen, zu gewahren, wie wenig der nicht civilisirte Mensch über dem Thiere der Wüste steht und die Schilderung desselben würde in uns nicht mehr Mitgefühl erwecken, als die der Kämpfe von Wölfen in den Gebirgen oder ihrer Einbrüche in die Ebenen, wenn der Hunger sie zwingt herabzusteigen. — Inzwischen hat uns Hrn. *T's* Werk, je weiter wir in der Lectüre desselben vorrückten, desto gröfseres Vergnügen und, in gewisser Beziehung, auch Belehrung gewährt. Alle Schwierigkeiten des Stoffes selber, so wie der Unzulänglichkeiten seiner Quellen gewältigend, hat derselbe ein schönes, in sich vollendetes Ganze zu schaffen vermocht. Einem gewissermafsen beynahe vergessenen Volke hat er, so zu sagen, Leben eingehaucht, um es, vor unsern Augen, handelnd aufzuführen und uns in seine Leidenschaften und Schmerzen einzuweihen. Endlich ist es diesem Historiker so gar gelungen, uns die Lücke in unsern Kenntnissen und den Mangel aller Urkunden über die Geschichte der Gallier wenigstens in so fern vergessen zu machen, als sein Werk die Wifsbegier befriedigt und uns sehr interessante Aufschlüsse über mehrere der wichtigsten Revolutionen Europa's ertheilt. — Hr. *T.*, der bey seiner Darstellung bis in das graueste Alterthum, 15 oder 1600 Jahre vor C. G., zurückgeht, konnte seine ersten Quellen nur dem Gebiete der Sprachforschung entlehnen. Mittelst dieser fand er, dafs in Gallien, schon in den ersten Zeiten seiner Bevölkerung, drey verschiedene Idiome gesprochen wurden. Das Eine sprach man am Fufse der Pyrenäen und jenseit derselben in der iberischen Halbinsel: das Baskische ist noch ein Ueberrest davon und war in der frühesten Epoche ohne Zweifel die Sprache der Iberier. Das zweyte Idiom ist das der Gâlen (*Gall's*): es wurde im Osten, Süd-Osten und dem Mittelpunkte Gallien's gesprochen. Es war dasselbe gleichfalls die Sprache der nördlichen Völker auf der Insel Britannia und auf der ganzen Insel Erin; in den neuesten Zeiten ist es noch der Volk's-Dialect in Nord-Schottland und in Irland. Das dritte Idiom endlich war die Sprache der westlichen und nördlichen Völker Gallien's, und der Völker Britannia's bis zum Meerbusen von Solway und der Mündung des Tweed. Die Klänge dieses Idioms haben sich in den Haiden der Nieder-Bretagne und in den Gebirgen des Süd-Westens von England erhalten. Es ist diefs das Kymraig oder die kimrische Sprache. Wurden in Gallien drey Sprachen gesprochen, so gab es daselbst auch drey Völkerstämme. Die Geschichte bestätigt das, was die Sprachforschung zu glauben ermächtigt. Die Gâlen (*Gall's*), denen man uneigentlich den generischen Namen Celten beylegte, zeigen sich uns als die ersten Besitzer des gallischen Bodens. Sechzehnhundert Jahre vor C. G. werfen sie sich als Eroberer auf die iberische Halbinsel und veranlassen so, dafs zahlreiche Stämme Iberiens auf ihr eigenes Land zurückströmen. Diese Stämme, in einem Halbkreise auf dem Littorale des Mittelmeers vom Fufse Cannigou bis zum Meerbusen von Genua verbreitet, vereinigen sich mit den Aquitaniern, die bereits am nördlichen Abhange der Pyrenäen lagern, um in Gallien jenen iberischen Stamm zu bilden, dessen Sprache so auffallende Spuren zurückgelassen hat. Neun oder zehn Jahrhunderte später rücken die Kimris, (oder die Cimmerier des griechischen Alterthums) von den Gestaden des Schwarzen Meeres oder der Donau herkommend, in Gallien ein um das seither von den Gâlen, die sie nach Osten und Süden hin zurückdrängen, ausschliefslich beherrschte Land zu theilen. Mit ihnen, die Hr. *T.* als einen andern Zweig der grofsen gallischen Familie betrachtet, der von den Gâlen zu einer Epoche und durch Umstände, die uns unbekannt sind, getrennt ward, ent-

entstand in Gallien jenes kimrische Idiom, dessen Ueberreste noch leben. Endlich drey andere Jahrhunderte später, eilen die Belgischen Kimris aus dem Innern der Wälder, die damals die Ufer des Rheins begrenzten, herbey und verbreiten noch weiter die Herrschaft dieser Sprache, die eine Schwester der gälischen ist, welche sie verdrängte. Zu Gunsten dieser thatsächlichen Angaben, weifs freylich Hr. *T.* eben nicht viel Zeugnisse beyzubringen. In so entfernten Zeiträumen spricht die Geschichte nur wenig; allein das Wenige, was sie sagt, trifft vollkommen mit den Schlüssen, wozu die Sprachforschung führt, überein, und Hr. *T.* hat, unseres Bedünkens, das unbestreitbare Recht, daraus das Daseyn eines dreyfachen Stammes herzuleiten, der die alte Bevölkerung Galliens bildete. Seine Einbildungskraft hat den Thatsachen, im Ganzen, nichts zugesetzt: er fand, aber er erfand nicht. Wir fürchten nur dafs er, zu begierig in den minder bedeutenden Einzelheiten Recht zu haben, dem Sinne einiger Wörter etwas nachgeholfen habe. So scheint uns z. B. der Vortheil, den er aus dem κελτοριος des Plutarch zieht, etwas sehr Willkürliches zu seyn; so wie uns auch seine Aeufserung „Caesar schlug die Gallier und dachte nicht daran, über sie Forschungen anzustellen" um so weniger gefallen konnte, da er sich doch so oft auf Caesar's Zeugnifs beruft, wiewohl solches in diesem einzelnen Falle seiner Meinung widerspricht. — Nach der Erörterung jener alten Uranfänge des gallischen Volkes führt der Geschichtschreiber seine Leser in bekannten Gegenden. Seine Erzählung, mit allen Vorzügen eines reinen und klaren Stils ausgestattet, zeigt uns jene Familie heroischer Abenteuer, die vom cimmerischen Bosphorus bis an die Gestade des adriatischen Meeres, von den Küsten des armoricanischen Oceans bis an den Fufs des Berges Thaurus siegreich herumzog, bis zu dem Augenblicke, wo sie dem Schwerte Roms begegnete, das sie niederzuwerfen vom Schicksale bestimmt war. Schöpft auch Hr. *T.*, bey Darstellung des Einfalles des Brennus und der Kriege, welche Rom mit den cisalpinischen Galliern führte, lediglich aus römischen Geschichtschreibern, so weifs er doch dieser Darstellung einen gewissen Reiz der Neuheit zu geben, indem er sich stets in das Lager der Gallier versetzt, das Interesse auf sie hinleitet und mit einer, freylich nicht ganz vorwurfslosen Parteylichkeit, die in seinem ganzen Werke herrscht, die Arten der Grausamkeit und Treulosigkeit des civilisirten Volkes ans Licht zieht, während er über die des barbarischen Volkes leicht hinwegschlüpft und sich mit dem Geständnifs begnügt, man könne von diesem nichts Anders erwarten. — Schlofs der *erste* Band mit der Eroberung des cisalpinischen Galliens durch die Römer und dem Untergange des asiatischen Galliens (Gallo-Grăcia) in dem Kampfe mit dem nämlichen Volke, so führt uns Hr. *T.* im *zweyten* Bande nach dem eigentlichen Gallien wieder zurück, um uns dessen Geschichte bis zu dem Zeitpunkte zu erzählen, wo es dem Joche Roms unterworfen ward. In dem ersten Kapitel dieses Theils, das längste und Eines der wichtigsten im ganzen Werke, wird die Lage des transalpinischen Galliens während des zweyten und ersten Jahrhunderts vor der christlichen Zeitrechnung geschildert. Die Quellen woraus unser Geschichtschreiber bey dieser Schilderung schöpfte, sind Diodor von Sicilien, Strabo, Plinius, vornehmlich aber Posidonius von Apamea, in Reise-Fragmenten, die Athenäus anführt, und die vielleicht besser als irgend ein Schriftsteller des Alterthums die häuslichen Sitten, die Industrie und die Civilisations-Stufen der Gallier darstellen. — Die Erzählung der Kriege, welche Caesar in Gallien führte, füllt noch einen Theil dieses Bandes und etwa die Hälfte des dritten und letzten Bandes, der, so wie das Werk überhaupt, mit dem J. 70 unserer Zeitrechnung schliefst. Die Commentarien des berühmten Feldherrn über den gallischen Krieg und Tacitus, besonders bey Schilderung der Bürgerkriege, die nach Nero's Tode in Gallien ausbrachen, waren hier Hr. *T's* Führer. Allein vermochte er es auch nicht Erstere, als Haupt-Action, auf die Bühne zu bringen, ohne die gröfste Bewunderung für seine militärischen Talente zu erwecken, so gewährt derselbe doch keinesweges auf Seite der Römer den echten Heldenmuth. Seine ganze Liebe, sein Mitgefühl sind den Galliern zugewandt. Ihre Hingebung für das Vaterland, ihr Feuereifer für dessen Unabhängigkeit, ihr Muth, die unverbrüchliche Verschwiegenheit und Treue, die sie bey ihren Verschwörungen beobachteten, die Beharrlichkeit, womit sie den Kampf unter stets ungünstigern Umständen erneuerten, dieis Alles erweckt in unserm Geschichtschreiber den Enthusiasmus, der die Gallier selber beseelte. Er stützt sich auf Caesar's eigenes Eingeständnifs, um zu zeigen, dafs Treubruch und Grausamkeit wenigstens eben so oft dem civilisirten Helden, wie dem barbarischen Volke zum Vorwurfe gemacht werden konnten, und indem er unsre Aufmerksamkeit auf die Bekenntnisse lenkt, die dem Römer entschlüpfen, erweckt er unsern Abscheu gegen eine Eroberung, die so viel Blut der Menschheit kostete. — Bey dem Allen würde man sehr irren, wollte man Hr. *T.* jenen Geschichtschreibern zur Seite stellen, welche die Erzählung der Thatsachen mit ihren eigenen Betrachtungen überladen und die, durch Entwickelung der ihnen eigenthümlichen, nicht selten etwas zu hohen philosophischen, Ansichten, sich als erleuchtete Richter über jene Thatsachen zu beurkunden streben. Wir unsrer Seits wollen es ihm keinesweges zum Vorwurfe machen, dafs er keine andere Philosophie zur Schau legte, als die, welche aus der Darstellung der Thatsachen selbst hervorgeht. Sicherlich aber mufste sich der Vf. selber auf einen hohen philosophischen Standpunkt versetzt haben, wenn es ihm gelingen sollte, — und es gelang ihm wirklich, — eine ganze, grofse Menschen-Familie, gewissermafsen nur als ein grofses Individuum darzustellen, dessen Charakter mit seinen Arten von Heldenmuth und Schwäche zu entwik-

wickeln und so dessen ganzes Leben mit allen Schicksals-Wechseln, die es erfuhr, vor den Augen des Lesers vorüber zu führen. Man kann freylich nicht in Abrede stellen, dafs die erste Anlage des Werks, vergleichsweise zur Ausführung, etwas zu breit erscheint, dafs besonders jene Unterscheidung der drey Volksstämme, worauf Hr. *T.* so sehr besteht und die er unserer Aufmerksamkeit so vielfältig empfiehlt, sich in der Darstellung gänzlich da verwischt, wo man am Meisten darauf gespannt ist und in Mitte der wichtigen Vorgänge der Eroberung Caesars durchaus keine Rolle mehr spielt. Allein nicht der Geschichtschreiber trägt die Schuld davon, sondern vielmehr die Dinge selber, die sich seiner Ansicht nicht mehr fügen liefsen. — Gegründeteren Tadel verdient Hr. *T.*, weil er in seine Erzählung gewisse Einzelzüge aufgenommen hat, die dem Genius der römischen Geschichtschreiber, nicht aber der Geschichte angehören, Reden, z. B., die niemals gehalten wurden und die keinerley Licht über Thatsachen verbreiten; Anekdoten, die eben so oft Witzesspiele oder Fabeln sind, die nur bey der Leichtgläubigkeit Eingang finden. Diese, den Alten entlehnten Ausschmückungen kann die Kritik, bey einem neuern Geschichtschreiber, nur als eben so viel Fehler betrachten.

SCHÖNE KÜNSTE.

Constanz, b. Seemüller: *Ueber die Würde und den Nutzen der Tonkunst.* Aus dem Französischen. 1827. (6 gr.)

Der Redner beginnt seinen Salm folgendermafsen: „Gegen Lobrednerey von jeher eingenommen, würde ich mich auch jetzt nicht zu Lobeserhebungen bequemen, wenn es nicht aus Liebe zu einer Kunst geschähe, welche über jedes Lob erhaben ist" u. s. w. Ist nun die Musik über jedes Lob erhaben, warum lobt er denn? Der ungenannte Vf. will nicht etwa zeigen, dafs die Musik gefallen müsse, auch nicht, wie sie gefalle, denn, meint er, man mufs sie geniefsen, ohne die Ursachen mit kaltem Verstande zu zergliedern: er will nur ihre Würde vor den Augen derer enthüllen, die nicht über ihren Werth nachgedacht haben. — Also über die Würde der Musik soll man nachdenken, aber ja nicht über die Musik. Man sieht, wie fein der Vf. unterscheidet. Dann will er uns auch noch ihre zahlreichen Vortheile auseinander setzen. Das fängt nun der Mann so an: I. Der Adel der Künste beruht, wie der Adel der Geburt, auf 3 verschiedenen Vorzügen: *auf dem Alter ihres Ursprungs, auf ihrer entschiedenen Macht und auf der Verehrung der Völker.* Er findet es sehr wahrscheinlich, dafs Adam und Eva schon gesungen haben, citirt den Vater Jubal und sagt etwas zweydeutig, die Instrumental-Musik war zu seinen Zeiten schon erfunden. In ausgedehnter Rede wird uns in's Gedächtnifs gerufen, wie die ersten Gesetzgeber wohl gewufst haben, dafs man zu strengen Wahrheiten Anmuth verleihen, dafs man den Menschen im vergoldeten Garne fangen müsse, dafs er ein krankes Kind sey! — Ach ja wohl! Wollte der Vf. etwa mit seinen ausgeputzten Redensarten die kranken Kinder der Jetztwelt auch fangen, dafs sie lustiger werden in den mütterlichen Schoofs zurückzukehren? Da hätte er nur die pomphaften Floskeln nicht immer mit oberflächlichem Verstandeswasser begiefsen und abkühlen sollen. Also zu frommer Täuschung, zu jesuitischem Betrug ist sie da! Ihre hohe Würde besteht nach dem Vf. darin, den Rand des bittern Arzneybechers mit etwas Honigseim zu bestreichen, damit das kranke Kind trinkt und sich hernach schüttelt. Der Vf. weifs, dafs Hermes Trismegist, Orpheus, Zoroaster, die Gymnasophisten und alle Stifter der verschiedenen Religionen es so gemacht haben. — ! Darauf wird der Mann kühn und behauptet mit dem gelehrten Kritiker und tiefen Alterthumskenner Dom. Calmet: „Die Musik war vielleicht nie geregelter, als bey den Alten." Man sollte denken, er würde den Beweis schuldig bleiben: aber nein! Hier ist er: „Damals, noch in ihrem Frühlinge, war sie so wie eine junge Nymphe, schön ohne Schminke, lebhaft ohne Ziererey, zärtlich ohne Weichlichkeit, und folgte nur dem Zuge der unverdorbenen Natur." O wie natürlich mufs sie damals, in jenen goldenen Zeiten, gewesen seyn! gleich den Grazien und Musen in der Mark. „Oder," fragt der Vf. weiter, „hatten denn die Alten, die Günstlinge der Natur, weniger Sinn für die Schönheit der Harmonie?" Und nun wird von dem überraschenden Wirkungen der alten Musik viel Grofses gesagt und der herrliche Schlufs gemacht, weil sie so mächtig wirkte, kann sie nicht ohne Kraft, nicht ohne Schönheit gewesen seyn. Und immer höher hinauf schwingt sich die überzeugende Redekunst des Vfs. „Die ganze Natur", fährt er fort, ist ein Reich der Harmonie. Alles, was lebt und empfindet, steht unter ihrem Gesetze. Ohne Herz ist, wer dieses zu leugnen wagt, fern von den Grazien (in der Mark), unter einem bösen Gestirne, unter reifsenden Thieren mufs er geboren seyn" u. s. w. Immer entzückter wird der Mann: er sieht die Blumen sich öffnen, er erblickt Theben, er schaut den heiligen Arion auf dem Delphin reitend, er sieht Alles. Selbst die Thiere lieben die Musik und die Nachtigall hat schon oft ihr Grab in einer Laute gefunden. — S. 26 kommt nun der Nutzen der Musik daran und zwar auf eine Art, dafs wir uns unwillkürlich an den gelehrten Professor erinnern, der uns so nützlich *de utilitate virtutis* schrieb. Das Vergnügen ist Bedürfnifs: aber die Gesellschaft verdankt der Tonkunst weit eher wahre Vortheile, als unfruchtbare Vergnügungen. Würde man sonst auf der Vorderseite der Schule des Pythagoras die Inschrift gelesen haben: „Niemand wage es diesen Ort zu betreten, wenn er die Harmonie nicht versteht"? Gewifs eine sehr gelehrte Bemerkung; ganz im Geiste der Alten! Doch der Vf. will nicht durch fremde Meinungen bestechen: er will untersuchen. Nun geht das Ueberzeugen an. Jede nützliche Kunst mufs die Sitten veredeln und die schönen Wissenschaften bereichern, unterstützen, verschönern. Nach wenigen Redensarten heifst es wieder:

„Ja

„Ja auch in unseren gesunkenen Zeiten weifst du, edle Harmonie, zu unterrichten, zu rühren!" Darauf werden S. 33 u. s. f. alle Wissenschaften zur Ehre der Musik herabgewürdigt: die weltliche Beredsamkeit, die Algebra, Geometrie, Astronomie, Grammatik, Geschichte, Philosophie — Mit solchen Dingen, meint der Vf., verlieren wir unsere schönsten Jahre, und er ist so von diesem grofsen Gedanken ergriffen, dafs er ausruft: „Unersetzlicher, zu wenig geachteter Verlust!" Endlich wird auch noch der geringe Einwand so vollkommen, als möglich, widerlegt, sie sey eine weichliche Kunst, die das Herz entnervt, zu ernsten Beschäftigungen unfähig macht u. s. w. Der Vf. giebt zu, dafs sich nicht immer die schönsten Sitten unter den Musikern finden: aber diese sind auch keine echten Musiker. Von S. 41 an wird auch ausdrücklich gezeigt, welchen Nutzen die Tonkunst den schönen Wissenschaften gewährt. Bey dieser Gelegenheit durchdringt der Mann die finstere Nacht der Jahrhunderte und steigt hinauf zum Ursprunge der schönsten Künste. Er sieht es, wie der Vers aus dem Gesange entstand, wie die Tragödie aus ihm hervorging, die Scherze Thaliens und die vollendete Redekunst der Demosthene und Ciceronen. — Weil jedoch der Vf. gar nichts verschweigen und nichts bemänteln will: so bekennt er noch einmal, dafs allerdings der Geist der Unsittlichkeit nicht selten diese edle Kunst entweiht, wie zu Capreä, worin wir ihm freylich Recht geben müssen, so wie seiner Schlufsermahnung: Lasset uns den Mifsbrauch verbannen und, indem wir Anmuth mit Würde paaren, es wieder dahin bringen, dafs die edle Tonkunst Minerva und Venus zugleich sey.

φγχκ.

Magdeburg, b. Rubach: *Mixpickel und Mengemus*, eingemacht von *H. Lami*. Mit 16 colorirten Steinabdrücken. 1828. 46 S. 12. (20 gr.)

Von dem, was der Vf. in dem Vorwort verspricht:

Kuriose, aber grundgescheute Sachen,
Und doch dabey immer zum Lachen.
Mit schönen Gemälden nach dem Leben,
Die der Herr Autor selbst hat gegeben,
Und jedes Portrait ein Meisterstück
Nach Rubens, Raphael und des van Dyk.

haben wir durchaus nichts gefunden, sondern schlechten Berliner Gassenwitz in schlechten Knittelversen und mit schlechten Bildern versehen.

RELIGIONSSCHRIFTEN.

Sulzbach, b. v. Seidel: *Evangelisches Prediger-Magazin.* In Verbindung mit mehrern evangelischen Geistlichen herausgegeben von *Christian Philipp Heinrich Brandt*, zw. Pf. zu Roth im Rezatkr. Bayerns. *Ersten* Bandes *erstes* Heft. 1829. VIII u. 400 S. 8. (1 Rthlr.)

Man hat seit einiger Zeit wirklich Ursache, bey Büchern, welche die Bezeichnung: „Evangelisch" an der Stirn tragen, auf seiner Hut zu seyn; denn gewöhnlich hat dieis Wort eine polemische Bedeutung und kündigt allem den Krieg an, was nicht dem Buchstaben der symbolischen Bücher, oder der herrenhutischen Glaubenslehre anhängt. Das hat denn Rec. auch in dem vorliegenden Magazin, dessen Herausgeber sowohl durch das homiletisch-liturgische Correspondenzblatt, als durch die evangelische Schullehrerbibel bekannt ist, gesucht und gefunden. Der Leser wird es auch finden. Das Magazin enthält 5 Abtheilungen. Die 1ste besteht aus *Predigten* von *Lehmus, Harms, Schlatter, Koch* (Prinzenerzieher), *Krafft, Böckh, Müller, Deichmann, A. Bomhard, Osiander, H. Bomhard, Fleischmann, W. Meinel, Donner*, die einzelnes Gute enthalten, aber von denen keine einzige im Sinne der Homiletik eines Ammon, Schott, Niemeyer, Grotefend eine Musterpredigt genannt werden kann. In dieser Hinsicht wäre also das Löffler-Ammon-Tzschirner-Röhrsche Magazin, oder das Teller-Hanstein-Eylert-Dräsecke-Schleiermacher-Schuderoffsche (jetzt noch reicher an Mitarbeitern) wohl nicht durch das neue evangelische unnöthig geworden. Die 2te Abtheilung: *Reden*, enthält Stücke ähnlichen Geistes. Nr. 3 die *Entwürfe* und *Dispositionen* sind theils von den ebengenannten Pfarrern, theils aus den Predigtsammlungen von Couard, Lisco, Hofacker gezogen und haben noch die Rubrik der Bibel- und Missionsfeste. Nr. 4 enthält *Formulare* und *Gebete*, fast alle zu lang und breit. Die Krone aber von Allem und den Geist des Ganzen spricht die 5te Abtheilung aus: *Katechetische Entwürfe.* Rec. dachte sich hier anfangs Entwürfe zu einzelnen Unterredungen über Bibelstellen oder Katechismusstücke. Allein er fand einen halben Katechismus selbst in kurzen Sätzen vom Pfarrer *L. M.*, aus dem er ein paar Proben mittheilt:

7) Der Knecht der Sünde ist zugleich des Teufels Knecht, kommt durch Hingabe an die Sünde unter des Teufels Einfluss und Herrschaft und wird von ihm unaufhörlich verblendet, zur Sünde gereizt und verführt.

10) Die schwersten Strafen treffen die verurtheilten Sünder in jener Welt, von dem Tage des Gerichts an. Der Ort, an den sie kommen, ist die Hölle, ein schauerliches düstres Gefängniss, ein Feuer-Pfuhl (See), der mit Feuer und Schwefel brennt, wo der Rauch ihrer Qual aufsteigt von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Und das heifst evangelisch!!

Rec. darf nicht vergessen zu bemerken, dafs dem Buche ein Anzeigeblatt beyliegt, auf welchem alle Schriften des Herausgebers verzeichnet stehen, und am Schlusse desselben gesagt wird, dafs von den kleinen Traktätlein, welche darunter sind, in Jahresfrist 30000 Exemplare verbreitet worden seyen, natürlich: *umsonst!*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1830.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Neustadt a. d. O., b. Wagner: *Liederhomilieen von Dinter.* 1829. 300 S. 8. (1 Rthlr. 6 gGr.)

Das Feld, auf welchem der Vf. hier erscheint, nennt er in der *Vorrede „ein fast noch nie berührtes."* Das ist es aber wohl nicht. Predigten über Lieder sind seit der Reformation bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts oft gehalten, viele derselben gedruckt worden. *Schuler* nennt in seiner *Geschichte der Veränderungen des Geschmacks im Predigen* Th. I. S. 138. *Johann Spangenberg, Simon Pauli* (in Rostock), *Johannes Gigas, Johannes Assum* als bekannte Vff. solcher Predigten, und das Verzeichniss derselben liefse sich bedeutend vermehren. Hauptsächlich an Festtagen und bey besondern Anlässen wurde über Lieder gepredigt. In einer Christpredigt wurde z. B. von *Gigas* der Vers: *Ein Kindelein so löbelich* u. s. w. auf's kürzeste *„postillirt,"* und das auf eine Art, die heute zu Tage hier und da wieder grofsen Beyfall finden dürfte, vgl. *Schuler* a. a. O. Nur in der neuern Zeit ist das Predigen über Lieder abgekommen; wenigstens ist Rec. kein homiletisches Produkt der Art aus dem jetzigen Jahrhunderte und aus der zweyten Hälfte des vorigen bekannt geworden. Vor Landgemeinden werden in Sachsen oft Leichenpredigten über bestellte Liederverse gehalten. Gewifs sind solche Vorträge, die das Verstehen und Anwenden der Gesänge, aus denen die Mehrzahl unserer Christen ihre hauptsächlichste Erbauung schöpfte, befördern, sehr zu empfehlen, und so ist es eine angenehme Erscheinung, den ehrwürdigen *Dinter* hierüber sprechen zu hören und von diesem Meister Liederhomilieen zu erhalten. Die vorliegende Schrift enthält *dessen* Theorie und Praxis. Eine akademische Vorlesung: *„Ueber Homilieen* überhaupt und *Liederhomilieen* insbesondere" findet sich S. 1—17. Ohne gerade tief in den Gegenstand einzudringen, sagt der Vf. hier so viel, als etwa in einem homiletischen Collegium darüber zu sagen ist. Hinsichtlich der Liederhomilieen bemerkt er (S. 12), nicht Erklärung, oder doch nicht blofs durch Erweckung des Nachdenkens hervorgerufene Uebertragung des Liedes auf die Verhältnisse des Lebens, sondern Uebertragung der Gesinnungen und Empfindungen, die das Lied ausdrückt, auf's Herz, auf's Gefühl der Anwesenden, sey hier die Hauptsache. Das Gefühl mufs in solchen Vorträgen vorherrschen; „aber freylich ein Gefühl, das dem Sonnenlichte gleicht, dem Jesus ähnlich ist: nicht Licht ohne Wärme, nicht Wärme ohne Licht." Wir sind hiermit völlig einverstanden und glauben auch mit dem Vf., dafs solche Homilieen besonders bey Krankenbesuchen und bey Familienfesten, wie bey einer Genesungsfeyer, Verlobung, Trauung, bey dem Wiedersehen nach langer Entfernung und dergleichen an ihrer Stelle sind. Musterhaft ist *Dinter's* Krankenbesuchshomilie über das Lied: *Befiehl du deine Wege* S. 259. So mufs man zu Kranken reden, wenn man das Seelsorgeramt recht verwalten will; so, wie *Dinter* hier die Kranken sprechen läfst, sprechen sie wirklich. Das ist aus dem Leben genommen, nicht vom Vf. ausgesonnen. Auch Rec. hat ganz dasselbe aus dem Munde seiner Patienten oft vernommen, wenn er mit ihnen das herrliche Lied betete. Möchten nur die Krankenbesuche der Prediger, die geistlicher und (besonders auf dem Lande) auch leiblicher Weise so nützlich seyn können, nicht an vielen Orten abgekommen seyn und immer mehr abkommen. Die Stärke der Kirchspiele, welche *Dinter* S. 13. anführt, ist wenigstens nicht der einzige Grund, warum solche Besuche nicht sehr gewöhnlich sind. Unsere Grofsväter im geistl. Amte hatten auch in dem weitläufigsten Kirchspiele Zeit, die Kranken ihrer Gemeinden zu besuchen. Jetzt läfst es mancher Prediger, der ein einziges Dörfchen hat, daran fehlen. Ueberhaupt wurde und wird das, was man specielle Seelsorge nennt, in unsern Tagen so sehr vernachlässigt, dafs man sich nicht wundern darf, wenn das Conventikelwesen immer weiter um sich greift. Wo ein *Dinter* Pfarrer ist, und solche religiöse Familienfeste veranstaltet, wie das hier S. 283 beschriebene *Genesungsfest* ist, an welchem er eine herrliche Homilie über das herrliche Lied: *Dir dank ich für mein Leben* hielt, da dürften graduirte und nicht graduirte *Winkelprediger* mit ihrem mystischen Geschwätz schwerlich Glück machen. Auch in den Katechumenen-Unterricht gehören Liederhomilieen. *Dinter* giebt S. 210 ff. eine Unterredung mit Confirmanden über das sechste Gebot, in welcher das Lied: *Mein Leib soll, Gott, dein Tempel seyn,* homilieenartig durchgegangen wird. Eine köstliche Gabe! Hier zeigt der Vf. seine längst bewährte katechetische Meisterschaft in der würdevollsten, zartesten und dabey doch eindringlichsten Behandlung des zarten Gegenstandes. Selten will *D.* ferner, sollen Liederhomilieen in der Kirche gehalten werden, zuweilen an Festtagen und bey Veranlassungen, wo Rührung und Erhebung ganz besonders an ihrer Stelle ist. Er giebt

hier solche Vorträge am Weihnachtsfeste, am Jahresschlusse, in der Passionszeit, am Osterfeste, am Himmelfahrtstage, am Pfingstfeste, am Trinitatisfeste, eine über das Lied: *Fest glaub' ich, dafs, was mir geschieht,* und noch eine, in welcher der Gesang: *Tugend ist der Seele Leben* durchgegangen wird. Den Lesern der *Dinter'schen* Predigten brauchen wir es nicht erst zu sagen, dafs hier der evangelische Geist des Lichts und der Wärme waltet. Nur Einiges hat Rec. zu erinnern, zuerst dafs diese Vorträge zu lang sind; jeder füllt 22 gedruckte Seiten, einer sogar 24. Nun liegt es am Tage, dafs die Gedanken durchweg mehr concentrirt seyn könnten, manches auch, das weitläufig ausgeführt ist, theils wegbleiben konnte, theils, ohne dafs das Ganze darunter gelitten hätte, nur mit Wenigem berührt zu werden brauchte, vgl. z. B. den langen Eingang zur Osterhomilie S. 84 ff. Rec. hat nicht vergessen, was der Vf. in der Vorrede zu seinen *Predigten zum Vorlesen* zur Rechtfertigung einer gewissen Geschwätzigkeit sagt. Aber Vorträge, die insonderheit das Gefühl ansprechen (und das ist ja bey [redacted]homilieen der Fall), müssen kurz seyn. Ueber alle Gebühr lang ist die Confirmationshandlung S. 235 ff. Hier wird auch im Singen des Guten zu viel gethan, und da überdiefs noch eine Prüfung der Katechumenen „über die, durch Jesum verherrlichte, Lehre von der Unsterblichkeit unsers Geistes und über das Abendmahl" eingeschaltet worden ist, so mufs das Ganze reichliche zwey Stunden gedauert haben. Zur Prüfung der Confirmanden sollte überall ein eigener Gottesdienst bestimmt seyn, in welchem das Confirmandenexamen, das auch durch Gesang unterbrochen werden könnte, nur eine Stunde dauerte. Das Examiniren zwischen dem Confirmationsacte stöhrt augenscheinlich die Einheit der, hauptsächlich auf sanfte Rührung zu berechnenden, Handlung. *Dinter* läfst hier ferner die Einsegnung vorangehn, und die Erinnerungen an die Confirmanden, an ihre Aeltern und die ganze Versammlung darauf folgen. Rec. glaubt, dafs das umgekehrte Verfahren besser ist; das Feyerlichste bey der Handlung, die eigentliche Einsegnung, macht am besten den Beschlufs. Sehr schön ist die Homilie in der Passionszeit S. 62 ff.; aber eine *Passions*-Homilie ist sie eigentlich nicht, da eine nähere Beziehung auf die Passion fehlt. Sehr angemessen finden wir es aber, dafs der Vf. nicht blofs die Lieder, über die er predigt, anführt, sondern auch passende Strophen aus andern Liedern. Diefs ist fast in jeder der vorliegenden Homilieen geschehen, und meisterhaft, namentlich in der Homilie am Trinitatisfeste S. 148 ff., in welcher überhaupt ein höherer Schwung herrscht, ohne dafs die Popularität darunter litt. Endlich bemerkt Rec. noch: Joseph, Jacobs Sohn hat wohl schwerlich gedacht, wie unser Vf. ihn S. 226. denken läfst, „sollte ich meine Tugend, *das Werk Jesu Christi und seines Geistes,* durch niedrige Wollüste vernichten?" Solche Schreib- auch wohl Druckfehler (es könnte hier von dem Setzer etwas ausgelassen seyn) kommen mehrere vor. Freylich wer sehr viel schreibt, kann sich leicht verschreiben.

Elberfeld, b. Hassel: *Sammlung evangelischer Predigten* von Dr. *Friedr. Wilh. Krummacher,* Pfarrer zu Gemarke.

Auch unter dem Titel:

Blicke ins Reich der Gnade. 1828. VI u. 267 S. 8. (16 gGr.)

Die nicht zu beneidende Celebrität, welche der Vf. durch seine *vier Predigten aus dem Liede der Lieder,* wovon jetzt die 3te Auflage erscheinen soll, erlangt hat, überhebt uns der Mühe, Form und Geist dieser sogenannten evangelischen Predigten zu charakterisiren. Sie sind mit jenen gleichsam aus Einem Gusse und würden so es bestätigen, dafs für ihn jede Kritik nutzlos ist, wenn er es auch nicht selbst in dem Vorw., in der scheinbar demüthigen, aber eigentlich dünkelvollen Sprache seiner Schule ausdrücklich versicherte. Da heifst es nämlich (S. III.): „Der Vf. sieht es klar vor Augen, dafs diese Predigten, die nach Zuschnitt und Gehalt den Anforderungen der modernen Schule (wir meinen seine und seiner Geistesverwandten Schule sey für unsre Zeit die *modernste*) so wenig entsprechen, vor der heiligen Vehme der wissenschaftlichen Kritik die Probe nicht halten werden. Die hochweise Mutter Homiletik wird diese Productionen, die gröfstentheils so Kopf- und Schweiflos, ohne Thema, ohne Application, ohne Fugen und Gelenke, in aphoristischer Ungebundenheit und Zerrissenheit, so gut sie können, einhertreten, für ihre Kinder unmöglich erkennen können, sondern ihr Mene, Tekel Upharsin über sie ausrufen müssen. Die Hermeneutik wird in denselben an *einzelnen* Orten (nicht doch, an sehr vielen) mit Unwillen (und zwar mit dem gerechtesten) den *Sensum litteralem* vermissen, die Aesthetik den guten Geschmack (ja wohl!) und die *kritische* Philosophie (nur diese? wir behaupten jede, die ihres Namens würdig ist) den gesunden Menschenverstand." — Wir nehmen, was hier und im Folgenden der Vf. spöttisch und wegwerfend von dem Urtheile sagt, welches die Kritik über seine Predigten fällen werde, ernstlich, und gestehen, dafs wir demselben vollkommen beystimmen, die Gefahr nicht scheuend, dafs er uns „zu den gestrengen Herren auf dem literarischen Hochpflaster zählen werde, und uns ausschliefsen von den Kindern der Gnade," wie er nach der bekannten Demuth *seiner* evangelischen Schule, diejenigen nennt, für welche er diese Predigten habe abdrucken lassen. — Wir sind unsern Lesern, die nach dem Vorstehenden keine weitere Kritik dieser Predigten von uns erwarten können, wenigstens die Anführung ihrer Themata und einiger Kernstellen schuldig; die Zahl der letzteren würden wir, nicht um zu belustigen, (denn dafür ist die Sache zu ernst und wichtig,) sondern um zu warnen, gern vermehrt

mehrt haben, wenn wir nicht den Raum zu schonen hätten.

Es sind der Vorträge *acht*. 1) *Israels Thau und Gottes Rose* über Hosea 14, 6., wo zuerst betrachtet wird Christus unter dem Bilde eines Thaues auf Israel und dann seine Braut, die Gemeine, oder gläubige Seele, unter dem Bilde einer blühenden Rose. — 2) *Isaschar, oder das Lager zwischen den Grenzen*, über 1. Mose 49, 14. 15. — 3) *Das Mutterherz Gottes*, über Jesaia 49, 14—16., wo betrachtet wird Zions Bau, Zions Klage, Gottes Zuspruch. — 4) *Judas Lager*, über 4. Mose 2, 3. — Die einzelnen Theile stehen in eben so wunderlicher Beziehung zum Thema, als bey der vorigen Predigt, sie heifsen: der Stamm Juda, sein Lager, des Lagers Richtung, sein Banier, sein Heer und sein Hauptmann. Dafs dieser Hauptmann, Nahesson, ein Sohn Amminadab, oder wie es (S. 95.) sogar heifst: *Ben* Amminadab, der Ehre gewürdigt wird, die Person Christi zu vertreten, werden unterrichtete Leser gar nicht anders erwarten. So sagt der Vf. ausdrücklich: (S. 95.) „Ja dessen Sohn ist unser Hauptmann, der Ihm vor Anbeginn der Welt ein Volk verlorner Feinde, todter Hunde (*sic!*) angewiesen und übergeben hat" u. s. w. — 5) *Christi Lust und Spiel*, über Sprüchw. Salom. 8, 21. — 6) *Das Nachtgesicht*, über Sacharia 1, 8. — 7) *Abfall und Wiederbringung*, über Hebr. 6, 1—6. (S. 151—78.) 8) *Satans Tiefen*, über Matth. 4, 1 bis 11. — Sie enthalten, laut Vorr. V., einen gedrängten Auszug aus einer Reihe von Vorträgen und zerfallen hier in 15 Abschnitte. Nur aus diesen erlauben wir uns einige Stellen anzuführen. Im *ersten* Abschnitte, *die Führung in die Wüste*, heifst es (S. 181.): „Die Sohnschaft unsres Herrn und seine wesentliche Einheit mit dem Vater scheint in den Tagen seines Fleisches für ihn selber mehr ein Gegenstand des Glaubens, als des Schauens, Schmäckens und Fühlens gewesen zu seyn. — Auf Augenblicke wenigstens konnte sich seine Gottheit vor seinen Augen dergestalt verdunkeln, und ruhend in dem Hintergrund verbergen, dafs er sie nur besafs im nackten Glauben an's nackte Wort des Vaters. — Nicht für die Jünger blofs, auch seinethalben rief der Vater je und dann vom Himmel: „Das ist mein lieber Sohn!" — um Ihm den Glauben an sich selbst zu stärken, der, zuweilen.... ein nackter, von jeder seligen Empfindung entblöfster Glaube war." Nun behaupte man noch, ohne zu erröthen, dafs der Vf. und seine Anhänger die würdigsten Vorstellungen von dem Erlöser haben. S. 184. heifst es im *zweyten* Abschn. *vom Fasten:* „das Fasten unsers Herrn war mehr als andächtige Uebung, und Bereitung auf's Amt und Priesterthum; es war schon Opferwerk und priesterliches Beginnen. Den Schlüssel nicht allein zur Versuchung, sondern auch zum Fasten unsers Herrn finden wir hinter den verriegelten Pforten des verlornen Paradieses. Es ist Buse für Adam's Lust, Bezahlung seiner Schuld, genugthuende Passion." Weiterhin S. 185: „Jesus büfst ihn (den überaus sündigen Uebermuth Adams) für uns, sein Volk, büfst ihn für seine Auserwählten. Wir haben nichts mehr zu büfsen, in alle Ewigkeit nichts mehr. Ihr aber, denen die ewige Genugthuung des Lammes nicht zu Gute kommt, ihr seht in jenen Umständen, unter denen sich Jesus in der Wüste befindet, nur ein getreues Conterfey eures eigenen zukünftigen Schicksals," und dieses wird nun überaus schrecklich geschildert. Im *dritten* Abschn. *Die Versuchungen*, wird der Teufel beschrieben, und unter anderm gesagt (S. 191.): „So freuet euch denn, ihr Schäflein Gottes, dafs der Teufel nichts anders ist, als *eures Hirten Hund*, der nach seiner *Weise tanzen, nach seiner Stimme heulen*, nach seinem Worte gehen und kommen mufs." Doch aber lesen wir in demselben Abschnitte (S. 197. 98.): „Beyspiellose Erniedrigung! Der allmächtige Gott von den Mörderhänden Satans angetastet, der König des Weltalls von der alten Schlange umzischt, der Alleinheilige, mitten in der Obrigkeit der Finsternifs gelagert, und der Herr der Heerscharen ein Spielball der verfluchten Höllenengel, von ihnen aufgegriffen, hinweggerafft, davon getragen, und zu den schändlichsten Dingen versucht und aufgefordert. Grauenvolle Lage für den Sohn Gottes, grauenvoller und entsetzlicher, als wir es uns vorstellen können: denn wir stehen von Natur dem Teufel, der *unser Vater* ist (!!!) schon näher; uns, die wir sein Bildnifs an uns tragen, ist seine Schwärze nicht so gräfslich, nicht so widerwärtig, als sie es dem seyn mufste, der im Lichte wohnt und selber nichts als Licht ist." Wir fürchten am Heiligsten zu freveln, wenn wir auch nur Ein Wort zur Beurtheilung dieser Stelle hinzufügen; sie richtet sich selbst durch ihren gotteslästernden Inhalt. Aber vorenthalten können wir den Lesern nicht eine nagelneue Entdeckung des Vfs., der (S. 202) sagt: „Sehet, das sind die Züge aus dem Bilde jenes gewaltigen Geistes, (des Teufels) der, in seinem ursprünglichen Glanze angeschaut, kein anderer noch geringerer ist, als — der Gottessohn der Rationalisten." Vorher hatte sich der Vf. selbst als *Sohn des Teufels* bekannt. Und nun nur noch Eine Stelle dieses Abschnitts. (S. 194.) „Wir Menschen werden *gar zu leicht fromm; Jesus aber will Gottlose.* (*sic.*) Wir sind gar zu bald gerecht, der Herr aber begehrt Sünder; wir sind gar zu schnell obendrauf; in der Tiefe will uns Jesus sehen. Darum läfst er es wohl zuweilen zu, dafs der Teufel ein wenig in dem *Cloak* unsers *verderbten Herzens herumrühre*, damit der böse Geruch uns in die Sinne steige, und die Ottern- und Schlangenbrut, die still und ungesehen auf der Tiefe lag, in die Höhe komme, und vor unsern Augen auf der Oberfläche herumzappele." Mit diesen Stellen, die nicht eben mühsam ausgesucht sind, sondern den Geist und Ton des Ganzen repräsentiren, vergleiche nun der Leser folgende Worte des Vorw. (S. V.) „Die heilige Schrift, das eigene Herz, und das Volk, das uns umgiebt, bilden zusammen das homiletische Magazin, dem ein evan-

evangelischer Prediger vorzugsweise seine Studien und Forschungen widmen, und aus welchen er das Material zu allen seinen Vorträgen entlehnen sollte," — und bestimmen selbst, ob diese Predigten, wie der Vf. hofft, „von Sachkundigen als unverfälschte Lesefrüchte aus jenen lebendigen und unerschöpflichen Büchern" angesehen werden können.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

Essen, b. Bädecker: *Handbuch der Sprachwissenschaft*, mit besonderer Hinsicht auf die deutsche Sprache. Zum Gebrauche für die obern Klassen der Gymnasien und Lyceen verfafst von Dr. *G. Reinbeck*, Königl. Würtemb. Hofr. u. Professor am Gymn. zu Stuttgart. — *Vierter* Band. *Eine prosaische Beyspielsammlung enthaltend.* 1828. XX u. 492 S. gr. 8. (1 Rthlr. 4 gGr.)

Der Hauptvorzug dieser Mustersammlung aus deutschen Klassikern vor ähnlichen Werken besteht in der zweckmäfsigen wissenschaftlichen Anordnung nach den einzelnen Gattungen der prosaischen Rede. *Geschäftsaufsätze*, bey welchen einige merkwürdige Staatsschriften benutzt sind, beginnen die Reihe, dann folgen *Briefe* und zwar, Anstandsbriefe, vertraute Briefe, unterhaltende, belehrende Briefe und sogar ein Billett. *Historische Abschnitte* finden sich aus der Chronik, Biographie, politischen, Religions-Culturgeschichte. *Beschreibungen* und *Schilderungen* von Gegenständen der Natur und Kunst führen zu den *Lehraufsätzen*, die sich wieder in den verschiedenen Formen der Vorlesung, Abhandlung, des Gesprächs und der Rede darstellen; wobey auch Bruchstücke aus gröfsern Lehrbüchern und Compendien vorkommen. Die Auswahl des gegebenen Lesestoffs ist zweckmäfsig, und die historischen Notizen am Schlusse sind für den Schüler eine dankenswerthe Zugabe, wenn er das Buch selbst in die Hand bekömmt, für den Lehrer ein Leitfaden zu seinen Mittheilungen.

Göttingen, b. Vandenhoeck u. Ruprecht: *Theoretisch-praktische Anweisung zur Erlernung der deutschen Sprache.* Sowohl zum Gebrauch in Schulen, als auch zur Selbstbelehrung. Von *J. H. C. Loose*, Lehrer an der Töchterschule zu Nordheim. 1828. IV u. 156 S. 8. (10 gGr.)

Ein für Kinder und Ungelehrte bestimmtes Büchlein, welches der Vf. nach seiner Versicherung nur wiederholten Aufforderungen nachgebend erscheinen liefs, da es ihm selbst überflüssig schien, die Zahl der vorhandenen Lehrbücher der deutschen Sprache durch ein neues zu vermehren. Neues und Eigenthümliches wird man in einem solchen Werkchen nicht erwarten. Der Vf. bekennt selbst, dafs er die Lehrbücher von *Heinsius, Hahn, Hoffmann, Splittegarb, Vollbeding* u. s. w., besonders aber von *Heyse* benutzt habe. Sein Verdienst aber besteht in einer leicht zu übersehenden Anordnung der Sprachregeln und deren Verdeutlichung durch zweckmäfsige Beyspiele. Auch hat er sich aller fremden Ausdrücke enthalten. Nach einer kurzen Einleitung zerfällt das ganze Werkchen in zwey Theile: I. von der *Rechtsprechlehre*, wo in *zwey* Abschnitten von den Buchstaben, Sylben und Wörtern, den Wortarten und der Abänderung derselben im Allgemeinen gehandelt wird, worauf dann jeder Wortart und ihrem Gebrauch ein eigener Abschnitt gewidmet ist, und endlich im *13ten* Abschnitte die Wortfolge abgehandelt wird. Der *zweyte* Theil enthält sodann in *drey* Abschnitten die *Rechtschreiblehre.* Durch Faslichkeit der vorgetragenen Lehren, so wie durch eine für diese Stufe hinreichende Vollständigkeit empfiehlt sich *dies* Werkchen zum Gebrauch in Elementarschulen. Nur wäre freylich auch für diesen Zweck hie und da eine schärfere Logik hinsichtlich der Definitionen und Eintheilungen zu wünschen; so z. B. wenn es S. 48 heifst: „Die Zeitwörter theilt man ein: 1) in Hülfszeitwörter, 2) in zielende, 3) in nicht zielende Zeitwörter." So herrscht auch in der Theorie der Zeitformen noch immer die alte verworrene Vorstellung von einer *kaum, völlig, längst* vergangenen Zeit u. s. w., wo doch *Heyse*, aus dem der Vf. vorzüglich geschöpft hat, längst mit richtigeren Ansichten vorangegangen ist; und die ablautenden Verba müssen sich noch immer *unregelmäfsige* nennen lassen.

K. H.

JUGENDSCHRIFTEN.

Neustadt a. d. O., b. Wagner: *Mährchen zur angenehmen und nützlichen Unterhaltung für die Jugend*, von *Adolph Broma.* Mit einem Titelkupfer. 1828. 156 S. 12. (12 gGr.)

Im Allgemeinen ist diese kleine Sammlung zu empfehlen: bey einigen sollte freylich das Scherzhafte etwas mehr in den Hintergrund gestellt worden seyn, so artet es zuweilen in das Burleske aus.

MONATSREGISTER

vom

FEBRUAR 1830.

I.

Verzeichniſs der in der Allgem. Lit. Zeit. und den Ergänzungsblättern recenſirten Schriften.

Anm. Die erſte Ziffer zeigt die Numer, die zweyte die Seite an. Der Beyſatz EB. bezeichnet die Ergänzungsblätter.

A.

Aschbach, Jos., Geſchichte der Westgothen. 28, 217.

Averill, K., kurze Abhandl. der Operativ-Chirurgie — aus dem Engl. mit Zusätzen. 2te umgearb. Ausgabe. EB. 18, 144.

B.

Bakker, Gerbr., Osteographia piscium; Gadi praesertim Aeglefini comparati cum Lampride guttato. EB. 17, 134.

Bernhardt, Fr. K., deutsche Grammatik für den höhern Schulunterricht. 31, 245.

— — Elementarbuch der deutschen Sprache, od. Anleit. zu deutschem Sprach-, Lese- u. Recitir-Uebungen. 31, 245.

v. Bonstetten's, K. V., Briefe an Friederike *Brun*; herausg. von Fr. *v. Matthisson*. 1r Th. 21, 161.

Brandt, Ch. Ph. H., evangelisches Prediger-Magazin. 1n Bds 1s Hft. 39, 311.

Briefwechsel zwischen *Schiller* u. *Göthe* in den Jahren 1794 bis 1805. 6 Thle. 21, 161.

Broma, Ad., Mährchen zur angenehmen u. nützl. Unterhaltung für die Jugend. 40, 320.

Bronikowski, A., Sammlung neuer Schriften. 1—3r Bd. EB. 16, 128.

C.

Caecilius u. Octavius, od. Gespräche üb. die vornehmsten Einwendungen gegen die christl. Wahrheit; mit Vorwort von *Tholuck*. 33, 257.

Casauboni, Is., notae atque Aeg. *Menagii* observationes et emendationes in *Diogenem* Laert. — cur. H. G. *Huebnerus*. Auch:

— — — Commentarii in *Diogenem* Laertium Volumen primum. EB. 14, 107.

Clery's, Hanet, Leben u. Abenteuer, od. 47 Jahre eines Revolutions-Mannes; — aus dem Franz. von Friedr. *Gleich*. 2 Thle. 27, 216.

Corpus Juris civilis quo Jus universum Justinianeum comprehenditur. Edit. tertia Taurinensis. Tom. I et II. (Cur. Giovanni *Calza*.) 27, 215.

D.

Delbrück, F., Xenophon; zur Rettung seiner durch B. G. *Niebuhr* gefährdeten Ehre dargestellt. 32, 250.

Description topographique de la Jurisdiction de Neuchatel (par M. Ch. *de Tribolet*). 32, 254.

Dietrich, A., Braga; vollständ. Samml. klass. u. volksthümlicher deutscher Gedichte aus dem 18 u. 19ten Jahrh. Mit Einleit. von L. *Tieck*. 1stes—10s Bdchen. EB. 14, 108.

Dilschneider, J. Jos., s. A. Jos. *Schmitz*.

Dinter, Liederhomilieen. 40, 313.

Diogenis Laertii de vitis, dogmatis et apophthegmatis clarorum philosophorum libri decem — — ed. H. G. *Huebnerus*. Vol. I. EB. 13, 97.

Domeier, E. L., s. der Zwerg.

Dresden's u. der Umgegend Merkwürdigkeiten; nach W. A. *Lindau's* topograph. Werken bearb. 2te verm. Aufl. EB. 24, 192.

E.

Eisenschmid, L. M., Polymnia od. theoret. prakt. Samml. üb. das Gesammtgebiet deutscher Prosa u. Dichtkunst. 1ste Abth. Prosa. 1—4r Bd. 2te Abth. Poesie. 1r Bd. EB. 14, 108.

Erzählungen, ausgewählte, aus neuen engl. Taschenbüchern; frey übersetzt von P. H. W. *Schnase*; nebst Anhang vom Uebersetzer. 2r Th. EB. 15, 120.

de Escobar, Juan, s. Romancero —

F.

v. Fallersleben s. H. *Hoffmann*.

Fallmerayer, Jac. Ph., Geschichte des Kaiserthums von Trapezunt; gekrönte Preisschr. EB. 16, 123.

Forster's, J. G., Briefwechsel; nebst Nachrichten vom seinem Leben; herausg. von *Th. H.* geb. *H.* 2. Thle. 21, 161.

Förster, Fr., s. *v. Wallenstein's* Briefe.

Franklin's, John, zweyte Reise an die Küsten des Polarmeers in den Jahren 1825 bis 1827. Aus dem Engl. 37, 289.

Freund, H. D., Predigten. 33, 263.

Friedetich, G., s. Th. *M. Crie*.

G.

Glatz, Jak., die Familie von Karlsberg od. die Tugendlehre. 2e verb. Aufl. 1 u. 2r Bd. EB. 21, 168.

Gleich,

Gleich, Fr., s. Hanet *Clery*.

Göthe s. Briefwechsel.

Götzinger, M. W., deutsche Sprachlehre für Schulen. 1r Th. Theorie der Sprache. 2r Th. Prakt. Aufgaben. EB. 15, 116.

Griechenlands Schriftsteller u. and. merkwürd. Männer, nach Antiken gezeichnet. 1—4te Liefr. 38, 297.

Grumbach, K., Siona, der Weg zu Gott. Christl. Erbauungsbuch in Gesängen. 34, 272.

H.

Häuser, J. E., musikal. Lexicon. 1s Bdchen. EB. 24, 188.

Heigelin, K. M., Lehrbuch der höhern Baukunst für Deutsche. 1r Bd. EB. 19, 151.

Hengstenberg, E. W., Christologie des Alt. Test. u. Commentar üb. die Messian. Weissagungen des Propheten Jesaias. In Thls 1 u. 2e Abth. EB. 21, 161.

Hoffmann von Fallersleben, H., Jägerlieder mit Melodieen. 25, 200.

v. Hohenhausen, Elisa, Novellen. 1—3s Bdchn. EB. 24, 191.

Huebnerus, H. G., s. *Diogenes* Laert.

— — s. Is. *Casauboni* notae — —

Hugo, GJR., Beyträge zur civilist. Bücherkenntniss der letzten 40 Jahre — 2r Bd. 23, 184.

v. Hüttel, K., der General der Cavalerie Frhr. *v. Thielmann*. 22, 174.

J.

Jäck, M., Statistik des Kgreichs Baiern, mit Ausschluss des Rheinkreises. 2te Aufl. EB. 24, 192.

John's, J., herzerhebende Betrachtungen für christl. Communicanten u. Confirmanden; neu herausg. von dessen Sohne *J. John*. EB. 20, 155.

K.

Kaiser, die römischen, des abendländ. Reiches; in chronolog. Folge nach Antiken; in 5 Abthll. 1 u. 2e Liefr. 38, 297.

Kettembeil, C. G., gründl. Anweisung üb. die Erziehung des weissen Maulbeerbaums u. der Seidenraupen. 1 u. 2s Hft. 22, 175.

Koberstein, A., Grundriss zur Geschichte der deutschen National-Literatur. 35, 273.

Kochen, A. H. M., Predigt zum Gedächtnisse des verewigten Durchlaucht. Herzogs Peter Friedr. Ludwig — 33, 264.

Köhler, Fr. H., malerische Wanderungen durch die Alterthümer in Rom u. der Campagna; nach den Schilderungen von Adler, Bonstetten — — 1r Th. nach Piranesi's Zeichnungen. 2r Th. 38, 297.

Köhler, Fr. H., Thesaurus antiquitatum od. Museum des Alterthms. Centuria I. Italia. Sect. I. Latium. Pars I. Roma. 1 u. 2te Liefr. Erste Liefr. auch:

— — Urbs Roma, das alte Rom. Ansichten der Tempel, Paläste, Theater — — 38, 297.

Köllner, W., die Rückkehr zum Glauben, dargestellt in der merkwürd. Führung eines protestant. Geistlichen in Deutschland; od. Selbstbiographie. 2e Aufl. EB. 18, 144.

Krummacher, Fr. W., Sammlung evangel. Predigten. Auch:

— — Blicke ins Reich der Gnade. 40, 316.

L.

Lami, H., s. Mixpickel —

Leng, H., Handwörterbuch der Chemie nach der neuesten Theorie u. nach ihrer prakt. Anwendung — — 37, 295.

Licht u. Schatten, Altes u. Neues. An seine Waffenbrüder, von einem invaliden Soldaten. 29, 232.

Lindau, W. A., s. Dresden's Merkwürdigkeiten.

Loose, J. H. C., theoret. prakt. Anweisung zur Erlernung der deutschen Sprache. 40, 319.

M.

v. Matthisson, Fr., s. *v. Bonstetten's* Briefe —

M'Crie, Th., Geschichte der Fortschritte u. Unterdrückung der Reformation in Italien im 16ten Jahrh., nebst der in Graubünden; aus dem Engl., herausg. von G. *Friederich*. EB. 20, 156.

Mémoires du maréchal *Suchet*, duc d'Albuféra, sur ses campagnes en Espagne depuis 1808 jusqu'en 1814. Écrits par lui-même. 1 u. 2r Bd. 36, 285.

Mémoires tirés des papiers d'un homme d'Etat, sur les causes secrètes qui ont déterminé la Politique des Cabinets dans la Guerre de la Révolution depuis 1792—1815. T. I. II. EB. 17, 129.

v. Meyer, J. F., Wahrnehmungen einer Seherin. 2r Th. 38, 303.

Michaelis, A., die Protocolle der hohen deutschen Bundesversammlung. 27, 213.

Mixpickel u. Mengemus, eingemacht von H. *Lami*. 39, 311.

Morier, J., Begebenheiten des Hassi Baba von Ispahan in England; aus dem Engl. 2 Thle. 25, 199.

Müller, G., kurze Theorie der Dichtungsarten, nebst einer vollständ. deutschen Beyspielsammlung — EB. 14, 108.

— G. C. M., Anleitung zur Verfertigung der Glasflüsse, künstl. Edelsteine, Emaille u. der Schmelzfarben — — in 13 Abthll. 23, 182.

— J. H., neueste Geographie — 3e verm. Aufl. EB. 18, 144.

de Müller, Joh., s. Romancero —

N.

Nares, Rob., a Glossary, or Collection of Words, Phrases, Names and Allusions to Customs, Proverbs — — 31, 241.

Niesert, Jos., merkwürd. Hexenproceſs gegen den Kaufmann G. Köbbing, an dem Stadtgerichte zu Coesfeld im J. 1632. 34, 270.

P.

Petri, H. Ph., Gedächtnißschrift auf die verstorb. Gelehrten, Staatsmänner u. and. denkwürd. Personen des J. 1827; als Anhang zu *Meusel's* gel. Deutschl. 25, 197.

Pölitz, K. H. L., Jahrbücher der Geschichte u. Staatskunst. Monatsschr. Jahrg. 1828, 5—12s Hft. Jahrg. 1829, 1—10s Hft. 26, 205.

de Pradt, M., Statistique des libertés de l'Europe en 1829. 30, 237.

R.

Raschig, M., die Obstbaumzucht im Kleinen u. Großen — EB. 18, 137.

Reinbeck, G., Handbuch der Sprachwissensch., mit besondrer Hinsicht auf die deutsche Sprache. 4r Bd. Prosaische Beyspielsammlung enthaltend. 40, 319.

— — Lebensbilder, Novellen u. Erzählungen. 1—3s Bdchn. EB. 24, 191.

Rom's Schriftsteller u. and. merkw. Männer; nach Antiken gezeichnet. 1ste Liefr. 38, 297.

Romancero e historia del muy valeroso caballero el Cid Ruy Diaz de Vibar — recopilado por *Juan de Escobar*. Ed. completa — adornada con una version castellana de la hist. de la vida del Cid por J. de *Müller*. EB. 24, 185.

Roth, A. G., Enumeratio plantarum phaenogamarum in Germania sponte nascentium. Part. I. Sectio prior et posterior. 23, 177.

Rust, J., Predigten üb. ausgewählte Texte. 1r Bd. EB. 23, 182.

Rutenick, K. A., der christl. Glaube nach dem Luther. Katechismus — 31, 248.

S.

Salomon, G., Denkmal der Erinnerung an *Moses Mendelssohn* zu dessen erster Saecularfeyer — 24, 189.

— — Licht u. Segen, od. wie können Völker wahrhaft erleuchtet u. beglückt werden? Predigt in Bez. auf *M. Mendelssohns* Saecularfeyer — 24, 189.

Schade, Ch. B., a complete practical Grammar of the German Language. 4te Edit. EB. 16, 121.

Schiller, s. Briefwechsel

Schmieder, H. E., Zeugniß von Christo in Predigten gehalten zu Rom u. zu Pforte. EB. 19, 145.

Schmitz, A. Jos. u. J. Jos. *Dilschneider*, systemat. geordnete Musterlese aus dem Gebiete der deutschen Dichtkunst, nebst kurzgefaßter Poetik — EB. 14, 108.

Schnase, P. H. W., s. ausgewählte Erzählungen.

Schneller, Jul. F., Geschichte der Menschheit. 1 u. 2s Bdchn. Auch:

— — allgem. Taschenbiblioth. der menschl. Culturgesch. 1 u. 2r Th. 26, 201.

— — der Mensch u. die Geschichte. — 1—3s Bdchn. Auch:

— — allg. Taschenbibl. der menschl. Culturgesch. 5—7r Th. 26, 201.

— — über den Zusammenhang der Philosophie mit der Weltgeschichte. Akad. Antrittsrede. 26, 201.

Schubarth, H., Mittheilungen gemachter Erfahrungen üb. Flachscultur u. Flachsbereitung, nebst Beschreib. einer neuen Flachsbereit. Maschine. 25, 193.

Staats, F. Ph. L., die Elemente des Lateinschreibens. 2te verb. Aufl. EB. 18, 144.

v. Stägemann, Fr. A., historische Erinnerungen in lyrischen Gedichten. 30, 233.

Starklof, Rouge et Noir, od. die Geschichte von den vier Königen. EB. 20, 160.

Suchet, s. Mémoires du maréchal S.

T.

Thierry, Am., Histoire des Gaulois. 3 Bde. 39, 305.

Tonkunst, üb. die Würde u. den Nutzen ders.; aus dem Franz. 39, 309.

W.

Walchner, Fr. A., Handbuch der gesammten Mineralogie in technischer Beziehung, bes. die mineralog. Verhältnisse Badens betr. 1e Abth. Oryktognosie. EB. 18, 143.

v. Wallenstein's, Albr., ungedruckte, vertrauliche Briefe u. amtl. Schreiben aus den Jahren 1627—1634 an v. Arnimb, Aldringen — — herausg. von Fr. *Förster*. 3 Thle 28, 221.

Wanderungen durch die Rhätischen Alpen; ein Beytrag zur Charakteristik dieses Theils des schweizer. Hochlandes u. seiner Bewohner (von Pet. *Tscharner*.) 27, 209.

Woltmann, R., Beyträge zur Schiffbarmachung der Flüsse — — 21, 168.

Wörle, J. G. C., Rechnen-Exempelbuch für Lehrer u. Lernende. 2e umgearb. Aufl. EB. 24, 192.

Z.

Zwerg, der. Ein irländ. Sittengemälde; aus dem Engl. von E. L. *Domeier*, geb. *Gad*. 2 Thle. 24, 192.

(Die Summe aller angezeigten Schriften ist 94.)

II.

Verzeichnifs der im Intelligenzblatte enthaltenen literarischen und artistischen Nachrichten und Anzeigen.

A. *Nachrichten.*

Beförderungen und Ehrenbezeigungen.

Denzel in Eſslingen 10, 74. *v. Flatt* in Stuttgart 10, 73. *Haas* in Stuttgart 10, 73. *Heugelin* in Tübingen 10, 74. *Klaiber* d. ä. in Stuttgart 10, 73. *v. Lehr* in Stuttgart 10, 74. *v. Leutrum* in Stuttgart 10, 74. *Schmid* in Ludwigsburg 10, 73. *v. Thouret* in Stuttgart 10, 74. *Uhland* in Stuttgart 10, 73.

Todesfälle.

Fischhaber in Stuttgart 9, 66. *v. Lebret* in Stuttgart 9, 65.

Universitäten, Akad. u. and. gel. Anstalten.

Stuttgart, Kunst- u. Gewerbschule, erfreulicher Fortgang, Geschenk des Königs, Lehrgegenstände, Lehrerpersonal 10, 74.

Vermischte Nachrichten.

Gesenius in Halle, Berichtigung. Ein für die Evangel. Kirchenzeitung bestimmt gewesener Artikel. 16, 121. Ausländ. Literatur 13, 97. 14, 105. 15, 113. u. f.

B. *Anzeigen.*

Ankündigungen von Autoren.

Hofaker, Ludw., der Himmel mit seinen Wundererscheinungen und die Hölle 16, 123. — — die neue Kirche des Herrn u. ihre himmlische Lehre 15, 115.

Ankündigungen von Buch- und Kunsthändlern.

Anonyme Ankünd. 11, 87. *Anton* u. *Gelbke* in Halle 10, 75. *Baumgärtner*. Buchh. in Leipzig 10, 75. 11, 84. 12, 94. *Boike* in Berlin 12, 95. *Brockhaus* in Leipzig 9, 69. 10, 79. 11, 84. 12, 92. 15, 118. *Calve*. Buchh. in Prag 9, 67. *Duncker* u. *Humblot* in Berlin 12, 92. 15, 116. *Eupel* in Sondershausen 12, 90. *Ferber* in Gieſsen 10, 75. 12, 94. *Fleischer*, E., in Leipzig 12, 94. *Fleischer*, Fr., in Leipzig 10, 77. 11, 87. 12, 91. *Gebauer*. Buchh. in Halle 11, 83. *Hartmann*. Buchh. in Leipzig 9, 69. 10, 79. 12, 90. *Helwing*. Hofbuchh. in Hannover 9, 69. *Henning* in Greiz 12, 93. *Hölscher* in Coblenz 15, 118. Industrie-Compt. in Leipzig 10, 77. *Kollmann* in Leipzig 12, 89. *Max* u. Comp. in Breslau 11, 85. *Mayer* in Aachen 14, 111. *Metzler* in Stuttgart 9, 70. 11, 81. *Nast*. Buchh. in Ludwigsburg 10, 77. *Perthes* in Hamburg 15, 117. Redaction, die, der Collection in Stuttgart 16, 126. *Rücker* in Berlin 15, 118. Schulbuchh. in Braunschweig s. *Vieweg*. *Schumann* in Schneeberg 9, 70. *Schumann*, Gebr., in Zwickau 11, 85. *Starke* in Chemnitz 15, 117. *Varrentrapp* in Frankfurt a. M. 12, 89. *Vieweg* in Braunschweig 10, 78. 15, 117. 16, 126. *Wagner* in Neustadt a. d. O. 12, 95. *Zu-Guttenberg's* Verlagsh. in Tübingen 15, 115. 16, 123.

Vermischte Anzeigen.

Auction von Büchern in Berlin, *Süvern*sche 10, 80. — von Büchern in Halle, *Eberhard*sche 10, 80. — von griech. u. röm. Münzen in Halle 9, 71. 11, 88. — von Büchern in Leipzig 16, 127. *Brockhaus* in Leipzig, herabgesetzter Preis von *Vollmer's* Natur- u. Sittengemälde der Tropenländer. 2te Aufl. 16, 128. Druckfehler u. Verbesserungen in dem epischen Gedicht von *Lindenhan*: das *gerettete Malta* 9, 72. *Harleſs* in Bonn, Zurechtweisung, den Recensenten von *Berends's* üb. prakt. Arzneywiss. in der Jena. L. Z. betr. 15, 119. *Hartmann*. Buchh. in Leipzig, das *Taschenbuch der Botanik* ist in der höhern Gewerb- u. Handlungsschule zu Magdeburg als Lehrbuch eingeführt 12, 96. *Hetling* in Wolfenbüttel, Erklärung wegen der Verunglimpfungen gegen ihn in verschiednen, die Braunschweigisch-Hannoverischen Streitigkeiten betr. Druckschriften 16, 128. *Heyer*, Vater, in Gieſsen, gratis zu bekommende Verzeichnisse von Büchern 12, 96. *Kümmel* in Halle, vom monatl. bey ihm erscheinenden Büchercatalog ist der Monat Januar 1830 versendet 15, 120. *Meusel* u. Sohn in Coburg, das 18te Verzeichniſs ihrer antiquar. Bibliothek ist durch alle Buchhandll. unentgeldlich zu haben 12, 96. *Schäfer* in Leipzig bietet die vom Verleger an Zahlungs Statt übernommnen Exemplare von *Stephani Thesaurus Graecae Linguae* dem Publicum verkäuflich an 9, 71.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1830.

THEOLOGIE.

Leipzig, b. Barth: *Handbuch der Dogmatik der evangelisch-lutherischen Kirche* oder *Versuch einer beurtheilenden Darstellung der Grundsätze, welche diese Kirche in ihren symbolischen Schriften über die christliche Glaubenslehre ausgesprochen hat*, von *Karl Gottlieb Bretschneider*, Dr. d. Theol., Oberconsist. u. Generalsup. zu Gotha, u. der lat. Gesellschaft zu Jena Ehrenmitgl. *Erster* Band. *Dritte* verb. u. verm. Auflage. Nebst einer *Abhandlung über die Grundansichten der theolog. Systeme* in den dogmatischen Lehrbüchern der Herren Professoren *Schleiermacher* u. *Marheineke*, so wie über die des Herrn Dr. *Hase*. 1828. XXII u. 762 nebst 71 S. gr. 8. *Zweyter* Band. *Dritte* verb. u. verm. Auflage. 1828. XII u. 896 S. gr. 8. (Zusammen 5 Rthlr.)

Die Brauchbarkeit der vorliegenden, mit vieler Eigenthümlichkeit und im Ganzen mit grofser Klarheit, theilweise sehr philosophischer Schärfe, geschriebenen Dogmatik hat sich nicht blofs durch den mit Rücksicht auf Umfang und Preis (überdiefs neben dem Reutlinger Nachdrucke vom J. 1823) schnellen Absatz der zwey ersten Auflagen bewährt, sondern ist auch von frühern Kritikern anerkannt, so dafs bey der *dritten*, verbesserten und vermehrten, Auflage unsere Empfehlung zu spät kommen würde. Obwohl nun die A. L. Z. nur von dem zum Theil noch sehr unvollkommenen ersten Bande der *ersten* Auflage eine kritische Anzeige geliefert hat (vgl. A. L. Z. 1815 Dec. Nr. 293—295, der 2te Bd erschien im J. 1818): so ist doch auch die *zweyte*, verbesserte und sehr vermehrte, vom J. 1822 nach dem im Ganzen gleichen Plane, „die öffentliche Lehre der Kirche richtig darzustellen, sie mit den Aussprüchen der h. Schrift zu vergleichen, und die Lehre der Kirche sowohl als die der Schrift nach den Grundsätzen der Vernunft zu prüfen," auch einen Ueberblick der Geschichte einzelner Dogmen beyzugeben, in so weiten Kreisen bekannt geworden, dafs Rec. sich ohne Bedenken eine kritische Anzeige des Verhältnisses der jetzigen dritten Auflage zur zweyten als Aufgabe stellt, wobey aber die Kritik mit Rücksicht auf den eng gesteckten Raum nur *Einiges andeuten* kann.

Auch in der dritten Aufl. folgen *in der Regel* der historischen Darstellung der Kirchenlehre nach den symbol. Büchern und den davon stets geschiedenen Modificationen nach den altkirchlichen Dogmatikern [in welcher Scheidung eins der Hauptverdienste des Handbuches besteht] dreyerley Kritiken, die dogmatische nach der Consequenz des Systems, die Kritik nach dem N. T. und dann die rationale; und eine kurze Dogmengeschichte bildet, wo es nöthig schien, einen Anhang. — Nicht seltene Wiederholungen (vgl. z. B. Bd II. S. 221 mit Not. 151.), auch eine bisweilen auffallende Breite in der Darstellung, welche im Streben nach voller Deutlichkeit ihren Grund zu haben scheint, Versetzung mancher Bemerkungen (z. B. Bd I. Not. 58 gehört schon zu S. 138.) u. A. möchte in einer vierten Auflage zu vermeiden, fast in aller Art aber mehr *Genauigkeit* zu wünschen seyn.

Dafs die neue Auflage mit Recht eine *vermehrte* heifse, geht schon daraus hervor, dafs sie bey ungleich sparsamerem und kleinerem Drucke ohne die auf dem Titel genannte Abhandlung von 4½ Bogen doch gegen 7 Bogen stärker ist, als die zweyte; desgleichen finden sich mehrfache *Verbesserungen* im Einzelnen fast bey allen Theilen des Werks. Denn sowohl die unmittelbar oder mittelbar gegebenen Erinnerungen Anderer wurden gröfstentheils benutzt, (*Knapp's* Vorlesungen über die christl. Glaubenslehre nicht von vorn herein, zuerst Bd I. S. 691) als auch eigene fortgesetzte Studien zur Nachbesserung veranlafsten, wie ja unter andern mit dieser Dogmatik in Verbindung stehenden, seit 1822 gelieferten Schriften und Aufsätzen des Vfs. schon die schätzbare Abhandlung in der Oppositionsschrift erwarten liefs: „Ueber den Einfluss des Grundbegriffs von der Sünde und der moralischen Freyheit auf die christl. Glaubenslehre." Und eben danach finden sich manche Zusätze, welche ein glückliches Vordringen im Heiligthume der Wahrheit verrathen, wogegen aber leider! eine Anzahl anderer Stellen, deren nothwendige Umarbeitung aus jenen andeutenden Zusätzen zu folgen scheint, fast unverändert blieb oder doch nur (beynahe möchten wir sagen) obenhin bearbeitet wurde. Dafs in einer gewissen (jedenfalls nicht zu rechtfertigenden) Scheu vor zu grofser Heterodoxie der Grund jenes unverkennbaren Mangels an *durchgreifender* Bearbeitung und Umarbeitung zu suchen sey, können wir kaum glauben, zumal ja der muthigen Bekenner und kräftigen Zeugen der Wahrheit auch in des Vfs. Nähe jetzt nicht wenige sind, deren Vorgang zur evangelischen Nachfolge mahnt, und auch etwanige Lästerungen einer antievangelischen „verabscheuungswürdigen Rotte", von welcher freylich selbst ehrwürdige Manen nicht

verschont werden, nur antreiben können, ihrem Unwesen nicht um ihretwillen, (denn sie haben Augen und sehen nicht!) sondern wegen der Schwachen, die noch der Verführung ausgesetzt sind, durch offene und *entschiedene* Darlegung der Wahrheit entgegenzutreten. Wir können daher den berührten Mangel uns nur daraus erklären, dafs die neue Herausgabe des Buches dem Vf. vielleicht noch zu früh abgenöthigt wurde. Wenn dieser Tadel aber mehr im ersten, auch jetzt von uns vornehmlich berücksichtigten, Bande Begründung finden dürfte, so bemerken wir noch, dafs dieser Band überhaupt in allen drey Auflagen eine ungleiche, oft abgebrochene Bearbeitung verräth, welche in der dritten durch die, das Stehengelassene hie und da fast geradezu aufhebenden Zuthaten, ohne dafs das Resultat irgend geändert erscheint, noch mehr hervortritt. (Vgl. z. B. die Lehre von der Göttlichkeit des Sohnes.) Daher denn auch immer noch der Mangel an Consequenz nicht beseitigt ist, und bey dem anderweitig sichtbar scharfsinnigen Denker um so mehr befremdet. — Die stärksten Vermehrungen und auch Verbesserungen finden sich in den Paragraphen über die Geschichte der Dogmen, jedoch fast nur rücksichtlich der ersten Jahrhunderte, wo das eigene Quellenstudium allerdings sehr hervortritt, und welches auch nicht blofs für die genannten, sondern fast für alle Paragraphen ersprieslich geworden ist. (Vgl. noch §. 103 am Ende, u. a. m.) Wenn aber, um die Mangelhaftigkeit der Geschichte späterer Jahrhunderte zu entschuldigen, gesagt wird, dafs „bey dem Zwecke, für welchen *hier* die Dogmengeschichte beygefügt sey, ja wohl der Zeitraum der ersten 4 Jahrhunderte, wo sich hauptsächlich der Uebergang von der biblischen Theologie zur kirchlichen Theologie bildete, der wichtigste seyn dürfte," (S. XII.) so wollen wir das keinesweges läugnen, können aber die gleichmäfsige Darstellung der Fortbildung und Veränderungen dieses Lehrbegriffs wenigstens bis zur Zeit der Reformation doch auch *hier* keinesweges unwichtig finden, da ja theils erst hieraus gar Manches im Lehrbegriffe unserer Kirche volles Licht erhält, theils die Vergleichung des letztern mit dem der nähern Vorzeit auch in mancher andern Hinsicht ersprieslich seyn dürfte; daher es uns auch zweckmäfsiger zu seyn scheint, die Dogmengeschichte der rationalen Beurtheilung vorauf gehen zu lassen. Wir dürfen aber den Grund des obigen Verfahrens wohl mehr darin suchen, dafs der Vf. für Herausgabe des ersten Theils eines Handbuches der Dogmengeschichte zunächst nur die Quellen der ersten Zeit gründlich studirte und daher die noch nicht auf gleiche Weise erforschte Zeit lieber noch unberührt liefs. Aber wenn die Dogmengeschichte vor dem Erscheinen einer vierten Auflage der Dogmatik beendigt seyn sollte, so wünschten wir doch in letztere nur die Resultate jener ohne die ausführlichen Belege (die für jetzt allerdings sehr dankenswerth sind!) aber mit Verweisung auf sie aufgenommen zu sehen, damit man nicht unnöthigerweise zweymal dasselbe zu kaufen habe, ja wohl mit denselben Worten gegeben, wie dieſs bey der „Systematischen Entwickelung" der Fall ist. Denn eben bey dieser können wir das schon früher gewählte Verhältnifs zum Handbuche der Dogmatik nicht billigen, zumal ja die systematische Entwickelung der dogmatischen Begriffe eben in das System der Dogmatik gehört und daher auch darin mit vorkommt, (und hier eben oft mit denselben Worten!) auch der *„isolirten"* Entwickelung kein so hoher Werth beyzulegen seyn dürfte. Wenn nun aber die jährliche Vermehrung der Litteratur ein öfteres Erscheinen des andern Buches wünschenswerth macht und auch noch gröfsere Vollständigkeit des Handbuches die Aufnahme der vollständigen Begriffsentwickelung erheischen möchte, so würden beide Bücher nur gewinnen und auch in ein engeres Verhältnifs zu einander treten, wenn aus dem letztern vielleicht am besten alle Litteratur ausgeschlossen und *in jenes* verwiesen würde, oder doch in demselben nur anerkannte Hauptschriften Aufnahme fänden, dagegen für das andere Buch nur die Litteratur mit den (nur weniger „dictatorischen" und noch etwas mehr darlegenden) Urtheilen aufbehalten bliebe und alles Uebrige in die Dogmatik verarbeitet erschiene. Die mit Letzterem freilich verbundene nicht geringe Mühe wird der Vf. nicht scheuen, und die Verarbeitung geschickt zu bewerkstelligen wissen; unmöglich scheint dem Rec. diese nicht, mit dem Plane des Handbuches eben so wenig im Widerstreite, da es ja dessen Zweck ist, „den Theologen mit dem jetzigen Stande der Dogmatik bekannt zu machen" (S. XII f.), wozu eben die, getrennt von den symbolischen, gegebene Entwickelung der dogmatischen Begriffe bey den ältern und neuern Systematikern nur dienlich seyn kann, wegen der für so manche Erscheinungen in der heutigen Dogmatik daraus hervorgehenden Erläuterungen. — Auf diese Weise nun dürfte durch jene drey unter einander eng zusammenhängende Werke des Hn. D. *Br.*, durch das Handbuch der Dogmatik, durch das der Dogmengeschichte, nebst der die Dogmatik betreffenden (meist vollständigen) Litteratur, ein *gründliches* Studium der Dogmatik sehr erleichtert und gefördert werden. — Dafs aber bey der Dogmatik öfter noch mehr Unbefangenheit in der Exegese (obwohl die neue Ausgabe auch hierin vor der zweyten schon viele Vorzüge hat), dafs namentlich noch mehr Freyheit von jeglicher kirchlichen Fessel in der Kritik der kirchlichen, allezeit menschlichen, Lehren wünschenswerth seyn dürfte, wird sich für den mit der 2ten Ausg. Vertrauten im Verfolg dieser Anzeige ergeben; m. vgl. übrigens noch z. B. §. 111 der *neuen* Aufl. wo es heifst: „Wir können *daher*" (näml. weil durch Wegfallen des Lehrstückes vom Satan *kein wesentlicher Punkt des kirchlichen Lehrgebäudes* gefährdet werde!) „die Gründe und Gegengründe der Kritik *desto unbefangener* abhören" u. s. w. (Schon gröfsere Freyheit ist im IIten Bde nicht zu ver-

verkennen.) — Besonders rühmen aber müssen wir noch die in der neuen Ausg. hervortretende, liebenswürdige Bescheidenheit des verehrten Vfs., statt dafs man in der 2ten öfter auf dictatorisches Absprechen stiefs, was sich doch nicht selten nur auf herübergenommene Behauptungen besonders Döderleins stützte (welche Verwandtschaft dem Kundigen auch bey der hie und da fast nur übersetzenden Knapp'schen Dogmatik sich zeigt). Sollte jene Umwandlung nicht zum Theil die erfreuliche Frucht der dogmenhistorischen Studien seyn? —

Indem wir jetzt dem Gange des Handbuches noch in einigen Zügen vergleichend folgen, übergehen wir nach dem bereits Gesagten den dogmengeschichtlichen und den litterarischen Theil desselben gänzlich, obwohl sich gar manche Erinnerungen namentlich in Betreff des letztern machen liefsen. (Rücksichtlich des Historischen heben wir nur noch den Anachronismus hervor, dafs Innocenz III. — er starb 1216! — das Bibelverbot im J. 1229 bestätigt haben soll! Uebrigens kam das Bibelverbot wohl nicht erst im J. 1229, sondern schon auf dem frühern Concil gleichen Orts im J. 1129 zur Sprache.) Als einen Beweis gründlichen Urtheils aber bezeichnen wir das über *Schulz's* [nicht Schulze!] Schrift vom Abendmahl „als völlig erschöpfende exegetische Untersuchung" gefällte. Sollte übrigens das Resultat des Anhanges jener Schrift über den Vf. des Matthäusevangeliums ausführlich begründet werden, so dürfte es freylich um gar manche Partieen des vorliegenden Handbuches der Dogmatik (schon um die Offenbarungstheorie!) nicht gut stehen, wiewohl dessen Vf. jetzt sagt (Bd II. S. 282): „unter der *Voraussetzung*, dafs er (Matthäus) der Verfasser des Evangeliums ist, was man neuerlich, *jedoch ohne zureichenden Grund*, hat zweifelhaft machen wollen" u. s. w. Noch mehr bedrängt dürften einzelne Partieen werden, wenn man vom Johannes mehr urgirte, dafs er sehr spät schrieb und offenbar Vieles nach später gewonnenen Ansichten modificirte, wenn man auch zugiebt, dafs der Streit über dessen Authentie „für das theol. Publikum als erledigt" anzusehen sey (S. VIII).

Was die verbesserten und vervollständigten Prolegomenen betrifft, so ist zunächst in §. 1 (Religion) der Text näher bestimmt und etwas erweitert durch genauere Trennung des *Begriffs* und der *Idee* der Religion, sowie durch Hervorhebung derselben, als Zustand des Menschen betrachtet, wo sie Glauben, Thun und Fühlen *zugleich* sey, indem, gegen *de Wette, Schleiermacher, Twesten, Kant*, als das *Erste* des religiösen Zustandes nicht das Gefühl noch das sittliche Thun, sondern das Wissen gesetzt wird, „welches zu einem Glauben wird an die Realität des Gewufsten." Auch wird der Ursprung der Gotteserkenntnifs ausführlicher besprochen, und der Vernunft mehr zugestanden, jedoch mit Verweisung auf die Lehre von der Offenbarung (§. 23). Desgleichen sind die Noten berichtigt und erweitert. Dahin gehört die mit Beziehung auf des Hn. D. *Paulus* „Denkglaubigen" endlich geschehene Verwerfung der Ableitung des lat. *religio* von *religare*, wobey zugleich *Cic. de Senect.* c. 15 (vgl. *legio a legendo Varr. L. L.* 4, 16) wohl nicht zu übersehen war, wie auch, dafs Augustin an einigen Stellen dem Cic. sich nähert; ebenso war die Ableitung von *relinquere* nicht ganz zu übergehen, zumal in den drey verschiedenen Ableitungen der Entwickelungsgang der Religion als Erscheinung des menschlichen Lebens sich abspiegeln dürfte, da bey altlateinischen Dichtern die Bezeichnung des heil. Hains, der Grabstätte u. s. w. durch *locus religiosus* hinweist auf die heil. Scheu, nach welcher man etwas flieht (*relinquere* — Hindeutung auf die Wirkungsart der religiösen Idee bey rohen Menschen), da die Erklärung durch Gewissenhaftigkeit, durch Scheu vor Verletzung der Pflicht das Vorwalten moralischer Begriffe bekundet (*relegere*), die Ableitung von *religare* aber die Idee der Verbindlichkeit, der Abhängigkeit des Menschen von Gott. (Auch ist die Ableitung des Wortes *Kirche* Bd II. S. 813 wohl zu kurz berührt.) — §. 5 der 2. Ausg. (Unterschied zwischen christlicher Theologie und Dogmatik) erscheint in der neuen passend getheilt, indem die letzte Hälfte jetzt als §. 5 b. erweitert die bezeichnende Ueberschrift hat: *Entstehung* und Geschichte der Theologie. Erstere wird gegen Mystiker und Pietisten als durch die Beschaffenheit der christlichen Religionsurkunden, sowie der ersten christlichen Gemeinden, und durch den Zusammenhang der Religion mit der Philosophie nothwendig gegeben dargestellt; in der andern (jetzt vollständigern und genauern) wird namentlich des *Origenes* Büchern *περὶ ἀρχῶν*, *Gregorii Nyss. catechesis magna* und *Augustini enchiridion ad Laurentium* die Ehre des ersten theologischen Systems abgesprochen, auch das Verdienst der Scholastiker mehr hervorgehoben. Bey der Heuristik der [lutherischen] Dogmatik (§. 7 u. 8) wird Mehreres erinnert gegen *Twesten*, welcher die *de Wette*'sche Vermischung theologischer Privatmeinungen mit dem öffentlichen Lehrbegriffe zu vertheidigen sucht. (Auch ist *Augusti* — s. noch §. 12. — von jenem Vorwurfe nicht eximirt; — wiewohl derselbe in der Vorrede zu der neuen Ausgabe seiner Dogmatik, 1825, mit der Bemerkung appellirt hat, dafs seine ganze Dogmatik nur Darstellung des kirchlichen Lehrbegriffs seyn solle, und wo die spätern Dogmatiker angeführt würden, geschehe es nur zur Vergleichung.) — Aber von der dann behaupteten Nothwendigkeit der Scheidung des (immer blofs grammatischen) *Confiteor* hat Hr. Dr. *Br.* bey dem Rec. eben so wenig Ueberzeugung bewirkt, als gewifs bey den meisten seiner Leser. Unter der bezeichnendern Ueberschrift „Systematik *und Wesen* der Dogmatik" ist §. 9 getheilt in 9 a. und 9 b., und 9 a. fast ganz neu oder doch umgeschaffen, etwa von dem Inhalte, welchen wir wegen mehrerer damit zusammenhängender Aenderungen in andern §§ etwas ausführlicher geben. So wesentlich der Dogmatik der Charakter der Syste-

stematik ist, so wenig tritt diese doch in unsern Bekenntnifsschriften hervor, was aber theils aus der Natur derselben als solcher, theils und vornehmlich aus der Entstehung des kirchlichen Lehrbegriffs sich erklärt, welcher dem Boden des frühern theologischen Systems entwuchs und keinesweges dem einer freyen und planmäfsigen Speculation. Dieſs wird nun auf sehr anziehende Weise historisch entwickelt, indem gezeigt wird, dafs die ursprüngliche Idee der Kirche als einer Gemeinschaft der Heiligen allmählig ganz in Schatten trat, und obwohl nie ganz verschwindend (Waldenser, Mystiker) doch in Erschlaffung der Kirchendisciplin einer Versöhnung durch das Priesterthum, einem sichtbaren Machtreiche der Priesterschaft allmählig Platz machte: daher vornehmlich die *Messe* als *fortgehendes* Opfer und die *Indulgenzen* als Ersatzmittel der Buſse mit dem Ablafskrame, welchen Luther als Augustiner und dann als *doctor in bibliis* zuerst bekämpfte, wodurch er, überdiefs bey der Art, wie seine Gegner ihn bekämpften, sogleich darauf geführt wurde, den ganzen priesterlichen Charakter der Kirche näher zu prüfen und darauf dem Romanismus und Papismus, auf biblische und andere evidente Gründe sich stützend, entgegenzutreten, indem er 1) unter bestimmter Verwerfung aller aufgekommenen genugthuenden Werke und der Fortsetzung des versöhnenden Opfers durch die Priesterschaft, festhielt an dem *einmaligen* und ewig gültigen Opfer Christi (Hebr. IX, 28), wobey subjectiv nur der, die Versöhnung sich aneignende, *Glaube* des Menschen erfordert werde, und 2) festhielt an der h. Schrift als der *alleinigen* Regel und Richtschnur des christlichen Glaubens und Lebens (Alles in dem strengen Supernaturalismus seiner Zeit und seines Augustins). Diese zwey Sätze blieben nun, wie für Luthers theologische Studien, so auch für unsern symbolischen Lehrbegriff leitend. Die Lehre von der Trinität, welche jene beiden Grundprincipien nur mehr stützte, blieb unangetastet; desgleichen die kirchliche Lehre von der Erbsünde, welche Luther in Gen. 3. und bey Paulus, besonders aber in seinem Augustin, bestimmt zu finden glaubte. Dafs in der Augsb. Conf. nicht auch das Princip von dem ausschliefsenden Ansehen der h. Schrift in einem besondern Artikel aufgestellt ist, davon wird der Grund darin gesucht, dafs dies Princip nicht material, sondern formal sey und damals noch eine Vereinigung mit der katholischen Kirche erstrebt sey, weſshalb dieſs erst in den schmalkald. Artikeln und der Concordienformel geschehe. Wegen des Cirkelschlusses mufste Hauptsache bleiben, die h. Schrift als Codex einer unmittelbaren Offenbarung gehörig zu erweisen, was aber zu Luthers Zeit nicht geschah, da die Gegner über die Tradition nur als *gleiche* Erkenntnifsquelle stritten und da sie eine Erbsünde als Quelle der wirklichen Sünden zugaben und nur über die Zahl und Beschaffenheit der für beide genugthuenden und versöhnenden Mittel stritten. So blieb die tiefere Erforschung des materialen, wie des formalen Princips einer folgenden Zeit überlassen. Doch „die Vernunft — *mufste* in alle diese Untersuchungen eingehen. Es ist daher unverständig, wenn man die Discussionen der neuern Theologie bloſs als Folge eines unerlaubten Vorwitzes, einer unruhigen Neuerungssucht verschreiet, und es der Kirche zur Pflicht machen will, sich derselben zu entschlagen, oder sie durch Verbote zu hindern." Indefs gehören diese Discussionen plangemäfs zur Geschichte und Kritik des kirchlichen Systems. (In dem Netze des kirchlichen Systems §. 9 b. aber steht noch immer die *„freye Gnade* Gottes," da doch Bd II §. 129 in der Note mit Recht gesagt wird: „der Ausdruck *„freye Gnade,"* der vor einiger Zeit sehr beliebt wurde, findet sich in den symbol. Büchern nicht, und er enthält auch eine Tautologie, weil Gnade den Begriff der Freyheit schon wesentlich hat, und eine verdiente oder — moralisch — abgenöthigte Gnade einen Widerspruch enthält.") Die „Rechtfertigung der fundamentalen Einheit der ev. Dogmatik" (§. 10 b.) ist sehr zeitgemäfs hinzugekommen. (Vgl. *Wegscheider* Institutt. §. 30.)

(*Die Fortsetzung folgt.*)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Weygand: *Theobald oder die Schwärmer*, eine wahre Geschichte von *Heinrich Stilling*. *Dritte* Auflage. 1828. *Erster* Bd. 292 S. *Zweyter* Bd. 214 S. 8. (1 Rthlr. 21 gGr.)

Zur Charakterisirung des vorliegenden, keinesweges den gemeinen Pietismus begünstigenden, Werks mag folgende beherzigungswerthe Stelle aus S. 86 des *zweyten* Bds dienen.

„Die eigentlichen wahren Christen fallen nie dem Publikum ins Auge, sie sind unter alle Stände und alle Menschenklassen zerstreut; sie machen kein Geschrey, sondern wenig Worte; sie lassen beständig fort durch gute Handlungen ihr Licht leuchten; sie zeichnen sich weder durch Kleidung noch durch einen besondern Wandel vor andern Menschen aus; sie sondern sich weder von ihrer Kirche noch von bürgerlichen Gesellschaften ab; sie erscheinen allenthalben, wo ihre Erscheinung weder Aergernifs noch Sünde gebiert; sie vermeiden mit eben der Sorgfalt den äufsern Schein der Heiligkeit, (im Text steht durch einen Druckfehler: Herrlichkeit,) mit der sie den Schein und das Seyn der Eitelkeit vermeiden; sie thun Gutes Jedermann und suchen dies weder zu entdecken noch zu verstecken; sie sind die besten Unterthanen, die besten Ehegatten, die besten Eltern und die besten Nachbarn. Leser! wo du einen solchen Menschen findest, da freue dich, denn du hast einen wahren Christen gefunden: frage dann nicht was er *glaube!*"

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1830.

THEOLOGIE.

Leipzig, b. Barth: *Handbuch der Dogmatik der evangelisch-lutherischen Kirche* — — von *Karl Gottlieb Bretschneider* u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Im *ersten* Theile, den Grundsätzen der Kirche über die göttliche Offenbarung und deren Codex, sind §. 14 u. 15 in *einen* verschmolzen und überschrieben: Von dem Princip *der Erkenntniſs* der christl. Theologie; worauf §. 15 (16) die dogmatische Kritik über das Ganze der kirchlichen Theorie (von der Offenbarung *und* ihrem Codex) angereiht ist, „weil beide Behauptungen bey derselben sich nicht wohl trennen lassen" (S. 80), und erst bey §. 16 (17) geht das erste Kap. an. Noch hebt §. 14 hervor, daſs die gänzliche Unterordnung der Aussprüche der Vernunft unter die Schrift erst in der Concordienformel sich bestimmt finde, wiewohl jene freylich auch schon aus der Lehre von der Erbsünde und dem Verderben der menschlichen Vernunft herflieſse; und §. 15 (16) wird noch bemerklicher gemacht als früher, daſs die Theorie der symbol. Bücher nicht bloſs über die in der Schrift enthaltene Offenbarung, sondern auch über die Schrift selbst so manche Fragen unbeantwortet läſst, welche nach und nach zur Untersuchung kommen muſsten. — Das Kapitel von der Offenbarung hat in dem neuen §. 22 (und auch in §. 24) eine wesentliche Verbesserung erhalten, deren Einfluſs auf mehrere andere Theile des Werkes nur leider zu wenig sichtbar ist. Aufserdem nämlich, daſs §. 17 der 2ten Ausg. jetzt in §. 16 u. 17 zweckmäſsig getheilt und die Paragraphenzahl so wieder ins Gleiche gebracht ist; aufser einer treffenden Erinnerung über *Twesten* (in §. 16), über die patriarchalische Religion (in §. 17), gegen *Hase* über den *παράκλητος* (§. 18); aufserdem daſs in Not. 22 sehr zeitgemäſs Luthers Erklärung über Petrus (zu Gal. 2, 11) hervorgehoben wird, welcher „nicht allein *geirrt*, sondern auch *grob* und *schwerlich gesündigt*" habe; aufserdem daſs die Gründe für das fleiſsige Lesen und Benutzen auch des A. T. von allen Christen conciser und durch bestimmtere Hinweisung auf den Zusammenhang und Stufengang der göttlichen Offenbarung etwas erweitert erscheine; wird die *philosophische* Kritik der kirchlichen Theorie (§. 22 — 35) mit einer „Vorbereitung dazu, über die Offenbarung überhaupt" auf treffliche Weise eröffnet, wovon das einem Theile nach allerdings, aber noch unvollkommen, in der 2ten Ausg. (§. 23 vgl. §. 93) angedeutete Ergebniſs etwa dieses ist: Die Vorstellung von mittelbarer und unmittelbarer, natürlicher und übernatürlicher Wirkung Gottes in der Natur sey bloſs subjectiv und anthropopathisch. Denn wer da glaube, daſs ein eigenes Eingreifen Gottes in den ursprünglich von ihm geordneten Naturzusammenhang als den Naturlauf störend seiner Weisheit nicht angemessen sey oder doch als ein Nachhelfen und Ausbessern eine Unvollkommenheit des Schöpfungswerkes voraussetze: der stelle Gott als einen *immer müſsigen* Zuschauer neben das sich selbst überlassene Kunstwerk der Welt; und wer ihn manchmal und zu gewissen Zeiten unmittelbar eingreifen und eine unmittelbare Wirkung (Wunder) hervorbringen lasse, der betrachte Gott als einen *in der Regel müſsigen:* die erstere Vorstellung aber streitet mit dem Begriffe des vollkommensten Lebens Gottes, bringt also die Vernunft mit sich selbst in Widerspruch, und die andere unterwirft Gott der Vorstellung von Raum und Zeit. Wie aber Gottes stets fortgehendes Wirken nicht von der physischen Welt getrennt werden kann, so auch nicht von der moralischen oder vernünftigen, der Geisterwelt; und hat jenes hier Gott selbst oder göttliche Dinge (die Religion, das Heil der Menschen) zum Ziele, so heiſst es Erleuchtung oder Offenbarung, auch sie ist eine stetige und allgemeine, und kann nach Verschiedenheit ihres Zweckes entweder eine weiterbildende oder eine nachbildende seyn: in jenem Sinne wird es von Moses, den Propheten, Jesu, den Aposteln gesagt, welche zu Lehrern Anderer zu bilden waren; in diesem von der christlichen Welt, welche durch den Geist Gottes im Geiste und Sinne Christi herangebildet werden soll. (M. vgl. auch Ephes. IV, 13.) Wenn nun auch gegen Einzelnes in den hier angedeuteten Ideen noch Einwendungen sich machen lieſsen, so ist doch, wie gesagt, ein Mangel ihres vollen Einflusses auf die Behandlung der übrigen Theile zu beklagen, obwohl Einzelnes geschehen ist. Die §§. 22*b*. bis 24. sind angemessener umgestellt in dieser Folge: §. 22*b*. Möglichkeit der Offenbarung, §. 23. Nothwendigkeit und Bedürfniſs derselben, und §. 24. Verhältniſs zwischen der geoffenbarten Lehre und der menschlichen Vernunft (welcher letztere früher §. 22 war); aber wenigstens bey der zum Theil §. 23 der 2. Ausg. hieher gezogenen Beseitigung der schlieſslich aufgeworfenen Fragen hätten wir die Absicht des Schöpfers, *freye Kinder* zu haben, mehr hervorgehoben gewünscht. Auch §. 23 ist etwas vollständiger, indem nach einem Worte gegen die Vernunftverächter zwey Momente zur hin-

hinlänglichen Begründung des Bedürfnisses einer göttlichen Erleuchtung oder Offenbarung (der höchsten Vernunft) hervorgehoben erscheinen: das eine: die Geschichte der menschlichen Vernunftbildung (nach der oben genannten Abhandlung in der Oppositionsschrift), wonach alle religiöse Vernunftbildung aus göttlicher Erleuchtung abgeleitet wird; das andere: das Bedürfnifs einer kirchlichen Gemeinschaft (diefs etwa wie in der 2. Ausg.). Auch das Verhältnifs zwischen der geoffenbarten Lehre und der menschlichen Vernunft ist philosophisch und historisch weit gründlicher behandelt. Je nachdem behauptet wird, dafs der Vernunft kein Urtheil, oder dafs ihr ein solches in letzter Instanz zustehe, oder ihr nur gewisse, näher zu bestimmende Rechte zukommen, ist die Denkungsart entweder strenger Supernaturalismus oder strenger Rationalismus oder endlich eine gemischte. Diefs wird literarisch belegt, auch mehr hervorgehoben, dafs, wie in andern Dingen, so auch in Verwerfung des Vernunftgebrauches die Reformatoren und besonders Luther (vornehmlich seit dem Abendmahlsstreite) von ihrem Augustin abhängig waren. Dagegen wird nun treffend bemerkt, dafs ohne das Vermögen der Ideen gar keine Religion, auch keine geoffenbarte möglich, auch das Göttliche keinesweges nach etwas blofs Menschlichem gemessen werde, sondern das (von aufsen kommende) noch problematisch Göttliche nach dem (innerlich, ursprünglich gegebenen) gewissen Göttlichen, ohne Willkür; auch sey es Täuschung, wenn man meine, die religiösen Ideen würden durch eine Offenbarung aus einem subjectiven Glauben ein objectiver: und nach dem Zeugnisse der Dogmengeschichte finde, abgesehen von der so sehr verschiedenen Auslegung des Codex, unter den Vorstellungen der Offenbarungsgläubigen eine wenigstens eben so grofse Verschiedenheit Statt, als bey den philosophischen Systemen, u. s. w. Nach §. 28 nun sey das Verhältnifs zwischen philosophischer und geoffenbarter Religionslehre dasjenige, wonach „Rationalismus und Supernaturalismus in Eine Wurzel zurückgehen, und dieses biblische Princip, die spätere Offenbarung nach der früheren zu beurtheilen, volle Bestätigung findet." (S. 159—161.) „Die Vernunft darf fordern, die religiösen Ideen in der Offenbarung zu finden, aber sie kann nicht das Maximum des Inhalts der Offenbarung bestimmen, weil sie sich selbst nicht als vollendet erkennt." (S. 162.) Dagegen möchte doch aber zum Theil *Krug* über Rationalismus u. s. w. zu vergleichen seyn. In §. 25 ist alsdann statt der zwey ersten Forderungen der Vernunft an die Offenbarung in der 2. Ausg. (sie mufs frey seyn von Widerspruch mit sich selbst, und mit den Gesetzen und religiösen Ideen der Vernunft) die Eine aufgestellt (nach §. 23 f.): sie mufs, wie alle Erziehung, einen *Stufengang* und eine *Vollendung* haben. Die Beglaubigung der Offenbarung ferner hinsichtlich der Person des Empfängers oder Dollmetschers der vollendeten Offenbarung durch Weissagungen und Wunder ist jetzt in 2 §§. (26 und 26 *b.*) statt in Einem abgehandelt und vermehrt, wie verbessert. In §. 26 ist von den zur Weissagung wesentlichen Stücken das erste, dafs ihr Inhalt zukünftige zufällige Ereignisse betreffen mufs, auch durch die Schrift begründet, und am Ende ein Einwurf beseitigt, ferner *c*) mit *b*) als von diesem nicht eben verschieden verbunden; dafür ist jetzt *d*) hinzu gekommen: Die historische Ausmittelung, ob die Weissagung vor dem Erfolge ausgestellt sey oder der spätere Referent sie nicht nach dem Erfolge accommodirt habe. Zu Ende des §. wird die gewöhnliche Schlufsfolge beym Beweise aus den Weissagungen noch mangelhafter gefunden als früher, und dennoch den Weissagungen immer ein Moment für den Glauben zugeschrieben, ja von den messianischen Weissagungen des A. T. behauptet, „dafs, wenn sie nicht vorhanden wären, der Unglaube ihre Abwesenheit mit einigem Rechte rügen könnte." (S. 177.) Etwa dasselbe wird von den Wundern §. 26 *b.* behauptet, wobey es ebenfalls vor Allem auf die Göttlichkeit der Lehre des Wunderthäters *ankomme*; und indem derjenige Wunderbegriff, welchen der Vf. in der 1sten Aufl. statuirte, noch schärfer widerlegt, auch überhaupt die objective Geltung des Wunderbegriffs nach §. 22 nicht zugegeben wird, so konnte natürlich auch die ansprechend scheinende Twestensche Wendung nicht gebilligt werden. Ungeachtet nun aber der Beweis der Offenbarung auch aus den Wundern (wie aus den Weissagungen) nicht wissenschaftlich gefunden wird, so werden doch die Wunder wieder „nach der subjectiven Beschaffenheit des Menschen ein Unterstützungsmittel des Glaubens" genannt. Rec. kann nicht läugnen, dafs ihm diese auch §. 30 (ungeachtet eines noch mehr dagegen sprechenden Zusatzes) und §. 31 wiederholte Clausel als sehr unwissenschaftlich und Vorurtheile begünstigend erscheint. — Es ist nun natürlich, dafs die Aenderungen, welche §. 25 und 26 erfahren haben, ähnlich zum Theil in den folgenden §§. zum Vorschein kommen, wo von Beglaubigung der *christlichen* Offenbarung als einer göttlichen die Rede ist; und §. 27, wo diese „in Hinsicht der Offenbarung selbst" durchgeführt wird, hebt den Theil des Beweises für die Göttlichkeit des Christenthums weit schärfer hervor, wonach dieser aus des Christenthums *innerer Beschaffenheit* geführt wird, und zwar nach seiner *negativen* und *positiven* Seite, deren letztere (nach §. 25) dadurch anschaulich gemacht wird, dafs wir im Christenthume die *Vollendung* des *Stufenganges* der Offenbarung finden (S. 192—196); wir heben den charakteristischen Satz hervor (S. 196): „Im Christenthume ist die *Erlösung* vom Tode zu einem ewigen und seligen Leben der Mittelpunkt des Ganzen, nicht die Vorstellung von der *Versöhnung*, wie viele behaupten," u. s. w. (vgl. jedoch z. B. S. 649.). Noch ist in §. 28 unter den Merkmalen des religiösen Schwärmers vor dem letzten, dafs er „immer ein besonderes Häuflein Frommer und von Gott Begnadigter zu bilden sucht," noch dieses, dafs er eine Ehre darin sucht, wegen seiner Ueberzeugungen.

ver-

verfolgt zu werden, und sich zum Märtyrerthume drängt. Aber §. 29 wiederholt, wie in der 2. Ausg. (aufser einem Zusatze in Note 107), nur die Reinhard'schen Sätze über den Plan Jesu im Auszuge, was Rec. nicht billigen kann, da der Zusammenhang hievon mit dem Vorigen nicht eben begründet ist, und sonderbar im Anfange der Zweck Reinhard's bey dessen Aufstellung mit Recht wohl gemifsbilligt wird, aber dennoch in den Sätzen selbst eben jener Zweck immer hervortritt: Rec. meint, nicht ein blofser Auszug der Reinhard'schen Schrift gehöre hieher, sondern wenigstens eine Verarbeitung. Sollte aber überhaupt nicht eine Beweisführung aus dem Charakter Jesu hier mehr an der Stelle seyn? Wenngleich die grofse Schwierigkeit einer solchen Charakteristik selbst den verewigten Niemeyer mit jedem Jahre mehr abhielt, den Versuch der Lösung zu machen: so ist diese doch nach und nach zu bewerkstelligen; und wir meinen, für Hn. Dr. *Br.* trete hier die Pflicht ein, wenigstens durch Aufstellung der Grundlinien (*vielleicht* in der Ordnung: *a.* intellectuelle Seite, *b.* moralische, *α.* äufsere, *β.* innere — Triebfedern, psychologisch u. s. w.) seiner ganzen Darstellung mehr innern Zusammenhang zu geben. Auch würde für §. 30 eine Berücksichtigung der merkwürdigen Stelle bey *Plato de rep.* lib. 2 init. (Vol. VI p. 215 Bip.) vgl. mit *Clemens Alex. strom.* lib. 5. p. 601 (s. Grot. ad Mt. X, 38) wenigstens interessant seyn. In §. 32 aber ist der Beweis durch die Bekehrung und das Zeugnifs des Apostels Paulus, wo die 2te Ausg. die Behauptungen der 1sten nur von einigen Bedenklichkeiten begleitet wiederholte, grofsentheils umgearbeitet, indem der indirecte Beweis zwar beybehalten, der directe aber entschieden geläugnet und die in der Apostelgeschichte 3 mal (nicht ohne Differenzen) erzählte Begebenheit bestimmter mit 2 Cor. XII. in Verbindung gesetzt wird, ohne dafs jedoch die dadurch entstehenden chronologischen Schwierigkeiten erörtert werden, als zu weit führend. Im Allgemeinen nun mufs Rec. von diesem Kapitel wiederholen, dafs er besonders nach Durchlesung des trefflichen 22sten §. durchgreifendere Veränderungen und eine noch wissenschaftlichere Gestalt, wie fast des ganzen ersten Bandes, so auch dieses Kapitels erwartete. — Bey der Abhandlung im 2ten Kapitel zunächst vom Codex der *christlichen* Offenbarung überhaupt übergehen wir die Zusätze über *instrumentum* (S. 254), über die grofse Synagoge (S. 257 Note 159), den Kanon betreffend (S. 259 f.), über die *fides divina* gegen katholische Polemiker (S. 263—266), den Hebräerbrief u. A. (S. 268); berühren auch nur, dafs die Begründung des evangelischen Princips von dem alleinigen Codex der Offenbarung theils durch die Natur und Beschaffenheit des N. T., theils durch einzelne Behauptungen der *n.* t. Schriftsteller versucht (S. 277—279), alsdann hervorgehoben, dafs auch Luther und die ersteren Theologen unserer Kirche dem Unterschiede von Homologumenen und Antilegomenen folgten (S. 283), sowie die Behauptung erhärtet, dafs die Geistesgaben von der Inspiration verschieden gewesen (S. 286 f.), die Ueberflüssigkeit und Unzulässigkeit der Tradition neben dem inspirirten Codex vornehmlich historisch erwiesen ist (S. 288 f.); wir nennen auch nur noch die Angabe der „Neueren" (S. 300), welche nach Philo, Clem. Alex. und Orig. eine Inspiration aller Leser und Interpreten des Codex behaupteten, wohin mit Recht die neuste *Irradiation* gezogen wird. Aber S. 294 zur Inspiration der hebr. Punkte vgl. m. auch *Formula Consensus Helv.* can. II. S. 445 bey *Augusti.* — Nicht eben erhebliche Zusätze und Veränderungen, wiewohl man dieis wünschen und auch erwarten möchte, finden sich im 2ten Abschnitte über die Ableitung der geoffenbarten Lehre aus dem N. T. als dem Codex derselben, aufser in der Accommodation (§. 43), wo jetzt der Versuch gemacht ist, zu zeigen, dafs rücksichtlich der *positiven* Accommodation in der *Materie* des Unterrichts die Behauptung, „Jesus und die Apostel seyen sich der Falschheit gewisser Lehren, die sie mit vorgetragen hätten, selbst gar wohl bewufst gewesen," eben so schwer zu *beweisen* als zu *widerlegen* sey, weil sie ein inneres Factum betreffe, worüber die Nachwelt nie vollkommen urtheilen könne: die Gründe, wodurch früher jene Behauptung (sehr bestimmt) widerlegt werden sollte, sind jetzt theils zusammengezogen, theils anders gestellt, und wenigstens sehr geschwächt: besser also, heifst es dann, werde die ganze Streitfrage auf die göttliche Offenbarung selbst und deren Stufengang bezogen, wo sie nur den einen Sinn haben könne, „ob die göttliche Offenbarung durch Christum von den damals vorhandenen und allgemein verbreiteten religiösen Ansichten ausgegangen, an dieselben sich angeschlossen, aus ihnen eine reinere Erkenntnifs entwickelt, und sich derselben als Mittel bedient habe, um das damalige Zeitalter, und durch dieses die Nachwelt zu einer richtigern Erkenntnifs zu führen?" und dieis wird bejaht (S. 336 f. vgl. §. 22). Freylich hätten aber danach wohl manche §§. eine Aenderung erfahren sollen, z. B. der 158ste (Th. II. S. 208). —

Beym Anfange des IIten ungleich gröfsern Theiles der Dogmatik wird die befolgte Ordnung der Lehrstücke (gegen den Rec. der 2. Ausg. in den N. theol. Annalen) nicht ohne Grund theils dadurch vertheidigt, dafs das *Ganze*, nicht blofs das Antithetische, darzustellen ist, theils durch den Vorgang der Augsb. Confession (S. 343 Not. 225). Im ersten Kapitel, von Gott und dessen Verhältnisse zu der Welt und den Menschen überhaupt, begegnet uns zuerst in §. 45 eine bessere Scheidung der philosophischen und dogmatischen Form in der kirchlichen Lehre von Gott, was wir aber übergehen, wie auch die kleinen Zusätze im Begriffe (der Bibel und menschlichen Vernunft) von Gott unter den a. t. Namen Num. 3. 4. 7. (auch Note 228), die der Definition angemessenere Ordnung der Merkmale des n. t. Begriffs nebst kleinen Zusätzen; wir berühren ferner nur, dafs in §. 47 die Zuthaten theils über die Bedeutung

des

des Satzes „Gott *ist* oder *existirt*" in der Sprache der Religion (S. 353 f.), theils über Hylozoismus (wo übrigens bessere Anordnung der folgenden Nummern, S. 354), theils über den idealistischen Pantheismus (nicht Atheismus) Spinoza's (S. 355) und den naturalistischen Schelling's (S. 356—358) grofsentheils aus dem Schlusse von §. 49 der 2. Ausg. genommen sind. Aber §. 48 hat (mit dem neuen Zusatze S. 360 oben: „jedoch nur für den Offenbarungsgläubigen") die nicht wissenschaftliche Geltendmachung des Beweises für Gottes Daseyn aus dem Daseyn einer göttlichen Offenbarung immer noch, da doch die *petitio principii* dabey zugegeben ist! (zugleich ein Mangel an durchgreifender Umarbeitung nach §. 22. Wunder und Weissagungen spielen hier wieder eine Hauptrolle!) Der Satz, „weil das Bedingte ist, so mufs auch das Unbedingte seyn," leidet hier nicht Anwendung. Dafs dieser aber allen (Vernunft-) Beweisen (oder vielmehr Nachweisungen) des Daseyns Gottes zum Grunde liege, bildet (nebst der aus der 2. Ausg. hieher genommenen Note 218 des §. 48) mit Recht den neuen Anfang von §. 49, worin überdiefs der dem kosmologischen Beweise gemachte Vorwurf der 2. Ausg. jetzt zum Theil nicht ganz gegründet genannt wird (S. 370). Die Einheit Gottes (§. 50) ist weit präciser dargestellt und durch Einiges über den Dualismus der ersten christlichen Jahrhunderte vermehrt (vgl. §. 97 der 2. Ausg.). Wir übergehen bey den göttlichen Eigenschaften die Zusätze, wie über *Hase* und *Schleiermacher* (S. 391 f.), über den uns bekannten und den uns unbekannten Willen Gottes, *vol. manifesta et abscondita* (S. 411 f.). Uebrigens war die Zahl §. 55 in der 2. Ausg. übersprungen, doch ist in der neuen Ausg. diefs ausgeglichen durch Theilung des frühern §. 57; und S. 420 findet sich eine Zusammenziehung, die aber unwesentlich ist, wie diefs auch sind die Aenderungen S. 429 (als aus Not. 256 der 2. Ausg.), S. 432 (aus Not. 257 der 2. Ausg.) u. s. w. Bey der Trinität begegnet uns (S. 432) ein Zusatz gegen die Persönlichkeit des heil. Geistes im A. T. [doch eben so wenig dürfte weiter unten dieselbe aus dem N. T. erwiesen seyn!] und in §. 71 sind rücksichtlich des N. T. endlich die (in der 2. Ausg. sehr bestimmt hingestellten) „der kirchlichen Lehre günstigen Folgerungen" aus der „einfachen" Taufformel als „zu künstlich und speculativ," verworfen (S. 488 f.). Der Sinn wird so gefafst: „taufen zur Anerkennung des wahren Gottes, und Jesu Christi als seines Gesandten, und zum Empfange des heil. Geistes und dessen Wohlthaten." Wie man nun aber hier nicht genöthigt sey, „die Ausdrücke in einem metaphysischen Sinne zu nehmen," so gelte das auch von andern Stellen. Diefs hätte besonders auch bey dem Johanneischen ἐν εἶναι von Hn. Dr. *Br.* festgehalten werden sollen! (s. S. 509.) Wenn ferner öfters und mit Recht bemerkt wird, dafs in exegetischer oder kritischer Hinsicht zweifelhafte Stellen, auch der Hebräerbrief oder die Apocalypse *allein*, kein Dogma begründen können, so wird die Inconsequenz besonders der neuen Ausg. und ihre nicht durchgreifende Bearbeitung auffallen in den §§. über die „Göttlichkeit des Sohnes", wobey man übrigens jetzt noch weniger *völlige* und *entschiedene* Gewifsheit erhält, ob eine *divinitas* oder *deitas* gemeint sey. In dem ganzen Abschnitte aber von der Trinität scheint die (vom Vf. mit ausgezeichneter Klarheit und Uebersichtlichkeit dargestellte) Lehre der Kirche und der altkirchlichen Dogmatiker auf die exegetische Entwickelung derselben aus der h. Schrift noch lange nicht allen Einfluss verloren zu haben; und namentlich die neuen Zuthaten und Umänderungen führen den Leser sehr in Versuchung, zu glauben, dafs eine gewisse Furcht vor zu grofser Heterodoxie die im Hintergrunde durchschimmernde Wahrheit nicht mit entschiedener Offenheit und Freymüthigkeit bekennen liefs. M. vgl. aber wieder z. B. des Vfs Erklärung von der Versuchungsgeschichte (§. 108 Not. 472, auch in der Abhandlung von Th. I S. 37), welche *Schleiermacher* (über Lukas I, 54) den ärgsten neoterischen Frevel nennt, der gegen Christum je begangen sey, weil, wenn dieser auch nur auf die flüchtigste Weise solche Gedanken gehegt habe, er nicht mehr Christus sey; und worüber, wie die neusten Untersuchungen zeigen, doch nicht so ohne Weiteres entschieden werden dürfte! Oder sollen wir in solchen Fällen auch bey Hn. Dr. *Br.* eine Scheidung des *Confiteor* festhalten? — M. s. jedoch zugleich Bd. II S. 185: „die praktischen Folgen u. s. w." und dazu die Note.

(*Der Beschluss folgt.*)

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Hadamar, in d. N. Gelehrten-Buchh.: *Einige kurze philosophische und theologische Bemerkungen* von *Immanuel Snell.* — *Erstes* Bändchen. 1828. VIII u. 127 S. 8. (10 gr.)

Die hier mitgetheilten Bemerkungen oder Betrachtungen aus der wahren Lebensweisheit, deren Anfang die Furcht Gottes ist, sind die Produkte eines reifen, sich selbst verstehenden, klar mittheilenden Geistes, und mithin sehr zur Lectüre in stillen Stunden zu empfehlen. Wenn auch nicht jeder Leser immer mit dem Vf. übereinstimmen wird, so giebt ihm derselbe doch jederzeit anziehenden Stoff und lebendige Anregung zum eigenen Denken, und wirkt so wohlthätig für ihn. Einige Abschnitte schliefsen sich an biblische Stücke an; aus Sirach sind mehrere Musterstellen mitgetheilt. Das am Schlusse gegebene Gedicht ist in der Form allzu wenig vollendet, um den erwünschten Eindruck hervorbringen zu können.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1830.

THEOLOGIE.

Leipzig, b. Barth: *Handbuch der Dogmatik der evangelisch-lutherischen Kirche — —* von *Karl Gottlieb Bretschneider* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Wir übergehen, dass S. 575 f. jetzt in Uebereinstimmung mit der alten Kirche behauptet wird, der Sohn sey *causa instrumentalis* (nicht, wie in der 2. Ausg., *efficiens*) gewesen bey der Schöpfung; wir übergehen einzelne anderweitige Aenderungen und Zusätze (S. 580. 581 f. 584. 586. 588. 589. 592), auch, dass bey der Schöpfung aus Nichts namentlich zu S. 578 doch noch die Grammatik zu Rathe zu ziehen seyn möchte; machen aber auf die Stellen nachdrücklichst aufmerksam, wo die von *Baumgarten* nur zur Stütze vermeinter Orthodoxie ersonnene Annahme einer Inspiration allein in Religionssachen und nicht zugleich *in physicis, historicis* u. s. w. mindestens als sehr wunderlich erscheint, S. 598, wo die wenigen Worte Vers 1 von *Gen.* 1. göttliche Offenbarung seyn sollen, und alles Folgende nicht! (Dazu vgl. S. 744, auch Bd. II. S. 47, aber zugleich S. 75 f.: „die Vernunft — — soll das Regiment über den ganzen Menschen führen!) In der 1. Ausg. war zugleich die historische Wahrheit der Schöpfungsgeschichte behauptet; dies wurde in der A. L. Z. 1815 als sehr befremdend bezeichnet: in der 2. Ausg. blieb die eine Behauptung weg, die andere aber wurde ohne Weiteres wiederholt, und dies auch in der neuen 3ten Ausgabe! Aber wie ist denn jene Verunstaltung des Offenbarungscodex durch die alleroffenbarsten Irrthümer *in geologicis, astronomicis* u. s. w. zusammenzureimen mit der Heiligkeit und Güte Gottes? — Irrthümer, welche mit der Religionslehre in der engsten Verbindung stehen! Oder betrifft es nicht unmittelbar religiöse Vorstellungen des Menschen, wenn ihm das göttliche Wirken bey der Schöpfung geschildert wird? — Durch welche Stelle der h. Schrift wird jene Willkühr gerechtfertigt? — Ist denn hier ein *Confiteor* oder *Docemus* in der Art, wie es der Vf. annimmt? Aber eben die Rücksicht auf die gesuchte Ableitung der Kirchenlehre aus den symbol. Büchern scheint diese Art Ableitung der biblischen Lehre plausibel gemacht zu haben. Wenn die äussere und als deren Theil die geschichtliche Offenbarung nur in der Uebereinstimmung mit der innern, durch die Vernunft gegebenen, Begründung ihrer Wahrheit finden kann, (wie diese Meinung an andern Stellen auch im Hintergrunde zu liegen scheint, m. vgl. schon §. 42.) so kann die äussere, erweislich sehr zufällige Beschaffenheit des N. T. hier gar nicht in Anschlag kommen. Wol nur der Mangel an *durchgreifender* Umarbeitung konnte den Vf. eines solchen Handbuches der Dogmatik darauf nicht achten lassen. Wenn übrigens S. 104 behauptet wurde, dass bey den historischen Theilen des A. T. eine Inspiration ganz unnöthig gewesen, „indem die Geschichte des Volks von den Priestern, denen sie wohl bekannt war, geschrieben und fortgesetzt wurde u. s. w.", würde daraus nicht folgen, dass auch bey den Evangelisten eine Inspiration durchaus unnöthig war, oder doch dass Johannes und Matthäus (nach der Voraussetzung des Vfs.) als Augenzeugen derselben eben so wenig bedurften, wohl aber Marcus und Lucas? Man hüte sich also wohl, der allerdings öfter verführerischen Darstellung und dann darauf gebauten Sätzen des Vfs. sogleich beyzustimmen! — In der Theodicee (§. 97) wird mehr hervorgehoben, dass die *physischen* Uebel nichts Objectives, sondern nur etwas Subjectives seyen (S. 634 ff.), eben so das *moralische* Uebel (S. 639 f.); der Einwand (§. 98), dass die göttliche Vorsehung mit der Freyheit der menschlichen Handlungen streite, soll durch die Vorstellung von der letztern, in wiefern sie nicht in einem unabhängigen Wahlvermögen zwischen Gutem und Bösem bestehe, abgewiesen werden. (S. 644 f.) Die Rechtfertigung dieser Vorstellung von der Freyheit des Willens oder besser dem vernünftigen Willen gegen *v. Ammon* (im Handbuche der christl. Sittenlehre) bildet einen Theil des (nach einigen andern S. 6 f. 14 f.) folgenden ausführlichen Zusatzes im IIten Bande (S. 19—27), durch welchen der Ursprung der wirklichen Sünden (zum Theil gegen *v. Ammon*) klar gemacht und die (alsdann dogmatisch und rational widerlegte) Theorie der Kirche von Erbsünde und Erlösung eingeleitet werden soll, indem die Sünde nur eine „Kinderkrankheit," aber eine Krankheit, die zum Leben führt, ein Durchgangspunkt, das Werden der Tugend seyn solle (worüber man indefs zum richtigen Verständnifs die Erklärung des Vfs. selbst nachlesen mufs); und dass Sünde in der Bildungszeit (bis zur vollen Entwickelung der Willenskraft), als Werden der Tugend, *sey*, das komme von Gott, eben so wie, dass der Tod das Werden eines neuen Lebens ist, nach dem allgemeinen Gesetze der allmähligen Entwickelung, dessen Grund freylich unsere

sere kurze Weisheit nicht zu erforschen vermag; dafs aber die Sünde *über die Bildungszeit hinaus* noch fortdaure, das habe seinen Grund allein im Menschen, weil wir dann dabey nicht thun, was wir sollen und können (Schuld, nach dem Ausspruche des Gewissens). Aber was jeder Einzelne an seiner Bildung fehlen läfst, das geht, gemäfs der vom Willen empfundenen Macht der Verhältnisse, zugleich auf Andere über und bildet *allgemeine Hemmungen* der sittlichen Entwickelung, welche wiederum dem Bleiben der Sünde über die Jugendzeit hinaus eine grofse Allgemeinheit geben, auch bey denen, die sich alles Ernstes frey zu werden bestreben; und die regelwidrige Erscheinung, dafs die Sünde auch nach entwickelter Kraft (Vernunft) in dem Menschen bleibt, oder die ihr zu Grunde liegende sittliche Schwäche, kann man eine *Erbsünde* nennen. Die Kirche bezieht die *Erlösung* auf die Erb- und wirkliche Sünde u. s. w. Diesen Bemerkungen gemäfs, welchen wol gar manches entgegen zu setzen seyn dürfte, finden sich nun mehrere Veränderungen im Folgenden, z. B. bey der Lehre der Schrift über Daseyn und Wesen der Erbsünde (S. 41 ff.); wie denn überhaupt der ganze IIte Band auch nicht ohne mannichfache Verbesserungen und Vermehrungen geblieben ist, letztere besonders im Abschnitte von der Kirche. Vgl. aufser dem S. 117 f. 293 ff. 309 f. 312. 330 f. 371 f. 376. 378. 451. 475. 491. 670 f. 784. Doch genug für den Zweck dieser Anzeige; es gelten die Worte der Vorrede zum IIten Bde. 2ter Auflage auch von der 3ten: „Auch in diesem Theile wird der aufmerksame Leser die bessernde Hand des Vfs. nicht vermissen; doch hat im Ganzen dieser Theil weniger Veränderungen erfahren" u. s. w. Wenn Rec. noch Einiges kritisch hervorheben soll, so fände er z. B. bey der Himmelfahrt Christi (S. 299 ff.) die Anm. *Schulz's* zum Abendmahl S. 64 f. einer Berücksichtigung werth; desgleichen dürfte die Erwägung der von *Schulz* (a. a. O. S. 149 — 180, bes. S. 161 f.) gegebenen Argumente ein anderes Urtheil motiviren, als sich S. 284 auch in dieser 3ten A. findet; ferner gehört wol der Schlufs von §. 154 schon dem folgenden §. an, welcher letztere übrigens gegen die 2te A. bestimmt behauptet, dafs nach dem N. T. die Kraft des Todes Jesu nur auf die Vergebung der Sünden in dem vorchristlichen Zustande zu beziehen sey, u. s. w. Auch kann Rec. nicht von n. t. Erzählern der Abendmahlseinsetzung als Theilnehmern jener Handlung reden (S. 734).

In den citirten Stellen aus den symbolischen Büchern finden sich ebenfalls Berichtigungen (z. B. Bd. I. S. 53 Not. S. 82 Not. 8. S. 84 Not.); aber z. B. Bd. I. S. 25 Z. 7 v. u. steht noch immer *discimus* st. *diximus* S. 84 *ne ipsi* st. *ne ipsi quidem* und *voluntas* st. *vol. Evangelii* S. 295 *distingui* st. *distribui* (S. 315 Z. 16 schr. 822 st. 622) S. 344 Not. 226 *quae appellatur* st. *quae et appellatur* (nach *Hase*,) S. 676 Not. Z. 8 v. u. *damnabit* st. *condemnabit* S. 677 Not. Z. 1 schr. *quae perversa diaboli*, und Z. 9 vgl. m. zur Auffindung des Citates *Hase* Proll. p. CLXVI. Ueberhaupt ist auf dieser Seite Mehreres zu erinnern, z. B. Z. 17 schr. *nostrae* st. *nostri* und Z. 19 *pericula* st. *peccata* Z. 20 richtiger *Est* statt des Rechenberg'schen *Etsi* Z. 28 *in miserrimam servitutem*. Z. 32 schr. st. 20 besser: *art.* 20 *p.* 18 *sq.* (ähnlich in Bd. II. S. 680 Not. Z. 2 genauer *Schm. P. III art. V p.* 329 st. *Schm. V.*) — Auch Vermehrungen, z. B. Bd. I. S. 53 Not. (wo aber *agnoscere* st. *agnosci* zu schreiben ist,) S. 289 (wo aber *Hase* wenigstens *extruendi* hat, ohne eine Var. *adstruendi*; auch kann in Not. 186 dazu kommen: *p. CLXXI sq. ed. Hase*), S. 290 Not. 188. S. 737 u. s. w. Dafs aber die symbol. Bücher auch zur Erreichung noch gröfserer Vollständigkeit abermals *genau* durchzugehen seyen, mag aufserdem z. B. eine Erinnerung des *Hutterus redivivus* (S. 278) begründen, wonach „die bisher übersehene Hauptstelle des Dogma's" (von der *intercessio*) Bd. II. S. 256 nachzutragen und das dort Behauptete zu berichtigen: Die Stelle ist *Apol. Conf. art.* 3 *p.* 90: „*qui sedet ad dextram Patris, et perpetuo interpellat pro nobis.*" (Das *Confiteor* wird Hr. Dr. *Br.* wol nicht entgegenstellen.)

Auch in den (bey der 2ten A. nicht selten verworrenen) Citaten aus dem A. u. N. T. findet sich einiges Genauere, z. B. Bd. I. S. 87. ζητεῖν τὸν θεόν besser st. der *recepta* ζ. τὸν κύριον, ferner S. 103 Z. 18 u. a. S. 299 Z. 19 stand in der 2ten Ausg. die Stelle *Rom.* 16, 22., die aber, als Worte des Schreibers *Tertius* nicht hieher gehörend, jetzt gestrichen ist; S. 319 Not. die Verstellung von Matth. 11, 14; desgl. S. 379 mehrere Stellenberichtigungen, vgl. auch S. 401. 442 (Z. 11). 410 (Z. 1 v. u.). 480 (oben). 504 (g. Ende), u. s. w. Aber z. B. S. 86 Z. 18 steht falsch 47 st. 24, S. 420 Z. 4 falsch 13, 13 st. 43, 13. S. 447 Z. 15. 49 st. 29. S. 483 Not. 314 Z. 6. schr. 2 st. 22. u. s. w.

Die Citate aus den Büchern Anderer nach frühern Ausgg. hätten wenigstens nicht ohne bestimmte Angabe der citirten Ausg. unverändert bleiben sollen, z. B. *Wegsch. instt.* s. Bd. I. S 224 Not. S. 236 Z. 7. u. s. w. (Die neuen Angriffe auf die vorletzte, 5te, Aufl. z. B. S. 29. 33, übergehen wir hier übrigens, als zum Theil schon durch unsere obigen Bemerkungen zurückgewiesen.) Selbst die Litteratur-Citate aus der Systemat. Entwickelung sind nicht überall nach der 3. Ausg. berichtigt; z. B. Bd. I. S. 234 Not. Z. 4. (schr. 277 st. 266.) S. 261. (schr. 292 — 303 st. 280 — 288.) S. 384 (schr. 374 st. 362). S. 607 Not. 400 Z. 7 (schr. 468 st. 459) u. s. w.

Mit der Correctheit der 2. Ausg. stand es sehr übel; (wie auch in der 3. Ausg. der Systemat. Entwickelung!) in der 3. Ausg. ist etwas nachgebessert, aber noch bey weitem nicht genug. Schon in dem viel zu unvollständigen Druckfehlerverzeichnisse mufs bey der letzten Angabe 670 st. 617 und *Matthias* st. *Jakobus* gesetzt werden. Im Isten Bde. ist (zum Theil auch in der 2. Ausg.) noch zu berichtigen: S. 99 Not. ὑμῶν S. 108 Not. 24. *begonnen* S. 111 Not.

Not. 27. *bibliologia* S. 117 Not. λελαληκέναι S. 210 Z. 4. schr. 18 st. 17. S. 216 Not. *πατρὸς*, S. 217 Not. נבואה S. 221 Z. 20. schr. 31 st. 3 Z. 26. schr. 45 st. 43. S. 231 Z. 14. schr. 3 st. 13. S. 232 Not. 130. schr. 1812 st. 1813. S. 267 Z. 17. Thessalonicher S. 273 Not. Z. 6. schr. 11 st. 6 ff. S. 247 Z. 9. schr. §. 14 st. §. 15. (ebenso Z. 21.) und Z. 15 streiche: §. 15. S. 275 Z. 16. schr. §. 16 st. §. 17. (ebenso S. 292 Z. 3.) S. 293 Z. 17. *fasciculi* S. 295 Z. 1 v. u. §. 9 *b.* st. §. 9. S. 307 Z. 6 v. u. *christianus* S. 310 Z. 6 v. u. schr. §. 15 st. §. 16. (ebenso S. 323 Not.) S. 313 Z. 21. schr. §. 24 st. §. 22. S. 331 Z. 10 v. u. schr. §. 26 f. st. 9, 26 f. S. 339 Z. 7 v. u. Geschichtliche S. 343 Z. 17 v. u. schr. 1823 st. 1825. S. 377 Z. 19 v. u. *τὰ* S. 401 Z. 7. schr. חכונה, *σύνεσις* Z. 8. ראה Z. 9. ירע S. 413 Z. 8 v. u. schr. ihr st. ihn S. 481 Not. *) falsch 1795 st. 1759. und Not. **) schr. 4, 12 st. 4, 2. S. 513 Not. Z. 5. *οἱ* st. *οἰ* S. 579 Z. 19. schr. 374) st. *) S. 593 Z. 4 und Not. *) Hug (nicht Hugh!) S. 604 Z. 16. schr. 28 st. 18. S. 659 Z. 5. schr. 53 st. 54. S. 670 Not. Z. 7. schr. *εἰδωλολατρείᾳ* S. 707 letzte Z. ist der leere Raum durch *erregt* auszufüllen. S. 719 Z. 5. schr. 22 *b.* st. 23. S. 730 Z. 20. haer. S. 731 Z. 9. schr. רוח st. רוה S. 734 Not. Z. 2 v. u. 1807 st. 87. S. 762 Z. 13. verwarfen u. s. w. Im IIten Bande z. B. S. 14 Z. 19. Schmidt S. 54 Z. 11. schr. Röm. st. Kor. S. 203 Z. 5. schr. Hochzeit zu Kana st. H. zu Kanaan (auch in d. früh. Ausg.!!) S. 212 Z. 23. in st. im S. 214 Z. 2. schr. 507 st. 458. S. 216 Not. Z. 14. schr. syncoptica st. synoptica S. 276 Z. 26. fehlt *Theil* vor zu. S. 279 Z. 21. schr. *αἰών.* mit dem Punkte (d. i. *αἰώνιον* bey *ζωὴν*) st. des unverständlichen *αἰών*, mit dem Comma. S. 294 Z. 3 v. u. schr. *bezieht* S. 295 Z. 20. *a*bfallen st. *A*bfallen S. 297 Z. 9. Handlung st. Handlung*en* Z. 13. ge*richtlich*en st. ge*rechtfertigt*en S. 303 Z. 1. *θεοῦ* st. *θνοῦ* S. 305 Z. 6. schr. 96 st. 76. S. 382 in der Ueberschr.: *A.* st. *N.* S. 383 Z. 15. *ἕδης* S. 469 Not. Z. 3. schr. 1821. 4. S. 482 Z. 7. fehlt 313) vor *Ferner.* S. 577 Z. 14. schr. 126 f. st. 108. S. 611 Not. Z. 1 v. u. schr. 1640 st. 1740. S. 656. Not. Z. 8 v. u. schr. nach st. noch S. 682 Z. 6. schr. 18 st. 8. S. 684 Not. Z. 3 v. u. schr. mandatu st. — *o* S. 714 Not. Z. 3. fruitio st. — to S. 732 Not. Z. 4 v. u. *τρυβλίῳ* S. 736 Not. Z. 10 v. u. schr. 53 st. 50 S. 742 Z. 8. werden S. 746 Not. Z. 10. Strom. S. 754 Not. Z. 6. beifügte S. 767 Z. 2 v. u. fehlt 3) vor *Σῶμα* und das. Not. Z. 5. schr. *πνεῦμα* u. a. m. Auch war S. 872 Z. 9 die Verweisung nicht aus Bequemlichkeit wegzustreichen, sondern nach *oben* st. (S. 262.) einzusetzen: (S. 278.) Aenderungen wie S. 235 Not.: 1r Bd. und: 2r Bd. st. 1s Buch und 2s Buch (näml. des *Origenes adv. Cels.*) hat wol gleichfalls der Corrector zu verantworten. Desgleichen änderte derselbe aus Unkenntniſs bes. im II. Bde. oft das richtigere *Melanthon* in Melanchthon. Besonders hätte auch beym Register *die gröſste* Sorgfalt Statt haben sollen, da dieſs sonst schwer oder gar nicht zu gebrauchen ist. Dasselbe ist mehrfach bereichert, dann aber auch wieder abgekürzt: vollständiger ist es zu wünschen.

Zum Schlusse bezeichnen wir mit Vergnügen die auf dem Titel genannte Abhandlung als eine durch Klarheit und sehr anziehende Darstellung ausgezeichnete, sehr erwünschte Zugabe des neu erschienenen Werkes, worin namentlich auch die liebenswürdige Bescheidenheit des Hn. Vfs. gegen den *Marheinecke*'schen Uebermuth (vgl. S. 12 f.) vortheilhaft hervortritt, obwohl zugleich offen und frey bekannt wird, daſs das von *Schleiermacher* und *Marheinecke* beobachtete Verfahren in dem (ausdeutenden) Gebrauche des kirchlichen Systems *für die evangelische Kirche nur nachtheilig* seyn könne, ohne daſs dieſs irgend auf das Wesen ihrer scharfsinnigen Systeme oder gar auf ihre Personen oder endlich gar auf ihre Absichten auch nur im geringsten bezogen werden solle. Freylich muſs es sich auch Hr. D. *Br.* als Kritiker Schleiermacher's gefallen lassen, auf der „Schraube ohne Ende" zu stehen, da auch er nicht zu den wenigen Glücklichen gehört, die den Mann verstanden haben sollen! (Vgl. *Schleierm.* Sendschreiben in den Theol. Studien und Kritiken. II.) — Wir wünschen aber dieser, auch einzeln zu habenden, Abhandlung, wie dieser neuen Ausgabe des Handbuches der Dogmatik selbst, recht viele *denkende* Leser; möchte nur der, bey dem anständigen Aeuſsern, allerdings mäſsige Preis zu Förderung der Gemeinnützigkeit des Buches namentlich auch für Studirende und unbemitteltere Geistliche noch etwas niedriger seyn können!

FORSTWISSENSCHAFT.

Giessen, b. Heyer: *Praktische Anleitung zum Vermessen und Chartiren der Forste*, in Bezug auf Betriebs-Regulirung, von *Ernst Friedrich Hartig*, Kurfürstl. Hess. Landforstmeister u. s. w. Mit 2 Kupfertafeln und 7 Tabellen. 1828. XIV u. 227 S. 8. (2 Rthlr.)

Der Vf. sagt in dem Vorworte (S. VII), daſs es nicht in seinem Plane liege, die praktische Geometrie für Forst-Eleven in ihrem ganzen Umfange ausführlich abzuhandeln, was auch für seinen Zweck ein überflüssiges Unternehmen seyn würde, weil die Forstliteratur an Schriften, welche die einem Forstmanne nöthigen mathematischen Hülfswissenschaften weitläuftig abhandeln, keinen Mangel habe. Indessen werde es doch für einen mit den Elementar-Auflösungen der praktischen Geometrie bekannten Forstmann, welcher die Geometer-Geschäfte bey der Forstbetriebs-Regulirung verrichten solle, nützlich seyn, wenn ihm das praktische Verfahren, welches am leichtesten zum Zwecke führt und dem Charakter der betreffenden Forstbetriebs-Einrichtung vollkommen entspricht, gezeigt werde, wodurch nicht allein seine Arbeit erleichtert, sondern auch die übrigen darauf beruhenden Geschäfte befördert werden. Daher nun hat der Vf. die vorliegende Schrift vorzüglich denjenigen jungen Forstmännern gewidmet, welche nach seiner Anleitung

zur

zur Forstbetriebs-Einrichtung (Kassel, b. Krieger, 1825) arbeiten sollen, ohne dafs sie deshalb auch bey jeder andern grofsen Forstaufnahme unbrauchbar seyn soll.

Rec. gesteht, dafs er diese von dem Vf. klar ausgesprochene Absicht nicht mit der Schrift selbst in Uebereinstimmung findet. Aus jener geht hervor, dafs die Schrift keineswegs für Forstschüler, auch nicht für Anfänger in der Forstmefskunst, sondern für schon angestellte Forstbeamte bestimmt ist. Für *diese* ist aber zuverlässig die ganze erste Abtheilung der Schrift nicht geschrieben, denn hier finden wir die Anfangsgründe der Forstmefskunst bis ins kleinste Detail aufgezählt, wir finden hier Gegenstände erörtert, die jedem Anfänger, jedem Gehülfen und Kettenzieher bekannt seyn müssen. Um die Wahrheit des hier Gesagten zu beweisen, werden einige Beyspiele hinlänglich seyn. Im *ersten* Abschnitte, wo von dem nöthigen Instrumenten-Apparat und den Zeichen- und Schreib-Materialien überhaupt die Rede ist, wird im *ersten* Kapitel (S. 1 ff.) von den Werkzeugen, welche beym Abstecken und Bezeichnen der Linien und Winkel im Walde nöthig sind; im *dritten* Kapitel (S. 32 ff.), von den Werkzeugen, womit Linien und Winkel auf das Papier getragen und auf demselben gemessen werden; im *fünften* Kapitel (S. 40 ff.), von den Futteralen über den Mefs- und Zeichen-Apparat und den Reserve-Apparat; ferner, im *ersten* Kapitel des *zweyten* Abschnitts (S. 44 ff.), von den Eigenschaften und der Anzahl Gehülfen bey dem Mefsgeschäfte, gehandelt. Dieses alles enthält ganz bekannte, schon vielmal geschriebene und gesagte Sachen, bey denen Rec. nirgends etwas Neues gefunden hat. Damit will nun derselbe zwar keineswegs überhaupt die Unbrauchbarkeit des Buchs belegen, sondern nur darthun, dafs es für diejenigen Forstleute, für welche der Vf. es bestimmte, viel Ueberflüssiges in sich fafst. Mehr wird die *zweyte* Abtheilung (S. 195 ff.) von dem Aufnehmen, Auftragen, Berechnen und Auszeichnen der Wald-Situations-Karte eines Forstreviers, zum Behufe einer generellen Betriebs-Einrichtung, für die genannten Forstbeamten von Nutzen seyn; sie werden hier wenigstens recht brauchbare Fingerzeige finden, welche sie auf die Hauptpunkte bey ihrer Arbeit hinweisen.

Neues ist in der Schrift wenig zu finden; durch *Kürze* und *Deutlichkeit* aber kann sie als Leitfaden dessen ungeachtet für Manchen brauchbar werden.

Sem.

PÄDAGOGISCHE SCHRIFTEN.

Berlin, b. Riemann: *Die Sittenlehre.* In Fabeln und Erzählungen für die Jugend, von *Karl Müchler.* 1829. XIV u. 105 S. 12. (5 gGr.)

Wir stimmen mit dem Vf. darin vollkommen überein, dafs Mährchen und Fabeln einen eigenthümlichen Reiz für das kindliche Gemüth haben; und können darum auch seinen Versuch nicht tadeln, die einzelnen Pflichten der Kindermoral durch Fabeln einzuschärfen. Nur meinen wir, es wäre eben nicht nöthig gewesen, für jeden besondern Fall eine Fabel neu zu dichten, da Hr. *M.* in dem reichen Schatze unserer Literatur, oder auch der ausländischen, gewifs oft, was er suchte, gefunden hätte. Mancher hier gegebnen Fabel sieht man gar zu sehr das für den besondern Zweck Erfundene an, und sie erscheint weniger als ein freyes Spiel der dichtenden Einbildungskraft, denn als ein mühsames Werk des Fleifses. Andere tragen überhaupt *mehr* den Charakter der moralischen Erzählung *und der* Parabel, besonders in der ersten *Abtheilung*, welche die Pflichten der Ehrfurcht, Dankbarkeit und Liebe, des Gehorsams und Vertrauens gegen Gott enthält. Uebrigens aber hat das Büchlein immer seinen Werth als Mittel zur Jugendbildung und empfiehlt sich auch durch sein Aeufseres bey wohlfeilem Preise. Was die Sprache betrifft, so ist zu bemerken, dafs das regierende Zeitwort des Satzes allzu oft am Ende desselben steht, z. B.

> Er *sie* mit seinen Zähnen dräuet,
> Der Katze Pfoten er nicht scheuet.

wo noch der Fehler: er dräuet *sie*, zu rügen ist.

Leipzig, b. Kayser: *Das Buch der Tugenden.* In Beyspielen aus der neuern und neuesten Geschichte. Von *Christian Niemeyer*, Pred. zu Dedeleben u. s. w. *Erster* Band mit 32 Bildnissen. 1825. 377 S. *Zweyter* Bd. Mit 20 Bildnissen. 1827. X u. 364 S. gr. 8. (2 Rthlr. 20 gGr.)

Der rühmlich bekannte Vf. bietet hier den jugendlichen Lesern eine recht reichhaltige Sammlung voll historischer und biographischer Kabinetsstücken, in denen sich ungemein viel Lehrreiches und Unterhaltendes findet. Die Gefühle für das Wahre, Edle und Gute; wahre Frömmigkeit, Liebe zum Vaterlande, Menschenfreundlichkeit und Gottvertrauen werden dadurch gewifs in den Herzen der jüngern Geschlechter geweckt werden. Rec. kann das Buch darum insonderheit als ein zweckmäfsiges Weihnachts- oder Geburtstagsgeschenk für heranreifende Knaben empfehlen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1830.

STRAFRECHT.

Heidelberg u. Leipzig, Neue Akad. Buchh. von Karl Groos: *Entwickelung der Grundsätze des Strafrechts nach den Quellen des gemeinen deutschen Rechts* von Dr. *Conrad Franz Roßhirt*, Hofrath, Professor u. s. w. auf der Universität zu Heidelberg. 1828. XVI u. 526 S. 8. (3 Rthlr.)

Dieses Werk, welches für unsre Zeit eine Revision beabsichtigt, wie sie *Feuerbach* für die wissenschaftlichen Ansichten vor einigen Jahrzehnden mit so grofsem Beyfall lieferte, gehört zu den bedeutendsten Erscheinungen neuerer Zeit im Gebiete des Strafrechts, und der Name des Vfs. erweckt ein günstiges Vorurtheil, das bey dem weitern Studium seines Werkes überaus erfreulich bestätigt wird. Es bedarf kaum der Erinnerung, dafs wir unter Revision nicht blofs eine Kritik des Bestehenden, sondern auch ein anderes Begründen in vieler Hinsicht bezeichnen. Der Vf. hat im Archiv sein Werk früher als Revision angekündigt, hier nennt er es bestimmter eine Entwickelung u. s. w., obgleich *theilweise* wirklich mehr das Gangbare angegriffen als etwas Festes an dessen Stelle gesetzt wird. Wenn es Werke neuerer Zeit giebt, welche ihre Resultate mit einer Sicherheit hinstellen, dafs man die Wahl hat, zu glauben, die Periode neuer Gestaltungen der Gährung, des Kampfes verschiedener Ansichten über die Behandlung des rechtswissenschaftlichen Stoffes u. s. w. sey für das Criminalrecht nicht, (*noch* nicht, oder nicht *mehr*) vorhanden, oder es sey bereits die Entscheidung mit allgemeinem Zugeständnisse getroffen, so versetzt uns dieses Werk mit Recht auf den Standpunkt, über den wir einmal nicht hinauskönnen, indem bey wissenschaftlicher Entwicklung keine bedeutende Richtung der Zeit übersehen werden darf. Freylich weifs das jeder Kenner; aber giebt es nicht Schriften, deren Verfasser thun, als wenn dieses Alles nicht vorhanden wäre? Je mehr man dieses erkennt, desto schwieriger stellt sich die Aufgabe eines Lehrbuches dar, welches doch hauptsächlich den bis zu einem bestimmten Grade *fertigen* Kreis der Wissenschaft darzustellen hat, und wie viel ist denn ganz fertig? Unsere Aufgabe ist gröfser als je, und ihre Auflösung wird vorzugsweise durch einzelne Untersuchungen vorbereitet, wonach einst erst ein umfassendes, allen Forderungen der Methode verbundenes Genüge leistendes Lehrbuch möglich seyn wird; — der Verdienste der eine einzelne Richtung Verfolgenden, von dieser Seite allein, unbeschadet. Das erkennt namentlich der rühmlichst bekannte Vf. an, der mit Wahrheitsliebe nicht selten gegen sein eigenes Lehrbuch auftritt. Dieses neue Werk bildet zwar ein zusammenhängendes Ganzes, allein man kann es wohl als eine Reihe einzelner selbstständiger, die Wissenschaft fördernder Abhandlungen betrachten, deren Werth man, auch wo man sich nicht überall zur Beystimmung bewogen findet, keinesweges verkennen wird. Vielleicht könnte man nicht ganz billigen, dafs oft des Vfs. Gedanken mehr mit einer zum weitern Forschen anregenden Kraft hingeworfen, angedeutet, als ausgeführt, mehr Zweifel erregt, als gelöst sind — allein, gerade diefs möchte ich zum Theil als einen Vorzug anerkennen, da ohnediefs das Werk nicht für Anfänger bestimmt seyn kann. — Vieles darf vorausgesetzt, Vieles, was noch weitere Untersuchung bedarf, einstweilen auch für Andere zur Prüfung vorgelegt werden und auch die gewählte Form der Darstellung rechtfertigt dieses.

Indem ich mich zur nähern Betrachtung des Werkes wende, dessen Reichhaltigkeit, ohne eine die Grenzen einer Recension überschreitenden Ausführlichkeit, ein Eingehen in die Gesammtdarstellung und in jegliches Einzelne nicht gestattet, werde ich den Inhalt und die Form im Allgemeinen zu charakterisiren, dann einzelne Bemerkungen anzuknüpfen mich bemühen, und die etwanige Kürze dadurch verständlicher machen, dafs ich, gewohnt dergleichen Arbeiten mit meiner Namensunterschrift zu versehen, dieses auch bey der für diese Blätter übernommenen Anzeige thue, weil es mir dadurch erlaubt wird, manches was ich sonst zu sagen hätte, nur anzudeuten. Auch hat der Vf. meiner S. 12 so wohlwollend gedacht, dafs ich gleich von vorn herein bemerken mufs, wie weder dieser Umstand, und die persönliche Verbindung, noch eine kleine Unbilligkeit, die er an einer andern Stelle gegen mich begangen hat, auf meine Unparteylichkeit Einfluss haben sollen.

Es ist nöthig, sofort sich mit der Absicht des Vfs. bekannt zu machen, und diese drückt die Vorrede so aus: „Die nähere Begründung der dem Strafrechte zur Basis dienenden Ansichten aus dem Standpunkte des unter den Deutschen geltenden Rechts ist der Zweck dieses Werkes." Die Ausführung dient zur Erläuterung dieser nicht ganz bezeichnenden Worte und zeigt, dafs auf eine höchst umsichtige Weise mehr geleistet ist, als hier vor-

läufig angegeben wird, wie denn auch mehr gefordert werden mufste. Zunächst sind es nämlich nicht blofs Ansichten, deren nähere Begründung erfolgt, sondern es ist das Recht selbst, nach seinen verschiedenen Bestimmungen und geschichtlicher Entwicklung; und dann ist, und mit Recht, die Untersuchung in vielen Lehren nicht *aus* dem Standpunkt unsers geltenden Rechts, sondern aus geschichtlichen Quellen, *zu* diesem Standpunkt hingeführt, so dafs dieser das auf solchem Wege zu gewinnende Resultat ist. Mit wahrer Freude begegnet man dabey (S. 2 f.) der richtigen Ansicht, dafs unser geltendes Recht auch eine Hauptquelle an dem, noch nicht hinlänglich verarbeiteten und benutzten germanischen Rechte habe, und wenn man dennoch findet, dafs der Vf. sich mit vielleicht zu grofser Vorliebe dem römischen Recht hinneige, so mufs man so billig seyn und anerkennen, dafs das vorliegende Werk sich hauptsächlich auf solche Lehren beschränkt, welche dem s. g. allgemeinen Theile angehören, und dafs der besondere Theil, und der Prozefs, wo sich jene jetzt von Vielen anerkannte Ansicht wahrhaft praktisch bewährt, noch nicht erschienen sind. Wenn es geschieht, so darf man erwarten, dafs der Vf. seines Versprechens eingedenk seyn werde, dessen Erfüllung jetzt durch manche Vorarbeiten erleichtert wird, obgleich hier noch gar viel zu thun ist. Das Studium des germanischen Rechts, der spätern Praxis und Dogmengeschichte geben Aufschlüsse, die durch ihren Reichthum um so mehr überraschen, je weniger man sie, wie es scheint, erwartete. Endlich darf man nicht übersehen, dafs nach der Vorrede der Vf. „von dieser Arbeit nichts wünscht, als die Anerkennung des Fortgangs seiner Studien" — und dafs eben diese Studien, deren verdienstliche Resultate wir im vollsten Grade anerkennen, ihn, wie seine andern lehrreichen Arbeiten zeigen, vorzugsweise dem römischen Rechte zugeführt haben, mit dem wir auch noch lange nicht fertig sind. Es bedarf daher keiner besondern Auseinandersetzung des Inhalts der Einleitung, welche den Standpunkt unserer Zeit und die Fragen, die hier erörtert zu werden pflegen, bezeichnet, und es erkennen läfst, dafs ihm deren verschiedene Richtungen nicht fremd sind, und dafs er nicht so unbillig ist, irgend eine ganz zu ignoriren, wiewohl nicht zu leugnen ist, dafs der Darstellung hie und da mehr Milde und Unparteylichkeit gegen Andersdenkende, die er doch auch selbst in Anspruch nimmt, zu wünschen wäre. Wer mit den Schriften der Criminalisten unserer Zeit bekannt ist, wird es zugeben, dafs zuweilen einzelne Aeufserungen derselben, als Repräsentanten ihres juristischen Glaubensbekenntnisses, auf eine Art hervorgehoben und darum bestritten werden, welche sie zu einem Protest veranlassen könnte, der deren weitere Polemik in der Sache selbst oft unentbehrlich machen würde. In der Behandlung der Lehren kommt die civilistische Gelehrsamkeit dem Vf. oft zu Statten, und was er über den Vorzug und die Nachtheile der jetzigen Behandlung des Civilrechts, im Verhältnifs zu dem Criminalrechte (S. 8. 9) sagt, ist sehr wahr. Doch behauptet er mit Unrecht, dafs die neueste Zeit wenig geneigt scheine, dem Bedürfnifs der Dogmengeschichte nachzuhelfen. Wir dürfen hier *Bienern* nennen; aber auch Andere, aufser den vom Vf. Genannten, und auch in theilweise anderer Richtung, arbeiten in der Anerkennung dieses Bedürfnisses, dem auch hier noch nicht abgeholfen ist. In den ersten drey *Hauptstücken* wird gehandelt: *Vom Strafrecht und dessen Anwendung. — Vom Verbrechen, dessen Natur und Folgen. — Von der Strafe, deren Natur und Arten.* Das Ganze zerfällt in 90 §§, deren Angabe, wenn wir auch nur die summarische Uebersicht S. VII — XVI hieher setzen wollten, zu weitläuftig wäre. Die Anordnung der drey (nothwendigen) Haupttheile habe ich früher als die dem Begriffe der Sache entsprechende dargestellt, und enthalte mich hier weiterer Prüfung des Systems. Wenn die Weise des hier beobachteten Ganges der Untersuchung das System nicht *in der* strengen Form auch äufserlich hervortreten läfst, so wird doch Niemand der innere meist folgerechte Plan verborgen bleiben, der es vermag, sich, wie bey einer Kritik gefordert wird, ganz in den Gedankengang des Vfs. zu versetzen, und auf diesem Wege sich die zuweilen nur angedeuteten Uebergänge und Vermittlungen zu bilden. Ich bemerke dies ausdrücklich deshalb, damit man nicht glaube, ich wolle, durch die oben gemachte Bezeichnung der Arbeit, als selbstständige Abhandlungen enthaltend, dieser das Verdienst eines wohl durchdachten zusammenhängenden Planes streitig machen. — In §. 1 wird ausgeführt, was wohl meist anerkannt wird, „dafs das Strafrecht nicht allein auf der Strafsatzung beruhe." Gewifs, vielmehr setzt letztere ersteres schon voraus, und wäre aufserdem Willkür. Aber der Titel ist nicht bestimmt genug. Denn aufser diesem, das *Strafrecht* betreffenden Moment, ist auch gemeint, was *Hugo* vor langer Zeit im civilistischen Magazin ausgeführt hat, dafs die Gesetze nicht die einzige Quelle des Rechts seyen, und noch etwas anderes, was hier die Hauptsache, aber in jener Rubrik nicht ausgedrückt ist, dafs nämlich keineswegs ein Verbrechen ohne Strafgesetze, im buchstäblichsten Sinne, gedacht und geahndet werden könne. Des Vfs. Ausführung wird man mit Beystimmung lesen: aber eins mufs ich doch dabey erinnern. Er hat zwar mit Recht auf *Ulpian* in L. 42. D. de V. S. aufmerksam gemacht, und die Gesichtspunkte hervorgehoben, nach denen diese Stelle uns lehrreich ist: aber die Hauptsache, die durch sie bewiesen werden soll, ist darin gar nicht berührt. Es heifst zwar, es gebe *probra quaedam natura, quaedam civiliter, et quasi more civitatis,* und daraus hat der Vf. richtige Resultate abgeleitet; aber es ist nicht zu übersehen, dafs zu Ulpians Zeit gerade für die Handlungen, die er für *natura turpia* ausgiebt, nämlich *furtum* und *adulterium,* eigene Strafgesetze bestanden, und zwar für *furtum* sicher in den

den XII T. G. als altes Recht bestätigt, für *adulterium* durch die *Lex Julia*. Und wenn es gleich von dem *furtum* heifst, *quod lege naturali prohibitum est admittere* L. 1. §. 3. D. *de furtis*, so ist hier doch praktisch kein Beyspiel einer Strafe ohne Gesetz, sondern es wird, namentlich bey dem *adulterium*, eine *accusatio ex lege Julia* erfordert: Wir übergehen anderes, was zu dieser Stelle und den Inhalt der daran geknüpften Darstellung zu bemerken wäre; der Vf. hat in der Sache, wie er sie S. 15 erprobt, recht; aber die Hinweisung auf censorisches Strafrecht, auf Strafe *extra ordinem* u. s. w. würde einen bessern Grund, als jene Stelle dargeboten haben, von dem auch an andern Orten Gebrauch gemacht worden ist. Zur Vergleichung der Ansichten über das *jus gentium* dienen jetzt die Bemerkungen von *Birnbaum* im Neuen Archiv XI. Bd. 1. Hft. Nr. V, denen ich aber doch nicht ganz beytreten kann. Dafs §. 3 „*Vom Gewohnheitsrecht und Gerichtsgebrauch im Strafrecht — im Vorübergehen*" handelt, ist zu bedauern; beide Begriffe sind verschieden; dann aber war bey den richtigen Ansichten des Vf. über die geschichtlichen Grundlagen und Bildungsweisen unsers Strafrechts nicht nur zu erwarten, dafs er über jene Lehren Gründliches gesagt haben würde, sondern dafs er auch auf seinem Wege bestimmt nach einem Ziel gegangen seyn, und nicht vorübergehen würde, von welchem aus so viele irrige Ansichten widerlegt, ja in ihrem Keime erstickt werden können. Es müfste dann aber auch die Frage über den Werth des Gewohnheitsrechts nicht blofs so gestellt werden, ob es Strafe zu begründen vermöge, die hier bedingt verneint wird, sondern in einem umfassenden Sinn, wo sich, namentlich im germanischen Rechte, die Gewohnheit aus der Sitte hervorgegangen von gröfster Wichtigkeit zeigt. I. §. 4 über „*Analogie im Strafrechte*" viel Gutes. Wenn S. 31 *Wächter's* Unterscheidung von *Rechts-* und *Gesetzes-*Analogie für entbehrlich gehalten wird, so bemerke ich, dafs gewifs *W.* selbst davon ausgehen wird, dafs beide aus *einem* zuverlässigen Grunde abzuleiten seyen, aber diefs hindert nicht, die sich weiter spaltenden Unterschiede auch wissenschaftlich fest zu bezeichnen, da die praktischen Resultate doch nicht in allen Fällen gleich sind. Aus §. 7. *Von der Strafmilderung in Beziehung auf bestimmte Gesetze* heben wir (S. 61) hervor — „dafs der Milderungsgrund wegen s. g. fehlenden Thatbestandes nichts anderes ist, als eine Art der *mitigatio ex interpretatione legis.*" Diefs ist im Resultat richtig, nämlich in dem Sinn, wie auch die Anwendung der vollen Strafe und überhaupt jedes, auch das lossprechende Urtheil als eine *interpretatio* angesehen werden kann, indem man dabey nicht nothwendig an ein dunkles Gesetz zu denken braucht — „*quamvis sit manifestissimum edictum Praetoris, attamen non est negligenda interpretatio ejus*, L. LII. §. 1. D. XXV. 4. Aber man kann bestimmter so sagen: die Anwendung des Gesetzes entsprechend dem Falle wie er vorliegt, so dafs den Forderungen der Gerechtigkeit und des Gesetzes selbst Genüge geleistet werde, erfordert zunächst die Würdigung des Falles selbst, so dafs dieser sogar in seiner Eigenthümlichkeit Gegenstand der *interpretatio* ist. Wenn ich anderwärts Strafgesetz, Verbrechen und Strafe congruent bezeichnet habe, so bedarf doch jede dieser Gröfsen ihre selbstständige Würdigung. Die kurze Note * über das Dogmengeschichtliche erschöpft die Sache nicht. Wir übergehen die vielbesprochene Lehre der Zurechnung und Milderung, wo diese nicht voll eintritt; nur bey §. 10, der von andern Milderungsgründen handelt, sey uns erlaubt zu erinnern, dafs ohne Grund gegen *Wächter's* (und auch meine im System aufgestellte) Ansicht — dafs die während der Untersuchung unverschuldet erlittenen Uebel eine Milderung der Strafe zwar bewirken, aber nicht in eine Klasse mit den andern Milderungsgründen gerechnet werden dürften — polemisirt wird, da nicht nur im Resultat — der Herabsetzung der Strafe alle Theile einig sind, sondern da es ein specifischer Unterschied ist, ob in der Beschaffenheit der zu beurtheilenden Handlung selbst und in den persönlichen Verhältnissen des *Schuldigen* etwas enthalten sey, was ihm zu Statten komme, oder ob es ein aufserhalb seiner That und Zurechnung liegender Umstand sey. Der Vf. nennt hier Milderungsgrund alles was den Richter befugt (*verpflichtet*, eben so sehr) in seinem Urtheile zum Besten des Angeschuldigten darauf Rücksicht zu nehmen. Dadurch entbehrt der Begriff der präcisen Bestimmung, aber das Ergebnifs bleibt gleich. — Von dem übrigen Inhalt des *ersten* Hauptstückes möge hier besonders auf die §. 13—22 folgende überaus sorgfältige und beyfallswürdige Abhandlung „Von den concurrirenden Strafgesetzen" aufmerksam gemacht werden. Sie liefert treffliche Vorarbeiten, theils gelungene Ausführungen, theils Werke, zu einer auffassenden Darstellung dieser immer noch mit vielen Schwierigkeiten verbundenen Lehre, die der Vf. selbst vorzugsweise durch die Richtung seiner Studien zu lösen im Stande ist.

Mit §. 23 beginnt das *zweyte Hauptstück von dem Verbrechen, dessen Natur und Folgen.* Wir begegnen gleich in diesem § — Ueber die Begriffsbestimmung des Verbrechens, d. h. Bestimmung des Begriffs u. s. w. solchen Ansichten, wie wir sie gutheifsen, obgleich sie meist widersprochen werden. Gleich die Einleitung: „Es ist eine vergebliche Arbeit, die Natur des Verbrechens durch Gegensätze oder durch das Correlat der Strafe zu bestimmen" enthält, richtig verstanden, eine sehr gute Lehre. Man mufs, ehe man zu Gegensätzen gelangt, und Unterschiede aufstellt, die Einheit und das Ganze erfassen, und so auch das Gebiet der Entgegensetzung gegen die Objectivität der Vernunft überhaupt, unter andern, auch des Rechts, erfassen — aber dann ist es nicht unpassend, die Unterschiede in den verschiedenen Gebieten der Religion, der Sitten, des Rechts so festzustellen, dafs

man

nicht, wie Manche meinen, diese einander völlig entfremdet und als gegen einander gleichgültig behauptet, sondern deren nahe Beziehung anerkennt, wie sie besonders in der Gesinnung und Handlung des Menschen hervortritt, dessen verschiedene Seiten, z. B. die juristische, doch auch in der Erfahrung nicht so getrennt sind. Der Vf. macht S. 156 a. E. hierüber eine treffliche Bemerkung, und mag sich durch die Gesinnung, die ihm dieselbe eingab, trösten, wenn Anfänger, deren erstes Auftreten in der Wissenschaft nicht eine Leistung, sondern ein unreifes Urtheilen ist, alle sich hier darbietende schwierige Erörterungen mit der Bemerkung einer Verwechslung der Gebiete z. B. des Rechts und der Moral abfertigen. Wahrlich, er und Andere wissen auch so gut, wie jene, dafs diese nicht einerley seyen, dafs sie nicht verwechselt werden dürfen; aber auch, dafs nicht eine undurchdringliche Grenze zwischen beide gezogen sey, sondern der gegenseitigen Beziehungen, Voraussetzungen, Uebergänge und Vermittelungen nicht wenige seyen. Und ist denn der Staat, die sittliche Civilisation, welche unter *andern* auch das Recht zu realisiren hat, nur eine *Rechts*-Anstalt, der alles andere Höhere, namentlich Religion und Sitte, gleichgültig bleibt? Wir wollen ein für allemal bemerken, dafs des Vfs. besserer Sinn ihn, ohne der juristischen Consequenz Eintrag zu thun, von solchen Einseitigkeiten frey gehalten habe. — Dennoch, um zu obiger Thesis zurückzukehren, — der Begriff des Verbrechens ist selbstständig aufzufassen, aber die Strafe bleibt doch Correlat, und eben so eine nicht zufällige, sondern nothwendige Folge des Verbrechens, als dieses eine unerlafsliche Voraussetzung der letztern. Auch scheint der Vf. jene Mifsbiligung nicht so streng zu nehmen: denn S. 157 finden wir wieder die mit unsrer oben angedeuteten Ansicht völlig übereinstimmende richtige Bezeichnung der Strafen als *Reaction*. Er erkennt also an, dafs sich die Strafe auf etwas Vergangenes, auf die Schuld beziehe, dafs sie als Reaction Gegenwirkung, im Verhältnifs der Causalität, ihre Bestimmung aus der That, und nicht aus äufsern später hinzutretenden Rücksichten, der Gefahr, Zuvorkommung, Abschreckung u. s. w. erhalten, und diefs und vieles andere ergiebt sich, auch ohne dafs er es ausführt. Nicht ganz deutlich ist mir seine Aeufserung: Um den *Frieden* zu unterbrechen, der seit einiger in diesem Theile der Wissenschaft herrscht, und mich einlassend in den *Streit der Theorie* u. s. w. Wenn ein Streit da ist, so ist noch kein Friede da. Zu unterbrechen ist auch keiner, da der Streit noch immer dauert, wovon nicht nur jedes Compendium, sondern auch neuere Schriften zeugen, wären sie auch nur Wiederholung des schon oft Gesagten. Wir wollen hierüber um so weniger sprechen, da der Vf. in passender Kürze das Richtige hinstellt, und so wie wir alle andere s. g. Theorien, von gewissen Seiten, als später hinzukommende, nothwendig nach historischen und sittlich-politischen Rücksichten zu beachtende Momente der *Strafe*, in ihrer Einrichtung und Anwendung anerkennen, so finden wir auch, wenn wir nicht irren, in dem Vf. (S. 159 f.) den gleichen Grundgedanken, den ich in meinen beiden Abhandlungen über wissenschaftliche Behandlung des Criminal-Rechts und Prozesses entwickelt habe.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, Magazin für Industrie u. Literatur: *Valentins verliebte Abenteuer und Irrfahrten.* Ein komischer Roman nach *Pigault-Lebrün*, von *Gustav Sellen*. *Erstes* Bändchen. *Zweyte Auflage.* 1829. 168 S. 8. (1 Rthlr. 12 gGr.)

Die *erste* Auflage dieses Werkchens erschien unter dem Titel: *der kleine Ohnesorge*, und wurde von Vielen, die *Pigault-Lebrün's* geistreiche Leichtfertigkeit nicht kannten, für eine Kinderschrift gehalten, weshalb es zur Berichtigung dieses Irrthums den gegenwärtigen Titel erhielt. Es ist auch nichts weniger als eine Kinderschrift, vielmehr eine solche, vor deren Lectüre Kinder sorgfältig gehütet werden müssen; so leicht und witzig, aber auch oft schlüpfrig, sind hier die Abenteuer eines pariser Familiensohns, und eines jungen Mädchens erzählt, die dem elterlichen Hause entlaufen, in der Absicht sich zu heirathen, und nachdem sie sich in Frankreich und Spanien herumgetrieben haben, eben zur rechten Zeit nach Hause kommen um die elterliche Verzeihung und Einwilligung in ihre Verbindung zu erhalten, aber den Reinen ist alles rein! und solche Leser, werden sich an den lebhaften Gemälden der Kinderzucht in den vornehmen pariser Familien, des Lebens in Nonnenklöstern und Erziehungsinstituten, so wie der spanischen Bigotterie und Unwissenheit, welche in diesem zweyten Gilblas häufig vorkommen, ungemein ergötzen. Um dem Leser die Mühe zu ersparen, die in dem Buche liegende Moral aufzusuchen, giebt der Vf. dieselbe selbst am Schlusse folgendergestalt an: „Nimm die Zeit, wie sie kommt! das Geld, um es in Umlauf zu bringen! die Männer, für das was sie sind! die Frauen, für das was sie seyn wollen." Der Druck ist sehr correct.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1830.

STRAFRECHT.

Heidelberg u. Leipzig, Neue Akad. Buchh. von Groos: *Entwickelung der Grundsätze des Strafrechts nach den Quellen des gemeinen deutschen Rechts*, von Dr. *Conrad Franz Rofshirt* u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Die §. 25 angestellten Betrachtungen oder vielmehr Beyträge über *dolus* und *culpa* werden am meisten Anfechtung erleiden; wie der Vf. selbst, indem er S. 165 eine weitere Zurechnung als zum *dolus* im Ganzen bestreitet, erinnert: „Wir (d. h. *ich* — es wird stets in der Mehrzahl gesprochen) haben fast an allen lebenden Schriftstellern unsre Gegner." Bey einer eben darum so viel besprochenen Sache, und die hier doch nicht erschöpft werden kann, will ich lieber nichts als die Anerkennung ausdrücken, dafs in der That zum regelmäfsigen Begriff des Verbrechens, als welches in Wissen und Wollen gegründet ist, *dolus* gehöre (versteht sich dafs hierin durchaus keine Präsumtion liegt), und dafs man den Begriff der *culpa* zu allgemein und ausgedehnt nimmt. Ob er aber lediglich auf Satzung beruhe, ob er nicht allgemeiner nachzuweisen sey, so fern und so weit auch in der culposen Uebertretung das Wesen der Handlung erkannt wird — ob der Vf. Recht habe in dem harten Urtheil S. 166: „Dabey hat *Niemand* den Weg suchen *wollen*, auf welchem überhaupt zuerst von dem Unterschiede des *dolus* und der *culpa* die Rede seyn würde," und wenn er gegen Neuere S. 168. 169 bemerkt, „die mehr praktischen Schriftsteller z. B. *Quistorp* haben sich *klüger* gehalten" — das mögen billige Leser beurtheilen. Wenn es darauf ankommt, wo zuerst von dem Unterschiede des *dolus* und der *culpa* die Rede ist, jetzt noch ohne Rücksicht auf die daran geknüpften Folgen; so ist das nicht das Römische Recht S. 166, sondern das orientalische, vorzüglich das mosaische, und das griechische Recht. Ferner, so wie er selbst anerkennt, dafs das germanische Recht (und zwar auch da, wo es frey von römischem Einflusse ist) mit ihm weniger übereinstimme, so läfst sich auch nicht leugnen, dafs der Unterschied von beiden Richtungen ein im Begriffe liegender ist, den das historische Recht aufgenommen und nicht erst erfunden hat. Aber darin mufs man beystimmen, dafs nur in speciellen Fällen die *culpa* als strafbar hervortrete, und dafs die Darstellung ihres Wesens billig der Wissenschaft überlassen bleibe. Wenn die Gesetzgebung hier nicht erschöpfend ist, mufs, wie am Ende überhaupt, doch die Wissenschaft das Beste thun, und thut *jene* mehr, so ist ein unendliches Gebiet von Controversen eröffnet, die um so gefährlicher sind, je entfernter bey längerer Dauer des Gesetzbuches — die man ihm doch wünschen mufs — dessen Bestimmungen von den Fortschritten der Wissenschaft sind. Und gerade hierin liegt ein Vorzug der P. G. O. und der gemeinrechtlichen Praxis vor manchen neuern legislativen Arbeiten, dafs ersteren unmittelbar die entdeckte Wahrheit zu Statten kommt, die für letztere erst auf einem andern Wege, wenn überhaupt, einen verfassungsmäfsigen Eingang findet. Die Lehre der Zurechnung folgt §. 27 hinter der von *dolus* und durch diese, nach des Vfs Praemissen bedingt. Seinem Plane getreu führt er dieselbe mit einer, sonst hier nicht so gewöhnlichen, gründlichen Rücksicht auf das positive Recht durch, wogegen sich nichts einwenden läfst, wenn nur die allgemeine Natur derselben anerkannt wird, die vorzugsweise dem Gebiete der Moral und der Psychologie angehört: in der That ist die s. g. juristische Imputation mehr durch die eigenthümlichen praktischen Folgen als durch ihren Begriff von der s. g. moralischen verschieden, was selten erkannt wird. Es ist ungefähr dasselbe Verhältnifs, wie bey der s. g. juristischen Gewifsheit, gegenüber irgend einer andern. Indem nun der Vf. wesentlich nur eine Zurechnung zum *dolus* annimmt, diesen aber vorzugsweise im römischen Recht gegründet hält, ist es erklärlich, warum er bey seiner Betrachtung, vielleicht nicht ohne zu sehr ins Extrem zu gerathen, das Römische Recht hier zum Mittelpunkt der Untersuchung macht; so namentlich auch bey der Entwickelung der „Fälle, wo alle Zurechnung ausgeschlossen ist" während hier doch auch andere Quellen und selbst die, zwar nicht unberücksichtigt gebliebenen, aber auch noch eine umfassendere Durcharbeitung erwartenden, ältern Dogmatiker gar manches darbieten, was neben den philosophischen Untersuchungen für uns von Interesse ist. Letztere werden hier nur zum Theil berührt; Was aber das Römische Recht betrifft, so wird dem Kenner die praktische Richtung der Juristen, auch in dieser Lehre, nicht entgehen; aber so fern wir sie durch die Darstellung des Vfs. kennen lernen wollen, lassen sich manche Gegenbemerkungen machen. Richtig ist es zwar, dafs, wie überhaupt das Verfahren von dem erheblichsten Einflusse auf die Bildung der Rechtsstoffes ist, so auch die *perpetuae quaestiones* sehr bedeutend für die innere Geschichte des Criminal-Rechts sind: aber zu

weit wird S. 191 gegangen, wenn diesen z. B. die Ausbildung der Lehre der Zurechnung zugeschrieben wird: ja es pafst sogar nicht ganz zu dem, was gleich darauf über die *lex* gesagt wird. Wenn wir gleich wissen, dafs im Privatrecht viele praktische Sätze im Edict bey Gelegenheit und unter dem Gesichtspunkt der Lehre der Rechtsverfolgung in den Quellen vorgetragen werden, noch mehr, wenn es unbestreitbar ist, dafs nicht wenige derselben auf solchem Wege erst zur Anerkennung und Geltung gelangt sind; so würde dieses doch nicht die Behauptung rechtfertigen, dafs die Hauptlehren des Privatrechts, namentlich die feinsten, die man der Zurechnung vergleichen könnte, z. B. gleich die Lehre von *dolus* und *culpa*, von den allgemeinen Grundsätzen der Obligationen, des Erbrechts, ihre Bildung dem *Processe* verdankten. „Es bildete sich," heifst es hier „aus dem *sciens dolo malo* allmählig der Satz: *Voluntas spectatur, non rerum exitus.*" Wo aber der Satz gilt, da ist es speciell angegeben, z. B. *in lege Cornelia dolus pro facto accipitur*, was wieder in einer andern Stelle für ein anderes Verbrechen bestimmt abgesprochen wird, und die Regel: *in maleficiis voluntas spectatur non exitus* L. 14 D. *ad leg. Cornel. de sicar.*, die man gar zu gern anführt, um zu zeigen, dafs die Römer lediglich den s. g. subjectiven Gesichtspunkt bey Verbrechen aufgefafst, vollends auch, dafs sie den objectiven vernachlässigt hätten, wird gewöhnlich zu weit genommen. Wo ein *maleficium*, ein *facere* vorliegt, da ist ohnedies auch schon der objective Gesichtspunkt gegeben, und auch das *sciens dolo malo*, welches stets in Beziehung auf einen hervorgebrachten gesetzwidrigen *Erfolg* gebraucht wird, sagt nicht mehr. Grofses Gewicht möchte ich bey Ausbildung der Imputationslehre auf die *extraordinariae cognitiones* und die Behandlung der *extraordinaria crimina* legen, die hier nicht erwähnt werden. Hier war es, wo sich vorzugsweise die praktisch wissenschaftliche Ansicht und das dem Bedürfnifs Entsprechende ohne Schwierigkeit geltend machen konnte. Man wird aber mit Theilnahme die gründlichen Erörterungen §. 30 lesen, und wenn ich etwas dabey vermisse, so ist es eine Vermittelung zwischen den römischen Grundsätzen und neueren, indem z. B. S. 197 gleich auf das österreichische, baierische Recht und den *Code pénal* übergegangen wird; denn die *eine* hier angeführte Stelle aus dem kanonischen Rechte ist für sich diese Lücke auszufüllen nicht hinreichend. Zu der Beantwortung der in neuester Zeit streitiger gewordnen Frage über die Grenze der Competenz des Richters und des Arztes, rücksichtlich der Entscheidung zweifelhafter, auf die Zurechnungsfähigkeit oder den Mangel Einfluss habender Zustände, findet man S. 201 einige sehr beachtenswerthe Beyträge. Wir übergehen die lehrreichen Bemerkungen über *ignorantia juris et facti*, die der Vf. im Archiv weiter ausgeführt hat, und die von ihm selbst sogenannte „Nachlese" S. 213 zur Lehre vom Beweise bey der Zurechnung, um auf die §. 36 f. folgende Darstellung „Von den Theilnehmern u. s. w." aufmerksam zu machen. Durch *Stübel's* letzte Schrift, die der Vf. nach Not. 1. S. 230 nicht benutzen konnte, ist das Interesse hiefür mehr angeregt, und es ist sehr belehrend, die von einander unabhängigen Erörterungen zweyer so anerkannten Criminalisten zu vergleichen. In einer Beurtheilung der *Stübel*'schen Schrift in den *Erlanger Jahrbüchern* habe ich darüber ausführlicher gesprochen, und bemerke daher nur, dafs mein dort ausgesprochener Wunsch, es möge eine solche Untersuchung nicht blofs von dem legislativen Standpunkte aus geführt, sondern auch durch eine genauere Berücksichtigung der Quellen unseres Rechts begründet werden, und meine Behauptung, dafs diese solche Resultate fördere, wie sie auch einer richtigen allgemeinen Theorie entsprächen, jetzt durch *Rofshirt's* verdienstliche Bemühung auf erfreuliche Weise in Erfüllung gegangen ist. Wenn gleich hier wieder vorzugsweise nur römisches Recht als Grundlage der Behandlung erscheint, so ist doch gerade hier dieses vollkommen zu billigen. Das germanische Recht bietet hier allerdings auf interessante Art abweichende Principien dar, aber auch in einem Zusammenhange mit andern Grundlagen, als hier für den Zweck des Verfassers in Betrachung kommen sollten, der dagegen auf das Dogmengeschichtliche mit Recht, und zwar hier mehr als in irgend einer der früher abgehandelten Lehren Rücksicht genommen hat. Dieselbe Bemerkung gilt von der Darstellung der Lehre vom Thatbestande §. 46, wie denn überhaupt in dieser Hinsicht ein vortheilhafter Einfluss der *Biener*'schen Arbeiten nicht zu verkennen ist. Dem Verfasser ist in allen seinen Arbeiten zum Verdienste anzurechnen, dafs er neben der Selbstständigkeit seiner Forschungen, die überall hervorleuchtet, auch stete Rücksicht auf die Leistungen der Zeitgenossen in den verschiedensten Richtungen nimmt, und sie wenigstens, wo er nicht beystimmt, zu widerlegen sucht; obschon er zuweilen nicht Unerhebliches übergeht, und nicht selten, ohne Namen zu nennen, unfreundliche Seitenblicke macht, wobey er besonders den philosophischen Juristen unbillig begegnet. Möchte man doch über dem Werth des Einen nicht den des Andern vergessen! Gründliche Philosophie verträgt sich stets mit der Geschichte und dem vernünftigen Bestehenden. Wenn er S. 297 in der Anerkennung dessen, was für diese Lehre, vorzugsweise von dem dogmatischen Standpunkte aus, geleistet ist, ausruft: „Möge nicht ein Anderer durch ein muthwilliges Gedankenspiel, das in unsern Tagen nicht selten ist, auch an dieser Lehre falsche philosophische Kraft verschwenden!" so wird man zwar seinen Wunsch theilen, aber, abgesehen davon dafs der Satz unnöthig ist, enthält er in sich mancherley, was unverständlich scheinen könnte. Auch die, welche mit Vernachlässigung des positiven Rechtes, oder, so fern ihr Plan von vorn herein ein anderer ist, die gewifs auch eine allgemeine Begründung zulassende Lehre vom Thatbestand behandeln, da

da diese doch nicht durch Gesetzgebung erfunden sondern vorgefunden ist, üben, wenn sie *Gedanken* haben, weder Muthwillen noch Spiel aus; und wenn sie im ernsten redlichen Sinne auf anderm Wege forschen, so mag man über die Resultate, auch über den Standpunkt selbst, wissenschaftlich streiten, aber sie nicht verdächtig machen. *Falsche philosophische* Kraft giebt es nicht. Und Falsch ist nicht Philosophie — der Vf. meint aber — wenn es die *Form* der Philosophie prätendirt, ohne solche zu seyn, und das kann man freylich öfters auch bey solchen sehen, die sich nicht auf Ulpians erste Stelle berufen. Ueber die Lehre vom Thatbestande im römischen Anklageverfahren, im Verhältnifs zur Zurechnung, wird mit Rücksicht auf die Quellen und besonders auf Dogmengeschichte viel Tüchtiges gegeben, wodurch *Stübel*, dessen treffliches Werk überhaupt eine zeitgemäfse Umarbeitung bedarf, die wir nun leider nicht mehr von dessen Verfasser erhalten können, manche erhebliche Berichtigungen erhält. Von Vollendung und Versuch §. 50 f. Zweckmäfsg werden S. 307, um den Anfang des verbrecherischen Versuches juristisch zu bestimmen, die Verbrechen nach gewissen Gesichtspunkten unterschieden, welche sie als Arten charakterisiren. Ueber die Art, wie es hier geschieht, läfst sich aber rechten. Wenn es z. B. heifst, „es giebt *a*) Verbrechen, die in einer *bloßen* Entäufserung der Gedanken bestehen, z. B. Injurien, Hochverrath", so ist, wenn man sich erinnert, dafs der Vf. die *culpa* im *Allgemeinen* bey dem Verbrechen verwirft, wie denn die hier genannten Fälle stets *dolus — injuriandi animus, hostilis animus* enthalten, zu entgegnen, dafs überhaupt kein Verbrechen ohne Entäufserung des *Gedankens* möglich sey. Diese Entäufserung ist die *That;* die Thätigkeit, wodurch sich die Absicht *äufsert*, ihre Verbindung ist die *Handlung*. Nun ist zwar richtig, dafs auch ohne sichtbare äufsere Erfolge dieses Statt finden könne; aber nicht die Injurie überhaupt, namentlich nicht die s. g. Realinjurie, sondern nur eine Art der Injurie besteht in einer *bloßen* Entäufserung des Gedankens. Der Hochverrath kann hieher gehören nach bekannten Grundsätzen, aber es ist nicht minder Hochverrath, wenn noch mehr geschehen ist, also wird es der concreten Beschaffenheit des Falles angehören, ob jene Verbrechen in diese oder eine andere Klasse gehören, und so fern sie nicht unter die *b*) und *c*) bezeichneten fallen können, vermifst man noch etwas an dieser Unterscheidung. Aehnliches läfst sich bey der Fälschung erinnern, wie sie *b*) angeführt wird, nach einer Rücksicht, die im besondern Falle wieder von *c*) nicht ganz getrennt werden kann. Dafs nach S. 314 Not. 1 der Germane nur bey dem „*neminem laede, suum cuique tribue*" stehen blieb, ist nur beschränkt für die frühern Perioden zuzugeben. So wie sich das *honestum* recht oft geltend macht, so ist umgekehrt das *neminem laede* keineswegs so anerkannt, sondern es heifst nur an vielen Stellen, wenn er dagegen handelt, *faidam portet, inimicitias suscipiat;* nicht die That ist verboten, aber man mufs sich deren Folgen unterwerfen. Hierüber verweise ich auf *Grimm's* Alterthümer. „Ueber *injuria* als der allgemeinen Grundlage der Verbrechen mit Rücksicht auf den Begriff der *Neuern* (*mancher*, nicht *aller*, denn die Sache ist längst Gegenstand des Streites) von Rechtsverletzung" §. 55 findet man die wie ich glaube richtige Ansicht, wonach auch Unsittlichkeiten und Verletzungen der Religion (hier abgesehen von der Bestimmung der Grenze, die durch die Rücksicht auf die historisch-politische Eigenthümlichkeit jedes Volkes und den Culturstand der Zeit bestimmt wird) Gegenstand des Strafrechts seyn können. Dafs der Vf. schon im Lehrbuche hier, nach Anleitung der Quellen, sich das Verdienst einer bessern Behandlung erworben habe, ist von mir an einem andern Orte anerkannt, und jetzt wird es bald, mehr oder minder, wenn gleich in verschiedener Weise des Ausdrucks, allgemein zugegeben werden, dafs nicht ausschliefsend s. g. *Rechts*verletzungen der Gegenstand der Bestrafung seyen, wie denn bey den Römern, den Deutschen, in der P. G. O. und den Reichsgesetzen sich von jeher der gute praktische Sinn unabhängig von unnützen Betrachtungen ausgesprochen hat. Ueber dieses gut geschriebene Kapitel will ich, um nicht zu weitläuftig zu werden, nichts bemerken, weil ich ohnedies die hier abgehandelten Fragen in meinen Untersuchungen ausführlich, wiewohl nur in specieller Beziehung, erörtert habe; doch bin ich es mir selbst schuldig, zu S. 351 und der Note 1 des Vfs. ausdrücklich gegen die Art zu protestiren, wie er unrichtig meine von ihm übrigens im Resultat gebilligten Ansichten referirt, die ich im Archiv IX, 4. Nr. 23 ausgeführt habe. Daselbst habe ich die angebliche Rechtmäfsigkeit der Tödtung eines zum Tode Verurtheilten durch einen nicht zur Vollstrekkung Berufenen, die man ohne Grund behauptet, nicht nur aus allgemeinen Gründen widerlegt, sondern auch durch Exegese der hier meist übersehenen Aussprüche der Quellen die richtige Ansicht hergestellt, wie es von Kennern mit Zustimmung aufgenommen worden ist. Ich habe dabey auf die Nachtheile aufmerksam gemacht, welche bey einer angeblich philosophischen Behandlung entstehen, wenn man das *positive* Recht aufser Augen läfst, nach welchem jene falsche Behauptung nie hätte aufgestellt werden können. Während aber *Rofshirt* im Texte meint, „man könne die von mir *mit Recht* angeführten Stellen entbehren, wegen der juristischen Consequenz des Zeitalters" (welche indefs, wie die Erfahrung zeigt, nicht verhindert hat, solche falsche Behauptungen zu machen), so drückt er sich in der Note so aus, dafs, wer meine Abhandlung nicht kennt, glauben mufs, ich hätte das *Gegentheil* gesagt. Wohl glaube ich, dafs die Behandler des positiven Rechts, zu denen ich mich auch zählen darf, nichts von der Philosophie wissen wollen — (nur manche) — noch habe ich hier den *Römischen* Juristen, von denen in dieser Beziehung gar nicht gesprochen wurde,

wurde, die Philosophie streitig gemacht. Auch liegt keine Beziehung auf den Vf. in meiner Abhandlung, dafs er nöthig hätte zu sagen: „Wir sind in dieser Beziehung *tolerant*, und erwarten dasselbe vom Gegentheile." — Toleranz hat sich dann hier doch wohl nicht gezeigt. Uebrigens ist Ulpian, der sich über Vieles wundern würde, auch der Unsrige, und Niemand mag seine Philosophie dadurch allein zur *vera* machen, dafs er den Ulpian citirt. L. 1 D. *de* J. et J. Ich würde dieses ganz übergehen, zumal gegenüber dem von mir persönlich so hoch geschätzten Gelehrten, wenn nicht eben dessen Autorität diejenigen, die die Sache nicht weiter kennen, zu Mifsverständnissen veranlassen könnte, gegen die ich mich um so mehr verwahren mufs, als ich finde, dafs, während in dem Buche an manchen Stellen, wo ich mit mehr Recht hätte erwähnt werden dürfen — sey es auch, um, was ich dankbar anerkenne, mich zu berichtigen — dieses nicht geschehen, hier eine ganz ungegründete Polemik an meine Abhandlung geknüpft wird.

(*Der Beschlufs folgt.*)

BOTANIK.

Nürnberg u. Leipzig, in d. Zeh. Buchh.: *Handbuch der Blumenzucht*, oder die Kunst, alle Pflanzen selbst zu erkennen und zu benennen, zu kultiviren, zu veredeln und zu vermehren, warme Beete anzulegen, zweckmäfsige Gewächshäuser zu erbauen und einzurichten, alle Pflanzen sicher zu überwintern, Gärten anzulegen und mit Blumen zu zieren. Von *Jacob Ernst von Reider*, Königl. Baierischem ersten Langerichtsassessor u. s. w. 1828. XVI u. 390 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Der Vf., welcher beym Publicum durch eine ganze Bibliothek von Schriften in mehreren Zweigen der Landwirthschaft — fast alle durch rastlosen Fleifs in dem Raume von einem Jahrzehend geschaffen — bekannt und beliebt ist, hat auch in der gegenwärtigen, welche Rec. als die neueste zu Händen gekommen ist, abermals seine grofse Umsicht, so wie seine fliefsende und gefällige Schreibart und lichtvolle Darstellung bekundet. Es ist ein umfassender rationeller Unterricht in der Blumenzucht, wobey die Naturgeschichte zum Grunde gelegt und die Erfahrungssätze der Wissenschaft sogleich mit der Anwendung verbunden sind. Bey dem hier aufgestellten, von dem Vf. viele Jahre durchdachten System ist denn auch in der Lehre von der Cultur der Pflanzen jedesmal die Ursache auch der Wissenschaft nachgewiesen. Von einem Manne, der 30 Jahre hindurch mit einem selten vorkommenden Eifer in der Cultur der meisten Blumenpflanzen praktisch gearbeitet und mit allen dabey eingreifenden Wissenschaften vertraut, in seinen Beobachtungen tiefer eingehen konnte, lassen sich bleibende Resultate erwarten, dergleichen in dieser Schrift niedergelegt sind.

So gern Rec. das sich leicht einprägende System hier mittheilen möchte, so sind doch die 6 gedruckten Seiten, welche es einnimmt, ein zu grofser Raum für gegenwärtige Anzeige. Nur bemerkt kann also werden, dafs seine zwey Abschnitte Pflanzenkenntnifs und Pflanzencultur in den meisten Rubriken sehr umsichtig und unter lebendiger Belehrung durchgeführt sind. Aus ersterer, der Pflanzenkenntnifs, verbunden mit der Pflanzengeographie — der hier zwar nur ein kurzer aber mit vortrefflichen Winken ausgestatteter Abschnitt gewidmet ist — ergiebt sich — worin Rec. nach aufmerksamem Erwägen des hier Ausgeführten mit dem Vf. übereinstimmt — die naturgemäfse leichtere Cultur der Pflanzen von selbst. Sobon wer die Urstandorte der Pflanzen genau kennt, sieht den Blumengewächsen die ihnen entsprechende Cultur gleichsam von selbst an.

Uebrigens läfst der Vf. seine Leser nicht etwa bey blofs philosophischen Ansichten dastehen, um mit Beyhülfe dieser selbst zu erfinden, was Noth thut: sondern er geht überall ins Detail ein, und lehrt dem Gärtner, wo er's bedarf, auch die kleinsten Handgriffe; aber dabey ist der Unterricht durchgehends rationell, d. h. es sind überall die Gründe angegeben, warum auf diese und keine andere Art das Gedeihen am glücklichsten herbeygeführt werden könne. Rationeller Unterricht, wie er hier gegeben ist, fehlt bey uns noch sehr, wird aber bey dem gewaltigen Emporstreben Deutschlands in allem was Wissenschaft und Kunst betrifft, glaublich bald einheimisch werden. — So gern nun auch Rec. sich über dieses philosophisch-praktische, Anschauung und Erfahrung verbindende Gartenbuch für Blumenzucht weiter verbreiten und Einzelnes zur Ansicht herausheben möchte; so stand er doch endlich davon ab, erwägend, dafs beym Skizziren das Herausgehobene nur eine schiefe Ansicht bekommen würde, indem es sich nicht gut trennen läfst von dem wie aus einem Gusse geformten Ganzen. Das nur will er nochmals berühren, dafs keiner etwas von dem, was zur Bildung eines Blumengärtners von nicht gewöhnlichem Schlage gehört, hier vermissen wird, auch bey Entfernung der Krankheiten seiner Zöglinge wird er sich der Gründe seines Handelns bewufst werden. — Das Buch hat fein Papier, reinen durchschossenen Druck; der Vortrag ist gehörig abgesetzt und nicht seitenlang fortlaufend; die wenigen Druckfehler sind am Ende bemerkt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1830.

STRAFRECHT.

Heidelberg u. Leipzig, Neue Akad. Buchh. von Groos: *Entwickelung der Grundsätze des Strafrechts nach den Quellen des gemeinen deutschen Rechts*, von Dr. *Conrad Franz Roßhirt* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Zu der §. 59 berührten Frage, ob eine moralische Person Verbrechen begehen könne — die ich noch immer unbedingt verneine, indem die Schuld und Zurechnung stets nur Individuen, die Handelnden, treffen kann, aus welchen diese z. g. moralische Person besteht, und zwar jedes nach seiner Handlung, — will *ich hier* nichts bemerken, da ich darüber bey andern Gelegenheiten gesprochen habe. Aber die Frage möge hier stehen, wenn man, wie der Vf., mit Recht Willen und Wissen zur Handlung fordert, wenn das subjective Wissen die Objectivität und Heiligkeit religiöser, sittlicher und rechtlicher Grundsätze anerkennen soll, und das Verbrechen in dem Gegentheil, in dem Widerspruch dagegen besteht, der eine Reaction an den Willen fordert, — *wer* dann eigentlich das Unrecht begehe? Wer z. B. schwört die Befolgung der Pflichten, das Richtercollegium, die städtische Commune, oder die einzelnen *Mitglieder*? Wie steht es mit moralischen Personen, die gar nicht aus Individuen bestehen? Durch die daselbst angeführten Abhandlungen ist die Lösung der Streitfrage nicht weiter gebracht: und der Vf. hat denn doch am sichersten gethan, dafs er, von dem Allgemeinen mehr abstrahirend, die Rücksicht auf die Organisation der einzelnen moralischen Personen empfiehlt. Der *Beweis* des Thatbestandes wird §. 61 mit vollem Recht hier schon erwähnt und nicht ausschliefsend dem Proceſs vorbehalten; er hat seine materiellen Seiten und seine Verbindung mit der Zurechnungslehre, worauf hier richtig aufmerksam gemacht wird, und ich habe das Verdienst des Vfs. in meinen eben erschienenen Untersuchungen, wie billig, anerkannt. Die *aufserordentliche Strafe* wird „ein *Unding*" genannt, womit ich theoretisch einverstanden bin: praktisch ist sie noch immer in sofern kein Unding, als man in Ermangelung anderer Auswege jener Nothhülfe nicht entbehren zu können glaubt. Zu der nicht selten eigenen Weise des Ausdrucks gehört S. 371, um nur einmal eine solche Aeufserlichkeit hervorzuheben, die man bey einem gediegenen Werke gern entfernt sähe — „die Römer sind mit uns einverstanden u. s. w." Könnte man nicht, da *wir* den Römern das Beste ablernen, während sie *nichts* von uns, auch sagen: *Wir* sind mit den Römern einverstanden? Die Lehren von den Folgen des Verbrechens, besonders rücksichtlich des Vermögens des Schuldigen §. 63, und von der Verjährung §. 64, zeichnen sich durch gehaltvolle Bemerkungen aus. Letztere wird, und wie ich glaube mit Recht, auch für uns anerkannt; was die Behandlung betrifft, so haben vor *Unterholzner's* Werk, dessen Verdienstlichkeit durch die von manchen Seiten gemachten Ausstellungen, — wo liefsen sich dergleichen nicht machen, besonders bey einem so sehr ins feinste Detail durchgearbeiteten Stoffe? — nicht geschmälert wird, die Criminalisten nicht viel für diese Lehre gethan; seit dieses Werk erschienen ist, war es um so mehr zu erwarten, dafs die Aufmerksamkeit der Forscher sich mehr dem Gegenstande zuwenden würde, als *Unterholzner's* Werk auch die trefflichste Vorarbeit für die ist, welche *gegen ihn* schreiben wollen. Es war schwerer die Sache so hinzustellen, wie er that, als an dem fertigen Gebäude später berichtigende Ausstellungen zu machen. Ohne jenes Buch würden wir vielleicht auch die beachtenswerthen Beyträge des Vfs. in solchem Umfange entbehren, die er mit Anerkennung seines Werthes mittheilt. Ein specielles Eingehen würde *hier* aus mehrern Gründen für mich nicht zu billigen seyn. Die Lehre der *Begnadigung* (§. 70) schliefst das zweyte Hauptstück.

Das *dritte* beschäftigt sich mit der *Strafe, deren Natur und Arten*. Gleich im §. 73 begegnen wir einer Ansicht, die sich zwar immer gegen Widerspruch geltend machen mufs und wird; für die aber die bestätigende Stimme des Vfs. sehr erfreulich ist. Es wird nämlich ausdrücklich auf den Zusammenhang von Belohnungen, Unterricht und Bildung und reeller Unterstützung der Kräfte Einzelner oder moralischer Personen, wo diese alles Gemeinnützige durchführen wollen, mit der Strafe aufmerksam gemacht, und dadurch anerkannt, dafs das Strafsystem nicht isolirt stehen könne, und dafs die Furcht vor Strafe nicht als Hauptmotiv für ihre Nothwendigkeit (die doch nur eine äufsere politische wäre) geltend gemacht werden könne, wie dann auch dadurch dem Menschen ein höherer Standpunkt angewiesen wird, dafs er nicht von vorn herein, als ein möglicher, nur durch die Drohung im Zaume zu haltender Verbrecher aufgefafst wird. Aber eben darum, und wegen der neben jenen andern nothwendigen Systemen und deren nothwendi-

gem Zusammenwirken, der Strafe, als rechtlichen angewiesenen Grenzen, ist sie mit Belohnung, Züchtigung, schon im Begriffe in eine bestimmte Beziehung zu setzen, und es scheint nicht ganz consequent, dafs der Anfang des §. sagt, mit den Gegensätzen und Unterscheidungen komme nichts heraus. Die „wahre Bestimmung der Natur der Strafe" in §. 74 erfolgt mit einigen treffenden Bemerkungen gegen die neueste, selbst sehr gehaltvolle, Darstellung von *Trummer*. Wenn ich den Vf. richtig verstehe, so wird auch er die Strafe nicht als blofses Mittel im äufserlichen Sinne des Worts, nicht als eine blofs äufserliche Verbindung mit dem Verbrechen, sondern als eine durch dasselbe bedingte und aus ihm selbst nothwendig hervorgehende Folge betrachten.

Bey den §. 75 erwähnten allgemeinen Erfahrungssätzen über die Strafe, wird gegen die Behauptung, dafs die Strafe im Geist des Verbrechens liegen müsse, oder weil diefs sofort nicht deutlich ist, dafs die Strafe dieselbe Triebfeder und deren Werkzeuge afficiren müsse, in und durch welche sich das Verbrechen kund gegeben, manches sehr Treffende bemerkt; wenn aber als Gewährsmann dieser hier s. g. Declamation *Montesquieu* angeführt wird, und römische Ansichten entgegengestellt werden, so ist wenigstens nicht zu übersehen, dafs schon *Cicero* dasselbe gesagt hat (vgl. auch *Isidor. Orig.* V, 27), und auch zum Theil in dem ältern Talionsprincip jene Ansicht gegründet sey. Die Betrachtungen über einzelne Arten der Strafe, z. B. §. 78 über *Todesstrafe*, deren Nothwendigkeit hier gerechtfertigt wird, wobey ich mich freue, gegen die neuerlich vorgeschlagene Einführung von Hinrichtungs-Maschinen, ausgeführt zu sehen, was freylich den Vertheidigern derselben auch nicht unbekannt, aber durch sie nicht widerlegt ist, wie sehr dieses auch dem blofsen *Gefühle* zuwider sey, obgleich ich grade nicht das Gefühl, als subjectives, zum Kriterium machen will — über *Leibesstrafen* §. 79, *Freyheitsstrafe* §. 80, *Ehrenstrafen* §. 81, *Vermögensstrafen* §. 82 geben an Reichthum geschichtlicher, politischer und praktisch-rechtlicher Bemerkungen den frühern Abhandlungen nichts nach. Je mehr über dieses Alles in neuerer Zeit geschrieben worden, desto weniger wollen wir weitläuftig werden. Nur zu S. 450, wo es heifst: „die römische *poena privata* ist nichts als eine Efflorescenz der *Compensations-Idee*, die *sonderbar* genug neben der Talions-Idee in den 12 Tafeln vorkommt" (ich möchte beide Male statt *Idee*, *Princip* setzen), verhehle ich meinen Zweifel nicht über jene Ableitung der Privatstrafe, finde aber ihr Bestehen neben der Talion in den 12 Tafeln nicht sonderbar, selbst ohne der Ansicht beyzutreten, aus der hier der Vf. selbst sie erklären will (wonach denn doch auch das Sonderbare verschwände), dafs nämlich die Urrechte und Urnationalität der Römer theils occidentalisch oder *germanisch*, theils orientalisch, oder *griechisch* seyen. Bey den Ehrenstrafen und den Wirkungen der Strafen auf die Ehre ist es bekanntlich auch nach *Marezoll's* verdienstlichen Forschungen noch immer eine sehr schwierige Aufgabe, weniger für die Praxis und Lebensansicht, als für die wissenschaftliche Begründung derselben, die Verhältnisse der römischen *infamia* zu den einheimischen Grundsätzen zu bestimmen und die Vermittlungen nachzuweisen. Wer, wie ich, die Leistungen des Vfs. in diesem Werke mit gebührender Anerkennung würdigt, der wird es aber bedauern, dafs er S. 476 erklärt: „wir wollen uns wenigstens hier auf den Streit nicht einlassen, ob die römische *infamia* mit ihren Voraussetzungen und Wirkungen noch praktisch sey, oder wie viel davon durch die Ansichten des deutschen Rechts verändert wurde"; und man sieht nicht recht ein, was die Veranlassung oder der Grund ist, eine so interessante Aufgabe abzuweisen, die zu ihrer Lösung, mehr als manche andere, dringend auffordert. Aber freylich sind es zunächst die eigentlichen Germanisten, und nicht vorzugsweise die Criminalisten, von denen wir eine nur der vollständigsten und gründlichsten Auffassung des gesammten Römischen und Germanischen Volks- und Rechts-Lebens mögliche Lösung der Streitfragen und der ganzen Aufgabe erwarten. Dennoch leistet der Vf. mehr als er verspricht, indem er doch manche beachtenswerthe Beyträge liefert. Ueber das Verhältnifs des Gesetzgebers und Richters wird §. 83 schön ausgeführt, dafs beide einander nicht entgegengesetzt, und dafs die Verknüpfung beider durch die Wissenschaft erfolgen solle. Den Beschlufs macht §. 84 vom Rechte des Staats gegen zu Bestrafende, oder Bestrafte, der öffentlichen Sicherheit wegen.

An die bisher betrachteten drey Hauptstücke, welche mehr wissenschaftliche Erörterungen enthielten, die sich auf das Materiale bezogen, schliefst sich das *vierte* und letzte, mehr *formellen* Inhalts: „Ueber die Anordnung der Lehre des Strafrechts im Allgemeinen, und namentlich der Lehre des besondern Theils", wobey die Systeme älterer und neuerer Rechtslehrer, jedoch keineswegs erschöpfend, in Erwägung gezogen werden. Je mehr auf diesem Gebiete sich subjective Ansichten geltend machen, wie die Erfahrung lehrt, desto weniger will ich meine an andern Orten und in eignen Versuchen ausgeführten Ansichten hier wiederholen, kann aber auch die Untersuchung nicht für geschlossen halten. Auf die Kritik einzelner Systeme, deren Urheber sich wohl nicht sämmtlich für widerlegt halten dürften, folgt §. 88 u. f. des Vfs. Ansicht zunächst über das System des gemeinen Strafrechts, in der Hauptsache mit Anschliefsung an die P. G. O., jedoch mit den nothwendigen, durch sie selbst bedingten Ergänzungen, im Wesentlichen so, wie es bereits im Lehrbuche geschehen, doch mit Abweichungen, welche wie S. 513 die Not. *, den Beweis liefern, dafs er auch gegen sich selbst ein strenger Richter sey; und den Beschlufs macht §. 90 der Vorschlag „*des Systems für ein Gesetzbuch, welches*

auf

auf dem Grunde des gemeinen deutschen Rechts gebildet wird," woraus man zugleich entnehmen kann, welcher Ansicht der Vf. überhaupt über die Grundlage eines neuen Gesetzbuches sey. Und gewifs wird das gemeine, auf geschichtlichen Gründen wurzelnde Recht, wenn es wissenschaftlich gehörig aufgefafst wird, die beste Grundlage eines neuen Gesetzbuches seyn, welches dann auch in der Wissenschaft eine gleich fertige Stütze und Quelle hat, was ich in einer eignen Abhandlung ausgeführt habe. Eine hier nicht zu erörternde Frage ist, ob die wissenschaftlichen Vorarbeiten und Durcharbeitungen jetzt schon so weit geführt seyen, um mit lohnendem Erfolg an ein solches Werk zu gehen.

So weit von dem Werke, dessen Inhalt hier kurz bezeichnet ist, und so, dafs zum Selbststudium aufgefordert wird. Es wird kaum nöthig seyn, noch ein besonderes Lob desselben auszusprechen; der Werth ist überall anerkannt, und des Unterzeichneten kurze Bemerkungen — mehr konnte in dieser Anzeige, ohne deren Umfang zu sehr zu erweitern, nicht wohl gesagt werden — sollen auch nur ein Zeichen seiner Theilnahme an der Sache der Wissenschaft seyn. Sie sind, das möge auch der von *mir hoch* geehrte Vf. nicht verkennen, zugleich in einer subjectiv so wohlwollenden Gesinnung niedergeschrieben, wie sich diese neben dem objectiven Gesichtspunkte der Sache selbst geltend machen darf.

J. S. H. Abegg.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) Stuttgart, b. Löflund: *Zweyhundert und neun Tage*, oder *Tagebuch eines Reisenden auf dem Festlande*, von *Thomas Jefferson Hogg*. Aus d. Englischen. *Erster* Theil. 1828. VIII u. 372 S. 8. (1 Rthlr. 16 gGr.)

2) Dresden u. Leipzig, b. Arnold: *Reisebilder aus der Levante*. Aus d. Engl. von *Rud. Lindau*, mit einer Vorrede von *W. A. Lindau*. 1828. 269 S. 8. (1 Rthlr. 8 gGr.)

3) *Ebendas.*: *Leben und Sitten in Persien*. Aus d. Engl. übersetzt von *W. A. Lindau*. — *Zwey* Theile. 1828. 186 u. 250 S. 8. (2 Rthlr. 4 gGr.)

Nr. 1 rührt von einem gutmüthigen, liebenswürdigen Manne her und füllt eine mäfsige Stunde recht angenehm aus. Der Vf. erzählt anspruchslos was er gesehen und gehört, und vergifst nicht, da und dort uns ein drolliges Menschengesicht und einen drolligen Gedanken vorzuführen. Uebrigens reiset er allzusehr *à l'anglaise*, und dem Leser wird zuweilen unbehaglich, ihn überall nur weiter eilen zu sehen und die ewige Klage über Mangel an Zeit zu vernehmen. Wenn man dergleichen von einem Kurier hört, so wundert man sich nicht; wenn aber ein unabhängiger und sonst vernünftiger Mann sich zweyhundert und neun Tage zu einer Reise anberaumt, so mufs er berechnen, welches Ziel er in solcher Frist erreichen kann, und, wenn er dieses in die Ferne setzt, im voraus manchem entsagen, das seine Aufmerksamkeit unterwegs zu fesseln im Stande wäre. Dann fällt entweder die Eile oder der Grund, deshalb ewig zu klagen, vollkommen weg.

Unser Vf. verläfst den 8. August 1823 London und geht über Ostende, Brügge, Gent, Brüssel, Cöln, Coblenz und Mainz nach Frankfurt, wo er am 28. Aug. mit dem Marktschiff ankommt und sein Tagebuch bis S. 113 gefördert hat. Am 31. Aug. ist er zu Strafsburg, am 4. Sept. betritt er die Grenzen der Schweitz, sieht Zürch, Zug, Luzern, besucht den St. Gotthard, das Berner Oberland, Bern und Thun, geht über den Gemmi nach Leuk, von da nach Sitten und Martigny, um das Chamouni-Thal zu erreichen, und langt am 29. Sept. in Genf an. Vom Genfersee führt er uns das Rhonethal hinauf über den Simplon und über den Langen-See nach Como, erreicht am 15. October Mailand, fliegt über Pavia u. s. w. nach Genua, Livorno, Pisa, Florenz, und hält am 16. November und am hundert und sechsten Tage der Abreise von London seinen Einzug in Rom (S. 372.)

Einige Stellen, welche wir näher betrachten, werden das Buch hinreichend charakterisiren. S. 264 lesen wir, der Vf. habe sich zu *Lausanne* „bey einem Studenten nach der dortigen Universität erkundigt, und erfahren, dafs sie nur von Waadländern besucht werde und dafs diese sehr jung dahin gingen, so dafs es vielleicht mehr eine Schul-Anstalt als eine Universität seyn möge." Auf den Namen einer Universität macht die *Akademie von Lausanne* keinen Anspruch; nicht selten studiren dort junge Leute aus andern Kantonen, besonders aus den deutschen, zunächst der französischen Sprache wegen. Rec. sah dort viele Studirende, welche eben nicht mehr „*sehr* jung" waren; bemooste Häupter, wie auf den deutschen Universitäten sich deren finden, kommen dort freylich nicht auf. Uebrigens sind Studenten in der Regel eben nicht die, bey welchen man die zuverlässigsten Nachrichten über die Lehranstalten, welchen sie angehören, suchen darf. — S. 237 ist von der „Verlegenheit der Lausanner, Leute zu finden, welche man in das grofse Zuchthaus sperren könne," die Rede. Rec. kann versichern, dafs man deshalb nie verlegen gewesen ist, und bemerkt nebenher, dafs, wenn der Vf. sich die Mühe, oder vielmehr die Zeit genommen hätte, in dieses Zucht- und Arbeitshaus einzutreten, der schlechte Spafs in seiner Feder geblieben und dieser Anstalt, verdientermafsen, ehrenvoll gedacht worden wäre. Grade im J. 1823 hat dieses Institut noch bedeutend gewonnen, indem der würdige und gelehrte *Manuel* Prediger an demselben geworden ist. — S. 257 enttäuscht der Vf. auf eine etwas drollige Weise alle diejenigen, welche bisher der Meinung waren, auf der Höhe des Simplon sehe man Italien

von

von der Stiefelquaste bis zur Spitze der Fufszehen, den rauchenden Vesuv wie den Schornstein eines Hauses in der Mitte, vor sich ausgebreitet daliegen!! Die Uebersetzung dieses Tagebuchs liest sich ganz angenehm.

Nr. 2 ist eine gute Uebersetzung von Briefen, welche vom Julius 1827 an in verschiedenen Numern des *New Monthly* erschienen sind. Die Gegenden Kleinasiens, welche der Vf. schildert, haben in der neuern Zeit zwar die Aufmerksamkeit mehrerer gebildeten und gelehrten Reisenden auf sich gezogen; man wird indessen auch diese überaus lebendige Darstellung mit Nutzen und Vergnügen durchlaufen. Die Vorrede, von welcher auf dem Titelblatte die Rede ist, ist nicht der Rede werth; dagegen sind die zwey Anhänge, wovon der erste Notizen über die Geschichte von Smyrna, der zweyte Auszug aus *Arundell's* Beschreibung der sieben Kirchen Asiens mittheilt, eine sehr dankenswerthe Zugabe. Das Büchlein selbst ist in sieben Abschnitte getheilt, deren Ueberschriften wir mittheilen: 1. die Cycladen. 2. u. 3. Smyrna. 4. u. 5. Ephesus. 6. Philadelphia, Sardes. 7. Abreise von Smyrna. Phocäa. Scio. Patmos. Sime.

Nr. 3. Das Original ist 1827 in 2 Octavbänden zu London unter dem Titel: „*Sketches of Persia, from the Journals of a Traveller in the East*" erschienen. Wir erinnern uns, dafs man uns damals in England *Sir John Malcolm* als den Verfasser dieser Skizzen nannte; später wurde diefs auch in Zeitblättern, z. B. dem *Asiatic Journal*, öffentlich ausgesprochen. Wie dem auch sey, der Vf. ist mit Persien, seinen Sitten, seiner Literatur vollkommen vertraut und hat eine seltne Darstellungsgabe. Der Vortrag ist einfach, voller Leben und Geist; bald scherzend, bald ernst, bald mit persischen Sagen und Mährchen tändelnd, bald das öde, diplomatische Ceremoniel durch launige Bemerkungen belebend, bald eine einförmige Landschaft mit keck gezeichneten Originalen staffirend, bald allen Zauber des „Landes der Rosen und Nachtigallen" um uns verbreitend, führt er uns nach Mascat, nach Abuscher, nach Schiras, Persepolis, Isfahan, Kaschan, Kum, Teheran u. s. f., und man bedauert am Ende, schon am Ende zu seyn. — Die Uebersetzung betreffend, so haben wir mehrere Kapitel des Originals mit derselben verglichen, und gefunden, dafs der Uebersetzer mit Fleifs und Liebe gearbeitet hat; wir vermifsten aber auch zuweilen die letzte Feile und hier und dort die Gewandtheit und Sicherheit im Ausdruck, welche im Allgemeinen Hn. *Lindau's* Uebertragungen so sehr auszeichnen.

Adrian.

SCHÖNE LITERATUR.

Leipzig, b. Hartmann: *Suil Dhuv der Falschmünzer*, und: *Die Kartenschlägerin*. Romantische Erzählungen aus dem Englischen übersetzt von *A. Kaiser*. 1829. *Erster* Theil 252 S. *Zweyter* Theil 254 S. (2 Rthlr.)

Nr. 1 ist ein kleiner Roman, der dem besten der Walter Scott'schen an die Seite gesetzt zu werden verdient, so scharf sind die Charaktere der handelnden Personen bis in die kleinste Schattirung gezeichnet, so lebendig die Sitten des irländischen Volks dargestellt, und so ergreifend die hin und wieder eingestreuten psychologischen Bemerkungen für den Leser, dessen Genufs noch durch die dem Werkchen eingewebten Balladen und irischen Volkslieder erhöht wird.

Nr. 2 ist eine interessante Criminalgeschichte, deren glückliche Entwickelung wohlthätig das Herz ergreift, und durch die darin vorkommende Schilderung der schauerlichen Naturschönheiten der irischen Küste noch anziehender wird, weshalb der Uebersetzer unsern Dank dafür verdient, dafs er uns mit diesen Erzählungen bekannt machte. Der englische Vf. ist nicht genannt, und nur so viel von ihm gesagt: dafs er durch sein *Holland Tide* als einer der beliebtesten Erzähler bekannt sey, welches auch durch diese Erzählungen beurkundet wird.

Braunschweig, b. Meyer: *Das Milchmädchen von Montfermeil*. Launiger Roman aus dem Leben der Gegenwart. Nach dem Französischen des *Paul de Kock*. 1829. *Erster* Band 272 S. *Zweyter* Bd. 247 S. (2 Rthlr. 12 gGr.)

Die Schicksale eines jungen, reichen, aber gutmüthigen pariser Wüstlings, der einst bey einer Landpartie ein hübsches tugendhaftes Milchmädchen kennen lernt, nachdem er sein Vermögen theils durchgebracht theils durch einen Gauner verloren, die Welt durchstreift, endlich aber nach Paris zurückkehrt, und nachdem er den gröfsten Theil seines Vermögens wieder erhalten, sein geliebtes ihm treu gebliebenes Milchmädchen heirathet, sind in diesem Roman mit gefälliger Leichtigkeit erzählt. Die Sitten der pariser vornehmen Welt werden in demselben nach dem Leben geschildert und ziemlich beifsend persiflirt. Nur leider sind bey den meisten dieser Gemälde die Farben so stark aufgetragen, dafs sie dadurch zur Carrikatur werden, wodurch vieles von der sonst treffenden Aehnlichkeit verloren geht; auch wird der schlüpfrige Ton, der bey vielen Stellen vorherrscht, manche Leserin zurückschrecken, wer aber eine solche Frivolität nicht scheuet, wird Unterhaltung nach seinem Geschmack finden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1830.

MEDICIN.

Cöln a. R., b. Schmitz: *Die Untersuchung der Brust zur Erkenntniſs der Brustkrankheiten*, von *V. Collin*, Doctor der Medicin und Hülfsarzt der Bürgerspitäler zu Paris. Aus dem Französischen übersetzt und mit Zusätzen vorzüglich nach Laennec's Beobachtungen vermehrt von *F. J. Bourel*, der Medicin Beflissenem. Mit einer Vorrede begleitet von *F. Nasse*, Professor der Medicin, Director der medicin. Klinik zu Bonn u. s. w. 1828. XVI u. 142 S. 8. (Pr. 20 gr.)

Die von *Laennec* erfundene und von ihm selbst zu einem ziemlich hohen Grad von Vollkommenheit in der Anwendung gebrachte Methode, die Krankheiten der Brust mittelst des Hörrohrs zu erforschen, scheint auch in Deutschland immer mehr Eingang zu finden, und zwar mit vollem Rechte, indem jedes Mittel, was die Erweiterung eines so wichtigen Feldes, als die Diagnostik, verspricht, von dem ärztlichen Hülfsapparat nicht ausgeschlossen zu werden verdient. Schade, daſs sich der Anwendung des Mittels in der Privatpraxis mannichfaltige Hindernisse entgegenstellen, unter welchen wir besonders Das für das bedeutendste halten, daſs uns herrschende Vorurtheile der Gelegenheit Leichenöffnungen zu machen, und uns dadurch von der Richtigkeit der mittelst des Hörrohrs gewonnenen Diagnose zu überzeugen, so oft berauben. Wie soll aber der praktische Arzt sich die nothwendige Fertigkeit in der Anwendung dieses Instruments erwerben, wenn ihn nicht die Section belehrt, ob er recht oder falsch gehört habe? Immer wird daher der Gebrauch dieses Instruments, bey allen Vortheilen, die es verspricht, nur eingeschränkt bleiben, und die Anweisung, wie man sich desselben bedienen und wie man die verschiedenen durch dasselbe wahrnehmbaren Töne unterscheiden lernen solle, von klinischen Anstalten ausgehen müssen, wo man die Richtigkeit der dadurch gewonnenen Diagnose durch Autopsie an der Leiche bewähren kann. Indessen die Schwierigkeit der Anwendung hebt die Brauchbarkeit des Instruments an sich nicht auf, und wir sind deſshalb keineswegs der Meinung, ihm diese durch unsere obige Einrede streitig zu machen, ja wir empfehlen vielmehr die Anwendung desselben insbesondere jüngeren Aerzten, indem sie, wie Hr. Prof. *Nasse* in der Vorrede zu dieser Schrift sehr richtig bemerkt, die vollste Anregung giebt zum genauen, unzerstreuten Aufmerken auf das zu Beobachtende, so wie zu sorgfältiger Vergleichung des auf diesem Wege Ausgemittelten mit anderm. Ueberhaupt dient die Anregung eines so scharfsinnigen Beobachters, wie *Nasse*, der diese Untersuchungsweise selbst öfter erprobt zu haben scheint, ihr selbst zu nicht geringer Empfehlung, wenn gleich nicht zu leugnen ist, daſs er die Vorzüge derselben mit etwas zu enthusiastischem Lobe überhäufen möge. So soll uns das Stethoskop erkennen helfen, wo bey Herzkrankheiten groſse Aderlässe, wo Digitalis, wo Eisen oder bloſs beruhigende Mittel angezeigt sind, wo bey der Cur der Pneumonie das entzündungswidrige Verfahren aufhören muſs; wo ferner sowohl bey dieser Cur als bey der einer Bronchitis der Brechweinstein noch fort zu geben und nicht mehr fort zu geben ist; wo bey Pleuritis Meerzwiebel und Digitalis anzuwenden sind, wo bey Bluthusten groſse Aderlässe oder nur kleine, wo bey entarteten Lungen auflösende Mittel passen und wo nicht, wo bey Phthisis dyspept. die Cur gegen das Unterleibsübel noch helfen kann; so soll das Stethoscop allein der Chirurgie die genaue Diagnose zu geben vermögen, unter welchen Bedingungen, und an welchen Stellen zu Auslerungen aus den Pleurasäcken oder aus der Lunge selbst, ihre Hülfe angezeigt ist.

Der Vf. der vorliegenden Schrift ist ein Schüler der Professoren *Cayol* und *Laennec*, unter deren Leitung er selbst während sieben Jahre in den Krankenhäusern von Paris die neue Untersuchungsweise anzuwenden vielfältige Gelegenheit gefunden hat. Dennoch macht er selbst weniger Ansprüche auf neue Entdeckungen, als auf zweckmäſsige Zusammenstellung alles dessen, was schon über diesen Gegenstand und namentlich über die verschiedenen Methoden, deren man sich zur Untersuchung bey Krankheiten der Brust bedient, über die allgemeinen Regeln bey ihrer Anwendung, über die verschiedenen Erscheinungen, welche sie uns kennen lehren und ihre wahrscheinlichen Ursachen, in einzelnen Werken und Abhandlungen zerstreut enthalten ist. Alles ist ziemlich gedrängt, ohne die gewöhnliche französische Weitschweifigkeit, vorgetragen, und wir können daher dieſs Buch allen denen, welche sich über die neue Untersuchungsweise belehren wollen, und weder Zeit noch Gelegenheit haben, das ausführlichere Werk von Laennec: *Traité de l' auscultation médiate et des maladies des poumons et du coeur* (2 Vol. Paris), wovon im Jahre 1826 die zweyte bereicherte Ausgabe erschienen ist, zu studiren, bestens empfehlen.

Indem wir unseren Lesern eine kurze Inhaltsanzeige desselben mittheilen, bemerken wir, dafs wir selbst noch zu wenig vertraut mit der Anwendung der neuen Untersuchungsweise sind, als dafs wir uns anmafsen dürften, über sie sowohl, als über den besondern Inhalt dieser Schrift ein Urtheil aus eigener Erfahrung abzugeben. Sie zerfällt in *zwey* Theile, von denen der erste die verschiedenen Untersuchungsmethoden der Brust im Allgemeinen beschreibt, und zwar handelt das *erste* Kapitel von der Untersuchung der Bewegungen der Brust bey dem Athmen; namentlich von dem Athmen im gesunden und kranken Zustande und den verschiedenen dabey Statt findenden Veränderungen, dem häufigen und seltenen, dem schnellen und langsamen, dem regelmäfsigen und unregelmäfsigen, dem grofsen und kleinen Athmen u. s. w. Das *zweyte* Kapitel handelt von der Percussion, wie sie von *Auenbruggen* zuerst erfunden und von *Corvisart* mehr ausgebildet worden ist, und von den Verschiedenheiten des Tons dabey: 1) je nachdem man auf eine Fläche klopft, die wenig mit weichen Theilen bedeckt, oder sehr fleischig und dick ist; 2) nach dem Zustande der Magerkeit, der Wohlbeleibtheit oder Infiltration, welche die Menschen darbieten; 3) nach der Stellung des Kranken; 4) endlich nach der Art der Ausübung der Percussion. *Drittes* Kap. Von der Auscultation. Sie kann unmittelbar oder mittelbar seyn. Die unmittelbare Auscultation ist diejenige, bey deren Ausübung man blofs das Ohr auf die verschiedenen Stellen der Brust anlegt; die mittelbare ist diejenige, bey welcher man sich des von Laenneo erfundenen Stethoscops bedient. Die Art der Anwendung wird hier ziemlich faslich beschrieben. Die Erscheinungen, welche die Untersuchung mittelst desselben kennen lehrt, sind entweder natürlich oder pathologisch, und unterscheiden sich, je nachdem man sie durch die Respiration, durch die Stimme, oder das Herz erhält. Die natürlichen Erscheinungen der Respiration bieten einige Verschiedenheiten dar: nach den Stellen, welche man untersucht; nach der Häufigkeit der Respiration; nach dem Alter, Geschlecht und der Individualität. Die natürlichen Phänomene, welche man durch die Stimme erhält, sind verschieden nach den Stellen, wo man untersucht, und nach dem Klange der Stimme. Die natürlichen Erscheinungen des Herzens dagegen zerfallen in vier Klassen und umfassen: 1) die Ausbreitung der Schläge des Herzens, 2) den Stofs, welchen sie mittheilen, 3) das Geräusch, welches sie begleitet, 4) ihren Rhythmus. Die pathologischen Erscheinungen bringt der Vf. unter vier Hauptabtheilungen, und zwar kommen hier diejenigen in Betracht, welche wir entweder durch die Respiration, oder durch die Stimme, oder durch die Respiration und Stimme zugleich, oder durch das Herz erhalten. Insbesondere kann die Respiration stärker als im gesunden Zustande seyn, oder schwächer, oder ganz fehlen; oder sie kann derjenigen, welche man Tracheal-Respiration nennt, ähnlich seyn. Sie kann rein oder mit verschiedenem Rasseln verbunden seyn, von welchem letzteren vier Hauptarten, das trockne sonore, das pfeifende, das Schleim- und das knisternde Rasseln unterschieden werden. Die pathologischen Erscheinungen der Stimme beziehen sich auf die Resonanz derselben. Unter der Resonanz versteht man ein Wiederhallen der Stimme, welches tönender ist, wie im gesunden Zustande, oder an einem Orte Statt findet, wo es im natürlichen Zustande nicht vorkommt. Die Resonanz der Stimme stellt in den verschiedenen Theilen der Athmungs-Organe, sowohl im gesunden als kranken Zustande dieser Theile, zahlreiche und wichtige Verschiedenheiten dar, welche der Vf. in folgender Ordnung durchgeht: 1) Die Resonanz der Stimme in einem gesunden Lungengewebe. Sie ist sehr wenig bemerkbar; man fühlt mit dem blofsen Ohre oder mit dem Cylinder nur ein leichtes Erzittern, welches demjenigen ähnlich ist, das man bemerkt, wenn man die Hand auf die Brust eines redenden Menschen legt. 2) Im Kehlkopfe und der Trachea. Wenn man den Cylinder auf den Kehlkopf und den Cervical-Theil der Trachea ansetzt, so geht die Stimme durch den Kanal des Stethoscops hindurch, hallt in dem anliegenden Ohre kräftig wieder, und hebt die Vernehmung der Stimme, welche aus dem Munde kommt, mit dem andern Ohre auf. Diese Erscheinung verhält sich eben so beynahe an dem ganzen seitlichen Umfange des Halses, und selbst bey einigen Menschen gegen den Nacken hin. 3) In den grofsen Bronchienstämmen, wo die Stimme gewöhnlich noch dunkler ist. Man untersucht sie, indem man den Cylinder in die *regio interscapularis* ansetzt. Indessen hallt die Stimme immer an dieser Stelle etwas stärker wieder, wie in den andern Theilen der Brust, vorzüglich gegen den obern innern Winkel des Schulterblattes. 4) In den kleinern Bronchienzweigen. Hier ist im gesunden Zustande die Resonanz der Stimme beynahe nichtig. 5) In den zufällig im Lungengewebe entstandenen Höhlen (Pectoriloquie). Man sagt, dafs ein Kranker das Phänomen der Pectoriloquie darbiete, wenn seine Stimme mit ganz deutlichen und artikulirten Tönen von der Stelle der Brust, worauf man den Cylinder angesetzt hat, in gerader Richtung durch den Central-Kanal desselben hindurch zu gehen scheint. Die Pectoriloquie findet Statt: *a*) als Folge der Schmelzung von Lungentuberkeln; *b*) von brandigem Zerstörung der Lunge; *c*) in Folge eines Abscesses, welcher sich als Ausgang der Peripneumonie gebildet hat; *d*) durch Sackgeschwülste der Lungen, welche sich in die Bronchien geöffnet haben; *e*) wahrscheinlich endlich durch eine fistulöse Verbindung eines Abscesses des Mediastinums mit den Bronchien. 6) Aigophonie oder meckernde Pectoriloquie ist eine starke Resonanz der Stimme, aber heller und schärfer als die des Kranken, zuweilen silbertonig, ruckweise, zitternd, wie die einer Ziege. Sie scheint stets mit Gewifsheit das Daseyn einer mäfsigen Menge Flüssigkeit in der Höhle der Pleura, oder

oder das Daseyn von ziemlich dichten, aber noch weichen Pseudo-Membranen anzuzeigen.

Pathologische Erscheinungen der Respiration und Stimme sind: die metallische Respiration, die Resonanz und das metallische Klingen. Die Krankheiten, welche man durch sie kennen lernt, sind: eine fistulöse Verbindung der Höhle der Pleura mit den Bronchien und die Ergiefsung einer gewissen Menge Luft in den durch diese Membran gebildeten Sack; dann eine Ergiefsung, die zugleich flüssig und gasförmig ist, mit oder ohne Verbindung mit den Bronchien; endlich, eine sehr geräumige Höhle mit dünnen adhärirenden und compacten Wandungen.

Die Auscultation des Hustens läfst, wenn die Lungen ganz gesund sind, kein eigenthümliches Geräusch hören; man nimmt blofs eine Erschütterung wahr, die den Wandungen der Brust mitgetheilt wird, und eine schnellere Exspiration, die aber vielleicht weniger stark, als die natürliche ist. Im krankhaften Zustande dagegen bietet sie mancherley, in der Schrift aufgezeichnete Verschiedenheiten dar.

Die pathologischen Erscheinungen des Herzens beziehen sich, wie die natürlichen, auf die Ausbreitung, in welcher man die Schläge des Herzens mit Hülfe des Cylinders wahrnimmt; auf den Stofs oder die Kraft des Impulses des Organes; auf die Natur und die Intensität des Geräusches, welches die Contractionen hervorbringen; auf den Rhythmus, in welchem die verschiedenen Theile sich zusammenziehen.

Aufser diesen Untersuchungsmethoden werden von dem Vf. noch zwey andere angeführt und beschrieben, nämlich die Mensuration und Succussion. Die erstere besteht in der Abmessung einer Seite der Brust in Vergleichung zur entgegengesetzten. Um diese Methode vorzunehmen, mufs der Kranke niedersitzen oder aufrecht stehen, der Körper gerade gehalten, und die obern Gliedmafsen über den Kopf erhoben werden, oder an den Seiten herabhängen. Man nimmt nun mit einer Schnur das Maafs des halben Umfangs der Brust, indem man von dem Vorsprunge der Dornfortsätze der Wirbelsäule, auf welchen man das eine Ende der Schnur festhält, ausgeht, und das andere bis auf die Mitte des Brustbeins hinführt; dann führt man, ohne diesen letztern Punkt zu verlassen, die Schnur gegen die Dornfortsätze, und umgeht so die andere Seite der Brust in der nämlichen Richtung und Höhe. Die Succussion, für deren ersten Erfinder man Hippokrates hält, besteht darin, dafs man dem Körper eine oder mehrere heftige, schnelle Erschütterungen beybringt, um die Fluctuation einer Flüssigkeit, welche man in der Brust vermuthet, zu erregen, und sich von der Gegenwart und der Menge dieser Flüssigkeit zu überzeugen

Im *zweyten* oder speciellen Theile dieser Schrift bemüht sich der Vf. zu zeigen, wie eine jede der fünf Untersuchungsmethoden, welche in dem ersten Theile im Allgemeinen angegeben worden, auf eine Krankheit angewendet, die eigenthümlichen Zeichen derselben angiebt; wie sie in den meisten Fällen eine unentbehrliche Hülfe darbieten, und man bey der Anwendung einer einzigen allein, wenn auch der besten, mit Ausschliefsung der übrigen, sich häufigen Mifsgriffen blofsstellt. Die Krankheiten, welche hier zunächst in Betracht kommen, sind 1) solche der Pleura und der Lunge, und zwar namentlich: die Pleurodynie, der Katarrh, die Hämorrhagie der Bronchien, die Apoplexie der Lungen, das Oedem, das Emphysem, der Keichhusten, Croup und die Pneumonie, die Brustwassersucht, die Eiterbrust, Pleuritis, Erweiterung der Bronchien, Lungenschwindsucht, der Brand der Lungen und Pneumothorax. 2) Krankheiten des Herzens, und zwar *a*) Krankheiten, welche durch eine Veränderung des Stofses sich auszeichnen: Hypertrophie; *b*) Krankheiten, welche sich durch die Veränderung des Geräusches charakterisiren: Erweiterung des Herzens; *c*) Krankheiten, welche sich durch die Veränderung des Stofses und des Geräusches charakterisiren: Erweiterung mit Hypertrophie; *d*) Knorpelige und knöcherne Verhärtung der Klappen des Herzens; *e*) Erweichung des Herzens; *f*) Aneurysma der Aorta; *g*) Periçarditis; Hydro-pericardium. Bey den übrigen Krankheiten des Herzens, Risse in demselben, Entartung in Fettwachs, Entzündung und Verhärtung, Krankheiten der Vorkammern, sind die Zeichen noch unbekannt, welche der Cylinder darbietet.

In einem Anhang zu dieser Schrift hat der Uebersetzer noch über die Anwendung des Stethoskops bey Organen, die nicht in der Brusthöhle liegen, namentlich über die Erkennung der Krankheiten der Trommelhöhle, der Eustachischen Röhre und der Anhangshöhlen der Nase, der Leberabscesse, der Gallenblasensteine, der Fracturen, der Blasensteine, der Herzschläge des Fötus und der Pulsationen der Placenta, das Nöthige beygefügt. *Hbm.*

PHILOSOPHIE.

Berlin, b. Dunker u. Humblot: *Pensées sur l'homme, ses rapports et ses intérêts* par *Fréderic Ancillon.* Tom. I. 380 S. Tom. II. 321 S. 12. (2 Rthlr.)

Man hat in neueren Zeiten die Denksprüche verstorbener Schriftsteller durch den Druck mitgetheilt, weil ihr Geist und ihre Vorzüge auch in abgerissenen Bruchstücken zu finden, deren Verarbeitung zu einem Ganzen von fremder Hand nicht geschehen konnte. Auf ähnliche Weise halten es lebende Schriftsteller mit sich selber, wenn sie das Gesammelte für kein Ganzes zu verbrauchen gedenken. Unser Vf. ward dazu aufgefordert durch seine Lebensgefährtin, welche an solchen einzelnen Gedanken (z. B. aus *Pascal, la Bruyère*) Geschmack fand, und glaubte, sie würden Beyfall finden. „Dem Herzen sind Täuschungen eigen", sagt der Vf., „wie dem Geiste Irrthümer. Allein es giebt noch im untergeordneten Range schöne Standplätze, wiewohl sehr entfernt von Höhe der Meister." Er unternahm

nahm also die Sammlung und setzte sie fort bey sehr wechselnder Gemüthsstimmung, nachdem der Hauch des Todes sein Leben des vorzüglichsten Reizes beraubt hatte, flüchtend in die Welt der Ideen, um sich über die Wirklichkeit zu zerstreuen und ihre Leere möglichst auszufüllen. So wie sie nun ist, weiht er sie einem geliebten Schatten, vertraut der Gunst seiner Freunde und der Nachsicht derer, die ihn kennen.

Gewifs werden die Leser dem Vf. danken. Vielseitigkeit der Beziehungen, Feinheit und Bestimmtheit des Urtheils sind kennbar, gesetzt auch, man stimme nicht ein in alles Vorgetragene. Vom mannichfaltigen Inhalt geben wir Weniges zur Probe:

„Statt der Schöpfung eine Epigenesis anzunehmen, heifst das Unbegreifliche mit dem Absurden vertauschen. Im System der Epigenesis will man den Ursprung der Dinge aus den ursprünglichen Naturkräften und dem Spiel der Elemente erklären. Von der Existenz der Elemente wird kein Grund angegeben, sie werden als ewig angenommen, aber nicht unbeweglich. Aufserdem ist es unmöglich, willkührliche Zeugungen mit der Einheit organisirter Wesen und genauer Verbindung ihrer Theile, und vorzüglich mit der unveränderlichen Grundform zu vereinigen, welche sie stets wiederbringen."

„Die Philosophen sind furchtbar, sobald sie Systeme ihrer Gegner angreifen, und erscheinen schwach, sobald sie ihren eignen Heerd vertheidigen. Nur die Skeptiker sind in Sicherheit. Sie verheeren das Gebiet der Dogmatiker, und diese können keine Vergeltung üben. Sie sind den Flibustiers zu vergleichen, welche alle Küsten Amerikas angriffen, die Pflanzungen zerstörten und der Rache entflohen, weil sie keinen festen Wohnsitz hatten."

„Alles ist Instinct im Menschen, bevor es Vernunft ist; alles ist Handlung, bevor es bestimmter und überlegter Gedanke ist. So war das Genie vor dem Geschmack, der Geschmack vor der Regel, die Tugend vor der Moral, das Gewissen vor den Gesetzen, gleichwie die Künste der Mechanik und Chemie vorausgiengen, welche sie erklären und leiten."

„Der Glaube macht alles fest und gewifs; die Demonstration macht alles ungewifs und schwankend." Man beginnt mit dem Glauben und endigt mit dem Glauben. Ich verstehe hier unter Glauben das inwendigste Gefühl. Dieſs ist der philosophische Glaube." *PP.*

SCHÖNE KÜNSTE.

Frankfurt a. M., b. Sauerländer: *Die Wallfahrt.* Eine Novelle von *H. König.* 1229. 298 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Ein Edelmann, der ein schönes Gut am Rheine besitzt, und sich in eine Verschwörung gegen die Franzosen eingelassen hat, wird von einem verdorbenen Tabaksfabrikanten und einem alten reichen Kriegscommissair dem anrückenden Feinde verrathen, weil der Kriegscommissair grofse Lust hat das Gut an sich zu bringen, welches er auch wirklich, nachdem der Edelmann sich mit seiner Familie, einer Frau und Tochter, zur rechten Zeit geflüchtet hat, um ein Spottgeld erkauft. Er empfindet aber bald Gewissensbisse über den ungerechten Besitz, und wird darin von einem Emissar der Jesuiten, der sich in sein Haus eingeschlichen hat, bestärkt, weil die heil. Väter ebenfalls das schöne Schlofs zu acquiriren, und für ihre Zwecke einzurichten wünschen. Es ist schon so weit gediehen, dafs der Handel mit einem Dritten zu Gunsten der heil. Väter abgeschlossen werden soll, als der alte Kriegscommissair glücklicher Weise vom Schlage gerührt wird, und sein Neffe, ein wackerer Candidat der Rechte, durch Mitwirkung des alten Tabaksfabrikanten, auf einer Wallfahrt entdeckt, dafs die schöne Tochter des rechtmäfsigen Besitzers noch lebe, welche eben zu einem Verwandten nach Brasilien auszuwandern im Begriff sey. Er verliebt sich in sie, die Intriguen der h. Väter werden vernichtet, und der Oheim lebt nur so lange, dafs er die Verbindung der *Liebenden* mit seinem Segen bestätigen kann. Dieſs ist die Skizze der Geschichte, die nicht ohne Witz und Laune erzählt, und durch manches Abenteuer, wie sie bey Wallfahrten vorkommen, gewürzt ist, aber hin und wieder ist der Stil durch manchen plumpen Ausdruck und Provinzialism entstellt.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

1) Heilbronn, b. Clafs: *Betrachtungen über die Leidensgeschichte Jesu Christi nach den Berichten der vier Evangelisten.* Ein Andachtsbuch für die häusliche Erbauung, auch zum Gebr. f. Pred. u. Schull., von M. *Phil. Heinr. Haab,* Stadtpf. in Schweigern b. Heilbronn. 1830. 350 S. 8. (20 gr.)

2) Münster, b. Coppenrath: *Homilien über das Leiden und Sterben Jesu Christi* nebst einigen Betrachtungen, gehalten während der Fastenzeit im Dom zu Münster von *J. H. Brockmann,* Domcapitular u. Prof. d. Theologie. Ohne Jahrzahl. 196 S. 8. (10 gr.)

Nr. 1 ist eine recht verständige und erbauliche Schrift, einfach und ungeschmückt in der Anordnung und Ausführung, welche ihres Zweckes nicht verfehlen wird. Die ganze Leidensgeschichte ist nach den Evangelisten zusammengestellt, und jeder einzelne merkwürdige Abschnitt derselben mit Erläuterungen und Nutzanwendungen begleitet.

Bey Nr. 2 dagegen tritt der Katholik mit seiner besondern Glaubensform oft zu starr hervor; Der Vf. nennt diese Vorträge, welche in der Fastenzeit gehalten worden sind, Homilien, allein auch die Homilie verlangt eine gewisse geregelte Form, und was hier gegeben ist, könnte man eher Paraphrasen des Bibeltextes nennen, die freylich etwas breit gerathen sind.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1830.

MEDICIN.

Göttingen, b. Vandenhoeck u. Ruprecht: *Lehrbuch der Physiologie des Menschen und der Thiere*, von *Arnold Adolph Berthold*, Dr. *Erster* Theil, enthaltend die allgemeine Physiologie. 1829. XXIV u. 312 S. *Zweyter* Theil, enthaltend die besondere Physiologie. 1829. XII u. S. 313 — 904. gr. 8. (3 Rthlr. 12 gGr.)

Bereits im J. 1826 liefs der Vf. seinen ersten *Abrifs der Physiologie* als Schema drucken, und obschon, wie er in der Vorrede zum ersten Bande dieses Werkes erzählte, daraus mancherley Vortheile entsprangen, so gingen doch auf der andern Seite vorzüglich eigene Ansichten für manchen Zuhörer verloren, weshalb er sich entschlofs, ein ausführliches Lehrbuch der Physiologie drucken zu lassen, welches uns hier vorliegt. Der Entschuldigung, dafs er dieses that, wie in der Vorrede weitläuftig genug geschieht, hätte es nicht bedurft, da die Schrift doch nur zunächst für seine Zuhörer berechnet war und jedem Lehrer frey stehen mufs, das ihm tauglichste Buch zum Grunde zu legen; dafs er das seinige dafür hält, wer kann es ihm verargen? Sicherlich hätte er es sonst nicht drucken lassen. Ob es aber auch dem gröfsern Publicum das tauglichste scheine, ist eine andre Frage, die nicht von einem einzigen beantwortet werden kann, wofern er sich nicht herausnimmt, als Stellvertreter desselben aufzutreten: was aber immer sehr gewagt bleibt. Wir wollen daher auch an diesem Orte blofs unsere individuellen Ansichten darüber mittheilen.

Das Hauptverdienst dieses Buches besteht keinesweges in einer eigenthümlichen bessern Anordnung der Materien als zeither, auch nicht in Reichthum neuer einflufsreicher Ideen, oder besserer Behandlungsweisen des Einzelnen, sondern vorzüglich in dem Fleifse und der Belesenheit, mit welcher der Vf. die Gegenstände darstellt. Dieis pflegt man auch vorzüglich von Gelehrten zu erwarten, denen die reiche Göttinger Bibliothek zu Gebote steht. Zwar hofft er nach dem Schlusse der Vorrede des ersten Theiles, dafs auch der gelehrte Physiolog noch manches Neue in seinem Buche finden werde; allein hoffentlich ist der Bescheidenheit des Vfs. zuzutrauen, dafs er auf die hier und da ausgesprochene eigene Meinung und eigene Beobachtungen nicht so viel Werth legt, dafs er glaubt, als werde die Wissenschaft selbst wesentlich dadurch gefördert. Ob durch den Gebrauch neuer Wörter, wie z. B. *Heteropathie*, *Copropoësis*, *Geschlechts-Eierstock*, *Zwitter-Eierstock*, womit er die Physiologie, wie ausdrücklich am Ende der Vorrede des zweyten Theils gesagt wird, bereichert habe, so wie durch die vom gewöhnlichen Sprachgebrauch abweichende Bedeutung des Wortes *Apathie*, wirklich etwas Vorzügliches, wenigstens gröfsere Bestimmtheit erreicht worden sey, überlassen wir Andern zur Entscheidung, uns wenigstens scheint diefs Alles nicht durchaus nothwendig gewesen zu seyn. Ueberhaupt müssen wir die Anwendung so vieler der deutschen Sprache fremden Wörter tadeln, welche wir ohne Noth hier gebraucht sehen, wie *Manifestation*, *saturirt*, *tingirt*, *Organischseyn* u. dgl., insofern schon fast zum Ueberdrufs ausländische Worte in unserer Wissenschaft eingeführt sind, und nicht leicht durch andere verdrängt werden können. Selbst auf den Stil hätte hier und da mehr Sorgfalt gewendet werden können, und nicht selten verliert sich der Vf. in gröfsere Weitläuftigkeit, als zur Erläuterung irgend einer Erscheinung nöthig war. Da er doch seine Zuhörer zunächst als Leser ins Auge fassen mufste, mithin Anfänger, denen es vor allem um eine Uebersicht zu thun war, so wäre es sehr zweckmäfsig gewesen, wenn er die Hauptsache eines jeden Paragraphen mit wenigen Worten aphoristisch ausgedrückt hätte, während in klein gedruckten, darunter stehenden Bemerkungen die weitere Ausführung geliefert wurde. Zwar finden wir auch hier und da Anmerkungen zu den einzelnen §§., aber sie haben gröfstentheils den Zweck, eigene Urtheile und andere Meinungen der Physiologen zu erörtern. Nicht selten leuchtet dabey das Bestreben hervor, den Mittelsmann zu machen, was ihm aber nicht überall die dabey betheiligten Gelehrten danken werden, da häufig nothwendigerweise die eine Meinung die andere ausschliefst. Uebrigens wollen wir hoffen, dafs er die Vertheidigung dieser und jener angefochtenen oder nicht von Andern angenommenen Lehre ihm nahe stehender Gelehrten aus Ueberzeugung übernahm, und nicht um persönlichen Vortheils willen.

Um unsern Lesern einen Ueberblick des Inhalts zu verschaffen, wollen wir ihnen die Hauptsachen in der Reihenfolge namhaft machen, aus welcher sie im Buche abgehandelt sind. In der Einleitung wird der Begriff der Physiologie, ihr Nutzen, ihre Hülfswissenschaften und Literatur angeführt.

Der *erste*, die allgemeine Physiologie behandelnde Theil zerfällt in folgende Abschnitte und Kapitel: I. Abschn. *Vom Leben.* 1. Kap. Leben im Allgemeinen. 2. Kap. Factoren des Lebens. So bezeichnet der Vf. die Production, Irritabilität und Sensibilität. 3. Kap. Lebensreize. Schon hier hätte der Begriff *Reiz* entwickelt werden sollen, welches erst im darauf folgenden Kapitel geschieht. 4. Kap. Gegenwirkung des Organismus auf die Reize. 5. Kap. Thierische Wärme, wo zugleich noch die Phosphorescenz und Elektricität ihre Erörterung finden. II. Abschn. *Vom Organismus als Ganzem.* 6. Kap. Begriff des Organismus. 7. Kap. Form des Organismus. 8. Kap. Unterschied der Thiere unter sich. 9. Kap. Unterschied zwischen Menschen und Thier. 10. Kap. Unterschied der Menschen nach den Rassen. Der Vf. leugnet die Arten (*species*) der Menschen und nimmt mit *Blumenbach* Rassen an. 11. Kap. Unterschied der Menschen und Thiere unter sich und zwar unter verschiedenen Umständen. Diese Unterschiede werden nach Geschlecht, Alter, Temperament, Gesundheitszustand und Klima entworfen, und am ausführlichsten vom Menschen angegeben, da in dieser Hinsicht die Thierwelt weniger umfassend und genau untersucht worden ist. III. Abschn. *Zerlegung des Organismus.* 1) *Mechanische Zerlegung.* 12. Kap. Feste Theile, welche zuerst einzeln als Membranen-, Gefäfs- und Nervenbildung betrachtet werden, hierauf als feste zusammengruppirte Theile oder anatomische Systeme. 13. Kap. Flüssige Theile, welche in A) *zu Blutbereitung dienende*, B) *aus dem Blute abgesonderte*, und C) *das Blut*, zerfallen. 2) *Chemische Zerlegung.* 14. Kap. Bestandtheile des Organismus von Seiten der Chemie betrachtet. Der IV. Abschn. *von der Seele*, betrachtet das 15. Kap. die Seele im Allgemeinen. 16. Kap. die Seelenkräfte oder Seelenvermögen, und endlich das 17. Kap. die Gemüthsbewegungen oder Leidenschaften. Hiermit endet der allgemeine Theil. — Der *zweyte* Theil, die besondere Physiologie darstellend, beginnt S. 314 mit dem Begriff, Ziel und Nutzen der besondern Physiologie. Dann folgt die *Erste Abtheilung*, welche das Leben des Individuums begreift und wiederum in folgende Abschnitte und Kapitel zerfällt. I. Abschn. *von den Verrichtungen der Organe des reproductiven Lebens und deren Folgewirkung (?) auf den Organismus.* 1. Kap. Verdauung. 2. Kap. Aufsaugung und Blutbereitung. 3. Kap. Ernährung. 4. Kap. Absonderung. II. Abschn. *Irritabeles Leben.* 5. Kap. Respiration. 6. Kap. Stimme und Sprache. 7. Kap. Kreislauf des Blutes. 8. Kap. Muskel- und Ortsbewegung. III. Abschn. *Sensibeles Leben.* 9. Kap. Nervensystem. 10. Kap. Sinne. 11. Kap. Schlaf. *Zweyte Abtheilung, Gattungsleben.* IV. Abschn. *Zeugung.* 12. Kap. Zeugendes. 13. Kap. Zeugung an sich. 14. Kap. Schwangerschaft und Geburt. 15. Kap. Milchabsonderung. 16. Kap. Leibesfrucht. V. Abschn. *Aufhören des Lebens.* 17. Kap. Tod. 18. Kap. Verwesung des Körpers. —

Nicht alle Abschnitte und Kapitel scheinen mit gleicher Liebe behandelt. Auch sucht der Vf. selbst sich in der Vorrede zum zweyten Theile hinsichtlich der mehr gedrängten Lehre vom Nerven- und Gattungsleben dadurch zu entschuldigen, als er angiebt, dafs er diesen Gegenständen besondere Sommervorlesungen widmen, auch vielleicht darüber eine besondere Schrift dem Publicum übergeben werde. Manches, was der Vf. aus andern Schriften als baare Münze aufnimmt, hätte selbst noch kritischer Sichtung bedurft.

Schliefslich sind wir der völligen Ueberzeugung, dafs besonders die Zuhörer des Vfs. dieses Lehrbuch mit grofsem Nutzen brauchen werden, indem sie hierin die Ansichten desselben ausführlicher dargestellt finden, als es in der bereits oben erwähnten Schrift unsers Vfs. geschehen konnte. Aber auch Andern wird es ein willkommenes Buch seyn, indem es allerdings einen grofsen Schatz von Beobachtungen gut zusammengestellt in sich fafst und namentlich die thierische Physiologie keineswegs der menschlichen hintennach *setzt*, sondern beide gleichmäfsiger behandelt, als es sonst wohl in ähnlichen Büchern der Fall zu seyn pflegt. Selbst die Auswahl der beygefügten Literatur ist im Ganzen zweckmäfsig zu nennen, wenn schon mitunter solche Bücher erwähnt werden, die blofse Compilationen enthalten, während einige Hauptbücher dagegen übergangen sind. Freylich ist es aber auch höchst schwierig, selbst nur mäfsigen Anforderungen überall in dieser Hinsicht Genüge zu leisten. Wir haben bereits mehrere ausgezeichnete physiologische Lehrbücher, welche gleichfalls die vergleichende Physiologie behandeln, aber leider sind sie noch nicht vollendet; daher verdient vorliegendes Werk selbst in dieser Hinsicht als ein fertiges Ganzes Empfehlung, deren es durch guten Druck und gutes Papier noch würdiger ist.

Z.

Altenburg, in d. Schnuphase. Buchh.: *Der Arzt im Menschen, oder die Heilkraft der Natur.* Ein Versuch zur wissenschaftlichen Darstellung und zu einer Anleitung zur praktischen Benutzung derselben von Dr. *Georg Fr. Chr. Greiner*, Herzogl. S.-Altenburg. Hofmedicus, Amts- und Stadtphysicus, auch Armenarzt zu Eisenberg u. s. w. *Zweyter* Band. 1829. 487 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gGr.)

(Vgl. d. Rec. des ersten Theils in Nr. 170 des vor. Jahrg.)

Das allgemeine Urtheil, das Rec. über den ersten Band des genannten Werkes in diesen Blättern lobend und tadelnd aussprach, mufs er auch auf den zweyten Band anwenden: gute Eigenschaften und Mängel springen in reichem Mafse hier wie dort ins Auge, so aber, dafs die Schattenseite der Arbeit von ihrer Lichtseite weit überboten wird. Wenn man auf jeder Seite in neuen eigenthümlichen treffenden und lichtbringenden Ansichten und in trefflicher

cher Würdigung und Benutzung des Fremden, des Alten sowohl als des Neuen, den klaren starken Verstand und die reiche lebendige Einbildungskraft des Vfs achten und bewundern und ihn selbst lieb gewinnen mufs, so stöfst man dann auch wieder hier und da auf weitschweifige, ermüdende Darstellungen, die wenig oder nichts zur Sache thun, oft phantastisch gehalten sind und beym Lichte wie Nebel zerfliefsen, nicht selten aber das Gute verdecken und verhalten; dabey ist im Ganzen wohl zu wenig auf die empirischen Kenntnisse gegeben und gesehen, wie auch die gesammte Darstellung zu sehr im Allgemeinen gehalten und nicht genug ins Einzelne geführt. Es mögen diese Mängel ihre Entschuldigung in der Thatsache finden, dafs nach des Rec. Bedünken der Vf. leider noch heute mit *Sydenham* ausrufen dürfte: *Apud scriptores rei medicae, divum Hippocratem si demas atque alios paucissimos numero, vix ulla deprehendi possunt vestigia, quibus adjutus per rerum avia spinis et sentibus impedita iter faciam, cum, quae promittunt auctores et lumina ostentant, magis ignes fatui sint, quam verae faces et in salebras potius ac praecipitia sequentem ducant, quam mentem fideliter et rectâ dirigant in genuina Naturae methodo indaganda et invenienda, utpote quorum scripta fere omnia hypothesibus innituntur, quas peperit lasciviens phantasiae luxuria!*

Der *dritte* Theil hat die seinen Inhalt keineswegs erschöpfende Aufschrift: die Gränzen der Naturheilkraft. Zunächst werden die Modificationen derselben im Verhältnifs der Entwickelung der Lebensidee und nach den Perioden des Lebens betrachtet, wobey ihre Wirkungen bey Krankheiten und Krankheitsanlagen des Kindesalters, besonders bey den in der Production spielenden, sehr gut dargestellt, die übrigen Lebensalter aber übergangen sind (S. 19). Es folgen Betrachtungen über das Verhältnifs der Naturheilkraft zu angeborenen und zu klimatischen und endemischen Krankheitsanlagen und Krankheiten, zu den durch Witterungseinflüsse, Naturell, Temperament, Constitution, Stärke und Schwäche der Natur (d. i. den Grad der relativen Selbstständigkeit des Lebens) gegebenen Stimmungen des Organismus, wobey besonders der Schwäche-Zustand ausführlich gewürdigt ist (S. 98). Gut, aber etwas weitschweifig ist dargestellt, wie die heilende Kraft durch die Cultur, den Luxus, die Beschäftigungen der Menschen, durch Verminderung der Herrschaft des Seelenlebens über die leiblichen Functionen, durch die Affecte und Leidenschaften, durch Fehler in der Diät und Lebensweise, durch äufsere schädliche Einwirkungen, kosmisch tellurische Einflüsse, Ansteckungsstoffe, klimatische Schädlichkeiten, heterogene, thierische, pflanzliche und mineralische Stoffe, Arzneyen u. s. w., beschränkt wird (S. 203). In dem Abschnitte über Beschränkung der Heilkraft durch die Art und Beschaffenheit der Krankheiten und Zufälle selbst wird besonders hervorgehoben, dafs viele Contagien, einmal in den Organismus eingegangen, durch das Leben nicht mehr bezwungen werden können, sondern ihre Entwickelungen ungestört vollbringen, z. B. die Samen der hitzigen Exantheme, der Lues, der Krätze, ferner, dafs in entzündlichen Krankheiten die Naturkraft Eiterung, Ausschwitzung, Lähmung u. dergl. nicht verhindern könne, und dafs sie auch in vielen chronischen Krankheiten, besonders in veralteten und complicirten, und in den Störungen des Geburtsgeschäftes beschränkt sey. Es läfst sich aber nach des Rec. Ermessen bey sorgfältiger Betrachtung nicht verkennen, dafs gerade in den aufgezählten Krankheiten die Natur die Macht ihrer Heilkraft auf das glänzendste beurkunde, wenn ihr gleich in vielen Fällen vollständige Heilungen nicht gelingen und sie nicht „παντα πασιν" vermag. Eben so ist ausgemacht, dafs in vielen Fällen von erfolgter Ansteckung die Krankheit noch im Keime durch das reagirende Leben vernichtet werden könne. Die hitzigen Exantheme und die ihnen ähnlichen Processe werden, wenn sie geheilt werden, blofs durch die Natur geheilt, wie *Stieglitz* und *v. Hildenbrand* so schön gelehrt. Auch der Krätze vermag die Natur besser zu begegnen, als mancher Arzt. *Van Swieten* erzählt einen merkwürdigen Fall von Naturheilung der Lues, und die ausländischen Formen derselben, das Scarlievo, die Sibbens, die Radesyge u. s. w., werden häufig unter Fieber und andern gewaltigen Reactionen durch die Natur getilgt, gerade wie auch manchmal selbst der Aussatz. Die Eiterung und Ausschwitzung ist vielleicht selbst als Act der Naturheilkraft zu betrachten, zum wenigsten aber macht sich dieselbe bey Eiterung und Brand auf die herrlichste Weise offenbar. Auch in den chronischen Krankheiten vermag die Natur weit mehr, als die Kunst: oft heilt die Skrofel in der Pubertät von selbst, nachdem alle Mittel vergeblich angewandt worden sind; Gicht- und Hämorrhoidalparoxysmen sind Heilstrebungen der Natur; Schleimflüsse, Wassersuchten, denen die Kunst wenig anhaben kann, heilen oft plötzlich durch Naturbestrebungen, und Rec. hat in *Horn's* Archiv erst neuerlich einen Fall erzählt, wo bey einem sterbenden Wassersüchtigen die Natur noch Wunder that; die Natur heilt, wie Rec. in *Rust's* Magazin weitläuftig entwickelt, die Tuberkelphthisis, so wie sie auch andere Afterbildungen, selbst des Carcinom, siegreich zu bekämpfen vermag; selbst Mifsbildungen werden, wie Rec. in *Horn's* Archiv gelehrt, von ihr bezwungen; erst neuerlich ist dem Rec. ein Fall vorgekommen, dafs vier Aerzte den Kaiserschnitt machen wollten, als eben noch die Natur das Kind austrieb, u. dgl. In einem bis S. 226 reichenden §: „nähere Bestimmung und Beobachtung der Schwäche der Heilkraft vor der Krankheit" wird die allgemeine und lokale Schwäche, wie sie sich nach den verschiedenen Lebensaltern äufsert, gewürdigt;

Rec.

Rec. aber glaubt, dafs die vom Vf. als in Schwäche gründend aufgeführten Krankheiten, wiewohl sie Schwäche zur Folge haben können, meist eher in excessivem Hervortreten einzelner organischer Thätigkeiten beruhen, als in Schwäche: so die *plethora abdominalis* der Kinder, die Skrofel, die Tuberkelbildung, die im Jünglingsalter sich einfindenden Congestionen, die Hämorrhoidalkrankheit u. s. w. Sehr schön und gut sind die Bestimmungen der Gränzen der Heilkraft in der Krankheit und der Kennzeichen des Standes der Heilkraft in dem Kranken (S. 273), so wie die Erörterungen über die Folgen beschränkter Naturkraft bey dem Verlaufe der Krankheiten (S. 283).

Der *vierte* Theil handelt von Erhaltung, Stärkung, Leitung und Benutzung der Naturheilkräfte, und ist nach des Rec. Ermessen trefflich gerathen. Es wird dargestellt, wie Schlaf, Nahrung, Getränk, Luftgenufs u. s. f. geregelt, wie das Nerven- und Seelenleben gehalten werden müsse, damit die Selbstständigkeit des Lebens in allen seinen Richtungen sich gehörig entwickle, bekräftige, erhalte und erhöhe. Hier ist eine vollständige Seelen- und Körperdiätetik in trefflicher Weise gegeben, die jeder mit Vergnügen und Nutzen lesen wird. In Abschnitten, die nach des Rec. Urtheil viel Unnöthiges und nicht in das Buch Gehöriges enthalten, wird gelehrt, wie der Arzt sich bilden und halten müsse, damit er die Naturheilkraft gehörig zu beachten und zu benutzen vermöge, und wie es gut sey, dafs der Kranke diese Kraft selbst gehörig würdige (S. 391). Auch die Bemerkungen über die Heilmittel, die Bildung der Heilmethoden, die Untersuchung des Kranken und der Krankheit, die allgemeine ärztliche Besorgung (S. 448) haben den Rec. wenig angesprochen, weil in ihnen der Vf. zu weit greift, während dagegen die das Buch beschliefsenden Erörterungen über allgemeine Abweichungen des Lebens von seiner Normalbeschaffenheit vortrefflich und dem Zwecke der Arbeit vollkommen entsprechend zu nennen seyn dürften, besonders auch defshalb, weil die Heiloperationen der Natur gegen die einzelnen Krankheiten hier genauer als sonst gewürdigt und zergliedert werden.

Indem Rec. am Schlusse seiner Anzeige das Werk des Vfs. noch einmal für ein sehr verdienstliches und wohlgelungenes und der Aufmerksamkeit und des ernsten Studiums aller besseren Aerzte im höchsten Grade werthes erklärt, wiederholt er zugleich den Wunsch, dafs bald recht viele rüstige Arbeiter die Operationen der heilenden Natur ins Auge und zum Ziel ihrer Bestrebungen nehmen, und so einen in neuerer Zeit mit dem gröfsten Unrecht aufs höchste vernachlässigten Gegenstand in das gehörige Licht stellen mögen. *Jam vero*, so sagte schon *Fr. Hoffmann, vehementer utique optandum esset, ut omnes, qui salutarem artem exercent, genuinam illam et probatissimam Naturae methodum, qua morbos feliciter sanat, intimius perspectam tenerent et molimina sua ad ejus praescriptum adornarent. In quo quidem laudanda merito veterum sententia, qui ad unum fere omnes professi sunt, medicum esse Naturae ministrum, spectatorem, imitatorem et adjutorem, ita ut Hippocrates passim prodiderit, Naturam impulsam artis peritis, quae facienda sunt, monstrare, nec quidquam salutariter fieri posse, nisi quod ipsi Naturae conveniens fiat!*

Dr. *Jahn.*

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Braunschweig, b. Meyer: *Novellen und Erzählungen* von *Wilhelmine Sostmann* geb. *Blumenhagen*. 1829. *Erster* Band. 199 S. *Zweyter* Band. 192 S. 8. (2 Rthlr.)

2) Leipzig, b. Brockhaus: *Erzählungen* von *A. v. Sartorius*. 1828. 319 S. 8. (1 Rthlr. 16 gGr.)

3) Berlin, b. Bethge: *Vergeltungen*. Erzählend dargestellt von *H. Hanke* geb. *Arndt*. — *Erstes* Bdchen. 1829. IV u. 242 S. (1 Rthlr. 8 gGr.)

Die Fluth der Novellen und Erzählungen ist jetzt so grofs, dafs man zweifelhaft wird, ob man nicht die eine oder die andere schon gelesen hat. Bey einigen in Nr. 1 dargebotenen ist dieſs gewifs der Fall. Es sind übrigens in beiden Bänden 4, „Leonore", „Thränensegen", „Schicksalsurtheil", „die Verführerin". Die Verfasserin liebt das Tragische, ohne doch wie es uns scheint die rechten Saiten zu dem beabsichtigten Tone anzuschlagen; sie müfste sonst mehr anziehen und festhalten. Nr. 2 enthält drey Erzählungen: „die Werber", „der Student" und die Harfenspielerin" von welchem „die Werber" am ansprechendsten sind, „die Harfenspielerin" am wenigsten lobenswerth ist. In der erstgenannten Erzählung spricht das Leben selbst, und das Thun und Treiben der ehemaligen Werbeoffiziere kann nicht besser geschildert werden. Auch der grofse König ist richtig aufgefafst, wie er in den letzten Jahren seines Lebens war. Die Verfasserin von Nr. 3 ist in der Lesewelt beliebt; ihre Erzählungen haben meist eine moralische oder religiöse Tendenz. So sollen die beiden hier gelieferten „Ich suchte" und „die Astern" das Walten der göttlichen Vorsehung im Menschenleben anschaulich machen, und werden diesen Zweck bey den meisten Lesern oder Leserinnen gewifs erreichen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1830.

OEKONOMIE.

Schleswig, im K. Taubstummen-Institut: *Versuch eines Beweises, dafs die Wettrennen das wesentlichste Beförderungsmittel der Pferdezucht, und zur Verbesserung und Veredlung derselben unumgänglich nothwendig sind.* Mit besonderer *Berücksichtigung der Pferdezucht des Königreichs Dänemark* und *der Herzogthümer Schleswig* und *Holstein*, von *Christian August*, Herzog zu Schleswig-Holstein. 1829. 85 S. 8.

Der erste Abdruck vorliegender Schrift, welche einen in neuerer Zeit für die Pferdezucht des europäischen Continents sehr interessanten und daher vielfach debattirten Gegenstand behandelt, nämlich die Frage über den überwiegenden Nutzen oder Schaden der Wettrennen für die allgemeine Verbesserung und Veredlung der Pferdezucht, war ursprünglich nicht für den Buchhandel bestimmt. Allein um vielfältig geäufserten Wünschen zu genügen, verstattete der Durchl. Hr. Vf. zuerst einen Abdruck derselben in den *Schleswig-Holstein-* und *Lauenburgischen Provinzialberichten* v. J. und später auf den Wunsch einiger auswärtigen Buchhandlungen einen *zweyten* Abdruck derselben im Verlage des Taubstummen-Instituts zu Schleswig. Rec. glaubt, dafs unter den bisher über den bezeichneten Gegenstand erschienenen Schriften sich noch keine so klar über den wesentlichen Nutzen der Wettrennen ausgesprochen, und dabey die Mittel den beabsichtigten Vortheil vollständig zu erreichen und zugleich die davon zu befürchtenden Nachtheile zu vermeiden, so vollkommen und überzeugend dargestellt hat. Besonders für *Dänemark*, dessen Verhältnisse vorzugsweise berücksichtiget sind, dürfte der Inhalt dieser gehaltvollen Schrift von *der höchsten Wichtigkeit* seyn; doch aber kann auch jedes andere Land, in dem Maafse wie seine natürlichen Verhältnisse denen von Dänemark mehr oder weniger ähnlich sind, daraus Vortheile schöpfen und deshalb diese Schrift auch für den ganzen Continent von Interesse seyn.

Als Grundlage der nähern Ausführung über den Nutzen und die Nothwendigkeit der Verwendung englischer Vollblutpferde zur Veredlung der Landespferdezucht unter Zuziehung der Wettrennen, hat der D. H. Vf. aus zwey Schriften, der des *Grafen von Veltheim* über die englische Pferdezucht, und einer in der *Hamburger Pferdezeitung* früher abgedruckten kurzen Geschichte der dänischen Pferdezucht, einen gedrängten Auszug aufgenommen, woraus er sodann die ihm zu Erreichung des beabsichtigten Zwecks: nämlich einer gründlichen und dauerhaften Veredlung der Pferdezucht dieses Reichs, erforderlichen Grundsätze mit strenger Consequenz entwickelt. Der D. Hr. Vf. geht von dem Gesichtspunkte aus, dafs Dänemark theils durch seinen mehr oder weniger fruchtbaren Boden und durch die darauf seit einer langen Reihe von Jahren begründeten Wirthschaftseinrichtungen vor fast allen Ländern Europens zur Production grofser und starker Pferde geeignet ist, und diese auch wirklich producirt habe, theilweise selbst noch producire, wodurch es sich schon von längerer Zeit her einen sichern und zahlreichen Absatz seiner Pferde sowohl für die schwere Reiterey vieler Continentalstaaten, als auch für den Luxus, besonders zu Wagenpferden, verschafft habe. Da jedoch die Remontelieferungen in der neuesten Zeit, durch die Selbstthervorbringung derselben in andern Staaten, sehr abgenommen, so habe sich der Absatz fast nur auf grofse Wagenpferde beschränkt und würde um so mehr auch künftig nur darauf sich beschränken, da wenigstens das ganze südliche Europa, durch Klima, Lokalität und Wirthschaftsverhältnisse, an deren Hervorbringung gehindert bleiben dürfte. Weil aber durch den von England ausgegangenen Impuls neben der Gröfse und Knochenstärke auch jetzt edles Blut, und dadurch sowohl Veredlung der Form als gröfsere Schnelligkeit und Dauer für das Wagenpferd auf den jetzt allgemein verbesserten Wegen und hiermit herbeygeführten raschern Communication erfordert werden; so müsse gleichfalls diesem Bedürfnifs genügt werden, wenn nicht Dänemark auch hierin die Concurrenz allmählig verlieren solle. Sehr schön setzt der Hr. Vf. aus einander, warum jedoch dabey die Gröfse und Stärke durchaus nicht aufgeopfert werden dürfen, weil eben *hierin* der natürliche Vorzug Dänemarks liege, den ihn alle niedere fruchtbare europäische Länder nicht abgewinnen können, und ihm daher, wenn es den Zweck der Veredlung noch damit vereinigt, um so mehr zinspflichtig werden müssen, da es dergleichen Pferde stets viel wohlfeiler liefern kann, als England seinen Verhältnissen nach zu liefern im Stande ist. Wenn endlich der Hr. Vf. ferner das *englische yorkshirer Wagenpferd* als das Muster für diesen Zweck mit Recht aufstellt; so sucht er darzuthun, dafs durch eine fortgesetzte Anwendung englischer Vollbluthengste zur Veredlung der grofsen oder gemeinen dänischen Land-stu-

stuten, jenes Vorbild bald zu erreichen seyn würde, und hierin mufs ihm jeder erfahrne Pferdezüchter unbedenklich beypflichten. Um jedoch dergleichen kostbare Hengste nicht fortwährend aus England beziehen zu müssen, hält er, und gewifs ebenfalls sehr richtig, die Verpflanzung der englischen Vollblutsrasse sowohl in die Gestüte des Staats als reicher Privaten für nothwendig; um solche jedoch stets rein zu erhalten, erkennt er die Einführung der Wettrennen für unerläfslich, und belegt diese Meinung auf das bündigste mit Gründen und Thatsachen. Besonders interessant sind die am Schlusse der Schrift enthaltenen Grundsätze und Vorschläge, wie diese Wettrennen eingerichtet werden müssen, um einerseits den Zweck: stets die edelsten und besten Pferde für die Nachzucht zu ermitteln, vollständig zu erreichen, und doch andrerseits der Spielsucht und Gewinnlust Einzelner zu begegnen; und dem Rec., dem die Nachtheile, welche aus dem letztern hervorgehen, durch manche in England und sonst noch gesammelte Notizen nicht unbekannt sind, scheinen die Vorschläge des D. Vfs. durchaus geeignet, jenen Uebelständen nach Möglichkeit abzuhelfen. Sehr wahr, aber allerdings nicht neu, ist die hier gegebene Ansicht, *nicht jüngern als vierjährigen* Pferden den Zutritt auf die Rennbahn zu gestatten; ganz neu dagegen und nicht minder treffend sind die Gründe, weshalb *auch nicht ältere als sechsjährige* zugelassen seyn dürften, wie auch endlich, *dafs demselben Eigenthümer niemals mehr als Ein Pferd zu derselben Preisbewerbung zugelassen werden soll.* Wir glauben, dafs das Vorstehende genügen wird, um jeden wahren Freund der Landespferdezucht auf die wichtigsten Theile des Inhaltes dieser gehaltreichen Schrift aufmerksam zu machen, und erlauben uns nur hinzuzufügen, dafs die Bemerkungen des D. Herzogs um so mehr Aufmerksamkeit verdienen, da, wie aus einer der letztern Nummern der Hamburger Pferdezeitung umständlich hervorgeht, auch sonst in Norddeutschland bekannt genug geworden, Derselbe bereits seit einer Reihe von Jahren Besitzer eines ganz edlen Gestütes ist, daher nicht nur seine Ansichten aus eigner Erfahrung geschöpft, sondern auch durch die patriotische Verwendung seiner edlen Hengste auf die Landespferdezucht der Umgegend bereits höchst vortheilhaft eingewirkt hat.

BOTANIK.

Wien, b. Mörschner u. Jasper: *Neuestes allgemeines deutsches Gartenbuch mit Rücksicht auf Boden und Klima;* oder *allgemeines Handbuch des Gartenbaues als eine vollständige, theoretisch-praktische Anleitung zur Erziehung aller in das gesammte Gebiet des Gartenbaues einschlagender Gewächse im Küchen- Obst- und Ziergarten,* mit gleichzeitiger Benutzung der von den bewährtesten Schriftstellern gesammelten neuesten Erfahrungen. Mit einem Anhange über die Behandlung der Obstbäume in Gartentöpfen, einem Gartenkalender, zwey Verzeichnissen botanischer Kunstausdrücke und Benennungen der am häufigsten vorkommenden Gewächse in lateinischer Sprache, mit beygefügter Betonung. Von *Carl Ernst Mayer,* Fürstl. Schwarzenbergischem Residenten u. s. w. Mit vier Kupfertafeln. 1827. XII u. 712 S. nebst Inhaltsanzeige. 8. (2 Rthlr. 8 gGr.)

Der Vortrag des Ganzen zerfällt in *zwey* Abtheilungen; die erste beschäftigt sich mit den Vorkenntnissen eines rationellen Betriebes des Gartenbaues in 10 Abschnitten; die zweyte mit der Aufzählung und der Cultur der Küchengewächse, Fruchtbäume, Sträucher in mehreren Rubriken und endlich der Ziergewächse in alphabetischer Ordnung, also ein theoretischer und praktischer Theil.

Das Erste, was jedem Gärtner und Landwirthe zu kennen nöthig ist, sind die Erdarten; von *diesen* hängt es ab, ob die ihnen zur Vegetation *anvertrauten* Gewächse freudig oder nur verkümmert aufwachsen können. Sie sind ziemlich vollständig charakterisirt; das Einzige, was noch hätte beygefügt werden können, wäre eine Angabe der chemischen Hülfsmittel, wodurch man entdecken kann, was da ist, und in welcher Quantität es vorhanden ist, denn dieses gehört doch zuverlässig mit zum Rationellen und mufs immer der Behandlung des Bodens und seiner Verstärkung durch Düngemittel, worüber das Nöthige auch hier nun folgt, vorangehen. Sehr die Umsicht erleichternd sind die Erscheinungen dargestellt, welche die verschiedenen, die Vegetation der Pflanzen befördernden Stoffe hervorbringen, und mit Erfahrungen belegt; aber Rec. meint, dafs auch hier mehr Versinnlichung dieser abstracten Dinge möglich gewesen wäre, ohne sie kann der gewöhnliche Gärtner schwerlich lebendige Anschauung bekommen. Die bewährtesten Schriftsteller, aus welchen auch diese Notizen — zufolge des Titels — gesammelt sind, waren glaublich Chemiker von Profession, welchen alles dieses klar war.

Darauf folgt nun eine Beschreibung der Pflanzentheile nach ihrer äufserlichen und innerlichen Beschaffenheit; die Krankheiten, bey denen der Grund ihrer Entstehung hinlänglich berücksichtigt worden ist; die Gartenfeinde, wobey die Mittel zu ihrer Vertilgung wohl gewählte und leicht anwendbare sind. — Was im Allgemeinen über die Wartung der Pflanzen während ihrer ganzen Vegetationsperiode, über alle dabey vorkommenden Verrichtungen, dann Aufbewahrung des Saamens und der mannichfaltigen Früchte, so wie ihrer Benutzung gesagt wird, ist zwar nicht neu, aber neu und gut zusammengestellt. Auch sind der Umfriedigung der Gärten, den erforderlichen Geräthschaften, der Anlegung von Mistbeeten, Glas- und Treibhäusern eigene Abschnitte gewidmet.

Die

Die Küchengewächse und ihre Cultur sind ziemlich vollständig. Nur Schade, dafs dem Leser durch fast durchgängiges Nichtbeobachten des Absetzens im Laufe der Beschreibung einer Art, keine Ruhepunkte gegeben sind; der Vortrag läuft oft bis zum Ermüden immer an einem Stücke fort. Z. B. S. 220 bey Spargel 7 Seiten lang. Ueber die Kräfte aller dieser Pflanzen, worunter doch selbst auch viele arzneyliche sind, so wie über den Gebrauch mancher weniger gemeinen in der Küche, ist wenig und oft weniger als nichts gesagt, z. B. S. 229 bey Liebesapfel, dessen Gebrauch in der Küche wenigen bekannt ist; bey Rosmarin S. 120 „Gebrauch in der Küche und in der Apotheke:" Liefse sich von dieser Pflanze nicht etwas Bedeutenderes, sey es auch nur mit kurzen Hinweisungen, sagen? — Wer Pflanzen baut, der mufs auch wissen, wozu sie dienen.

Beym Obstgarten sind etwa 80 Apfel- und 90 Birnsorten — wären die Sorten numerirt, so hätte man auch da Anhaltpunkte — nach *Diel* aufgezählt. Die bey den Birnen unter jeder Sorte bemerkte Klasse u. s. w. des Diel'schen Systems stünde besser zu oberst als Ueberschrift der Seite, und überhaupt hätte da ein Ueberblick der Sache durchs ganze Buch angebracht werden können. So sind auch von den übrigen Obstsorten viele beschrieben, besonders Pfirschen, wo übrigens die französischen Namen, aus ganz bekannten Gründen, nöthiger gewesen wären, als bey dem Küchengarten diese, so wie die englischen.

Die Ziergewächse in alphabetischer Ordnung von S. 412—618 nehmen einen bedeutenden Theil des Buchs ein; bey etwas mehr Sichtung des Mitgetheilten hätten mehrere Arten aufgestellt und auch selbst kürzlich charakterisirt werden können, welches für den Gärtner doch wirklich wünschenswerth seyn mufs; doch letzteres ist selten, oder doch unbefriedigend geschehen und überall nicht hervorgehoben worden. Dafs Dietrich's Lexikon hier der Hauptleitfaden war, sieht man auf den ersten Blick; die Blüthezeit, die jener nicht angegeben hat, fehlt allemal auch hier.

Bey der Erziehung der Obstbäume in Geschirren ist *Diel's* Obst-Orangerie in Scherben das Haupthülfsmittel. Uebrigens wird jedem, der die Dielsche und andere Schriften hierüber nicht besitzt, das hier Zusammengestellte angenehm seyn.

Was Rec. im Allgemeinen auszustellen hatte, sagt das Obige. Aber dabey ist er weit entfernt, das dem Vf. in der Bearbeitung des Speciellen gebührende Lob zu schmälern. Man erblickt überall bey dieser Zusammenstellung von bis jetzt gemachten Erfahrungen in diesem ausgedehnten wissenschaftlichen Gebiete einen grofsen Fleifs; alles, was dem Vf. nützlich und beachtenswerth schien, mitzutheilen und allgemeiner zu machen; und so kann es bey Benutzung dieses Buchs nicht an grofser Erweiterung der Kenntnisse fehlen.

Hannover, Hahn'sche Hofbuchh.: *Vollständiges Handbuch der Blumengärtnerey*, oder *genaue Beschreibung von mehr als 4060 wahren Zierpflanzen-Arten*, mit Angabe des Vaterlandes, der Blüthezeit, der vorzüglichsten Synonyme, der bekannt gewordenen Pflanzenpreise, und der Orte, an welchen die beschriebenen Pflanzen zu finden oder käuflich und gegen Tausch zu haben sind. Alphabetisch geordnet und mit deutlichen, auf vieljährige Erfahrung gegründeten Cultur-Anweisungen, so wie mit einer Einleitung über alle Zweige der Blumengärtnerey, einer Uebersicht des Linnéischen und Jussieu'schen Pflanzensystemes, einigen Auswahlverzeichnissen von Zimmerblumen, einem Adrefs- und einem Inhaltsverzeichnisse, und einem vollständigen Register der deutschen Namen und der Synonyme versehen. Für Blumenfreunde und angehende Gärtner mit besonderer Rücksicht auf das norddeutsche Klima und auf Zimmer-Blumenzucht bearbeitet von *J. F. W. Bosse*, Herzogl. Oldenburg. Hofgärtner u. s. w. *Erste* u. *zweyte* Abtheilung mit fortlaufender Seitenzahl. 1829. XX u. 1150 S. 8. (4 Rthlr.)

Wir haben diesen langen Titel vollständig abgeschrieben, weil er alles genau angiebt, was in diesem vortrefflichen Buche enthalten ist. Es ist in Rücksicht der Vollständigkeit der Blumenpflanzen, selbst in Vergleich mit gröfsern Werken, welche diesen Gegenstand behandeln, eins der vorzüglichsten. Die Charakterisirung der Pflanzen ist zwar nur kurz, aber sehr präcis, so dafs man bey dem auch nur kleinen Raum, den eine jede Art einnimmt, schnelle und leichte Anschauung bekommt. Das Eigenthümliche ist hier herausgehoben und selbst fast immer der Maafsstab für die Höhe der Pflanze, Länge und Breite der Blätter, der Blumenstielchen und Kronblätter bis auf die Linien beygefügt, durch welche Genauigkeit der Blick auf das Ganze, so wie die Theile sehr fest gehalten und berichtigt wird. Schätzbar ist auch, dafs hier überall das Vaterland, die Blüthezeit, und auch selbst, wo die fraglichen Pflanzen und zu welchen Preisen sie zu beziehen sind, angegeben ist.

Doch bevor noch etwas über diesen *zweyten* Abschnitt des Buchs gesagt wird, zuerst das Nöthige über die vorhergehenden 130 Seiten. Die ganze Abhandlung, der ein sehr detaillirtes Inhaltsverzeichnifs vorsteht, verbreitet sich über Gewächshäuser und ihre Einrichtung, Erd- und Düngerarten für Zierpflanzen, der Cultur der letztern in Töpfen und im freyen Lande, und über die zweckmäfsige Behandlung derselben; dabey sind Mittel und Handgriffe genug angegeben, um sie von Feinden und Krankheiten zu befreyen, oder sie dagegen zu verwahren. Man findet hier ferner ausreichend das Nöthige über Befruchtung der Blumen, Vermehrung der Pflanzen auf allen bis jetzt bekannten Wegen;

über

über Trocknen, Verpacken und Versenden; über Durchwinterung zärtlicher Gehölze; Anlegung eines Blumengartens und Auswahl von Zierpflanzen. Dann ist noch das Linnéische und Jussieu'sche System beygefügt; aber besonders willkommen wird Vielen seyn das ausführliche Verzeichniſs von Handelsgärtnern, u. s. f., welche sich mit Pflanzen- und Saamenhandel in Baarzahlung oder Tausch beschäftigen, wo man denn die neuesten Adressen auch ins Ausland, nach England, Holland und Paris viele findet, und diese beziehen sich auf die obberührten Preise bey mehreren der beschriebenen Pflanzen, und sie sagen deutlicher als eine lange Beschreibung, was bis jetzt noch selten ist.

Bey jeder Gattung findet man zuerst kürzlich die generischen Kennzeichen und zuletzt die Behandlung der Pflanzen und ihre Erziehung nach den eigenen Erfahrungen des Vfs., oder den der besten Blumisten. Bey Pflanzen, die eine besondere Behandlung erfordern, ist auch gleich bey der Art das Nöthige beygebracht, und überhaupt stellt das Ganze eine sehr schätzbare, überall mit Umsicht und Fleiſs bearbeitete Anweisung im Gebiete der Blumengärtnerey dar. Der Vf. hat die neuesten Schriften in diesem Fache benutzt, um bey den Arten und Varietäten möglichst vollständig zu werden, und die Culturanweisungen selbst gründen sich meistentheils auf seine eigene, beynahe 20jährige, Erfahrung.

Rec., der sich erst ganz neuerlich eine lange Zeit hindurch mit Blumenpflanzen in einem ziemlichen Umfange beschäftigt hat, und dem die groſsen Schwierigkeiten, sich hier zu bewegen, noch im frischen Gedächtnisse sind, freute sich, als ihm dieses Werk zu Handen kam, und die Menge anderer, die um ihn lagen, muſsten, so weit das Bosse'sche reichte, diesem weichen; es befriedigte ihn ganz. Und das wird zuverlässig bey allen der Fall werden, die es benutzen. — Auch die Verlagshandlung hat sich bey der Herausgabe dieses Werks rühmlich ausgezeichnet; das Papier ist sehr weiſs, der Druck schmal durchschossen, ungemein freundlich, und bey den durch gröſsere oder gesperrte Schrift hervorgehobenen Worten findet das Auge leichten Ueberblick.

Leipzig, b. Baumgärtner: *Nützlicher Rathgeber für Stubengärtner bey Auswahl der schönsten Gewächse und deren zweckmäſsigster Behandlung*, gröſstentheils nach eigenen Erfahrungen bearbeitet von *R. von Ramdow*. 1828. 266 S. 8. (18 gGr.)

Das ganze, von auſsen und innen gut in die Augen fallende Werkchen handelt auf den ersten zwey Bogen die nöthigsten Kenntnisse der Gärtnerey kürzlich ab, Standort, Begieſsen, Beschneiden, Vermehren der Gewächse; auch giebt es einige Ansichten der Erdarten und von den Feinden der Gärtnerey. Der Vf. bemerkt davon und von den Culturdarstellungen bey den meisten seiner alphabetisch verzeichneten Blumengewächse, daſs er *nur seine* Beobachtungen und Erfahrungen mittheile, auch das hier Gesagte keinesweges als feste Norm aufstelle, indem auch selbst auf dem entgegengesetzten Wege wohl günstigere Resultate zu erlangen seyn dürften; den gröſsten Theil der hier aufgeführten Pflanzen habe er selbst gezogen und längere Zeit beobachtet, und zwar fast immer im Zimmer; bey ihm unbekannten Pflanzen sey die Behandlung nach *Dietrich* und Andern gegeben, auch habe er bey der Beschreibung hin und wieder Vieles aus dem Gedächtnisse nehmen müssen, wo ihn nämlich andere Hülfsmittel verlassen hätten. Dabey macht er Hoffnung, seine noch spätern Beobachtungen nach einigen Jahren mitzutheilen. In dieser seiner Schrift zeigt er sich durchgängig als ganz sinnigen Stubengärtner, und das Büchelchen muſs daher allen, die ihre Liebhaberey bloſs auf *das* oder *die* Zimmer beschränken, recht willkommen seyn. Man sieht und geht im Geiste dem Vf. nach, wie er zur Mittagsseite auf die Stellagen in den Fenstern die Pflanzen hinträgt, welche zu ihrem Gedeihen diesen Standort verlangen — und dann, wie er auch die Mitternachtsseite durch Blumen belebt; er nennt sie dem Zuschauer und sagt ihm die Gründe, warum sie so arrangirt werden müssen; auch warum er bald die Fenster öffnen, bald schlieſsen und bald seinen freundlichen Kindern Schatten geben müsse. Dann pflanzt er in Blumentöpfe und macht den Zuschauer mit ihrer erforderlichen Beschaffenheit und den Erdarten bekannt, womit er sie eben füllt, pflanzt hier neue Zöglinge, dort versetzt er zu stark bewurzelte und bindet sie an die ihnen nöthigen Stützstäbchen. Dann gruppirt er auch noch seinen Blumengarten, stellt die Töpfe über einander, so viel es gehen will, und so, daſs das Ganze durch die Mischung der Blüthen und Blätter gehoben einen angenehmen Effect hervorbringt, und dieses anders im Sommer, anders im Winter im beschränktern Raume. Und so zusammengepaart sieht man beym Eintritt ins Zimmer alles was auffallen soll, auch so gestellt, die stolzen Pflanzen nehmen den obersten und mehr ins Auge fallenden Platz ein. Auch die Feinde seiner Gewächse läſst er nicht aufkommen, sondern bleibt ihnen auf der Spur und hat die Mittel zur Hand, den mehrfachen Schaden abzuwenden.

Der Aufzählung der Ziergewächse ist vorgängig das Linnéische System eingeschaltet, dessen Klasse und Ordnung auch dann bey jeder Gattung bemerkt ist. Der Vf. meint zwar, er hätte wohl noch eine gröſsere Menge Pflanzen aufzählen können; inzwischen glaubt Rec., der sich auch gern mit dergleichen freundlichen Gewächsen aus nahen und fernen Landen beschäftigt, daſs die nach einer flüchtigen Ueberzählung mitgetheilten 450 und mehr Arten für Stubengärtnerey ausreichend seyn.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1830.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Hartmann: *Ueber die Hypothese der Materie, und ihren Einfluſs auf Wissenschaft und Leben.* Von *Joh. Christian August Heinroth*, Professor der psychischen Heilkunde auf der Universität zu Leipzig; Arzt am Zucht-, Waisen- und Versorgungshause zu St. Georgen daselbst, mehr. gel. Gesellschaften correspond. Mitgliede. 1828. IV u. 226 S. (1 Rthlr. 4 gGr.)

Wahrhaft merkwürdig ist der Wechsel des literarischen Schicksals, welchen der Vf. des angezeigten Buchs im Laufe weniger Jahre erfahren hat. Noch vor kurzem wurde er hochgepriesen, als ein genialer Denker, als ein Hauptschriftsteller im Fache der Psychologie, besonders in Beziehung auf Geisteszerrüttung; und nichts war natürlicher, als dafs von ihm ein Buch nach dem andern erschien. Und jetzt — die Ungunst medicinischer Journale ist es nicht allein, die ihn trifft, sondern sogar ein medicinisch-gerichtliches Gutachten mit höherer Genehmigung herausgegeben, weiset seine Ansprüche zurück, die nichts minderes bezweckten; als das ärztliche Verfahren bey criminalgerichtlichen Untersuchungen zu referiren. Man vermifst bey ihm eigene Erfahrungen aus dem Gebiete der Psychiatrie; man vermuthet grofse Befangenheit; man findet seine Behauptungen in offenem Streite mit dem bewährten Verfahren der besten Aerzte. Fragen wir, worin der Grund seines Irrthums liege, so antwortet uns eine der gelesensten Zeitschriften in den härtesten Ausdrücken, indem sie von einem übelwollenden Zeitgeist der Finsternifs, von Verirrungen spricht, wovor der Himmel die Gerichtshöfe bewahren möge; und als der Hauptpunkt wird *H's* Satz hervorgehoben: *nie werde die Unschuld wahnsinnig, sondern nur die Schuld!* Die *Sünde*, die *moralische Entartung* soll die innere Bedingung *jeder* Seelenstörung, und diese demnach die Wirkung und Folge von *Verbrechen* seyn. Wo bleibt nun (so fragt man) der Unterschied zwischen Immoralität und Geisteskrankheit? — Aber indem wir uns tiefer nach den Gründen der Heinroth'schen Meinungen erkundigen, nennt man uns die beiden bekannten Sätze: *durch die Vernunft ist der Mensch frey*, und: *in dem Menschen ist ein Hang zum Bösen.* Und nun verwundert man sich — in der That etwas zu laut, — über den zweyten dieser Sätze, welchen Hr. *H.* gerade eben so wenig erfunden hat, als den ersten; sie sind vielmehr beide uralt, und doch beide keinesweges veraltet; denn *Kant* ist es, der sie unter uns im philosophischen Zusammenhange erneuerte und sehr nachdrücklich lehrte. Damit sind die Sätze nun keinesweges gerechtfertigt, denn in der Philosophie gilt keine Auctorität; aber der Weg, wie *H.* zu seinen sonderbaren Behauptungen kommen konnte, wird heller, sobald man ihn auf historische Weise rückwärts verfolgt. Dem hart verklagten Manne, dessen Ansichten wir *nicht* zu den unsrigen machen, sind wir gleichwohl soviel Gerechtigkeit schuldig, dafs unsre Darstellung ihnen, soviel das eine fremde Darstellung vermag, ihren eigenthümlichen Zusammenhang lasse, und ihre Berührungspunkte mit dem, was früher da war, nicht verletze; daher man sich nicht wundern wird, wenn wir unter solchen Umständen uns nicht streng an dem angezeigten Buche halten, sondern vielmehr, (wie es bey philosophischen Werken eigentlich immer geschehen sollte) die andern Schriften desselben Verfassers ebenfalls zu Rathe ziehen, um über seine Lehre unser Urtheil zu bilden. Im Allgemeinen läfst sich freylich leicht errathen, was man finden werde. Philosophische Sätze, denen grofse und erhabene Wahrheiten zum Grunde liegen, nehmen leicht etwas Excentrisches an, wodurch sie, mit kecker Laune verfolgt, in grofse Ungereimtheiten übergehen. Wo die Laune eines Schriftstellers öffentlichen Beyfall findet, da wächst sie schnell; es kommt der Wunsch hinzu, etwas Auffallendes zu sagen, — und eine Paradoxie überbietet die andre. Von schlechten Schriftstellern weifs man nun genug, sobald man *soviel* von ihnen weifs; allein nach *Heinroth*, und seinem Ruhme, lohnt es wohl, sich genauer zu erkundigen.

Um unser Geschäft mit Ruhe und Kälte zu beginnen, könnte ein so kalter Gegenstand, wie die Materie, uns recht willkommen seyn; und es wäre günstig für Hn. *H.*, wenn wir, unser Hauptthema zuerst fixirend, seine lateinische Abhandlung *de materiae hypothesi* der vorläufigen Ansicht wegen benutzen. Allein der Geist des Mannes regt sich unruhig, ja beynahe zürnend und züchtigend, schon in der Vorrede zu dieser kleinen Schrift. Der Begriff der Materie wird gleich in den ersten Zeilen beschuldigt, unsägliche Verwirrung sowohl in der Ethik als in der Physik angerichtet zu haben, dort atheistische Frechheit, hier atomistische Dürre hervorbringend; beides aber hänge mit der Heilung der Seelenstörungen zusammen! Wer nun freylich das Band, das alle Wissenschaften umschlingt, so polemisch benutzt, der stellt sich selbst allen Angriffen von allen Seiten blofs; und Hr. *H.* darf sich nicht wundern, wenn er hievon Erfahrungen zu machen gezwungen wird; die Wirkung seines unholden Benehmens fällt auf ihn selbst zurück; dafs aber die Materie einem so ungestümen Frager ihre Geheimnisse ver-

verrathen sollte, läfst sich gar nicht erwarten; eben so wenig, als dafs die älteste Geschichte der Philosophie in ihm ihren Ausleger anerkennen sollte. Man vernehme als Probe in letzterer Hinsicht folgende Sätze: *apud orientis populos invisibilia* (*mens, νοῦς*), *apud occidentales visibilia* (*materia, ὕλη*), *originibus rerum substernebantur.* Thales, Pherekydes, Anaximenes, Heraklit, Leukipp, Demokrit, werden genannt; Anaximander, die Pythagoräer, die Eleaten, werden *verschwiegen.* Dafs weder das Stets-Fliefsende noch die Atomen zu den *visibilibus* gehören, wird nicht überlegt. Für die gelehrten Forscher des Plato und Aristoteles aber schreiben wir folgende Lehre des Hn. *H.* ab: *Plato, Aristoteles, alique, postquam materiae, utpote rerum duntaxat substantiae, vim quandam formatricem adiunxerant,* (also *erst* legte Platon die Materie zum Grunde, *dann* hintennach kam das formende Princip! Die Philosophie des Anaxagoras liefse sich ebenfalls so beschreiben, — doch weiter!) *quae ab iis nunc νοῦς, nunc Ζεύς, nunc αἰθήρ, nunc ἰδέα, nunc εἶδος, nunc ἐντελέχεια vocatur* (damit wären wir also wegen der schweren Streitfragen über Ideen und Entelechien zur Ruhe verwiesen!) *Epicurus nullam aliam esse rerum caussam affirmavit nisi atomos,* etc. Nach dieser Stelle wird man die Dreistigkeit des Hn. *H.* hinreichend kennen, und ihm rathen, eher über alles in der Welt zu reden, als über die ältere Geschichte der Philosophie. Aber macht er es mit der neuern Zeit besser? *Nuper sectatores philosophiae naturalis quae Schellingium auctorem habet,* (dafs *Schelling* von *Kant* ausging und sich später an *Spinoza* anfügte, weifs Hr. *H.* nicht?) *excultorem Okenium,* (also andre *excultores,* aufser *Oken,* sind für Hn. *H.* nicht vorhanden; wir wollen ihn aber des Gegensatzes wegen zum wenigsten an *Fries* erinnern,) *necessariam scilicet ad creandas res materiam quo certius tenerent, ipsi e mentis propriae penu materiam construxerunt!!* Wir hatten bisher gemeint, man construire *den Begriff* der Materie, nicht um die *gegebene* Materie noch fester hinzustellen, als sie ohnehin schon steht, sondern um das Gegebene zu begreifen, weil es ohne dieis Hülfsmittel wirklich ganz unbegreiflich ist. Aber sollte wohl Hr. *H.* von dieser Unbegreiflichkeit der gegebenen Materie etwas begriffen haben? Das wird sich bald zeigen. Zunächst folgen Klagen über den Galvanismus und über *Priestley's* grüne Materie, besonders über die letztere, in welcher man die ersten Spuren (ob gerade die *ersten?*) des Pflanzen- und Thierlebens gefunden hat; *seitdem,* so lautet die Klage, *hat man angefangen,* eine organische Materie zu statuiren; (als ob man in früherer Zeit weniger geneigt gewesen wäre, Leben und Seele zu verwechseln;) daraus haben die Naturforscher alle Lebensformen deduciren wollen, *explicantes ex nervorum formatione sensus, ex cerebri natura perceptiones et cogitationes.* Wirklich und im vollen Ernste *explicantes?* Dafs man im Gehirnleben die Erklärung *sucht,* die Gründe *voraussetzt,* ist bekannt; dafs dieis Suchen und Voraussetzen ganz falsch ist, und völlige Unkunde der Psychologie beweiset, hievon ist Rec. vielleicht noch etwas fester und bestimmter überzeugt, als Hr. *H.*; dafs aber irgend Jemand sich eingebildet habe, wirklich die Erklärung des Geistes aus dem Räumlichen, dem Ausgedehnten, dem Soliden, *leisten* und *deutlich aussprechen* zu können, ist uns neu, und kaum glaublich, denn die Worte müfsten (sollte man denken) demjenigen im Munde ersticken, der etwas so Ungereimtes auszusprechen versuchen würde. Vielmehr ist hier ein Fall vorhanden, wo die gröfste Gefahr darin liegt, dafs man sehr leicht sich gegenseitig mifsversteht, und dann viel Lärm um Nichts macht, welches sich desto übler ausnimmt, weil der Gegenstand selbst von der höchsten Wichtigkeit ist. Wir wollen hier zum Behuf des Folgenden einstweilen die Ansprüche eines *Gegners* von Hn. *H.* hersetzen; sie können uns helfen, den Streitpunkt festzusetzen. „Der Hauptfehler liegt in dem ersten Schritte einer ärztlichen Seelenlehre, eine totale, *entgegengesetzte Zweyheit* zwischen dem psychischen und animalen Leben anzunehmen. Der Arzt wird mit keinem grofsen Glücke am Krankenbette heilen, der humoralpathologisch oder dynamisch die Principien von Lebenskraft und Materie in weiter Ferne halten, und nur *entweder* auf jene *oder* auf diese Weise erklären und heilen will. Er zerreifst in seiner gezwungenen Erklärungs- und Heil-Art das vereinte und einende Bild der Natur, *wo Lebenskraft und die sogenannte materielle Basis aufs innigste verschmolzen und verwebt sind.* So und nicht anders ist es auch mit der wahren und gründlichen Ansicht des Arztes in Betreff des *Seelenreichs.* Er scheide, — er trenne nicht; *wenigstens nicht zu weit;* somatisches und psychisches Leben, *so verschieden auch in sich,* mögen beide für ihn Eine Gliederkette bilden, wo ein Glied auf das andere pafst, keins von dem andern durch eine gewaltsame Theorie getrennt werden mag. Der Arzt, der Beschauer der oft so starken, oft aber auch so schwachen, ungemein gebrechlichen menschlichen Natur, wird Gründe genug finden, die kleinern oder gröfsern Schatten, die der Körper wirft, unmittelbar von diesem, von seiner Stellung vor der strahlenden Sonne der Psyche abzuleiten; es wird ihm nicht an Gründen fehlen, *den schuldigen Menschen durch die Körperschuld der sinnlichen Hülle zu entsündigen.* Nichts entnervt mehr, nichts lenkt so sehr ab von der wahren Energie des Geistes, als der ewige Vorwurf von Sündenschuld und Selbstverwerfung; solche Tractaten sind am wenigsten in der Erklärung und Heilart von Seelenkrankheiten zu wünschen." (Jenaische A. L. Z., October 1829, Nr. 194 u. s. f.) Hat nun dieser sehr entschiedene Gegner des Hn. *H.* etwa die Absicht verrathen: die Empfindungen und Gedanken aus der Natur des Gehirns zu erklären? — Aber freylich: entsündigen möchte er gern den schuldigen Menschen durch Zurückführung der Schuld auf die sinnliche Hülle. Und dafs hiezu die Aerzte sehr geneigt sind, ist eine nur gar zu wohl gegründete, neuerlich wieder sehr laut gewordene Klage; deren wir ebenfalls hier erwähnen, weil bey der Beurtheilung des Hn. Vfs. hierauf eine Rücksicht mufs genommen werden, die ihm

sehr

sehr zu Statten kommen wird. Bey der gänzlich ungenauen und vorurtheilsvollen Auffassung historischer Gegenstände, von der wir Proben genug gegeben haben, wollen wir uns jetzt nicht länger aufhalten, sondern nur die Meinung des Vfs so, wie er sie in der erwähnten kleinen Schrift über die Materie angedeutet hat, vorläufig in der Kürze angeben, damit man den Ursprung derselben erkenne, und sie nicht als etwas Fremdes und Neues anstaune. Denn Hn. *H's* Lehre hat wirklich eine philosophische Grundlage; wenn nun auch diese Grundlage sich etwas dünn und zerbrechlich zeigen sollte, so ist das doch immer noch weit mehr, als man von gewöhnlichen Paradoxien-Jägern sagen kann.

Hr. *H.* ist Kantianer, und zwar ein solcher, (wie es scheint,) der noch nicht merkt, dafs die Zeit fortgeschritten ist; der vielmehr noch heute mit vieler Dreistigkeit den Kantianismus auch nach seinen schwächsten Seiten hin erweitern möchte. Die Grundlage seiner Lehre ist nichts Neues; vielmehr dasselbe, was wir als Jünglinge in den philosophischen Schulen gelernt haben. Er hat das Verdienst, diese mit uns alt gewordene Lehre deutlich, und zum Theil passend, vorzutragen. Folgendes sind seine eignen Worte: *Kantius in omni cognitione distinguit varietatem eorum quae sensibus percipiuntur* (die Materie der Erfahrung, das heifst, die Empfindungen) *et formam cognoscendi;* (Formen der Erfahrung, das heifst nach *Kant*, Formen der Sinnlichkeit, des Verstandes und der Vernunft;) *quam distinctionem non temere quisquam infitietur naturae facultatis cognoscendi, qua praediti sumus, apprime convenire;* (die Distinction ist richtig und nothwendig, die Natur des Erkenntnifsvermögens, womit wir versehen sind, ist Erschleichung und Einbildung der alten, unkritischen Psychologie.) *Empirici errant, quia cogitatio perceptione sola non absolvitur; idealismo autem addicti, quia perceptio nequit ex mera cogitatione nasci.* (Und Hr. *H.* irrt, weil er von den Formen der Erfahrung den wahren Ursprung nicht kennt.) *Si cognitioni pateret materia sive substantia rerum, hanc cognitionem aut a sensibus, aut ab intellectu, aut a ratione proficisci, atque perceptionis ope effici necesse esset. Eius autem, quod per se est* (des Dinges an sich) *cognitionem neque intellectus neque ratio affert: ergo materiae cognitionem necesse esset per sensus effici. At ubi accuratius in sensuum perceptiones inquirimus, statim materiae evanescunt.* Und nun folgen die bekanntesten, leichtesten Bemerkungen, wodurch man die ersten Anfänger in die Philosophie einleitet, dafs vom Auge nur Farben, vom Ohre nur Töne u. s. w., von keinem Sinne aber das Solide, am wenigsten dessen Bestandtheile wahrgenommen werden. Wie aber kommen wir denn nun zur Kenntnifs der Materie, und zwar zu einer so genauen, so consequenten Kenntnifs, die sich in der Gesammtheit der Naturwissenschaften fortwährend erweitert? Weifs das Hr. *H.?* Hat er auch nur jemals ernstliche Mühe angewendet, es zu erfahren? — *Plane apparet, de cognoscenda materiae natura nobis esse desperandum;* (ja freylich, wenn man so schnell wie Hr. *H.* am Ende aller speculativen Hülfsmittel ist, und weder Mathematik noch Metaphysik ernstlich zu studiren Lust hat;) *hoc unum indagandum, quid sit, quod iubeamur materiam omnino, sive substantiam rerum* (starke Verwechselung) *statuere, cuius fundamento omnes res ita nitantur, ut neque oriri eo non parato, neque sublato valeant perstare.* (Das letztere gilt von der Substanz, aber nicht von der Materie. Doch der Vf. beantworte nun die Frage, die er sich vorlegte! Statt frisch ans Werk zu gehen, fängt er an zu zögern.) *Quae modo sigillatim exposita sunt, in summam sunt colligenda. Universus ille rerum complexus nihil est, nisi summa cunctarum perceptionum nostrarum. Atque hae quidem non sunt rerum substantiae, sed aliquid nobis ipsis proprium.* (Gemeinplätze!) *Quare qualescunque tantem per se sint res externae, sunt merae nobis, sive formae sive materiae rationem habeas, cogitationes.* (Wiederholung.) *Nihilo secius tamen ita formati sumus atque natura instructi, ut contra intellectus iudicium, idque sive ignorantes sive spernentes, sensuum nostrorum quodam quasi instinctu ducti fretique* (ja wohl! auf eine Art von Instinct sich berufen, ist am bequemsten, wenn man von der Sache nichts versteht,) *substantiam rerum materiamve* (vorige Verwechselung) *alte animis nostris infixam quasi teneamus. Sed ut redeamus unde digressi sumus: quid est, quo iubeamur tribuere rebus stabile illud atque immutabile, quod venit nomine substantiae, cuius fundamentum in materia hypothetica ponimus? Mens ipsa est, in qua huius rei necessitas residet. Est nimirum haec innata menti humanae lex, ut quaelibet sensuum phaenomena in unitatem colligat et quasi formet.* Da sind wir am Ende; der Vf. ist weder abgeschweift noch zurückgekehrt; er ist gar nicht von der Stelle gekommen. Woher alle die mannigfaltigen Eigenheiten der Materie kommen, von denen die Physiologen, die Chemiker, die Physiker so Vieles zu erzählen wissen? — darüber mag man getrost die Sinne, die Erfahrung fragen; denn unser Geist hat genug gethan, indem er den leeren und *für alle Arten* der Materie *gleich* brauchbaren Begriff der Einheit, der Substanz hergab! Sind denn nun *Caloricum* und *Electricum* Substanzen, oder nicht? Giebt es zwey elektrische Fluida, oder nur Eins? Der Kantianismus freylich schweigt darüber. Doch Ein Schritt ist noch übrig. *Kant* hatte aus der Undurchdringlichkeit der Materie, die zu seiner Zeit im unbestrittenen Besitze des Rechts war, alle phisikalischen Lehrbücher zu eröffnen, eine Repulsiv-Kraft gemacht; er hatte diese, für die Existenz der Materie in der That gefährliche Kraft durch eine Attractiv-Kraft gezügelt; um die Substanz aber, worin beide vereint seyn sollten, sich wenig bekümmert. Was Wunder, dafs auch Hr. *H.*, als ob er die vorhin gerühmte Natur seines menschlichen, wohl eingerichteten Erkenntnifsvermögens leicht abschütteln könnte, den Verstandesbegriff der Substanz verschmähet, und statt dessen, um sich mit einem Sprunge der Wahrheit zu bemächtigen, den Nachbar jenes Begriffs, nämlich den der Causalität, ergreift? Folgende Worte wollen wir, ohne Auslassung eines einzigen,

abschreiben: *Nihil nisi hypostasis est, si materiam aliquid per se esse putamus. Quae rerum per ipsas natura est, cernitur eo quod sunt; esse autem eas, eo quod agunt aliquid; agere eos porro, efficientia; efficientiae denique causa est vis. Itaque cuiuslibet rei vera natura est definita quaedam sive finibus quibusdam circumscripta vis. Fines autem illi lege continentur: quare unaquaeque res vis est legi adstricta, rerumque universitas est infinitas virium legibus subiectarum, sive mundus dynamicus, in quo illud tantum quaeritur, quae origo sit virium illarum legumque.* Ging uns Hr. *H.* vorhin zu langsam, so ist er uns hier zu rasch. Wie die Beschaffenheit der Dinge (*natura*), welche *mannigfaltig* ist, erkannt werde daraus, dafs sie *sind*, welches ihnen *gemein* ist, davon verstehn wir nichts. Dafs man zum Geschehen ein Thun, und zum Thun ein Seyendes hinzuzudenken pflege, z. B. zum Fühlen ein thätiges und darum seyendes Gefühlvermögen, oder zum Herannahen eines Körpers an den andern eine Attractionskraft, dieſs ist uns nur gar zu wohl bekannt, denn diese falschen Fortschreitungen des Meinens gelten leider manchem Philosophen für gute Schlüsse; wir haben aber diesen Verkehrtheiten schon längst so laut widersprochen, dafs selbst Hr. *H.* hätte davon hören können. Abgesehen hievon wird jeder Kantianer demselben sagen können, was wir schon vorhin bemerklich machten, nämlich dafs die Begriffe des Wirkens und des Thuns und der Kraft — mit einem Worte der Causalbegriff, — im vorliegenden Falle noch etwas weniger Vertrauen verdient, als der Begriff der Substanz. Denn soviel wissen doch in der Regel die Kantianer von den Schicksalen ihres Systems, dafs gerade gegen die Inconsequenz, womit *Kant* selbst den Causalbegriff zur Erklärung des Ursprungs unserer Empfindungen aus dem Einwirken der Dinge an sich anwendete, die ersten durchdringenden Angriffe gegen das System gerichtet waren. Dadurch sollte man in Ansehung des Causalbegriffs doch endlich hinreichend gewitzigt seyn. Aber noch mehr! *Kant* selbst hat sich von dieser Inconsequenz frey erhalten in der Untersuchung der Materie. Diese bleibt bey ihm im Gebiete der Erscheinung; und gerade dadurch ist der transscendentale *Idealismus* ganz besonders charakterisirt. Geschah es vermöge der Einrichtung des Erkenntnifsvermögens, dafs die Materie als Substanz hypostasirt wurde, so geschieht es aus eben dem Grunde, und *mit eben den Einschränkungen*, dafs die materielle Welt durch den Causalbegriff aufgefafst, sich in einen *mundus dynamicus* verwandelt. *Im Zusammenhange dieses, einzig und allein aus kantischen Materialien zusammengesetzten, Vortrages, bedeutet die ganze Verwandlung, ja der mundus dynamicus selbst, durchaus nichts weiter als eine Vorstellung und Zusammenfassung dessen, was dem Menschen erscheint, nach Gesetzen des menschlichen Denkens.* Und jetzt überlege Hr. *H.* selbst, was ihm weiter begegnet ist. Nämlich auf den §. 24, den wir oben gröfstentheils abgeschrieben haben, folgt nun sogleich, und unmittelbar, folgender §. 25: *Nec vires finitae sine vi infinita, nec leges sine legislatore cogitari possunt. Atqui nullam novimus infinitam sive liberam vim, nisi voluntatem, neque legum ferendarum fontem alium, quam intelligentiam.* (Es lohnt nicht, hier auf das schwache: *nullam novimus*, aufmerksam zu machen; man bemerke nur, wohin der Vf. durch den vorigen §. gelangen wollte.) *Ergo mundus sive rerum universitas pro effectu habendus est voluntatis et intelligentiae, quae eadem necessitate cohaerent qua vis et lex, qua materia et forma. Ut aliis verbis dicamus, res creatae creatorem requirunt ut causam sufficientem.* Wo sind wir? Im Leibnitzischen Systeme? Da würden diese Worte ihre volle Bedeutung haben. Aber unser Vf. mufs gänzlich vergessen haben, welches Weges er gekommen ist, und welchen Sinn seine Reden deshalb mit sich führen. Wenn hier ein offener, auch noch so schmaler, Fufssteig wäre, oder jemals versucht werden *dürfte*, schon längst wäre durch die Bemühungen so vieler Kantianer eine Breite und bequeme Strafse zu Stande gekommen. Aber das Schauspiel, was uns Hr. *H.* darbietet, ist noch nicht zu Ende. Ohne im geringsten zu merken, dafs er die Wolke statt der Juno umarmt hat, beginnt er sogleich mit geistlichem Stolze zu zürnen auf Andersdenkende. *Si vera sunt, quae de materiae vanitate non statuimus modo, sed vero etiam probavimus,* (zu seinem eignen Mifsgeschick!) *cuncta illa, quae materialismi sectatores mira insolentia somniant, illico corruunt iure nobis indignabundis repudiata.* Und doch wird Hr. *H.*, falls er seinen Mifsgriff einsieht, damit anfangen, die Realität der Materie vertheidigen zu helfen. Denn erst nachdem dies gelungen seyn wird, taugt die Körperwelt zum Fundament für höhere Ueberzeugungen. Könnte es nicht gelingen, müfste die Materie, als bloſse Erscheinung, auf Kräfte, nach unsern Denkgesetzen, zurückgeführt werden: so bliebe freylich auch *für den Standpunkt dieser Denkgesetze* der Satz: *mundus pro effectu habendus est*, noch schärfer zu beweisen. Uebrigens ist der Vf. sehr sicher davor, dafs wir nicht die Hrn. *Oken* u. s. w. gegen ihn zu schützen suchen werden. Diesen Herren mag er das: *ex nihilo nihil fit*, so lange predigen als ihm beliebt; um so lauter, da er ja auf Angriffe völlig gefafst ist. *Haud laudibus mulcebitur nostra de materiae vanitate sententia, utpote Astronomiae, mechanicae, physices atomisticae, chemiae elementaris, physiologiae materialis, psychiatriae somaticae interitum vaticinans sed uno ore „quae te dementia cepit" clamabunt.* Welcher Eifer! Aber die Materie ist fühllos; sie läfst sich auf solche Weise nicht erwärmen, vielweniger erweichen; vollends wenn man sie erst für einen Effect, zu welchem eine Ursache gehöre, und dann den Effect für ein Hirngespinst erklärt, woraus folgen würde, dafs auch die hinzugedachte Ursache nichts weiter als ein psychologisches Phänomen wäre.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1830.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Hartmann: *Ueber die Hypothese der Materie, und ihren Einfluſs auf Wissenschaft und Leben.* Von *Joh. Christian August Heinroth* u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Wir kennen nun im Voraus der langen Rede kurzen Sinn; allein in dem gröfsern Werke über die Materie uns nach den nähern Bestimmungen dieses Sinns umzusehn, dazu ist noch nicht die Zeit. Denn beym Vf. ist der Kern nicht hier, sondern bey den Seelenstörungen zu suchen; um diese glaubt er sich das doppelte Verdienst der richtigen Beurtheilung in den Gerichtshöfen, und der Heilung erworben zu haben. In der That, die Geisteszerrüttungen bezeichnen eine für die gesammte Philosophie höchst wichtige Stelle, wo alle einzeln geführten Untersuchungen richtig zusammentreffen müssen, wenn nicht irgend eine zugelassene Unrichtigkeit es unmöglich macht. Wer wird leugnen, dafs moralische Gebrechlichkeit, Unlauterkeit, und eben deshalb mehr oder weniger Verschuldung in jeder Geistesstörung sich müsse auffinden lassen? Zu jeder Versuchung, welcher die Tugend des Menschen unterliegt, läfst sich ja ein Grad von sittlicher Charakterstärke hinzudenken, wodurch, falls er vorhanden wäre, die Versuchung, wie grofs sie auch seyn möchte, überwunden worden wäre. Eben so nun kann man zu jeder, eben erst entstehenden, Verwirrung der Gedanken, einen Grad von Besinnungskraft annehmen, von hinreichender Energie, um den einbrechenden Wahn zu durchschauen und zu verwerfen. Und sicherlich gehört es mit zu den Anstrengungen des sittlichen Menschen, sich der Täuschungen zu erwehren, die seinen Geist zu verdüstern Gefahr drohen. Andererseits aber legen die bekanntesten Thatsachen des Schlafes und des Traumes uns die Erinnerung nahe, dafs man sich zwar auch des Schlafs erwehren könnte, — nämlich für eine Zeitlang, — dafs man sich aber ihm sammt dem Wahn der Träume Preis geben *solle*, um das Aeufserste des *Müssens*, nach gar zu langem Aufschube, nicht abzuwarten. Denn endlich ist doch der Leib mächtiger als der Geist; und man mufs entschiedener Idealist seyn, um dieſs zu verkennen. Also wird der Philosoph, der die Seelenstörungen untersuchen will, hier an Psychologie und Naturlehre und Moral zugleich erinnert; und aus allen diesen Disciplinen mufs ihm die nöthige Vorbereitung zu Gebote stehen. Unser kritisches Geschäft führt uns demnach dringend genug wenigstens zur Psychologie des Vfs. Dafs die Gefahr einer Abschweifung für uns nicht zu grofs werde, dafür ist gesorgt. Wir haben es ja erlebt, dafs in einer Anthropologie ein Langes und Breites vom Kern der Erde geredet wurde; wie sollten wir uns wundern, wenn Hr. *H.* in seiner Psychologie schon im ersten Viertel des Buches mit der *Seele an sich* beynahe fertig wird, um alsdann fast drey Viertel desselben Buches auf die Verbindung der Seele mit dem *Leibe*, der *Welt*, dem *Geiste* und *Gott* zu verwenden. Von der Materie ist demnach in einem solchen Buche genug für unsern Zweck zu finden. Aber das *nil admirari* haben wir in einer andern Hinsicht nöthig uns einzuprägen. Vorhin berichteten wir: Hr. *H.* sey Kantianer; wir haben die Belege nicht bloſs hiezu, sondern auch zur Scheidung seiner Lehre von der Schelling'schen angegeben. Oder kann man der letztern zugethan seyn, wenn man es tadelt, dafs sie (wie oben bemerkt) *e mentis propriae penu* die Materie construire, um dieselbe desto fester zu halten? — Aber in der Psychologie des Vfs werden wir zu unserm Schrecken überführt, dafs unser voriger Bericht wenig genau war. Beym ersten Aufschlagen stofsen wir auf Stellen wie folgende: „Es ist nicht denkbar, dafs Raum und Zeit bloſse in uns liegende Formen seyen; die starre Form würde die Seelenthätigkeiten zu etwas rein mechanischem stempeln. Derselbe Vorwurf trifft die Kantischen Kategorien." Und weiterhin: „Es ist eine nicht bloſs kümmerliche, öde und leere, sondern auch alle Naturwahrheit und Lebendigkeit verläugnende Ansicht, wenn nach Kantscher Weise angenommen wird, dafs die Sinne eben nur den Stoff zu der Thätigkeit des Verstandes liefern." Dieser Gegner Kant's zählt dagegen mit Schelling Kräfte der *Einheit, Zweyheit, Dreyheit*, welche bedeuten sollen Magnetismus, Elektricität und Chemismus; — eine Thorheit, die schon zu alt geworden ist, um heute noch darüber zu lachen. Ist denn dieſs Buch früher oder später geschrieben, als jene Abhandlung *de materiae hypothesi?* Beide tragen die Jahrzahl 1827 auf dem Titel. Aber zufällig begegnete uns beym Aufschlagen der Psychologie gleich folgende Note, S. 292; welche wir hersetzen wollen, weil sie auf das Verfahren des Hn. *H.* ein Licht wirft. Sie lautet wörtlich folgendermafsen: „Der Verfasser hat — die Durchkreuzung der Zahn- und Geschlechts-Entwickelung aufgestellt; eine durch Nichts erwiesene und vielleicht ohne Mühe umzu-

stofsende Hypothese. *Da er sie aber einmal hier adoptirt hat, so mufste er sie auch als legitimes Kind behandeln*, d. h. nicht als Hypothese, sondern — als *rem in facto positam*. Daher die Entschiedenheit in der Darstellung, welche man nicht für Anmafsung auslegen möge. *Jede andere auf Gründen ruhende Erklärung ist dem Verfasser eben so willkommen.*" Solche Stellen zu weitergreifenden Analogien zu benutzen, und z. B. anzunehmen, Kant's Lehre sey für den Vf. eine Hypothese, die er nach Bequemlichkeit adoptire und verstofse, — möchte mifslich seyn; indessen enthält die Vorrede des Buchs eine Aeufserung, welche einem Bekenntnisse, schon früher sich Vorwürfe zugezogen zu haben, sehr ähnlich sieht. Da heifst es: „Ferner wird man vielleicht *auch aus diesem* Buche durch Stellenvergleichungen Widersprüche herausklauben, und so zu zeigen meinen, dafs sich die Einheit des Ganzen durch den Widerspruch der Theile vernichte." Und wie gedenkt sich denn wohl in solchem Falle der Vf. aus der Verlegenheit zu ziehen? — „*Bedenkt man aber, dafs sich auf den verschiedenen Stufen der Betrachtung die Gesichtspunkte verändern, und, was im niedern und engeren Kreise galt und sich behauptete, nicht selten im höheren und freyeren seine Wahrheit aufgeben mufs, so wird man wohl mit diesem Vorwurf nicht zu freygebig seyn.*" Dabey wollen wir für jetzt blofs so viel erinnern, dafs nichts schwieriger und nichts nöthiger seyn kann, als in solchen Fällen, wo gewisse Behauptungen nur auf gewissen Standpunkten richtig sind, diese Verschiedenheit der Standpunkte höchst sorgfältig sich selbst und Andern einzuprägen, um sie festzuhalten; weil sonst Verwechselungen zu fürchten sind, wodurch aller Werth der Philosophie verloren geht. Wie Hr *H.* die Standpunkte verwechsele, davon sahen wir oben schon ein merkwürdiges Beyspiel, indem er die wichtigsten Lehren in einem Zusammenhange darstellte, welchem gemäfs sie nur für Erscheinungen Gültigkeit haben würden!

Welches nun auch die Erklärung der Möglichkeit seyn möge, dafs ungleichartige Gedankenkreise in Hn. *H*'s Kopfe neben einander bestehen: die Thatsache liegt vor Augen, dafs, *so gewifs* jene kleinere Schrift den Kantianer zeigte, der *nicht* mit *Fichte* über *Kant* hinausgehen will, vielmehr dieses Hinausgehen ausdrücklich verschmähet, — *eben so gewifs* das andere Buch, welches Hr. *H. Psychologie* zu nennen beliebt, uns seinem wahren Wesen nach den Schellingianismus repräsentirt. Gerade die nämliche spielende, tändelnde, grund- und bodenlose *Deuteley*, — denn das ist der einzig rechte Name dafür, — welche für Schelling's Jugendjahre, aus denen sie stammt, passen mochte, und deren Verbreitung in viele schwächere Köpfe als eine Laune der Zeit gelten konnte, — diese Deuteley, welche reichern Stoff in den Naturwissenschaften fand, hingegen den ärmlichen Vorrath der empirischen Psychologie nur theilweise zu benutzen Lust hatte, und seltener antastete, findet sich so offenbar wieder, dafs nichts verändert ist, als nur der Ton. Ein angenehmer Flufs der Rede ist Hn. *H.* eigen; wäre diefs ein Geschenk, was der Psychologie helfen und ihre Schwierigkeiten erleichtern könnte, so hätte sie ihm Dank abzustatten. Allein dafür kann sie ihm nicht danken, dafs er ein paarhundert Seiten eines breitfliefsenden Vortrags daran gewendet hat, um ein leeres Gerede von der *Seele an sich*, zur Abwechselung einmal als einen neuen Eingang für Schelling's Naturansichten zu benutzen. Aus dem alten Seelenvermögen macht er eine Seele als Trieb, als Gemüth, als Vorstellkraft, als schaffende Kraft, als moralische Kraft, in persönlicher Individualität, als Bildungs- und Verbildungs- fähiges Wesen, und endlich — um mit einer Satire auf sich selbst zu schliefsen — redet das erste Buch zuletzt noch von einer *Entwickelung* der Seele *zur Einheit* und *Ganzheit*; vermuthlich also war die Seele vorher nicht Eins und kein Ganzes, sondern damit Vieles Eins werde, mufs eine Entwickelung, *wie nun, des Vielen zu Einem, oder des Einen zu Vielem?* — vor sich gehen! Dafs die Seelenvermögen einen *Trieb* an ihrer Spitze sehen, ist Fichte's Werk; und die wahre Geltung dieses Werks ist keine andre als eine historische; d. h., der Trieb im Ich gehört in die Gedankenreihe der Wissenschaftslehre, aber nicht in die wahre Psychologie, welcher gemäfs die Vorstellungen nur treiben, so fern sie gehemmt sind. Denjenigen, welche irgend einen Urtrieb in die Seele hineinlegen, hätte zum allermindesten eine Analogie mit Kant's Besorgnifs einfallen sollen, seine Repulsivkraft werde die Materie ins Unendliche zerstreuen, wenn ihr nichts entgegenstünde. Dafs auf den Trieb das Gemüth folgen würde, war von einem gemüthlichen Manne, wie Hr. *H.*, zu erwarten; aber diese Gemüthlichkeit ist polemisch genug, um mit längst verworfenen Einfällen gegen bessere Denker um sich zu werfen. Kaum hat er seinen Vortrag begonnen, so rühmt er sich in einer Note: „hier ist auf einmal, fast zufällig, wenigstens ganz ungesucht, das Gefühlvermögen, welches ein berühmter Philosoph neuerlich so zu sagen mit Stumpf und Stiel ausrotten wollte, als die allererste Bedingung unserer Selbstheit abgeleitet, als das *Grundvermögen unserer Seele.*" Der stärkste Grund, den Hr. *H.* für seine Ableitung anführt, ist der: *wenn das Kind nicht fühlen könnte, kein Gefühlvermögen hätte, würde es nicht schreyen.* Allein für Liebhaber einer längern Rede ist auch gesorgt: man vernehme folgenden Kettenschlufs: „Das Nächste, was wir finden, wenn wir an unser Selbst denken, ist: dafs es eben ein Selbst, d. h. für sich etwas — nicht blofs ist, sondern auch seyn und haben will. In diesem für sich selbst seyn und haben wollen liegt der ganze Charakter unseres Selbst als natürlichen Wesens verschlossen. Das Seyn unseres Selbst besteht eben in seiner Selbstheit, d. h. in dem Streben nach Seyn und Haben. In unserer Seele liegt also ursprünglich ein Mangel, ein Bedürfnifs. Diefs bestätigt sich eben durch unser Streben. Hätten wir das vollständige *Seyn* (Leben), so *strebten* wir nicht.

nicht. Wir würden aber auch nicht *streben*, wenn wir nicht *begehrten*, und wir würden nicht *begehren*, wenn wir nicht *bedürften*. Wir würden aber wiederum vom Bedürfnifs nichts wissen, wenn wir es nicht *fühlten*; und endlich würden wir kein Bedürfnifs fühlen, wenn wir nicht *Gefühlvermögen* hätten. Hier stofsen wir auf die lebendige Wurzel unseres Selbst, auf das Vermögen zu fühlen, mithin auf Vermögen überhaupt." Ja freylich, *ab esse ad posse valet consequentia*; und diejenigen, welche das *Gefühlvermögen* leugnen, sind dennoch nicht so hartnäckig, gegen die *Möglichkeit des Fühlens* zu disputiren; Hr. *H.* mufs also wohl nicht recht vernommen haben, wovon in diesem Streite eigentlich die Rede ist. Aber von dem Streben im Ich hat er irgend einmal etwas gehört; wir können auch sagen, woher sein Argument stammt. *Fichte's Sittenlehre* ist das merkwürdige Buch, worin für mancherley Gedanken, die sich jetzt in Hn. *H's* Kopfe bewegen, der Anfang zu suchen ist. Fichte machte einen auffallenden, und längst gerügten *Fehlschlufs*, indem er aus dem Ich — der Identität des Denkenden und Gedachten, aufsteigend zuerst durch erlaubte Abstraction, ableitete eine *Identität des Handelnden und Behandelten*, um alsdann durch eine falsche Determination hierin ein Handeln *ohne* Denken zu suchen, wozu ihn die Frage trieb: *was ist das letzte Object im Ich?* Diese Frage ist von Fichte, als einem echten speculativen Denker, aufgeregt, aber ganz unrichtig behandelt worden. Die Mifsgriffe, die daraus entstanden, klebten schwächern Köpfen an; und das ist ein Hauptgrund des nachmaligen Verfalls der Philosophie. Verfallen ist sie, und gesunken bis zu solchen Schwächen, dergleichen wir, um zu dem schon oben Gesagten die nöthigen Belege anzuführen, hier in kurzen Proben aus des Vfs Psychologie entnehmen. Die Rede soll auf die Sinne gelenkt werden; zur Vorbereitung geht das Eins, Zwey, Drey, des Magnetismus, der Elektricität und des Chemismus voran; dem zufolge giebt es *magnetische, elektrische* und *chemische Sinnesreihen*, mit einer *äufsern* und *innern* Seite. Folglich sind der Sinne nicht fünf, sondern sechs. Woher aber nimmt man den sechsten Sinn? Den Gefühlssinn zerlegt er in den Tastsinn und in den Sinn für Wärme und Kälte; diefs ist psychologisch richtig. Denn warum sollte die Psychologie sich nach der Zahl der Organe richten? Ihr kommt es vielmehr auf die verschiedenen Klassen der Empfindungen an. *Fahren wir nun so fort!* Die Empfindungen des Getastes und die der Wärme sind disparat; *gerade das nämliche* gilt von den Empfindungen der Musiktöne und der Vocale, desgleichen von denen der Vocale und der Consonanten, oder des tonlosen Geräusches überhaupt. Auch für's Auge ist der Sinn für die Farben von dem für Helles und Dunkles so verschieden, dafs man im Kupferstich die Farbe ganz zufällig erachtet und sie meistens wegläfst. Woran dachte denn wohl Hr. *H.*, als er aus *zwey mal drey* die Anzahl von *nur sechs Sinnen* construirte? — Er dachte zuerst an den Magnetismus. Wird Jemand errathen, welches der innere, und welches der äufsere magnetische Sinn sey? Ist es leichter, die beiden elektrischen Sinne zu errathen? Aber von den chemischen Sinnen erräth man leicht den einen; denn das *Schmecken* lehrt zwar Niemanden Chemie, allein wir wissen ja aus der Physik, das Salze, indem man sie schmeckt, sich auf der Zunge auflösen. Das genügt; ob *alles* Schmecken auf chemischen Verhältnissen beruhe, mufs man nicht fragen! Nun ist der Weg der Deutung offen. Geruch und Geschmack sind Nachbarn; dieser Wink ist leicht zu verstehen; der Geruch giebt uns den zweyten chemischen Sinn; gelegentlich lernen wir dabey, dafs der Stickstoff widrig, und der Sauerstoff angenehm riecht. So weit kann ein gelehriger Schüler die Sache noch allenfalls verstehen, wenn er seine unbescheidenen Nebenfragen zurückhält. Aber für die magnetischen und elektrischen Sinne mufs man tapferer deuteln. Wir wollen eine kleine Uebung nicht scheuen. Lichtstrahlen und Schallstrahlen sind die Vehikel des Sichtbaren und Hörbaren; der positive oder active Pol ist das Object, der negative oder passive Pol ist das Subject; der Strahl zwischen beiden ist ein offenbarer Magnet; also — Gesicht und Gehör sind die magnetischen Sinne; jenes der äufsern, dieses der innern. War es so recht? — Nichts weniger; wir haben uns vergriffen. *Gesicht und Gehör sind die elektrischen Sinne!* Und warum? „*Wie die Naturkraft* (Elektricität) *sich in offenbarer Trennung ausspricht, so sind jene Sinne auch in getrennte Organe vertheilt.*" In offenbarer Trennung? Diese Neuigkeit ist noch etwas unverdaulicher, als jene, dafs der Sauerstoff angenehm rieche. Gerade umgekehrt entsteht nach dem Gesetze der sogenannten elektrischen Vertheilung allemal $+E$ neben $-E$, und $-E$ neben $+E$, und wahrscheinlich um Vieles geschwinder, als neben einem abgebrochenen Nordpol sich ein deutlicher Südpol ausbildet; denn dazu gehört nach der Aussage der Physiker einige Zeit, ehe die Pole eine feste Lage gewinnen. Hingegen der elektrische Condensator, welcher auf der elektrischen Vertheilung in einem belegten Isolator beruht, läfst nie auf sich warten, wenn die Elektricität einigermafsen thätig ist. Um nun diefs zu wissen, und um das $+$ und $-E$ nicht etwa in den Belegungen zu suchen, während der Isolator durchweg polarisirt ist, und hierin einem Magneten vollkommen gleicht, — braucht man einige phykalische Kenntnisse. Aber welche Kenntnifs ist nöthig, um die Behauptung, das Gesicht sey der *Raumsinn*, das Gehör der *Zeitsinn*, zu widerlegen? Mufs man etwa Musik gelernt haben, um zu wissen, dafs mit den Ohren nicht blofs das Successive der Melodie, sondern auch das Gleichzeitige der Harmonie vernommen wird? Die Harmonie besteht aus *höhern* und *tiefern* Tönen; ein Unterschied, der mit der Zeit gar nichts, mit dem Raume aber, vermöge einer sehr wesentlichen Analogie, desto mehr zu thun hat. Doch gesetzt, auch hiezu wäre noch einige Kenntnifs nöthig: giebt es

denn

denn irgend ein menschliches Wesen, welches sich einbildet, *man höre die Zeit, aber diese nämliche Zeit könne man nicht sehen?* Jedermann weifs, dafs sie eben so gut gesehen als gehört wird; ja der Musikdirector zeigt den Augen die Zeit, und nimmt allenfalls ein Pendel zu Hülfe, damit man sie genauer sehe, als höre. Wären diese Betrachtungen geringfügig, wären sie ohne Einfluss auf die Philosophie überhaupt, so würden wir uns nicht dabey aufhalten. Allein wer die Wissenschaft und ihre Streitpunkte kennt, der mufs wissen, *dafs die Frage, wie die Vorstellungen des Räumlichen und Zeitlichen in die sinnlichen Empfindungen hineinkommen, zu den allerersten und nothwendigsten Grundfragen gehört* Daher Jemand, der hierüber unbesonnene Reden hören läfst, sogleich verräth, dafs es ihm für die ganze Wissenschaft an den Vorbereitungen fehlt. So etwas scheint Hr. *H.* gefühlt zu haben. Denn nachdem er durch die vortrefflichste aller Deductionen seine sechs Sinne vollkommen begreiflich gemacht hat, fährt er unmittelbar also fort: *„Wir können die Weisheit, die in der Einrichtung der Sinne lebt, nur bestaunen; nicht begreifen."* In diesem Punkte ist Rec. mit Hn. *H.* im vollsten Ernste einverstanden; daher möchte es rathsam seyn, jede vorgebliche Deduction einer bestimmten Zahl und Art der Sinne gerade ins Feuer zu werfen.

Bey einem Schriftsteller, der (wie wir oben sahen) gelegentlich Hypothesen adoptirt, sie dann als legitime Kinder behandelt, ja sogar als *„res in facto positas"*; und der hintennach, um nicht für anmasend zu gelten, die geschehene Adoption wieder aufgiebt: ist's nun freylich schwer, herauszufinden, was eigentlich bey ihm feststehe. Das Sicherste ist unter solchen Umständen, anzunehmen, der Irrthum sey überhaupt bey ihm nicht fest gewurzelt; und er werde ihn vielleicht irgend einmal aufgeben. Hr. *H.* hat in frühern Jahren eine Philosophie gelernt, die zu ihm nicht pafst; diefs Schicksal theilt er mit manchen Andern. Nun weifs er nicht, wie er davon loskommen soll; der Irrthum ist für ihn eine Krankheit, deren Sitz man nicht kennt. Wie wäre es, wenn man die Krankheit einmal bey Andern zu beobachten suchte? Hr. *H.* hat vermuthlich vergessen, oder nie gewufst, dafs die Lehren, welche er predigt, grofsentheils von *Fichte* herstammen; er lese also *Fichte;* so wird er sich selbst im Spiegel zu sehen, sein Uebel an einem Andern wahzunehmen glauben, und es dort leichter erkennen, alsdann aber sich davon losmachen. Wir kehren nämlich zu dem Hauptvorwurfe zurück, der ihm ist gemacht worden; zu jener allerdings empörenden Behauptung: *Geisteszerüttungen seyen Verschuldungen;* und zwar nicht etwa zuweilen, in besondern Fällen, sondern allgemein und wesentlich. Wüfste Hr. *Heinroth*, wie seine eigenen Gedanken über diesen Punkt unter sich zusammenhängen, so würde er sie leichter geordnet und berichtigt haben. Er weifs es aber schwerlich, da er im Vorworte zu seiner Psychologie erzählt: „Der Vf. hat in seinem *psychisch-ärztlichen Geschäft* fortwährende Veranlassung, die Tiefen der Seele zu betrachten. Das Resultat *dieser* (? ? ?) Forschungen ist: dafs das Räthsel des Seelenlebens *nur in der Freyheit* seinen Schlüssel hat." Gerade umgekehrt! Die Freyheit sieht der moralische Beobachter theils in der besonnenen Tugend, theils im besonnenen Verbrechen; hingegen im Irrenhause sieht man die Unfreyheit. „Wie wird uns," fragt *Reil*, „beym Anblick dieser Horde vernunftloser Wesen; *wo bleibt unser Glaube an unsern ätherischen Ursprung, an die Immaterialität und Selbstständigkeit unseres Geistes?*" Hätte Hr. *H.* auch so gefragt, so würden wir glauben, dafs er die unvermeidlichen Eindrücke der *Erfahrung in ärztlicher Praxis* treu wiedergeben könne und wolle. Aber Hr. *H.* besinne sich nur, woher ihm *die* Redensart anklebt: *sich selbst bestimmen heifst, sich selbst beschränken.* Von diesem Bestimmen und Beschränken sind die Schriften eines berühmten Mannes voll, der keinesweges durch Beobachtung und Erfahrung berühmt ist, sondern dem es gerade in diesem Punkte gar sehr fehlte; der Mann ist *Fichte.* Von dort her hat Hr. *Heinroth* seine Freyheitslehre. Und der Irrthum, welchen er den Criminal-Richtern aufdringen wollte, hat nicht im Irrenhause, sondern in *Fichte's* Lehre seinen wahren Ursprung. Hier sind die drey Grundlaster: Trägheit, Feigheit, Falschheit; die eigentlich nur Eins seyn sollen, nämlich Trägheit. Hier werden Reflexionspunkte unterschieden, mit der absoluten, doppelten Forderung, auf die höheren Reflexionspunkte solle man sich erstlich erheben, zweytens darauf verharren. *Hier endlich verschmilzt das Böse mit dem Irrthum;* denn wer sich nicht erhebt und sich in der erreichten Höhe nicht behauptet, der verliert Wahrheit und Güte zugleich.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Cöslin, b. Hendefs: *Das Dorf an der Mosel,* und *ein Abend im Bade.* Zwey Erzählungen von *Karl Norden.* 1829. 8. (16 gr.)

Die erste Erzählung enthält Scenen aus dem französ. Befreyungskriege, gemüthlich, und das Herz ansprechend, erzählt.

Noch rührender aber ist die zweyte Erzählung, welche gewifs jeden Leser von Gefühl in eine behagliche Stimmung versetzen wird.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1830.

PHILOSOPHIE.

LEIPZIG, b. Hartmann: *Ueber die Hypothese der Materie, und ihren Einfluſs auf Wissenschaft und Leben.* Von *Joh. Christian August Heinroth*, u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Aus dem sechzehnten Paragraphen in *Fichte's* Sittenlehre, der eigentlich ganz nachgelesen, und mit Hn. *H's* Schriften verglichen werden muſs, können wir nur Folgendes kurz hersetzen, damit man den Born der *Heinroth'schen* Weisheit deutlich vor sich sehe:

„Wie soll *bey der eingewurzelten Trägheit* dem Menschen geholfen werden? Wenn nicht durch ein Wunder, sondern auf natürlichem Wege: so muſs der Antrieb von aufsen kommen. Das Individuum müfste Muster erblicken; die ihm Achtung, und mit ihr die Lust einflöfsten, dieser Achtung sich würdig zu machen. Einen andern Weg der Bildung giebt es nicht. Dieser giebt das, was da fehlt, Bewufstseyn und Antrieb; wer die eigne Freyheit auch dann noch nicht braucht, dem ist nicht zu helfen. Woher aber sollen die äufsern Antriebe unter die Menschheit kommen? — Da es jedem Individuum, *ungeachtet seiner Trägheit*, doch immer möglich bleibt, sich über sie zu *erheben:* so läfst sich füglich annehmen, dafs unter der Menge der Menschen Einige sich wirklich emporgehoben haben werden zur Moralität. Es wird nothwendig ein Zweck dieser seyn, auf ihre Mitmenschen einzuwirken. So etwas nun ist die *positive Religion.* Veranstaltungen, die vorzügliche Menschen getroffen haben, um auf andre zur Entwickelung des moralischen Sinnes zu wirken. Diese Veranstaltungen können wegen ihres Alters, wegen ihres allgemeinen Gebrauchs und Nutzens etwa noch mit einer besondern Auctorität versehen seyn, welche denen, die ihrer bedürfen, sehr nützlich seyn mag" u. s. w.

Wir sind weit entfernt, zu behaupten, Hr. *H.* habe *Fichte* abgeschrieben. Er hat es gemacht, wie manche andre, nämlich *Fichte* benutzt (ob mittelbar oder unmittelbar, wissen wir nicht,) und gegen ihn polemisirt, als ob er über ihm stände. So viel aber liegt klar am Tage: jene Freyheit, *welche nichts weiter zu thun hat, als sich zu erheben,* nahm Hr. *H.* mit ins Irrenhaus; hier fand er nicht *sie,* sondern ihr Gegentheil; er fand die Menschen keinesweges erhoben, sondern gesunken. Nun schlofs er: diese Gesunkenen sollten sich erheben; sie thun es nicht, während sie doch vermöge der Freyheit es könnten; folglich sind sie böse. Ihr Wahn, ihr Toben ist ihre Schuld; ihre Narrheit ist Trägheit und Feigheit, wo nicht Falschheit. Das sind Schlüsse, die aus *Fichte's* Freyheitslehre folgen, gleichviel ob *Fichte* selbst diese Folgerungen gezogen habe, oder nicht. Will irgend einmal Hr. *H.* sich von diesen Consequenzen losmachen, so gebe er die falschen Principien auf; er höre auf, Fichtianer zu seyn. Die Criminalisten werden ihm das nahe genug legen, falls er fortfährt, sie zu behelligen; denn diese Männer verstehen besser, was Zurechnung und Freyheit heifse, sofern diese Worte einen wahren Sinn haben, ganz unabhängig von *Kant* und *Fichte.* Nur Eins hätten wir hiebey zu bemerken, wenn hier der Ort dazu wäre; Criminalfälle nämlich, derentwegen der Arzt nach dem Gemüthszustande gefragt wird, in welchem eine Handlung verübt sey, verrathen schon durch die Frage selbst, dafs sie in dem Hauptpunkte, worauf die Zurechnung beruhet — dem entschlossenen, besonnenen und aus dem Charakter der Person hervorgehenden Willen, — nicht ganz klar sind. Nun geht zwar die Absicht der Frage gewifs nicht dahin, dafs der Arzt Entschuldigungen wegen vorübergehenden Wahnsinns oder anwandelnder Tobsucht aus Gutmüthigkeit vorbringen solle; allein dafs auf der andern Seite der Arzt die Zweifel des Richters heben solle, wäre zu viel verlangt; er wird sie meistens entweder verstärken oder vollends in Gewifsheit verwandeln. Doch wir können dieſs hier nicht ausführen.

Von welchem praktischen Interesse Hr. *Heinroth* zu seiner Lehre von der Materie getrieben sey, und in welchem historischen Zusammenhange diese Lehre stehe, wird durch Zusammenfassung des Vorhergehenden nun bald einleuchten; und darauf kommt hier in der That mehr an, als auf die Einzelnheiten der Ausführung. Die Materie soll erniedrigt, der Geist erhöhet werden; dieſs kräftig auszudrücken, spricht man: *die Materie ist Nichts; und der Geist ist frey!* Hätten Diejenigen, welche sich ein Verdienst zu erwerben glauben, wenn sie beides mit höchtönenden Worten verkündigen und ausschmücken, lieber dafür gesorgt, die Freyheit ihres eignen Geistes durch Anstrengung in gründlicher Untersuchung zu bethätigen: so würden die grofsen Wahrheiten, welche in beiden Sätzen allerdings enthalten sind, reiner und bestimmter hervorgetreten seyn. Es würde sich gefunden haben, dafs man diese Wahrheiten nicht mit ein paar leeren Allgemeinbegriffen richtig bezeichnen kann, sondern dafs in den wirklichen Gegenständen, die man dadurch erkennen soll, Verwickelungen eines vielfach Mannichfaltigen liegen, wie die Erfahrungen selbst

es verrathen. Wem die Erscheinungen der *Unfreyheit* in Geisteszerrüttungen unerwartet, ja sogar seltsam und wunderbar vorkommen, wessen Psychologie dafür keinen Platz offen hat, der kennt die *Freyheit* nicht. Und wer in allgemeinen Theorien von der Materie spricht, ohne zu überlegen, dafs jede Materie eine bestimmte, starre oder flüssige, belebte oder unbelebte ist, dessen Theorie macht sich schon durch den Umstand, dafs sie zur Erklärung der mannichfaltigen Arten der Materie sich nicht von selbst darbietet, einer Unrichtigkeit verdächtig. Sind nun falsche Theorien in Umlauf gekommen: so sträuben sich zwar die Anhänger derselben gegen schärfere Untersuchungen der Begriffe so lange sie können; allein dem Andrange der Erfahrungen, welche von sorgfältigen Beobachtern gesammelt werden, vermögen sie doch auf die Länge nicht, sich zu entziehen. Was die Freyheitslehre anlangt: so hat sich diese schon durch politische Erfahrungen müssen beschränken lassen; etwas ähnliches steht ihr jetzt bevor; da in der Staats-Arzneykunde genauer als früherhin die Zurechnungs-Fähigkeit, sofern sie bestimmten Gemüthszuständen entspricht oder nicht entspricht, erwogen und erörtert wird. Die von *Pinel* aufgestellte *manie sans delire* ist einmal Gegenstand von Discussionen geworden, welche von mehrern Seiten mit Wärme geführt werden: und man hat eingesehn, dafs man die Gemüthsbeschaffenheit des gesunden und volljährigen Menschen zum Vergleichungspunkte wählen müsse, um die Abstände der gradweise verminderten Willensfreyheit von dort aus zu bestimmen. Ob aber Manie mit Selbstbewufstseyn und Vernunftgebrauch bestehe: diese Frage wird freylich zuweilen so gestellt, dafs man dadurch an das schneidende *Entweder Oder* des Fichte'schen Ich und Nicht-Ich erinnert wird. Gesetzt, einem Reisenden würde die Frage vorgelegt, ob das Land, von wo er komme, gebirgig sey oder nicht: so möchte er vielleicht antworten: *es sieht weder so aus wie Holland, noch so wie die Schweiz.* Das Selbstbewufstseyn ist nun nicht minder vielförmig als ein Gebirge seyn kann; und mit einem kurzen Ja oder Nein sind die dasselbe betreffenden Fragen nicht abgemacht, wofern die Antwort mehr bedeuten soll, als etwa dies: der Mensch lag in Ohnmacht, oder nicht. Kein Selbstbewufstseyn umfafst alles das auf einmal, wodurch successiv das eigne Selbst ist bezeichnet worden; am allerwenigsten aber beschränkt es sich jemals auf eine blofse, reine Ichheit. Und wie die freyen Handlungen des Knaben für minder zurechnungsfähig erachtet werden, als die des reifen Mannes, so giebt es keine menschliche Freyheit, die nicht noch gröfser und vollständiger bey einem höhern Wesen könnte gedacht werden; nirgends aber pafst der falsche Begriff der *transscendentalen* Freyheit, zu welchem *Kant* verleitet wurde, da er die praktische Idee der Freyheit theoretisch auffassen wollte. Wer an diesem unrichtigen Begriffe hängt, dem werden Schwierigkeiten ohne Ende, nicht blofs in der Metaphysik begegnen, sondern auch in der Erfahrung, im Leben, und in den Geschäften. Könnte man dem Knaben, darum weil er dem reifen Manne noch nicht gleicht, gar nichts zurechnen, so hörte die Erziehung auf; könnte man dem Wahnsinnigen und Tobsüchtigen nichts zurechnen, so fiele ein bedeutender Theil der psychischen Heilkunst weg, welcher darin besteht, dafs man den Irren als einen Halb-Vernünftigen behandelt; müfste aber darum, weil die Zurechnung hier *nicht gänzlich* aufhört, *volle* Zurechnung, entweder der im Wahnsinn begangenen Handlungen, oder (wie bey Trunkenbolden) des Versinkens in den unfreyen Zustand, geltend gemacht werden, — alsdann gäbe es keinen Damm mehr gegen *Heinroth's* Ueberspannung, die auch da moralisirt und frömmelt, wo man die Kunst und die Hülfe des Arztes erwartet und fordert, so weit sie irgend möglich ist.

Nirgends aber ist das Moralisiren und Frömmeln übler angebracht, als in der Naturlehre; daher schlugen wir Hn. *Heinroth's* Buch von der Materie mit der Erwartung auf, er werde sich nun in Erklärungen der Thatsachen versuchen. Wir erwarteten ihn im Gebiete der Physik, Chemie und Physiologie. Von seiner historischen Einleitung ist hier genug zu sagen, dafs er nicht etwa von einer Geschichte der Entdeckungen und Erweiterungen unserer Kenntnisse der Materie, sondern von den Ursachen der materialistischen Ansichten handelt, und sich hiemit sogleich von der Natur abkehrt, um sich in den Streit der Meinungen zu werfen. Das stimmt denn auch mit der ganzen Anordnung des Buchs, worin sechs Fragen die Abschnitte bilden: 1) Liegt dem Begriffe der Materie eine wahre Erkenntnifs zum Grunde? 2) Was können die Gegner unserer Behauptung, dafs der Begriff der Materie blofse Hypothese sey, einwenden? Wie sind ihre Einwürfe zu widerlegen? 3) Woher stammt der Irrthum im Begriff der Materie? 4) Wohin führt dieser Irrthum in Wissenschaft und Leben? 5) Wie ist dieser Irrthum sammt seinen Folgen zu vermeiden? 6) Welche Resultate gewinnen wir auf dem wahren Wege der Forschung? — Wäre es darauf angekommen, eine Predigt einzutheilen, so würde diese Anlage des Buches ungemein zweckmäfsig seyn. Eine Abhandlung aber, worauf die Naturlehrer Gewicht legen sollten, hätte etwa folgende Fragen beantworten müssen: 1) Läfst sich der allgemeine Begriff der Materie *a priori* bestimmen? 2) Läfst sich derselbe *a posteriori* bestätigen? 3) Welche Klassen von Natur-Erscheinungen bleiben noch unerklärt übrig? 4) Wie läfst sich die allgemeine Theorie näher bestimmen, damit sich ihre Anwendbarkeit erweitere? 5) Welche Stufenfolge der gröfsern oder geringern Wahrscheinlichkeit zeigen die, nach vorgängiger systematischer Untersuchung erhaltenen Erklärungen der Phänomene? 6) Welche Grundzüge der Natur bleiben gänzlich geheimnifsvoll, und lediglich Gegenstände des Glaubens? — Alle diese Fragen fallen offenbar in das Gebiet der *letzten*, vom

Vf.

Vf. aufgestellten Frage; und man könnte glauben sie dort beantwortet zu finden. Allein der letzte Abschnitt des vor uns liegenden Buches beginnt mit S. 207, und endigt mit S. 226; und der Vf. benutzt diesen engen Raum dazu, gegen einige Aussprüche des *Baco von Verulam* zu disputiren. Wir müssen uns demnach schon die Lust vergehen lassen, etwas von der Natur zu hören, aufser in so fern die anzuhörende Predigt wider den Materialismus hie und da einige Punkte der Naturlehre berühren wird; auch läfst sich nicht verkennen, dafs bey dem heutigen Stande der Wissenschaften und ihrer Streitigkeiten selbst eine solche Predigt, von der in der That sehr gewandten Feder *Heinroth's*, immer noch einiges Interesse behaupten kann. Um dieselbe nicht ganz ihres Eingangs zu berauben, heben wir zuerst folgende Stelle gegen das Ende desselben hervor; wiewohl nur fragmentarisch, um die Predigt und ihre Absicht zu bezeichnen.

„Wir können uns das Bestreben Derer erklären, welche, um nichts Heiliges anerkennen zu dürfen, das Werden und Bestehen alles Seyns und Lebens auf die Materie, als den Urgrund, zurückführen, und sich in dem Gedanken, dafs sie selbst nur belebte Materie sind, frey von aller Belästigung des sogenannten Gewissens, — einer thörichten Erfindung furchtsamer Seelen, — berechtigt finden, den Augenblick nach Herzenslust zu geniefsen. So kleidet sich der neue Zeitgeist allmählig in den Naturalismus und Materialismus ein. Jener, die Anbetung der Natur, der Kunst und des Alterthums, ist die Religion der Stolzen, die wohl etwas Göttliches anerkennen, aber sich ihm nicht opfern mögen; dieser, der Sinnendienst, ist die Religion derer, die sich dem Genusse opfern. *Wollte man hier sagen: du ziehst fremdartige Dinge in deine Betrachtung*, so mufs ich antworten, dafs wir den Ursprung jener theoretischen Ueberzeugungen verfolgen, wiefern dieselben durch den Zeitgeist begründet sind; der Zeitgeist spricht aber stets die Gesinnungen und Bestrebungen *der Menge* aus; er geht folglich *aus praktischen Motiven* hervor. Wie der Mensch gesinnt ist, so denkt und handelt er." Dafs eine Abhandlung über die Materie nicht von der Menge gelesen wird, weifs der Vf. ohne Zweifel; dafs Naturforscher nicht zur Menge zu rechnen sind, dafs ihr wissenschaftliches Streben gerade *gar nicht* von praktischen Motiven geleitet wird, sondern lediglich vom theoretischen Interesse; dafs es davon ganz allein geleitet werden *mufs*, wenn es nicht gleich Anfangs die Richtung verfehlen soll, dieses weifs er hoffentlich auch; und ist demnach vermuthlich darauf gefafst, dafs Diejenigen, gegen welche er predigt, sich nicht einfinden und ihn nicht hören werden. Für wen redet er denn? Schwerlich für Andre, als für einige ängstliche Beobachter des Wetters, das man *Zeitgeist* nennt. *„Der theoretische Zeitgeist will wenigstens die Welt begreifen, die er nicht besitzen kann, und den Geist zu sich herabziehen, zu dem er sich nicht erheben kann. Daher der jetzt in das Grenzenlose gerathene Stolz der Wissenschaft, oder vielmehr Deren*, die *sich* in dem eingebildeten Besitz derselben *Selbst vergöttern.*" *Fichte* hat wohl manches hart anklagende Wort gesprochen; doch solche Reden gegen harmlose Naturforscher erinnern wir uns nicht, von ihm vernommen oder gelesen zu haben; und der Druck der Zeit, worin er die Sündhaftigkeit gröfser sah als sie war, ist jetzt lange vorüber. Hr. *Heinroth* aber spricht *heute:* „Das Forschen nach Wahrheit, um der Wahrheit willen, ist jetzt aufser Cours gekommen. Wenn es blofs die Philosophie wäre, der man untreu wird, weil sie nie hält, was sie verspricht, so möchte dieſs Verfahren sogar für Weisheit gelten; denn mit Recht wendet man sich nur nach der Seite hin, wo gehalten wird, was man verspricht, nach der Seite der ächten Religion; allein weder Philosophie noch Religion kommt in Anschlag da, wo es blofs Beförderung des selbstischen Interesse gilt," u. s. w. Wir lassen ihn fortpredigen, und überschlagen auch seinen ersten Abschnitt, worin er seine kleine, oben schon angeführte, lateinische Dissertation auf Deutsch wiederholt, folglich auch wieder Kantianer ist, und die alten Reden von *Kant's* erstaunenswürdiger Kühnheit u. dgl. aufs neue vernehmen läfst. Im zweyten Abschnitte, dem längsten im Buche, herrscht eine scheinbare Gründlichkeit, die vielleicht manchen der Naturlehre minder Kundigen wird täuschen können. Zuerst werden die Physiker mit Inbegriff der Chemiker und Physiologen redend eingeführt, ja selbst den Vf. anredend und ihn tadelnd; und als ob diese ihnen in den Mund gelegte Rede ein authentisches Actenstück wäre, sind Zeichen von *a* bis *zz* beygeschrieben, damit eben so viele Noten zum Text nachfolgen können, worin der Vf. sich vertheidigt. Hiemit nicht zufrieden, disputirt er noch überdiefs gegen zwey Philosophen: gegen *Krug*, weil dieser sich zunächst an die Physiker anschliefse, und gegen *Hegel*, weil dessen Name an der Tagesordnung sey. Man sieht, der also angeordnete zweyte Abschnitt hätte für sich allein zu einem starken Werke anwachsen müssen, wenn es dem Vf. darum zu thun gewesen wäre, eine ernstliche Arbeit von einigem wissenschaftlichen Werthe zu liefern. Er hätte sich alsdann, was die philosophischen Lehren anlangt, an die Quellen gewendet, das heifst, an *Kant* und *Schelling;* er hätte sich erinnert, dafs in der Untersuchung über die Materie vor allem die *mathematischen* Physiker müssen gehört werden, — aber freylich, Mathematik ist nicht nach Hn. *H's* Geschmack. Wie die Sache vorliegt, ist es kaum möglich, dafs wir einen Bericht darüber erstatten. Die höchst flache Rede, welche den Physikern als die ihrige untergeschoben wird, bedeutet gar Nichts; das einzige Interessante, nämlich Hn. *Heinroth's* Aeufserung über seine eigne Naturansicht, ist in achtundvierzig kurze Anmerkungen zerhackt, anstatt einer zusammenhängenden Darstellung! Dafs der Vf. wirklich aus den alten Seelenvermögen, Sinn, Verstand, und

Ein-

Einbildungskraft, die Materie zusammenzimmern will, unbekümmert um die schlechthin unmögliche Aufgabe, auf diesem psychologischen Wege theils unsre Vorstellungen der verschiedenen Materien, und ihres eigenthümlichen Verhaltens, theils die Reihenfolge der Entdeckungen, der Irrthümer und Streitigkeiten zu erklären: auf diese weit verbreitete idealistische Verblendung wollen wir uns für jetzt nicht einlassen. Auf gut Glück in die angehäuften kurzen Anmerkungen oder Noten zum Texte hineingreifend, heben wir Einiges heraus. „Es giebt keine bessern sinnlichen Beweise gegen die Materialität der sogenannten Materie, als die aus der Chemie. Woher die *Umwandlungen* der Körper?" (Genauer hiefse die Frage: woher die bestimmten, für jede Art von Materien gesetzlich wiederkehrenden Umwandlungen?) „Dafs z. B. das Gold nicht blofs mechanisch im Königswasser aufgenommen, sondern völlig *metamorphosirt* wird, möchte wohl heut zu Tage schwerlich ein Chemiker leugnen." (Ist denn ein solches: *möchte wohl nicht leugnen*, und zwar nach *jetziger* Mode, ein Beweis? — Doch wir unsrer Seits wollen blofs fragen: was bedeutet denn wohl das Wort: metamorphosirt, oder auf Deutsch: *umgestaltet?* Sollen wir es räumlich, oder unräumlich und wahrhaft innerlich, verstehen? Sollen wir dabey an etwas Gesetzliches, oder Zufälliges denken?) *„Woher also die völlige Aufnahme in eine andre Wesenheit, oder die völlige Annahme einer andern Wesenheit, wenn nicht die Körper ihre Körperlichkeit ablegen, ganz eigentlich wie ein Gewand?"* (Das Gleichnifs wäre passend genug, wenn der Vf. wüfste, *wozu* es pafst. Denn die innere Metamorphose, das Eintreten eines neuen innern Zustandes, welches bey jeder chemischen Verbindung wirklich in jedem Elemente vorgeht, ohne im Geringsten eine Raumbestimmung zu seyn, — diese Metamorphose ist gerade das Gegentheil von *Annahme* irgend einer *andern* Wesenheit; und das Wort *Oder* hat sich vollends an die unrechte Stelle hin verirrt, indem die *Aufnahme* in eine andere Wesenheit jener Metamorphose gleich gesetzt wird. Doch wir wollen von Hn. *Heinroth* nun schon Nichts mehr verlangen, das den Namen einer Untersuchung und einer wirklichen Kenntnifs der Materie verdienen möchte, wenn nur seine eignen Gedanken unter sich zusammenhingen. Aber man höre weiter:) „Was wir also Körperlichkeit oder Stoffheit nennen, wäre blofse Form, und nicht die Wesenheit des Körpers. Worin bestände aber diese Wesenheit? *Wir haben keinen andern Ausdruck für das Wesen der Körper, als das Wort Kraft.* Ist dem so: so sind die Körper sämmtlich nur Kräfte in bestimmten Formen, oder Beschränkungen, welche letztern wir fälschlich für ihr Wesen halten, denn jede Beschränkung ist nur eine Negation. Beschränkungen aber lassen sich durch Einwirkung anderer Kräfte aufheben und anders modificiren. Daher die mögliche Auflösung und Reduction des Goldes. In der Atmosphäre findet ein beständiger Umwandlungs-Proceſs dieser Art Statt. Daher die Möglichkeit der Entstehung der Aërolithen aus Luft." Diese Probe von Naturphilosophie verdient doch in der That, dafs wir sie genauer besehn. Also weil Körperlichkeit blofse Form ist, (und *das* durfte Hr. *H.* nun endlich allenfalls als bekannt und von den Meisten zugestanden voraussetzen,) *darum* kann es erlaubt seyn, die Frage nach der *Wesenheit* des Körpers in eine Frage nach *Ausdrücken* und nach *Worten* zu verwandeln? Hätte Hr. *H.* andere Gedanken, so würde er um Worte nicht verlegen seyn; denn man *schafft* sich Worte zu Begriffen, sobald man wirklich etwas gedacht und erforscht hat, welches werth ist Worte zu finden. Dafs er sich hier an das alte vieldeutige, und eben deshalb ohne nähere Erklärung ganz unbrauchbare Wort *Kraft* wendet, ist das vollständigste Bekenntnifs, nicht blofs von gänzlicher Unkunde dessen, worauf es in der Lehre von der Materie ankommt, sondern von einer Sorglosigkeit ohne Gränzen, der man es erst noch sagen mufs, dafs ein tüchtiger Denker da, wo Begriffe fehlen, die Worte, welche etwa sich einstellen, geflissentlich *verschmäht*, weil die Frage, so lange sie nicht wirklich beantwortet ist, auch nicht übertüncht werden darf. Indessen hat es der Vf. doch nun dahin gebracht, dafs uns seine Meinung von der Materie ziemlich deutlich geworden ist. Er meint nämlich, es gebe gewisse Kräfte, die sich verschiedentlich beschränken lassen; die Körperlichkeit erscheine in Folge der Beschränkung, und wie zufällig diese, so zufällig sey auch jene. Daher kein Wunder in der Auflösung, und folglich auch keins in der Reduction! Treffliche Schlüsse! Warum sollte nicht eine gewisse Beschränkung sich ändern, und dann wiederkehren? *Nil novi sub sole*, sagt man ja auch von menschlichen Angelegenheiten, wenn die Menschen und Staaten sich in neuerer Zeit *ungefähr auf ähnliche* Weise beschränken, wie bey den Alten; und darum ähnliche Erscheinungen darbieten. So nun geschieht auch nichts Neues, wenn eine gewisse Kraft, die früher als Gold erschien, und später vermöge veränderter Begränzung sich unsern Augen in Form einer Auflösung darstellte, jetzt abermals die Gestalt des Goldes gewinnt, weil *ungefähr auf ähnliche Weise* die ältere Beschränkung sich erneuert.

(*Der Beschlufs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1830.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Hartmann: *Ueber die Hypothese der Materie, und ihren Einfluſs auf Wissenschaft und Leben.* Von *Joh. Christian August Heinroth* u. s. w.

(*Beschluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Nun versuche doch der Vf. diese Theorie von zufälligen, anders und anders modificirten, keiner festen Regel unterworfenen, in unendlich mannichfaltigen Abwechselungen, wie im Winde des Zeitgeistes dahin schwebenden, Beschränkungen und Erscheinungen, den Chemikern annehmlich zu machen; *damit* sich dieselben hieraus die genaue, vollständige, von ihrem Willen abhängige Reduction bestimmter Metalle durch bestimmte Reductions-Processe verständlich machen. Vielleicht werden die Männer ihn fragen, ob er denn meine, dafs jemals eine alte Zeit für Menschen sich so genau zurückrufen lasse, wie man im Schmelztiegel die alten Metalle wiederfindet? Sicherlich werden sie nicht um seinetwillen den ihnen höchst nöthigen Begriff von Substanzen, von deren bestimmter Qualität, und von den Verhältnissen dieser Qualitäten, (auf welche Verhältnisse die Chemie überall hinweiset, und deren die Theorie eigentlich allein bedarf,) einer luftigen Vorstellung von Beschränkungen ohne nachgewiesenes Gesetz, zur leichten Beute dahin geben. Um jedoch Hn. *H.* nicht unrecht zu thun, hätten wir ihn, den Arzt, gern in einer ihm näher liegenden Wissenschaft, der Physiologie, aufgesucht. Allein ob dieſs möglich sey, beurtheile man nach einigen Proben. „*Nicht die Pflanze kommt aus dem Kohlenstoffe, sondern dieser kommt aus der Pflanze, nachdem die Pflanze verbrannt ist.*" Woher der Stoff des Diamanten, woher die Kohlensäure im Kalk, woher die Kohle im Graphit: darüber kein Wort. „*Gestalt und Leben aus den Stoffen abzuleiten, ist ein absurdes Unternehmen.*" Ja freylich, wenn man den absurden Begriff des Stoffes einmal aus dem ebenfalls ungereimten Begriffe der Substanz, so wie ihn die Kategorienlehre darbietet, ohne alle weitere Kritik und Untersuchung, aufgenommen hat. „*Wenn wir uns nicht so sehr zertheilt, nicht so sehr ein Todtes vom Lebendigen, ein Passives vom Thätigen, und wiederum ein Selbstthätiges vom Einwirkenden geschieden hätten, so würden wir wohl mit der Natur vertrauter seyn.*" Warum hat denn Hr. *H.* das Alles zertheilt, entgegengesetzt, geschieden? Wer hindert ihn, seine metaphysischen Studien von vorn an wieder vorzunehmen, um einzusehn, dafs diese Scheu vor dem Todten und Passiven eine wahre Gespensterfurcht, die Einbildung von Kräften in der Materie aber um nichts klüger ist? Wie es mit seiner Metaphysik steht, das verräth uns schon seine Aeufserung über *Kant*, dessen Beweise für die Subjectivität des Raums *schlagend* seyn sollen! Wenn Hr. *Heinroth* Bücher über philosophische Gegenstände schreiben will, so sorge er dafür, mit der Zeit fortzugehn. Es ist längst gezeigt, dafs an der ganzen Kantischen Lehre über Raum und Zeit nur ein einziger Punkt wahr ist; dieser nämlich, welcher sich von jeher hätte von selbst verstehn sollen, dafs in der unmittelbaren sinnlichen Empfindung (der Farben, Töne, u. s. w.) weder Raum noch Zeit gegeben wird. Alles Andre, von der nothwendigen Vorstellung *a priori*, bis zu den unendlichen Gröfsen, als welche Raum und Zeit vorgeblich sollen vorgestellt werden, ist längst widerlegt; und es war Hn. *Heinroth's* Sache, diese Widerlegung zu kennen; so wie es ihm jetzt überlassen bleibt, sie aufzusuchen. Die Nachsicht, welche man mit ältern Männern hat, wenn sie sich um neuere Untersuchungen nicht bekümmern, pafst, so viel wir wissen, auf ihn nicht; auch ist hier gar nicht einmal nöthig, ihm irgend eine Beschwerde, etwa von Rechnungen, die freylich zur psychologischen Theorie des Raums unentbehrlich sind, anzumuthen. Zwar findet er sich genöthigt, „*den Raum als ein wirkliches Etwas, als einen Gegenstand aufser uns, zu denken.*" Aber das wird wohl nicht sein Ernst seyn. Der bloſse Raum ist leer; das Leere ist Nichts; ein wirkliches Etwas aber ist das Gegentheil des Nichts, mithin das Gegentheil des Raums. Die Schwierigkeit der Untersuchung betrifft nicht gerade den Raum, sondern das Räumliche, was in bestimmten Gestalten *gegeben* wird. Dafs die Bestimmtheit der Gestalt, worin sich jedes Ding zeigt, uns mit der Empfindung der Farbe und des Tastens zugleich aufgedrungen wird, dafs sie offenbar von der Empfindung abhängt, und *dafs, wenn dieſs Abhängen der wahrgenommenen Gestalt von der Empfindung nicht wäre, alsdann gar keine Beobachtung, keine Messung, keine Sinnes-Erkenntniſs Statt fände:* dieſs ist der Fragepunkt der Psychologie, auf welchen es ankommt, und der gerade deshalb, weil keine Empfindung *unmittelbar* die Raum- und

Zeit-Bestimmung enthält noch enthalten kann, räthselhaft aussieht. Je mehr nun Einer von dem unendlichen leeren Raume, der unendlichen leeren Zeit, der eingebildeten Nothwendigkeit dieser Vorstellungen *a priori*, u. s. w. zu reden liebt: um desto deutlicher sieht man, dafs ein Solcher, — sey es nun *Kant* oder sey es Hr. *Heinroth*, — den wahren Fragepunkt verkennt und verfehlt. Wir erwähnen dieses Umstandes hier, um einen Rückblick auf das Vorhergehende zu veranlassen. Die Bestimmtheit der chemischen Reductionen, durch welche ein gewisses Metall gerade als dasselbe, was es war, wieder zum Vorschein kommt, blieb unbeachtet, als der Vf. von Kräften redete, die, man weifs nicht wie und warum? sich beschränkt finden sollten. Das Problem, was die Natur aufgiebt, war mit halben Gedanken aufgefafst worden. Eben so ist's der Frage nach dem Ursprunge unsrer Anschauungen der Dinge im Raume gegangen. Ueber den Raum, das leere Nichts, hat man viel unnütze Worte geredet; die gegebenen, wahrgenommenen, räumlichen Gstaltungen sind vergessen oder kurz abgefertigt; ins Allgemeine, Unbestimmte, Unendliche hat man sich verloren; die Bestimmungen hat man bey Seite gesetzt. So nun ist's überall in der Speculation geschehen; daher die zahllosen leichtfertigen Deuteleyen, womit Nebler und Schwebler von allen Farben neuerlich, so wie in ältern Zeiten, die Metaphysik in undurchdringliches Dunkel hüllten. Solche Manier des Philosophirens kann heutiges Tages nicht länger bestehn. Wir wollen hier nicht von *Hegel's* scharfem und schroffem Wesen reden, welches eine entgegengesetzte Schärfe herbeyführen wird; Rec. ist nicht berufen, sich als *Hegel's* Lobredner darzustellen. Aber Mathematik und Naturwissenschaft wirken allgemein dahin, eine Präcision des Denkens hervorzurufen, vor welcher die Metaphysik verschwinden müfste, wenn sie nicht in sich selbst Mittel genug besäfse, um sich von innen heraus zu reformiren. Noch weiter zurückblickend, erinnern wir uns der Freyheitslehre. Auch diese ist von ähnlichem Nebel umzogen, wie jene chemischen (und wir können sogleich hinzusetzen, wie die organischen) Umwandlungen der Materie, und wie die räumlichen Wahrnehmungen. Mit halben Gedanken hat man Bruchstücke von innerer und äufserer Erfahrung mythologisch ausgeschmückt, statt für ganze Erfahrungen und ganze Gedanken Sorge zu tragen; hintennach meint man durch hartnäckige Streitigkeiten sich Verdienste zu erwerben, anstatt für gesunde Begriffe zu sorgen, die in der Politik, in der Pädagogik, in der psychischen Heilkunde brauchbar seyen. Aus derjenigen freyen Richtung der Aufmerksamkeit, aus der Freyheit des Ueberlegens, Urtheilens und Handelns, welche der gesunde, erwachsene und moralisch erzogene oder irgendwie gebildete Mensch in sich findet; aus seiner Fähigkeit, mit sich ins Gericht zu gehn, sich selbst anzuklagen, sich reuevoll der Anklage hinzugeben, sich zu bessern und zu läutern, — hätte man Veranlassung genug nehmen können, den psychologischen Proceſs, der dabey jedesmal vorgeht, genauer in sich und theilweise auch in Andern, zu beobachten. Man würde bald die verschiedenen Gedankenreihen haben sondern können, welche in solchen Fällen sich abwechselnd im Bewufstseyn heben und senken; man würde sogleich begriffen haben, dafs, wenn entweder die Gedankenreihen fehlen, wie beym Kinde, oder einen falschen Inhalt haben, wie beym consequenten Egoisten und beym Fanatiker, oder nicht im gehörigen Verhältnisse stehen wie bey gemeiner Genufssucht, oder vermöge irgend eines physiologischen Hindernisses nicht zur vollen Wirksamkeit gelangen können, wie in Traum und Wahnsinn, alsdann jene Freyheit für so lange, bis der Fehler gebessert ist, nicht Statt findet, wiewohl sie bey dem zweyten dieser Fälle früherhin irgend einmal mag Statt gefunden haben; ähnlich dem Falle des Betrunkenen, der mit mehr oder weniger Freyheit sich dem Rausche hingab, welchen er voraussehen mufste. Statt aller dieser Betrachtungen verwandelt man, die Augen zudrückend, die Freyheit, welche in gewissen Gemüthszuständen erfahrungsmäfsig ihren Sitz hat, lieber in ein Seelenvermögen. Damit geht alle Bestimmtheit dessen, was man wirklich in sich und in Andern wahrnahm, verloren; folglich verliert sich auch die Sorgfalt, welche der geistigen Gesundheit stets gebührt; denn man rechnet darauf, ein Seelenvermögen könne nicht aus der Seele verschwinden; folglich fordert man, mit Hn. *Heinroth*, die Freyheit am Ende selbst vom Wahnsinnigen, und könnte sie mit gleichem Rechte vom kleinsten Kinde fordern, indem es ja sogleich, wie Minerva aus Jupiters Kopfe, mit voller Besinnung an das vollständigste Moralsystem zur Welt kommen müfste, wofern es nur die Freyheit gebrauchte, die es ja besitzt! Alle diese — und wie viele andre — Absurditäten vermögen nicht, Diejenigen zur Besinnung zu bringen, die einmal an den schädlichsten Vorurtheilen kleben, welche ihnen freylich als die wohlthätigsten vorkommen. So unfrey ist ihr Denken. Sie haben damit angefangen, ihre innern Erfahrungen, welche den Standpunkt ihrer Gesundheit, ihrer Altersreife, ihrer Ausbildung bezeichneten, loszureifsen aus dem gröfsern Ganzen der psychischen Erfahrung an Menschen auf andern Standpunkten; und dafs vollends ein weithin laufendes Band selbst bis zu den Thieren sich fortzieht, welches der gründliche Psycholog durchaus nicht vernachlässigen darf, hieran, meinen sie, könne Niemand wagen, sie zu erinnern. Die falsche wissenschaftliche Form, welche das Wort *psychische Anthropologie* aussagt, ist sogar für eine Verbesserung gehalten worden; und man überlegt nicht einmal so viel, dafs nun die psychischen Beobachtungen an Thieren um desto sicherer den Physiologen, und ihrer bekannten Neigung zum Materialismus, anheim fallen. Warum hat denn Hr. *Hein-*

Heinroth, der ja doch des Franzosen *Flourens* erwähnt, in einer so langen Strafpredigt wider den Materialismus sich gar nicht darauf eingelassen, sich gegen die Zerstreuung der Seelenvermögen in verschiedene Gehirntheile zu erklären, oder wenigstens gegen Mifsdeutung der vorhandenen Experimente zu warnen? Meint er etwa, das Vermögen der *Aufmerksamkeit*, welches den allermeisten Thierklassen nothwendig mufs zugeschrieben werden, wenn man überhaupt noch von Vermögen reden will, könne füglich den Erklärungeu oder Behauptungen der Physiologen Preis gegeben werden, ohne dafs die Freyheit des menschlichen Willens dabey in Verdacht gerathe? Was bleibt denn von der Freyheit, wenn die Aufmerksamkeit, ohne gehörige Unterscheidung ihrer sehr verschiedenen Arten und Gründe, der Materie des Gehirns anheim fällt? Wird sie etwa minder gefesselt, minder determinirt seyn, wenn wir anstatt der bisherigen Materien die Kräfte des Hn. *H.* und deren Beschränkungen annehmen? — So lange zerrissene Erfahrungen und halbe Gedanken für Ganze gelten, kann in alles diefs Dunkel kein Licht fallen. Allein man darf hinzusetzen: die physiologische Beobachtung selbst kommt demjenigen zu Hülfe, der einmal den *ganzen* Begriff der Materie, — eine innige und nothwendige Verbindung der räumlichen Construction mit den unräumlichen innern Zuständen der Elemente, — gehörig begriffen hat. Denn es ist wiederum nur eine Zerstückelung der Erfahrung, die Materie für eine blofse Aeufserlichkeit zu halten. Selbst der roheste Stein hat sein Gefüge und seine Cohärenz; und das ist schon weit Mehr, ja etwas ganz Anderes, als blofse Lagerung von Theilen neben einander, sammt allgemeiner Gravitation. So wenig nun mit Kantischer Attraction und Repulsion anzufangen seyn würde, die nicht einmal den niedrigsten, vielweniger den höhern Bildungen der Materie genügt: so halten wir uns dennoch berechtigt, die sämmtlichen, animalen sowohl als chemischen und mechanischen Erscheinungen der Körperwelt in so weit für etwas vollkommen Begreifliches zu erklären, als nöthig ist, um sich über deren Mannichfaltigkeit, und die zwischen ihnen vorkommenden Uebergänge nicht mehr zu wundern. Was insbesondere die Lebens-Erscheinungen anlangt: so mufs man sich nur davor hüten, das Leben nicht auf ähnliche Weise wie etwas aus der Fremde hinzukommendes darzustellen, wie die Anhänger der transscendentalen Freyheit sich etwa diese, sammt der Vernunft, als eine besondere Zugabe zu den untern Seelenvermögen denken. Alle diese Gegenstände hängen in der wahren Theorie eben so innig zusammen, wie sie sich in der Erfahrung verbunden zeigen. Und so kann jenem, oben angeführten Gegner des Hn. *H.* vollkommen Genüge geleistet werden; indem weder zwischen der materialen Basis und der Lebenskraft, noch zwischen animalem und psychischem Leben eine totale Zweyheit eintritt, vielmehr Alles sich verknüpft, und zusammen pafst, ohne sich zu vermischen. Hiebey aber setzen wir voraus, der Naturforscher kenne seine Schranken. Er ist nämlich, als solcher, nicht *Richter*. Gerade so wenig, als es Hn. *Heinroth* gelingen kann, das Schwerdt der Gerechtigkeit den Wahnsinnigen furchtbar zu machen: läfst sich wirkliche Verschuldung des besonnenen Menschen durch irgend eine Theorie vermindern. Das praktische Urtheil wartet durchaus nicht auf speculative Erklärungen; es ist absolut, und trifft seinen Gegenstand, sobald derselbe thatsächlich vorhanden ist. Allein wir halten uns verpflichtet anzunehmen, dafs verständige Aerzte, wo sie unternahmen, begangene Verbrechen zu entschuldigen, im Grunde nichts anderes beabsichtigten, als die Thatsache der vorhandenen Besonnenheit in Zweifel zu stellen; und hierin mag die Wahrheit wohl öfter auf ihrer Seite seyn, als zuweilen die Richter, welche mit dem Wechsel menschlicher Gemüthszustände minder vertraut sind, leicht finden zu glauben. Verhält es sich so: dann streitet man nicht um das praktische Urtheil, sondern um die Beschaffenheit des vorliegenden Gegenstandes. Andererseits leuchtet ein, dafs Hr. *H.* in solchem Streite Veranlassung finden konnte, von dem sehr bekannten und nicht seltenen Uebergange der tadelnswerthesten Leidenschaften in Wahnsinn und Tobsucht als von einer in Hinsicht des Wahnsinns allgemeinen Regel zu sprechen, und die Ereignisse dieser Art als natürliche, ja als göttliche Strafen zu betrachten. Jede wirkliche oder doch anscheinende Uebertreibung auf der einen Seite pflegt entgegengesetzte Uebertreibung zur Folge zu haben. Einmal in Eifer gerathen, sucht er nun auch in dem vorliegenden Buche, (als ob es jetzt noch Zeit wäre, gegen den veralteten französischen Materialismus zu Felde zu ziehn,) von theoretischen Irrthümern im Begriff der Materie den Grund in dem „gottvergessenen Herzen." Er redet weiter von der Wissenschaft, die sich dermalen zur Despotie über Alles aufwerfe, was nur *Gegenstand* heifse. Ueber diesen Punkt nähert freylich Rec. sich der Meinung des Hn. *H.*; und findet in der That, dafs man hie und da der Wissenschaft die Miene giebt, als hätte sie „festzustellen, ob und wie Gott seyn und wirken solle." Allein es giebt Uebel, die schlimmer werden, wenn man viel davon redet, die hingegen von selbst aufhören, wenn ihr Grund sich ändert. Und wie könnten wir über die Frage, wie der Irrthum zu vermeiden sey? mit dem Vf. übereinstimmen? Er tadelt das wissenschaftliche Denken als ein eigenmächtiges und vermessenes; er spricht: *weg mit der Wissenschaft, die dem Absoluten nachläuft, wie der Knabe dem Regenbogen.* Rec. dagegen ist der Meinung, dafs, wenn niemals Einer dem Regenbogen nachgelaufen wäre, man sich auch nie recht deutlich überzeugt haben würde, er schwebe zu hoch, um ergriffen zu werden. Die vergeblichen Versuche sind am

Ende

Ende immer belehrend. Dafs aber die Materie, welche uns überall zum Anschauen dargeboten ist, auf jede Weise untersucht wird, dieſs liegt ja wohl so sichtbar, als irgend Etwas, im Kreise der göttlichen Veranstaltungen; und so gewifs dem Vf. seine theoretischen Mifsgriffe in dieser Sache nicht moralisch übel gedeutet werden dürfen, eben so wenig wird sein Beruf, Andre von schärfern Untersuchungen des nämlichen Gegenstandes abzuschrecken, bey denkenden Männern Anerkennung finden.

Herbart.

SCHÖNE REDENDE KÜNSTE.

Liegnitz, b. Kuhlmey: *Dramatische Versuche*; von *C. Fischer*, Mitglied der Bühne zu Breslau. 1829. 514 S. 8. geheft. (1 Rthlr. 12 gGr.)

Dieser Versuche sind drey: *Jakob Thau, der Sänger vom Riesengebirge*, nach einer Erzählung Houwald's; *das graue Kreuz im Teufelsthale*; und *Peter Wlast*, ein vaterländisches Trauerspiel. In dem ersten hat der Reiz der Houwald'schen Erzählung durch die ungeschickte Behandlung, die einen gänzlichen Mangel aller dramatischen und poetischen Bedingnisse an den Tag legt, nicht ganz vernichtet werden können. In den andern beiden Machwerken aber tritt der Vf. durchaus selbstständig auf, und von welcher Art diese Selbstständigkeit sey, wollen wir dem Leser in einem kleinen Pröbchen darthun.

Flinz.

„Vom schwarzen Horn? — Du! den lafs mir ungeschoren; das ist ein ganzer Herr. 'S ist unsres Ritters bester Freund. Wenn der von seiner Burg in den Gau lugt und dann bey unsrem Herrn zum Gelag herüberkommt und die beiden mit einander humpen bis die Sonne zu Rüste geht, da wirft's für uns auch keine schlechte Bissen ab.

Kolbe.

Das will ich meinen; da geht's des Abends auf den Fang. Weifst Du noch, wie wir vor drey Wochen die Landshuter *lausten*? (!)

Gottschalk.

Ach! halt's Maul mit Deinem *Lausen*" u. s. w.

Warum hat der Vf. sich nicht diese Worte zugerufen? Warum wollte er mehr seyn, als die Zauberer Aegyptens, die bescheiden vor dem Ungeziefer zurückwichen? —

Coblenz, b. Hölscher: *Otto von Rheineck*. Trauerspiel in fünf Akten; von *J. J. Reiff*. 1828. 176 S. 8. geh. (16 gGr.)

Der Vf. dieses Trauerspiels kann kein Jüngling mehr seyn. Seine Phantasie schwelgt in den Werken eines *Cramer, Spiefs* und *Schlenkert*. Da giebt es unterirdische Gänge, Burgverliefse und alle jene Dinge, die nun vor beinahe vierzig Jahren unsere Kaufmannsdiener und Näherinnen ergötzten. Das dramatische Interesse ist null, das poetische Talent steht unter Null, die Sprache lautet folgendermafsen:

„Die Bürgschaft konnte leicht ich leisten; ist's
Doch überall und so auch mir bekannt
Dafs er zwar schon im Voraus Pfalzgraf wird
Genannt, doch selbst nicht strebet nach der Würde."

X.

Nürnberg, b. Riegel u. Wiesner: *Hortensien*. Erzählungen aus geschichtlichen Quellen, von *Julius* Grafen *von Soden*. Mit einer Abbildung. 1829. 164 S. (18 gGr.)

Der Titel verführt zu der Erwartung, dafs sämmtliche in diesem Werkchen enthaltene Erzählungen der Geschichte angehören. Dieſs ist aber nur bey den zwey ersten, der starke Rauber, welcher an Kaiser Maximilian des ersten Hofe lebte, und Garibald, erster König von Bayern, der Fall. Die übrigen sind nach der Versicherung des Vfs., Begebenheiten aus dem wirklichen Leben, oder könnten es wenigstens seyn. Alle sind gut erzählt, und unterhaltend genug, aber in der Erzählung: das Gespenst, erlaubt sich der Vf. eine offenbare Unwahrheit, welche leicht hätte vermieden werden können, wenn derselbe sich mit der preufsischen gerichtlichen Verfassung besser bekannt gemacht hätte. Er erzählt nämlich: dafs der Held der Geschichte, der Sohn eines preufs. Stabsofficiers, durch Untreue eines Officianten, sein ganzes Vermögen verloren habe, welches sein Vormund diesem zur Verwaltung übergeben. Dieſs ist nach der preufs. vormundschaftlichen Verfassung, ganz unmöglich, denn einem Vormund wird die Vermögens-Substanz eines Minorennen, nur unter solchen Sicherheits-Mafsregeln überlassen, dafs an einen Verlust, gar nicht zu denken ist; sollte aber das vormundschaftliche Gericht hiebey nicht vorsichtig genug zu Werke gegangen seyn, so würde dasselbe selbst für den Verlust haften müssen. Das colorirte Kupfer, welches den starken Rauber mit historischer Treue darstellt, ist eine artige Zugabe.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1830.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Hannover, b. Hahn: *Ueber die Lasten des Grundeigenthums und Verminderung derselben* in Rücksicht auf das Königreich Hannover. Von Dr. *Karl Stüve*. 1830. XV u. 200 S. gr 8.

Die vorliegende, ihres hochwichtigen Gegenstandes willen sehr beachtungswerthe Schrift eines, sowohl durch mehrere treffliche historische Werke und Abhandlungen, als auch durch seinen Patriotismus ausgezeichneten Verfassers, wurde zunächst durch einen Antrag desselben, als Repräsentanten der Stadt Osnabrück, in der allgemeinen Ständeversammlung des Königreichs veranlafst, indem bey Prüfung der Klagen, welche fast von allen Seiten über die Grundsteuer erhoben wurden, es wesentlich nothwendig schien, nicht allein diejenigen Staatsabgaben zu prüfen, deren Druck auf dem pflichtigen Stande ruht, ungeachtet sie nicht als Steuer behandelt werden, sondern auch die höchste Behörde um Maafsregeln zu ersuchen, wodurch die Befreyung des pflichtigen Grundeigenthums durch Ablösung von Zehnten, Diensten und Meiergefällen, durch Abstellung des Leibeigenthums und anderer ungewissen Gefälle, so wie die Aufhebung der bäuerlichen und der vor den Städten belegenen sogenannten Patrizierlehen möglich gemacht werden würde. Der Antrag selbst, wiewohl die letztere Hälfte desselben bey der zweyten Kammer unbedingten Beyfall fand, hatte für den Augenblick keine Folge, indem die erste Kammer gegen denselben zu seyn schien; und so hat sich der Vf. für verbunden gehalten, diesen Antrag ausführlicher und gründlicher zu rechtfertigen, als solches im Laufe einer Debatte möglich war. So entstand das vorliegende Werk, dessen Charakteristik nunmehr versucht werden soll. Die Absicht des Vfs ist, die Zweckmäfsigkeit, Nothwendigkeit und Möglichkeit legislativer Beförderung der Befreyung des Grundeigenthums nachzuweisen. Zu diesem Zwecke hat er es für überflüssig gehalten, die verderblichen Einflüsse von Diensten, Zehnten, und Leibeigenthum zu deduciren, und in der That wird man schwerlich an dem Daseyn dieser verderblichen Einflüsse zweifeln können. Viel wichtiger ist dagegen eine andere Ausführung des Vfs, die einen ganz neuen Gesichtspunkt für die Befreyung des Grundeigenthums von jenen Lasten darbietet. Da nämlich die Widersacher jener Maafsregel sehr laut von *Verletzung von Rechten* zu reden pflegen, so hat der Vf., gestützt auf urkundliche Beweise, untersucht, wie es denn eigentlich mit diesen Rechten stehe, und überzeugend dargethan, dafs dieselben durch die dem Pflichtigen aufgebürdete und vermehrte Staatslast in ihrem innersten Grunde vernichtet, theils selbst Staatsauflage, nämlich Aequivalent einer Staatslast seyen, die der Berechtigte tragen gesollt, die er aber nicht allein getragen, sondern sogar dem Pflichtigen wieder aufgebürdet habe. Es ist hieraus und aus dem Mifsverhältnifs der also entstandenen Belastung die Nothwendigkeit der Hülfe erwiesen; angeführt, wie dasselbe Bedürfnifs derselben auf den verschiedensten Wegen fast in allen Staaten Europa's dieselben Mittel erzwungen habe, wie fast seit sechzig Jahren auch in Deutschland eben dahin gearbeitet worden ist; und dann entwickelt, nach welchen Grundsätzen die Ausführung jener gewünschten Befreyung zu leiten sey. Hierauf sind die vorzüglichsten Einwürfe theils in Rückweisung auf das Vorige, theils, soweit sie auf Thatsachen gehen, durch Berichtigung derselben widerlegt. Um nun die Möglichkeit der Ausführung völlig zu erweisen, hat der Vf. dem Schlusse seines Werks eine Statistik der Rechte und Verhältnisse des Grundeigenthums in den einzelnen Provinzen des Königreichs Hannover angehängt, und auf diese alsdann diejenigen Sätze gestützt, durch deren Annahme und nähere Bestimmung, seiner Ansicht nach, jener Zweck durchaus zu erreichen seyn würde. Diese Sätze lassen sich in folgenden Punkten zusammenfassen: Jedem Eigenthümer, Lehns- oder Fideicommifsbesitzer von gutsherrlichen Rechten, Zehnten, Diensten und Grundrenten jeder Art steht *das Recht* zu, solche Berechtigungen dem Verpflichteten gegen Vergütung des Betrachtwerths in Capital, in Rente, oder in Grund und Boden zu überlassen: dagegen steht dem Obereigenthümer, Lehnsherrn, Agnaten und Successionsberechtigten jeder Art, imgleichen den hypothekarischen Gläubigern *kein Recht* zu, dieser Ueberlassung zu widersprechen, sondern nur die Befugnifs, für die sichere Anlegung des Aequivalents Sorge zu tragen, auf welches ihr Recht übergeht. Eben so steht jedem Verpflichteten *frey*, seine unbeweglichen Güter von den gedachten Lasten durch Uebernahme von Rente oder Abtretung vom Grunde nach dem Ertragswerthe derselben zu befreyen, falls er erblicher Besitzer des belasteten Grundstückes ist. Zeitpächter haben dagegen nur das Recht, solche Leistungen, welche an andere, als ihre Verpächter geschehen, als Zehnten, Dienst und dergl., in Capital abzulösen und solches, am Ende der Pacht als Melioration, nebst den ange-

wandten Kosten, in Rechnung zu bringen. Eben so mufs beym Heimfall eines gegen Capital befreyeten Grundstückes dem Allodialerben die Auskaufssumme nebst den angewandten Kosten erstattet werden. In denjenigen Gegenden, wo geschlossene Höfe bestehen, darf jedoch eine Abtretung von Grund und Boden den Hof nicht aufser Stand setzen, die ihm obliegenden gemeinen Lasten zu tragen. Um die verschiedenen Interessen zu sichern, müssen alle Ablösungscontracte vor dem Richter, dessen Jurisdiction das Grundstück unterworfen ist, vollzogen werden; der Richter hat den Contract zu prüfen, und, wenn die Genehmigung der Lehnsberechtigten, Gutsherren u. s. w. nicht mit beygebracht wird, diese zur Erklärung darüber in kurzer peremtorischer Frist aufzufordern: ob das Ablösungsobject dem Ertragswerthe des abgelöseten Rechts gleichkomme? Die Wiederanlegung und Verwendung des Ablösungsobjects geschieht unter Zuziehung der zwey nächstberechtigten Successoren und des Lehnsherrn, wenn das Lehen auf vier Augen steht, und unter Leitung des Richters. Wenn das gutsherrliche Recht lehnbar war: so darf die Lehnbarkeit niemals auf das befreyete pflichtige Gut gelegt werden. Findet bey einer Grundabtretung der Richter, dafs ein geschlossener Hof kleiner werden würde, als die geringern Höfe derselben Klasse und derselben Gemeinde: so mufs eine Untersuchung eingeleitet werden, ob derselbe im Stande bleibe, die darauf ruhenden Lasten zu tragen; würde eine Erbe zu sehr verkleinert werden: so mufs der Theil des Ertragswerthes, welcher im Grunde nicht vergütet werden kann, in Capital oder Rente vergütet werden. In jedem Falle, wo ein Hof auf das Minimum reducirt wird, müssen alle noch darauf bleibenden Gefälle desselben Berechtigten, durch dessen Abfindung diese Verkleinerung bewirkt ist, die Natur einer vom Verpflichteten in Gelde lösbaren Rente erhalten. Die Grundsteuer der abgetretenen Grundstücke bleibt dem zur Last, welcher dieselben erhält, und mufs derselbe ferner zu allen Abgaben concurriren, die nach dem Fufse der Grundsteuer umgelegt werden. Ist eine gütliche Uebereinkunft nicht zu Stande zu bringen, so steht sowohl dem Berechtigten als dem Verpflichteten zu, folgende Gefälle, als Zehnten, Dienste, ferner, ungewisse gutsherrliche Rechte, als Weinkäufe, Weingelder, Auffahrten, Maiden, Lehngelder, Besthaupt, alle Leibeigenthumsgefälle, imgleichen die gutsherrlichen Berechtigungen an dem zum Hofe gehörigen Gehölze, den Heimfall und überhaupt das ganze gutsherrliche Eigenthum in Rente verwandeln zu lassen; ebenmäfsig findet Allodification aller Lehen Statt, welche nicht Rittergüter oder Pertinenz derselben sind. Dagegen können jährliche feste Renten jeder Art, welche nicht durch Verwandlung ablösbarer Gefälle entstanden sind, nur mit beiderseitiger Bewilligung abgelöst werden. Wenn ein lösbares Recht eine ganze Gemeinde oder überhaupt eine Gesammtheit von mehreren Interessenten trifft: so braucht der Berechtigte sich nur die Kündigung der ganzen Berechtigung gefallen zu lassen; bey einer solchen Gemeinde aber ist jederzeit der mindere Theil gezwungen, der Mehrheit zu folgen, im Fall solche ablösen will. Weigert dagegen dieselbe die Ablösung, so ist der mindere Theil befugt, auf eine Untersuchung anzutragen, ob die Ablösung im Allgemeinen nützlich sey? Findet sich, dafs dieses der Fall ist, so ist die Mehrheit gezwungen, sich der Ablösung zu fügen. Die Rente mufs in einer Fruchtart ausgemittelt werden, welche der beschwerte Boden im ordentlichen Bau zu tragen vermag, der Berechtigte kann aber deren Entrichtung in Gelde nach dem Marktpreise verlangen. Der Pflichtige ist berechtigt, diese Rente in ungetrennter Summe mit 25 Rthlr. Capital für jeden Thaler Rente unter halbjähriger Kündigung abzulösen; der Berechtigte ist jedoch befugt, wenn er noch anderweite Gefälle von dem Pflichtigen zu beziehen hat, deren gleichzeitige Ablösung von dem Verpflichteten zu verlangen: jedoch kann in diesem Falle der Letztere von der ganzen Capitalablösung zurücktreten. Ein einzelnes Mitglied einer zu solcher Rente verpflichteten Gemeinde kann den Berechtigten nicht zwingen, Capitalablösung seines Theils der Rente anzunehmen; dasselbe ist jedoch befugt, die Ablösungssumme der Gemeinde unter obrigkeitlicher Aufsicht auszuzahlen, wodurch diese verpflichtet wird, dasselbe gegen die fernern Ansprüche des Berechtigten zu vertreten. Wenn der eine oder der andere Theil sich bereit erklärt, die Lasten durch Abtretung von Grundstücken abfinden zu lassen: so kann er einen Ausgleichungsversuch durch eine Vermittlungscommission veranlassen, den der andere Theil abzulehnen nicht befugt ist; jedoch ist die Grundabtretung an die obigen Regeln gebunden. Jede Abfindung der ungewissen Gefälle, Weinkauf, Heimfall u. dergl. in Rente, Capital oder Grund macht den Besitzer des verpflichteten Grundstücks zum Eigenthümer desselben. Die bleibenden Zinsen und Lasten nehmen lediglich den Charakter der Grundrente an, behalten aber ihren Vorzug im Concurse und die bisherige schleunige Execution. Ist aber das Grundstück ein mit gemeinen Lasten beschwerter untheilbarer Hof, so bleibt derselbe auch ferner in Rücksicht auf den Staat untheilbar; eben so bleiben die bisherigen ehlichen und Successionsverhältnisse unverändert, vorbehaltlich näherer Gesetzgebung. Die Leibeigenthumsgefälle werden als eine Reallast angesehen und deren Aufhebung kommt allen Personen zu Gute, welche von dem befreyeten Hofe geboren und die Verschaffung des Freybriefes von demselben zu fordern berechtigt sind. Wenn der berechtigte und verpflichtete Theil über den Betrag des Ablösungsobjects sich nicht gütlich vereinigen, so wird dasselbe durch Abschätzung ausgemittelt, welche bey Zehnten und Diensten auf den wahren nachhaltigen Ertrag zu richten ist, welchen der Berechtigte bisher aus denselben gezogen hat, und ist dabey auf die Zehnt- und Dienstregister, Verpachtungen u. s. w. Rücksicht zu nehmen. Ungewisse Fälle werden da-

ge-

gegen nach folgenden Principien abgeschätzt: *a*) Wenn solche in bestimmter Zeit wiederkehren; so wird der Betrag auf diese Jahre vertheilt zur Rente gerechnet. *b*) Ist der Betrag ungewifs und auch nicht nach gesetzlich feststehenden Principien abzuschätzen; so wird der Durchschnittsertrag der sechs letzten Fälle, oder, wenn diese nicht bekannt sind, so vieler Fälle, als ausgemittelt werden können, vertheilt und zur Rente gerechnet. *c*) Bey Gefällen, die jedesmal entrichtet werden müssen, wenn das Gut von den Eltern auf die Kinder fällt, werden auf 100 Jahre drey Fälle gerechnet, falls die gemeinrechtliche Erbfolge eintritt, oder der Aelteste Anerbe ist, dagegen 2½, wenn das jüngste Kind erbt. Gebühren, die nur bey Seitenverwandten entrichtet werden, sind einmal in 100 Jahren, solche, die bey dem Wechsel des Obereigenthums vorkommen, dreymal, und, wenn solches an ein Amt oder Seniorat gebunden ist, sechsmal zu berechnen. Bey veräufserlichen Gütern sind zwey Veräufserungsfälle auf ein Jahrhundert zu rechnen. Eben so sind sechs Freybriefe und sechs Zwangsdienste auf hundert Jahre zu rechnen. *d*) Der Heimfall ist bey Gütern, die auf Weiber und in der Seitenlinie oder auf Ehegatten vererben, mit einem halben, bey solchen, die nur auf Descendenten und die nämliche Linie fallen, mit einem ganzen Procent vom reinen Ertrage des Gutes zu berechnen. *e*) Das Recht am Holze mufs, im Mangel einer Uebereinkunft, nach seinem Umfange mit Rücksicht auf den bisherigen Ertrag abgeschätzt und zu Rente berechnet werden. *f*) Die Vergütung für den Sterbefall darf jedoch sechs, die für Freybriefe, Zwangsdienste, Heimfall und Holzfällung zusammengenommen drey Procent des reinen Ertrags des Gutes nicht überschreiten. — Beym Anschlage des Korns zu Gelde, sowohl Behufs der Ausmittelung der Rente als des dafür zu erlangenden Capitals, wird der Durchschnitt des Martini-Marktpreises im nächsten Marktorte von dreyfsig Jahren zum Grunde gelegt. — Wenn ein mit ablösbaren Gefällen behaftetes Gut in Concurs geräth, so ist sowohl der Berechtigte befugt, für seine Gefälle Capitalabfindung zu verlangen, als der Curator und das Concursgericht verbunden, die Befreyung desselben von Gefällen zu bewirken, falls nicht die Mehrheit der Gläubiger widerspricht. — Es ist eine öffentliche Kasse zu errichten, welche jedem Pflichtigen, der einen gewissen Theil des Ablösungscapitals aus eigenen Mitteln aufbringt, den Rest vorschiefst, jährliche regelmäfsige Rückzahlungen und Anticipationen annimmt, aber nicht kündigt.

Es läfst sich nicht verkennen, dafs diese Grundsätze äufserst umsichtig gefafst sind, und dafs sie das Mittel an die Hand geben, ohne dem Interesse der Gutsherren zu nahe zu treten, die Fesseln, in welchen das pflichtige Grundeigenthum seit Jahrhunderten seufzt, allmählig zu lösen, und dadurch einem grofsen Theile der Landbewohner den Wohlstand erreichbar zu machen, der ihnen bisher versperrt war. Mögen daher die gewichtigen Worte des Vfs und seine wohldurchdachten Verbesserungsvorschläge ein geneigtes Gehör bey allen denjenigen finden, die vermöge ihrer Stellung im Staate zum Mitwirken berufen sind!

PHILOSOPHIE.

Berlin, in d. Vereinsbuchh.: *Der Mensch des Südens und der Mensch des Nordens.* Sendschreiben in Bezug auf das gleichnamige Werk des Hrn. *von Bonstetten* an den Freyherrn *Alexander von Humboldt* durch *Friedrich Baron de la Motte Fouqué.* 1829. 105 S. 8. (15 gr.)

Es ist immer bedenklich, Völkerunterschiede, welche vorhanden sind, bis ins Einzelne zu verfolgen, oder sie aus einer gemeinschaftlichen Quelle, dem Wohnplatz, herzuleiten. Man legt alsdann auf einzelne Umstände zu viel oder zu wenig Gewicht, und thut der Wahrheit Schaden. Dieses ist dem Werke des Hrn. *v. B.* wohl begegnet, und unser Vf. fühlt sich dadurch zur Berichtigung aufgefordert.

Nord und Süd in ihren strengsten Gegensätzen, sagt er, üben einen Einfluss auf den menschlichen Geist. Doch sind sie darin durch die freye Entgegenwirkung eben dieses Geistes bedingt. Der Gegensatz findet nur verhältnifsmäfsig und stufenweise Statt und läfst sich nicht durch bestimmte Linien abmarken. Die allgemein hingestellte Differenz: „der Bewohner des Südens sey geneigt, ohne Ueberlegung zu handeln; der Bewohner des Nordens aber geneigt, thatlos zu überlegen"; bewährt sich nicht in der Geschichte. Ferner: „Nicht Sorgen für den nächsten Morgen", ist schwerlich dem Südländer entschieden eigen, so wenig wie trübe Mystik dem Norden. Keineswegs richtig wird die Einfachheit der protestantischen Gottesverehrung nur aus dem nördlichen Charakter ihrer Bekenner abgeleitet. Für das Höchste der menschlichen Natur, die Gemeinschaften der Menschenseele mit Gott und unsre Erkenntnifs göttlicher Dinge, kann der klimatische Einfluss nur in sehr ungeordnetem Grade gelten. Lotterie und Bettelwesen sind keineswegs Naturfehler der Südländer, denn das absolut Unedle ist nirgends nothwendig. Noch weniger ist die Gabe der Poesie aus klimatischen Bedingungen klar zu machen. Dafs die deutschen, schwedischen und englischen Poeten sich vorzüglich in landschaftlichen Schilderungen gefallen, gilt nur für die modernste Zeit. Nordische Wurzelsprachen und die südlich romanischen, aus erstorbnen Zungen zusammengesetzt, geben freylich einen wahren Unterschied. Trunkenheit, ein Laster, welches durch Umwandlungen der Handels- und Geldverhältnisse zugleich mit Umwandlung erleidet, bildet keinen ursprünglich klimatischen oder nationalen Gegensatz. (Inzwischen befördert doch das nördliche Klima den Genufs geistiger Getränke.) Wenn Unterricht minder wirkt im Süden, stammt diefs wohl weniger aus Ueberfülle der Gedanken, als aus Zerstreutheit. Mittelmäfsige Werke, deren

im Süden mehr seyn sollen, als im Norden, entstehen nicht aus Ueberfülle der Ideen. Empfindlichkeit für Ehre ist keine klimatische Eigenthümlichkeit. Der gesellige Umgang wird in den deutschen Städten nicht durch das *patois* verstört, denn wo ist dieses im Gebrauch bey den Gebildeten? Liebe und Freundschaft lassen sich nicht nach Klima, Sitte oder Staatsverfassung abmessen, und *v. B.* sagt selber: „Unsre Empfindungen sind geheimnifsreich wie die Musik." Dafs an Herzhaftigkeit die Krieger des Südens die des Nordens übertreffen, davon weifs die Weltgeschichte nichts. Tugenden der Milde und Versöhnlichkeit hat Hr. *v. B.* dem Norden angedichtet, in einem Grade, wie sie sich nie vorgefunden haben; Rache hat im Norden ihr eigentliches Geburtland. Erziehung? Sie kann allenthalben gedeihen, und dafs rohe Menschen hierin fehlen, ist allenthalben wahrzunehmen, da wird weder Süd noch Nord, nicht feinere nicht gröblichere Bildung wesentliche Schranken setzen. Die kecke Frische und Ringfertigkeit südlicher Strandkinder findet sich unter andren Verhältnissen auch im Norden. Auch der Einfluss einer gereinigten Glaubenslehre auf die Kinderzucht im Norden ist nicht an das Klima gebannt. Giebt es eine Wahrheit, die minder gültig und überzeugend für das Südland sey, als für das Nordland? Der klimatische Einfluss auf Gefühl und Glück kann endlich, seiner Natur zufolge, nicht eben Anderes enthalten, als das Zusammenfassen aller vorhin dargestellten und zum Theil widerlegten Sätze. —

Auf solche Weise berichtigt der Vf. manche übertriebne und zu rasch vorausgesetzte Sätze eines geistreichen Schriftstellers, wobey die Sache selbst und deren wirkliche Bedeutsamkeit nur gewinnen kann. *P. P.*

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

1) Gera u. Leipzig, b. Heinsius: *Predigten* gehalten bey dem Hauptgottesdienste zu Gera, und zur Feyer der funfzigjährigen Amtsführung seines Vaters, Hrn. *Christian August Behr*, Consistorialraths und Archidiakons das., herausgeg. von M. *Jonath. Heinr. Traug. Behr*, Cons.-Rath, Sup. u. Hauptpastor zu St. Johannis. 1829. 280 S. 8. (1 Rthlr.)

2) Glogau u. Lissa, b. Günther: *Der Glaube an Jesum*, in einem vollständigen *Jahrgange von Predigten über die kirchlichen Evangelien* zum Vorlesen in Landkirchen und beym häuslichen Gottesdienste dargestellt von *August Gottlieb Balcke*, Pastor zu Jauer. *Erster* Theil. 1829. 867 S. 4. (2 Rthlr.)

Der Vf. von Nr. 1 hat sich nach *Reinhard* und andern grofsen Mustern glücklich gebildet, deshalb verdienen die von ihm hier, mit zu einem besondern kindlich-dankbaren Zweck herausgegebenen Predigten alle Anerkennung. Sie sind wohl durchdacht, christlichen Geistes, voll Wärme und Licht, wie sie seyn sollen. In der Aufstellung und Behandlung der Hauptsätze folgt der Vf. den einfachsten Regeln der Homiletik. Etwas mehr Benutzung biblischer Stellen wäre allerdings zu wünschen. Bibelsprüche, nicht zu häufig und an passendem Orte gebraucht, geben der Predigt erst ihren eigentlichen äufsern Charakter. Der Schluss der Antrittspredigt (S. 32) erwekt eine gute Meinung von dem christlichen und kirchlichen Sinn der Stadt Gera: „Noch sind deine Tempel gefüllt mit freudigen Bekennern des Evangeliums, die da hungern und dursten nach Gerechtigkeit; noch versammeln sich um deine Altäre die Jünger Jesu; noch sprichst du es freudig aus, dafs dein Glaube nicht bestehe auf Menschenweisheit, sondern auf Gottes Kraft; noch erkennst du deine Hülfsbedürftigkeit, und siehst dich um nach den Veranstaltungen Gottes, um dir seine Gnade und sein Wohlgefallen zu erwerben. Mag auch der Glaube in den Gemüthern deiner Bürger verschieden sich bilden und gestalten, kein Sektengeist hat dieselben noch getrennt, kein blinder Eifer entzweyt, keine Verfolgungssucht erbittert, kein Glaubenszwang gedrückt, keine Verfinsterungssucht empört." —

Nr. 2 ist nicht minder empfehlenswerth. *Die* Glaubenswahrheiten des Christenthums, auch *die* geheimnifsreichern, werden darin noch mehr berücksichtigt; jedoch bewahrt der Vf. bey seiner Wärme und fortreifsenden Begeisterung auch Nüchternheit und Klarheit der Gedanken, und ist nicht von denen, die sich selbst vermessen, dafs sie fromm sind, denn er wünscht sich zu Lesern seines Buches solche, die da von Herzen sprechen: „Fromm bin ich nicht; möchte es aber gern werden." Die Anordnung der Predigten ist höchst einfach und wohl nicht immer ganz zweckmäfsig; die evangelischen Texte sind aber gut benutzt. Hier und da hätte noch mancher Ausdruck sorgsamer gewählt werden können: dieis gilt besonders auch von den metrischen Stellen, von welchen am Anfange und Schlusse der einzelnen Predigten Gebrauch gemacht worden ist.

Ilmenau, b. Voigt: *Evangelischer Morgen- und Abendsegen auf alle Tage des ganzen Jahres.* Ein christliches Haus- u. Begleitungsbuch durchs Leben. Aus eignem Gemüth und aus dem Geiste der vorzüglichsten Andachtsbücher und Kanzelreden gezogen von M. *J. S. Grobe*, Königl. Bayer. Oberpf. zu Tann. Mit einem allegor. Titelkpfr. 1829. VI. u. 727 S. 8. (2 Rthlr.)

Die hier gegebenen Morgen- und Abendbetrachtungen sind etwas breit und hie und da auch trivial. Man findet auch poetische Stücke mit prosaischen vermischt, eben so Fremdes, mit dem, was dem Vf. eigenthümlich angehört. Betrachtungen auf diejenigen Feste, welche nicht an bestimmte Monatstage gebunden sind, fehlen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1830.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Berlin, b. Nauck: *Platonis Dialogi Quatuor, Lysis, Charmides, Hippias Major, Phaedrus.* Emendavit et annotatione instruxit *Lud. Frid. Heindorfius.* Editio *secunda.* Ad apparatum J. Bekkeri lectionem denuo emendavit *Philippus Buttmannus.* 1827. XVI u. 399 S.

Mit dem durch eine Vignette verzierten Nebentitel:

Platonis Dialogi selecti, cura *Lud. Frid. Heindorfii.* Vol. I. (1 Rthlr. 12 gGr.)

Der Heindorf'schen Bearbeitung erlesener Platonischer Dialoge blieb auch in ihrer ursprünglichen Gestalt ihr Werth gesichert, namentlich durch den reichen Schatz der darin niedergelegten feinen und gründlichen Anmerkungen über griechischen Sprachgebrauch im Allgemeinen und besonders den des Plato, so wie durch die vielen auf feine Sprach- und reiche Sachkenntnifs gegründeten richtigen Erklärungen, in welcher Rücksicht uns *H's* Commentarien durch keinen der späteren Herausgeber des Plato übertroffen scheinen. Sehr zu wünschen aber war, dafs der Text, um dessen Berichtigung *H.* sich nicht mehr Verdienste erwerben konnte als der damalige Mangel an kritischen Hülfsmitteln zuliefs, jetzt die nöthigen Verbesserungen erhielte, besonders nach Vorgang der Bekker'schen Recension. Und diesem Bedürfnifs abzuhelfen, darauf ist in dieser *zweyten* Auflage das Augenmerk des verewigten neuen Herausg. vorzüglich gerichtet gewesen. Derselbe hat aufserdem eine Reihe neuer Zugaben gegeben, nicht nur in dem am Ende angeführten *Epimetrum Annotationis,* sondern auch in der Mitte der Commentarien, denen er theils solche Verbesserungen und Zusätze beygefügt hat, welche *H.* selbst in seinem handschriftlichen Nachlasse oder in seinen Anmerkungen zu andren Dialogen gegeben hatte, theils auch eigne, wie sie sich ihm gelegentlich darboten.

Rec. giebt nun, so weit es nöthig scheint, Rechenschaft theils über das Verfahren in der Berichtigung des Textes, theils über die Art der sonstigen neuen Zugaben. Ueber das erstere erklärt sich Hr. *B.* in dem Vorworte selbst auf folgende Weise: „er habe die Bekker'sche Recension so benutzt, dafs er aus deren neuen Lesearten alle unzweifelhaft richtige in seinen Text aufgenommen, diejenigen aber, über welche noch eine Meinungsverschiedenheit Statt finden könne, nur in den Commentarien angeführt habe: dabey habe er über das neu aufgenommene, wo es mit *H's* Worten in den Anmerkungen nicht übereinstimme, allemal die nöthige Erinnerung gegegeben, erforderlichen Falls auch die Gründe der Abweichung kurz angeführt, zuweilen auch eine übrigens nicht wichtige und durch die neue Lesart unnöthig gewordenen Anmerkung *H's* gänzlich gestrichen: bey Anführung aber der Bekker'schen Handschriften habe er sich begnügt, anstatt jedesmal die einzelnen beglaubigenden aufzuzählen, *codd. plurimos* und *optimos* zu erwähnen, und nur, wo es von Belang geschienen, seyen einzelne vorzügliche, wie die Clarkische, besonders genannt, während im übrigen für genauere Beurtheilung des Textes der kritische Apparat in Hn. *Bekker's* Ausgabe selbst müsse nachgesehen werden." So viel von dieser aufgestellten Norm mehr die zweckmäfsige äufsere Einrichtung betrifft, findet sich in der Ausgabe, weniges ausgenommen, mit der dem Herausg. eigenen Sorgfalt gethan. Was aber die Recension des Textes anlangt, so glaubt Rec. nicht mit Unrecht den Vorwurf zu machen, dafs, während in der Auswahl der Lesearten sich durchgängig eine vorzügliche Behutsamkeit des Urtheiles hervorthut, auf der andern Seite ein beynahe ängstliches Festhalten an der hergebrachten Schreibart Hn. *B.* sehr oft dahin geführt hat, das richtige kritische Princip aufser Acht zu lassen. Sehr oft nämlich kommt der Fall vor, dafs, wo die besten Handschriften mit entschiedener Auctorität und durch innere Gründe mehr oder minder stark unterstützt eine Schreibart gebieterisch verlangen, Hr. *B.* dennoch die von *Heindorf* gegebene Schreibart beybehält, wenn sie nur irgendwie noch eine Vertheidigung oder Entschuldigung zuläfst und nicht geradezu als falsch erscheint in Rücksicht auf Sinn und Sprachgebrauch. Rec. erkennt daher diesen Text für bey weitem weniger berichtigt an, als den Bekker'schen, wenn gleich dieser Nachtheil zum Theil dadurch ausgeglichen wird, dafs die Bekker'sche Schreibart in solchen Fällen oft mit ziemlich beyfälligem Urtheil unter dem Text angemerkt ist. Wohlgethaner war es, geradezu die so trefflich begründete Bekker'sche Recension zum Grunde zu legen, und von dieser nur an den gewifs wenigen Stellen abzuweichen, wo entschiedene Gründe entgegenstehen. Um das Gesagte zu belegen, führen wir nun eine Reihe von Stellen aus dem Phaedrus an, wo uns Hr. *B.* mit Unrecht von Hn. *Bekker* abgewichen zu seyn scheint: machen dann aber auch auf einige solche aufmerksam, wo wir glauben, dafs mit Recht abgewichen ist, wie auch

auf solche, wo wir weder mit Hn. *B.* noch mit Hn. *Bekker* übereinstimmen. Es wird sich hierbey zugleich vielfache Gelegenheit darbieten, den hohen Werth der scharfsinnigen und sorgfältigen Kritik des Hn. *Bekker* auch in dem scheinbar schwankenden nachzuweisen. Vorher aber bemerken wir noch, dafs wir es nicht billigen, dafs auf Hn. *Stallbaum's* Recension gar keine Rücksicht genommen ist: denn wenn diese gleich, wie es füglich nicht anders seyn konnte, meist der Bekker'schen folgt und in den wenigen Abweichungen von dieser nach unsrer Meinung höchst selten das richtige giebt, so dienen doch theils seine Handschriften häufig zu weiterer Beglaubigung, theils enthalten auch seine Anmerkungen einzelnes nützliche.

Stellen, wo uns mit Unrecht von dem Bekkerschen Texte abgewichen zu seyn scheint, sind folgende. Phaedr. S. 227, B. ist geschrieben τὸ τεήν — διατριβὴν ἀνοῦσαι anstatt σήν, welches auf gleiche Weise die Handschriften wie innere Gründe verlangen. Denn von dem Dichter ist offenbar nur die Wendung ἀσχολίας ὑπέρτερον πρᾶγμα entlehnt, und wenn schon das zu dieser gehörige Verbum θήσεσθαι mit dem gewöhnlichen ποιήσεσθαι vertauscht ist, so ist es ungeziemend, in dem nachfolgenden schlichten Gedanken σήν τε καὶ Ἀνύτου διατριβὴν ἀνοῦσαι gerade dem Pronomen die dichterische Form zu leihen. S. 228, B war es immer gerathener nach den meisten und besten Handschriften mit *Bekker* zu schreiben ἰδὼν μὲν ἰδὼν ἥσθη, als ἰδὼν μὲν ἰόντα ἥσθη, wie *Stephanus* auf Vermuthung und nach ihm Hr. *Stallbaum* gegeben hat nach der Schrift zweyter Hand (doch wohl einer corrigirenden) in einer Wiener Handschrift; denn ἰόντα erscheint als ein unpassendes und unnützes Flickwort. Wir halten die Schreibart dieser Stelle für sehr zweifelhaft. Die Bekkersche würde man für die richtige nur dann halten können, wenn durch Beyspiele könnte nachgewiesen werden, dafs, um zu sagen, „*als er ihn sah, freute er sich ihn zu sehn*", der griechische Sprachgebrauch anstatt des üblichen einfachen ἰδὼν ἥσθη auch die Form ἰδὼν ἥσθη ἰδών ertrüge. Nicht unpassend für den Sinn wäre λίαν ἥσθη, besser als ἰόντα, ἐντυχών. Das zweyte ἰδών ganz zu tilgen, lassen die Handschriften nicht zu. S. 229, D. verlangten die Hdschr. καὶ ἐπιῤῥεῖ δὲ ὄχλος τοιούτων Γοργόνων — καὶ ἄλλων ἀμηχάνων πλήθη τε καὶ ἀτοπίαι τερατολόγων τινῶν φύσεων, wofür Hr. *B.* das nur von zwey Hdschrr. gebotene πλήθει τε καὶ ἀτοπίᾳ beybehalten hat. Verführerisch ist allerdings der Dativ durch Vergleichung des gewöhnlichen ἀμήχανος πλήθει, zumal da auch diese Zusammenstellung der Begriffe πλήθη und ἀτοπίαι zunächst befremden kann. Rec. hält aber die Nominative für mehr als gerechtfertigt, indem er in der Zusammenstellung πλήθη καὶ ἀτοπίαι nur die substantivische Form des bekannten πολλὰ καὶ ἄτοπα erkennt, im übrigen aber durch die Nominative den Ausdruck theils leichter gestaltet findet durch Wiederaufnahme des Subjectes ὄχλος, theils auch nachdrucksvoller durch die gröfsere Hervorhebung der Begriffe πλῆθος und ἀτοπία: „*es strömt eine Schaar von solchen Gorgonen und Pegasen zu, und wahre Unmassen und Unbegreiflichkeiten seltsamer Wunder-Creaturen.*" Der einzige mögliche Einwurf, dafs auf diese Weise die Copula zwischen ἀμηχάνων und τερατολόγων fehle, beseitigt sich von selbst dadurch, dafs ἀμηχάνων zu dem folgenden τερατολόγων τ. φύσεων als zu einem Gesammtbegriff hinzutritt. — S. 229, E. war mit den besten Hdschrr. zu schreiben ἐμοὶ δὲ πρὸς αὐτὰ οὐδαμῶς ἐστι σχολή, wogegen das gegebene ταῦτα als eine Verbesserung erscheint. „*Ich habe dazu* (nicht hierzu) *keine Zeit.*" Sollte auf dem Pronominal-Begriff der Nachdruck liegen, so war ohnehin passender τὰ τοιαῦτα. Vergl. Sophist. S. 251, E. ἐγὼ μὲν ὑπὲρ αὐτῶν (Fic. *pro illis*) οὐδὲν ἔχω πρὸς ταῦτα ἀποκρίνασθαι. Theaet. S. 207, D. εἶτα ἀμνημονεῖς — τοὺς ἄλλους ὀρῶντας αὐτά (Fic. *haec effecisse*). Euthyphr. S. 11, C. καὶ εἰ μὲν αὐτὰ ἐγὼ ἔλεγον (Fic. *illa*); in welcherley Stellen, wer die feineren Grenzlinien des Sprachgebrauchs zieht, keineswegs mit Vielen αὐτός geradezu für οὗτος gesetzt nehmen wird. Eben so unbedenklich war S. 230, E. ἐγὼ μέν μοι δοκῶ καταπείσεσθαι aus den besten Hdschrr. καταπεῖσθαι statt καταπείσεσθαι aufzunehmen. Die von Hn. *Stallbaum* verglichenen drey Stellen sind unpassend, indem sie nur beweisen, dafs δοκῶ mit einem Infinit. Praes. dann steht, wenn der Gedanke die Handlung als eine zukünftige zu fassen gar nicht zuläfst. Hier konnte, ohne gerade einen falschen Gedanken zu geben, an sich das Futurum sehr wohl stehen, wie nachher ἀναγνώσεσθαι: aber das besser beglaubigte Praesens läfst den Gedanken sehr richtig so fassen: „*ich für mein Theil denke ich lege mich nieder* (und mit diesen Worten streckt er sich wirklich hin), *du aber mach' es wie du glaubst dafs du am bequemsten wirst lesen können.*" So sind die Zeiten sehr wohl zusammengestellt, nicht einmal mit einer Kühnheit oder Lässigkeit wie Protag. S. 338, A. ὡς οὖν ποιήσετε, καὶ πείθεσθε, wo *Stephanus* wollte, wie wirklich eine ziemlich gute Hdschr. hat, πείσεσθε: aber richtig ist von *Bekker* durch das Komma nach ποιήσετε angedeutet, dafs die Verschiedenheit der Wendungen sich darauf gründet, dafs die beiden Handlungen in einiger Getrenntheit von einander zu fassen sind. Uebrigens ist nicht aufser Acht zu lassen, dafs δοκῶ zuweilen eben so wie ἐλπίζω den Begriff des Zukünftigen so involvirt, dafs der nachfolgende Infinitiv, auch wenn die Handlung des Verbi als zukünftig zu fassen ist, nicht nothwendig im Futurum stehen mufs: so haben Euthyd. S. 288, C. alle Hdschrr. einstimmig δοκῶ μοι ὑφηγήσασθαι, wo *Heindorf* unbehutsam für den Aorist das Futurum gesetzt hat. S. 232, A. hat Hr. *B.* zwar mit *Bekker* ἐπαρθῆναι τῷ λέγειν in den Text gesetzt, urtheilt aber in der Anm., dafs das richtige sey, was einige gute Hdschrr. haben, ἐπαρθῆναι τὸ λέγειν, worin der Artikel vor dem Infinitiv so stehe, wie Soph. Aj. v. 1143. ναύτας ἐφορμήσαντα χειμῶνος τὸ πλεῖν. Diese Schreibart aber halten wir für gewifs falsch, weil jener Gebrauch des Ar-

tikels vor dem Infinitiv dem Platonischen Sprachgebrauch gänzlich fremd ist. Für eben so unrichtig halten wir, was Hr. *Stallbaum* aus einer Florent. Hdschr. aufgenommen hat, *ἐπαρθῆναί τε λέγειν*: denn theils ist der verbundene Begriff *ἐπαρθῆναι λέγειν* nicht geartet, durch *τέ—καί* mit dem folgenden *φιλοτιμουμένους ἐπιδείκνυσθαι* verbunden zu werden, da vielmehr *ἐπαρθῆναι* sich zum Regens beider folgenden Infinitive schickt, theils stünde so das *λέγειν* ohne Object unerträglich kahl da, indem das folgende *πρὸς ἅπαντας ὅτι* u. s. w. nun nicht mehr damit verbunden werden könnte, für welchen Fall es heifsen müfste — mit einer übrigens auch zu sehr auseinanderstellenden Art von Copulation — *ἐπαρθῆναι λέγειν τε καὶ φ. ἐπιδείκνυσθαι*. Unter den versuchten Anwendungen mag uns keine genügen: am besten würde uns *ποῦ* anstatt *τῷ* gefallen. Lieber begnügen wir uns mit der von Hn. *Bekker* nach den besten und meisten Hdschrr. gegebnen Schreibart, indem wir glauben, dafs *ἐπαίρεσθαι* mit dem blofsen Dativ, so oft nicht geradezu durch einen beygefügten Infinitiv oder eine andere Construction der Begriff des „*zu etwas angetrieben werden*" angedeutet ist, häufig von *ἐπαίρεσθαι ἐπί τινι* wesentlich sich nicht unterscheidet. „*Sie sind stolz darauf, gegen alle Leute zu sagen und sich selbgefällig zu rühmen, dafs* u. s. w." Vergl. *de Rep.* IV. S. 434, A. *ἐπαιρόμενος πλούτῳ*. Fic. *divitiis elatus*. ebendas. X. S. 608, B. *τιμῇ ἐπαρθέντα*. Thucyd. I, 121. *εὐτυχίᾳ ἐπαίρεσθαι*. Hn. *Schleiermacher's* „*sich brüsten mit erzählen*" scheint uns nach dem griechischen Idiom mehr das Participium *λέγοντας* zu verlangen. S. 232, C. *εἰκότως ἂν τοὺς ἐρῶντας μᾶλλον φοβοῖο* verlangten die besten Hdschrr. entschieden die Wiederholung des *ἄν* vor *φοβοῖο*, welche Wiederholung zugleich theils den Rhythmus bessert, theils auch für die Rede sehr angemessen ist, da nach *ἐρῶντας* die bezeichnende Aussprache eine kleine Pause macht, worauf dann die Kraft der vorher durch *ἄν* bey *εἰκότως* angekündigten Modalität bey dem mit Nachdruck versehenen *μᾶλλον* passend noch einmal hervortritt. S. 233, B. *ὥστε πολὺ μᾶλλον ἐλεεῖν τοῖς ἐρωμένους ἢ ζηλοῦν αὐτοὺς προσήκει* bemerkt zwar Hr. *B.*, *dativum miro consensu praebent codd., cui lectioni suffragatur sane subsequens αὐτούς otiosum in vulgata*, hat aber dennoch *ἐρωμένους* beybehalten. Die Schreibart der Hdschrr. bietet aber eine eben so gut griechische als treffende Rede, wörtlich: *quare multo magis ut misereris, in eos qui amantur cadit, quam ut invideas iis.* Dunkel und fehlerhaft würde der Ausdruck erst dann seyn, wenn *αὐτούς* fehlte, in welchem Falle man aus nichts ersähe, dafs zu den Infinitiven ein neues Subject, *τινά*, zu denken sey. Ueber *προσήκει* konnte hier noch verwiesen seyn auf Heind. z. Phaed. §. 84. — S. 233, E. war unbedenklich zu schreiben *προσήκει καὶ τοῖς ἄλλοις μὴ τοὺς βελτίστους, ἀλλὰ τοὺς εὐπορωτάτους εὖ ποιεῖν* anstatt *τῶν ἄλλων*: denn die blofse Ungewifsheit über die Schreibart der Clark. Hdschr., woran Hr. *B.* Anstofs nimmt, kann doch nicht gegen die gewisse Einstimmigkeit fast aller andern Hdschrr. entscheiden, zumal da der Sinn den Dativ wünschenswerth, und das folgende *αὐτοῖς* ihn nothwendig macht. Darauf ist richtig aufmerksam gemacht, dafs unter *τοῖς ἄλλοις* diejenigen zu denken sind, welche in andern Dingen als in der Liebe sich gefällig erweisen. S. 234, C. *εἰ δ' ἔτι τι σὺ ποθεῖς* hätte das nach *Heindorf's* Conjectur aufgenommene *ἔτι*, welches durch keine Spur in den Hdschrr. bestätigt ist, um so mehr ausgelassen werden sollen, da die Partikel theils durch das beygefügte *ἡγούμενος παραλελεῖφθαι* (wenn gleich auch Timae. ed. *Bekk.* S. 7, 2. steht *ἢ ποθοῦμεν ἔτι τι τῶν ῥηθέντων — ἀπολειπόμενον*), theils besonders dadurch unnöthig wird, dafs der Nachdruck auf *σύ* liegt: *tu autem si quid desideras.* S. 241, A. ist geschrieben *τότε δὴ δίον ἐκτίνειν, μεταβαλὼν ἄλλον ἄρχοντα ἐν αὑτῷ καὶ προστάτην.* Wir glauben, dafs Hr. *Bekker*, wenn auch mit wenigen und das nicht den vorzüglichsten Hdschrr. in *μεταλαβών* das allein richtige gegeben hat, aus innern Gründen, indem er auf den vielverkannten Begriffsunterschied zwischen *μεταλαβεῖν* und *μεταβαλεῖν* achtete, dessen, genaue Erörterung nach mancher Stelle die richtige Schreibart wiedergeben würde. Abgesehen von dem übrigen Unterschiede, da *μεταβάλλειν* eine besondre Art der Veränderung bezeichnet, meist eine falsche, verkehrte, oft auch nur eine schnelle und unerwartete, ähnlich wie unser *umschlagen*, bemerken wir hier nur so viel, dafs *μεταβαλὼν ἄλλον ἄρχοντα* unsres Erachtens eben so unrichtig seyn würde, als *μεταβαλὼν εἰς* oder *ἐπ' ἄλλον ἄρχοντα*, welche beiden Wendungen der Sprachgebrauch ganz parallel zeigt, indem auch in der ersten *μεταβαλών* intransitiv ist, so dafs z. B. in *μεταβάλλειν ἄλλους τρόπους* der Accusativ so stehet, wie wenn es hiefse *μεταβάλλειν μεταβολὴν τρόπων.* Dagegen ist hier durchaus passend *μεταλαβεῖν*, welches eigentlich ist „*auf austauschende oder wechselnde Weise anstatt eines früheren etwas andres nehmen, annehmen, erhalten*": Beyspiele vergl. im *Specim. Advers. in Serm. Plat.* von *Graser* S. 86. Aufserdem möchte auch in Betracht kommen, dafs der Beysatz *ἐν αὐτῷ* sich nicht recht wohl zu *μεταβαλών* schickt, ganz passend aber zu *μεταλαβών* tritt. S. 241, D. *οὐκέτ' ἂν πέρα ἀκούσαις* ist mit Unrecht gegen die Hdschrr. *πέρα* anstatt *τὸ πέρα* beybehalten. S. 242, C. *ὅσον ἐμαυτῷ μόνον ἱκανός* ist *μὲν* vor *ἐμαυτῷ*, dessen Ausfall aus einigen Hdschrr. leicht erklärlich ist, den besten entgegen ausgelassen. S. 245, E. verlangen die Hdschr. unbedenklich *ἢ πάντα τε οὐρανὸν πᾶσάν τε γένεσιν συμπέσοῦσαν στῆναι*, wogegen Hr. *B.* dennoch die (gerade wie Cic. *Quaest. Tusc.* I, 22. *terra* statt *natura*) augenscheinlich durch vermeintliche Verbesserung entstandene Schreibart einiger wenigen Hdschrr. *γῆν* statt *γένεσιν* beybehalten hat. Es ist aber *γένεσις* für diese Demonstration, wo das Ursprüngliche, Unerschaffene mit dem daraus Werdenden oder Geschaffenen (vergl. vorher *ἐξ ἀρχῆς δεῖ τὰ πάντα γίγνεσθαι*) in Vergleich gesetzt wird, ein höchst bezeichnender Ausdruck, welcher wie bey uns Schöpfung anstatt des Geschaffenen,

als *nomen collectivum* dasselbe sagt wie *πάντα τὰ γιγνόμενα*. In einem andern Zusammenhange, als gerade hier ist, möchte Plato das Wort schwerlich so gebraucht haben, da er es sonst nur in der eigentlichen Bedeutung *das Werden* hat, oft im Gegensatz von *οὐσία*. S. 238, B. verlangten die Hdschrr. *λεχθὲν δὲ ἢ μὴ λεχθὲν πᾶν πως σαφέστερον* anstatt *πάντως*, welches *Heindorf* vorgezogen zu haben scheint, weil er *πῶς* zu *πᾶν* nicht passend fand. Es dient aber die Partikel zur Limitirung des Begriffes *σαφέστερον*, gleich als hiefse es *σαφεστέρῳ τινὶ τρόπῳ φανερὸν ἔσται*. In der etwas schwierigen Stelle S. 249, D. hat Hr. *B.* wiederum die Heindorf'sche Schreibart beybehalten, *ἔστι δὴ οὖν δεῦρο ὁ πᾶς ἥκων λόγος περὶ τῆς τετάρτης μανίας, ἵν' ὅταν τὸ τῇδέ τις ὁρῶν κάλλος, τοῦ ἀληθοῦς ἀναμιμνησκόμενος, ἀναπτερῶταί τε καὶ ἀναπτερούμενος προθυμῇται ἀναπτέσθαι ἀδυνατῶν δὲ, ὄρνιθος δίκην βλέπων ἄνω, τῶν κάτω δὲ ἀμελῶν, αἰτίαν ἔχει ὡς μανικῶς διακείμενος· ὡς ἄρα αὕτη πασῶν τῶν ἐνθουσιάσεων ἀρίστη* u. s. w.: wogegen er für fehlerhaft erklärt die Bekker'sche: *ἔστι δὴ οὖν — μανίας, ἣν ὅταν τὸ τῇδέ τις ὁρῶν κάλλος, τοῦ ἀληθοῦς ἀναμιμνησκόμενος, πτερῶταί τε καὶ ἀναπτερούμενος προθυμούμενος ἀναπτέσθαι· ἀδυνατῶν δὲ, — διακείμενος, — ὡς ἄρα αὕτη* u. s. w. Rec. findet nach vielfacher Erwägung dieser Stelle keinen triftigen Grund, in der von Hn. *Bekker* aus den besten und fast allen Hdschrr. gegebenen Schreibart einen Fehler zu vermuthen. Zuerst schützen wir das von allen Hdschrr. gebotene *ἣν* anstatt des gänzlich unbeglaubigten und ohnehin nach Platonischem Sprachgebrauche nicht eben passenden *ἵνα*: den Accusativ *ἣν* aber möchten wir weder nach Hn. *Stallbaum* mit dem folgenden *αἰτίαν ἔχει* verbinden, wodurch für diese überaus frey gefügte Rede eine nach den vielen Zwischensätzen durch ihre unglaubliche Genauigkeit selbst harte Construction entsteht, noch auch nach Hn. *Schleiermacher* geradezu mit *μανικῶς διακείμενος* (d. i. *ἣν μαινόμενος*), woran uns theils der Sinn der Rede hindert, theils das beygefügte *ὡς*, durch welches das *μανικῶς διακείμενος* noch mehr als absolut stehend angekündigt wird; sondern wir nehmen den Accusativ des Pronom. relat. nach einer besondern, unsers Wissens nach nicht besprochenen, Ausdrucksweise, wie wir sie bey Plato mehrmals finden, so dafs aus dem vorhergehenden *μανίας* der Begriff des Participii *μαινόμενον* hinzugedacht werde, bey dessen Auslassung dann der Accusativ dem lat. Ablativ gleichkommt oder einer relativen Conjunction. Vergl. Apolog. S. 39, C. *τιμωρίαν ὑμῖν ἥξειν — χαλεπωτέραν — ἢ οἵαν* (d. i. *οἵαν τιμωρούμενοι = οἵᾳ, ὡς*) *ἐμὲ ἀπεκτόνατε*. ebdas. S. 84, B. *τίνα ἄλλον ἔχοντα λόγον — ἢ τὸν ὀρθόν τε καὶ δίκαιον, ὃν ξυνίασι* u. s. w., wo das von *Stallbaum* aufgenommene *ὅτι* offenbar Verbesserung, aber nicht so schlechthin verwerflich die gewöhnliche Erklärung durch *καθ' ὅν* ist, wenn man nur nicht den Accusativ von einem ausgelassenen *κατά* abhängig denkt, da vielmehr der Begriff *ἔχοντες* zu wiederholen ist. Sophist. 264, B. *πρότερον εὑρέθη — ἢ κατὰ τὴν προσδοκίαν ἦν* (anstatt *ᾖ*, eigentlich *ἦν προσδοκῶντες*) *ἐφοβήθημεν ἄρτι, μὴ* u. s. w. De Rep. IV. S. 434, E. *νῦν δ' ἐκτελέσωμεν τὴν σκέψιν, ἣν* (d. i. *ᾗ, ἣν σκεπτόμενοι*) *ᾠήθημεν* u. s. w. Fic. *secundum quam existimavimus*. ebdas. V, S. 453, B. *ἐν ἀρχῇ τῆς κατοικίσεως ἣν ᾠκίζετε πόλιν*. Auf dergleichen allerdings nicht häufig vorkommende Beyspiele gestützt, halten wir auch a. u. St. im Phaedrus *ἣν* für unzweifelhaft richtig. Aber auch im übrigen glauben wir Hn. *Bekker's* stark beglaubigter Schreibart (*πτερῶται — προθυμούμενος*) folgen zu müssen, nur mit veränderter Interpunction, mit einem blofsen Komma nach *ἀναπτέσθαι*. Die regelmäfsig fortgesetzte Construction verlangte unten *βλέπῃ — ἀμελῇ*, wofür nun durch eine leicht erklärliche Anakoluthie, weil einmal in die gehäufte Participial-Construction eingegangen ist, auch Participien stehen. Wir erreichen im Deutschen dasselbe ungefähr so: "*Und hier haben wir nun die ganze Rede von dem vierten Wahnsinn, wo* (bey welchem) *nämlich, wenn einer beym Anblick der Schönheit hienieden in Rückerinnerung an die wahre befiedert wird, und während der Befiederung voll Verlangen aufzufliegen, weil er es* (aber) *nicht kann, wie ein Vogel den Blick nach oben gerichtet und ohne alle Sorge um unten, er die Beschuldigung anführt, als sey er nicht bey Sinnen, — dafs also dieſs die schönste aller Gottbegeisterungen sey.*"

(*Die Fortsetzung folgt.*)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. L. Michelsen: *Bruchstücke aus den Memoiren eines Berliner Droschken-Fuhrmann(s).* Herausgeg. von Schneckchen, seinem treuen Rofs. 1829. kl. 8. 69 S. (8 gGr.)

Wenn der Vf. einigen Witz und nur etwas Beobachtungsgabe besäfse, so würde der Gegenstand, den er behandelt: das Seyn und Treiben der Berliner, ihm reichlichen und dabey doch nicht ungemüthlichen Stoff zu humoristischen kleinen Gemälden verliehen haben. Wie, um nur eines zu gedenken, haben nicht die Gebrüder Gropius gewufst, durch Herausgabe von „Berliner Redensarten" die letzte Klasse der Gesellschaft dieser Residenz, auf höchst ergötzliche Weise darzustellen? Man wende nicht ein, dafs dies bey ihnen das Bild, nicht aber das Wort hervorbringe. Gerade im Gegentheil, die wenigen Worte unter den Zeichnungen sind eben das Charakteristische. Wenn z. B. in dem einen, ein Droschken-Fuhrmann im Schmutze hält, und seine Passagiere ausgestiegen, voll Ingrimm nach der Uhr sieht und da diese ihm wirklich zeigt: die Viertelstunde ist vorüber und er statt am ersehnten Orte im dicksten Quarke; so wäre dies alles doch schwer zu errathen, stände nicht darunter „ein andermal spann er die Uhr vor und setze das Pferd in die Droschke!" Was unser Vf. zum Besten giebt, ist dagegen langweilig und trivial in jeder Art.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1830.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Berlin, b. Nauck: *Platonis Dialogi Quatuor, Lysis, Charmides, Hippias Major, Phaedrus.* Emendavit et annot. instruxit *L. F. Heindorfius.* Ed. II. — — emend. *Phil. Buttmannus* etc.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension*)

Auf S. 250, B. *κάλλος δὲ τόδε ἦν ἰδεῖν λαμπρόν* ist mit Unrecht Hn. *Bekker's* scharfsinnige und bey genauer Erwägung als nothwendig einleuchtende Conjectur *τότε τ' ἦν* verschmäht. Denn gleichwie das unten folgende *μετ' ἐκείνων τε ἔλαμπεν ἰόν*, wodurch diese obige Rede wieder aufgenommen wird, deutlich auf ein vorhergegangnes *τέ* hinweist, so macht auch die Verbindung dieser ganzen Periode mit dem Vorhergehenden jene Copula nothwendig. Denn da gesagt wird, dafs die Gerechtigkeit und die Besonnenheit in den auf der Erde erscheinenden Abbildern keinen Glanz haben und nur dunkel können wahrgenommen werden, die Schönheit dagegen, gleichwie sie schon in jenem überirdischen Orte herrlich glänze, so auch hier einen vorzüglichen Glanz habe, da sie mit dem schärfsten der Sinne wahrgenommen werde: so ist offenbar, dafs der Rückblick auf den Glanz der Schönheit in dem überirdischen Orte (*κάλλος τότε ἦν ἰδεῖν λαμπρόν* u. s. w.) nur einen vergleichenden Nebengedanken enthält, welcher füglich nicht als ein paralleler mit dem vorhergehenden Satze hingestellt seyn konnte, wie durch die Schreibart *κάλλος δὲ τότε ἦν ἰδεῖν λαμπρόν* geschehen würde; sondern es mufste dieser Gedanke mit dem folgenden, worin von dem hiesigen Erscheinen der Schönheit die Rede ist, in ein copulatives Verhältnifs treten, entweder durch die Form *κάλλος δέ, ὥςπερ τότε ἦν ἰδεῖν λαμπρόν —, οὕτω καὶ δεῦρο ἐλθόντες* u. s. w., oder, wie nach Hn. *Bekker's* trefflicher Berichtigung geschehen ist, durch *τέ — τέ*. Diese Emendation scheint übrigens einige Bestätigung zu haben in der von Hn. *Stallbaum* bemerkten Schreibart zweyer Florentiner Hdschrr. *τότ' ἦν ἰδεῖν λ.* S. 252, D. *ἕως ἂν ᾖ ἀδιάφθορος καὶ τὴν τῇδε πρώτην γένεσιν βιοτεύῃ* war nach *ἀδιάφθορος* ein Komma zu setzen und nach den meisten und besten Hdschrr. zu schreiben *βιοτεύει*: dieses *βιοτεύει* nämlich dient zur Erläuterung des vorhergehenden *ζῇ* und ist gegen *H's* Einwurf dadurch gerechtfertigt, dafs es nicht so kahl, sondern wiederum in Verbindung mit dem bey *ζῇ* stehenden *ἐκεῖνον τιμῶν τε καὶ μιμούμενος κατὰ τὸ δυνατόν* zu fassen ist. S. 258, A. *ἔδοξέ πού φησιν αὐτὸ τὸ σύγγραμμα* u. s. w. hat Hr. *Buttmann* nicht wohl gethan, da er, die Heindorf'sche Schreibart beybehaltend, weder das offenbare Glossem *αὐτὸ τὸ σύγγραμμα* ausliefs, noch auch die Interpunction nach Hn. *Bekker's* Vorgang berichtigte (nach *ἀμφοτέροις* ein Punkt, vor *ἔπειτα* ein Komma), wodurch er selbst zu der sprachwidrigen Auffassung des *καὶ ὅς* als „statt *καὶ οὗτος, hic vel ille*" verleitet worden ist. Die ganze Stelle ist, wie unlängst im Anhang zu einer Antikritik gegen Hn. *Stallbaum* von dem Rec. ausführlich gezeigt worden ist, wörtlich so zu fassen: *Placitum est opinor, inquit, senatui aut populo aut utrisque. Et qui suaserit (legem), cum magnifica scilicet suae virtutis laudatione auctor deinceps jam dicit postea, ostentans iis, qui probaverunt legem, sapientiam suam satis longa nonnunquam oratione composita.* S. 260, C. *μὴ περὶ ὄνου σκιᾶς* ist mit Unrecht gegen alle Hdschrr. *σκιᾶς* ausgelassen, welches auf *Spalding's* Vermuthung *Heindorf* aus unzureichendem Grunde gestrichen hatte. S. 276, D. *τότ' ἐκεῖνος, ὡς ἔοικεν, ἀντὶ τούτων οἷς λέγων παίζων διάξει* ist nicht wohl abzusehen, warum das offenbar falsche und doch wohl durch das folgende Participium *παίζων* entstandene *λέγων* beybehalten ist. Das von Hn. *Bekker* gegebne, wenn auch schwach beglaubigte, *οἷς λέγω* (d. i. dem Obigen nach, *λόγοις γραφομένοις, ἐν γράμμασι παιδιᾶς*) scheint uns über jeden Zweifel erhaben. Denn auch der dazu gewünschten Partikel *ἐν* entbehrt man um so leichter, da in den entsprechenden Begriffen *dativi instumentalis* nur eben vorhergehen. In dem von Hn. *Stallbaum* empfohlenen *οἷς λέγοι* nehmen wir grofsen Anstofs an dem Optativ, da wir nicht wohl begreifen, wie hier jene Worte als im Sinne jenes andern gesagt passend stehen können. Eben so ist zu mifsbilligen, dafs Hr. *B.* im Anfange dieser Periode die evidente, von ihm selbst als wahr anerkannte Berichtigung *Bekker's* nicht in den Text aufgenommen, wonach *ὅταν γράφῃ* ohne dazwischen stehendes *δέ* durch Kommata von dem übrigen abzusondern ist. Die Partikel *δέ*, obwohl in allen Codd. zu lesen, ist offenbar aus Mifsverständnifs der Construction entstanden, da man die bekannte Formel *γράφει ὅταν γράφῃ* nicht verstand: denn das *δέ* emendiren zu wollen scheint vergeblich.

Selten sind dagegen die Stellen, wo uns Hr. *B.* mit Recht von Hn. *Bekker's* Schreibart abgewichen zu seyn scheint. So S. 230, B., wo das untadelige *ὡς γε τῷ ποδὶ τεκμήρασθαι* beybehalten ist: denn das von *Bekker* allerdings aus den meisten und besten Hdschrr. aufgenommene *ὡς τέ γε τ. π. τ.*, wie auch Hr. *Stallbaum* schreibt, möchte sich schwerlich rechtfertigen lassen, da die Folgerungspartikel *ὥστε* für den Sinn

unpassend, der Gebrauch aber von ὥςτε statt ὡς der Platonischen Sprache fremd ist. Die Varianten ὡς τό γε, ὡς τῶ γε, ὅσα γε zeigen wohl nur, dafs schon die Abschreiber an dem unrichtigen ὥς τέ γε Anstofs nahmen. Will man emendiren, so schiene uns am wahrscheinlichsten ὡς γέ με τῷ π. τεκμήραοθαι. S. 235, A. dünkt uns das nach *Heindorf* beybehaltene ταὐτά ἑτέρως τε καὶ ἑτέρως λέγων besser als ταῦτα, welches Hr. *Bekker* giebt: denn die Beziehung des ταῦτα auf den aus dem obigen ἔδοξεν δὶς καὶ τρὶς ταὐτὰ εἰρηκέναι zu entlehnenden Begriff ἕνια ist minder einfach, während das allgemein zu fassende ταὐτά den natürlichsten Ausdruck giebt. S. 147, A. mögen wir es nicht mifsbilligen, dafs ᾧ ἄν μὴ καλῶς ᾖ τεθραμμένος geschrieben ist, während Hr. *Bekker*, allerdings mit allen Hdschrr., von denen nur eine ἤν μή hat, ἄν auslässt. Denn während für Conjunctionen wie πρίν, μέχρις mit dem Conjunctiv ohne ἄν sichre Beyspiele da sind, kennen wir bey Plato kein einziges ganz sicher gestelltes für ὅς anstatt ὅς ἄν mit dem Conjunctiv. Aus dem Bekker'schen Text haben wir uns das einzige, schon von *Stallb.* z. Phileb. S. 62 angeführte, Alcib. Maj. S. 134, C. notirt, ᾧ γὰρ – ἐξουσία μὲν ἦ: diese Stelle allein kann kaum beweisen, da dort ἄν nach γάρ leicht ausfallen konnte, wie es sich denn in einer Florent. Hdschr. bey *Stallb.* wirklich findet. Von den beiden andern von *Stallbaum* z. Phil. a. a. O. beygebrachten Beyspielen steht in dem einen Lach. 187, C. πρίν, in mehreren guten Hdschrr. mit ἄν, Men. 92, E. aber ist durch ein Versehen nach der Buttmann'schen Ausg. angeführt, worin ἄν nach ὅστις, wie Hr. *Stallbaum* in den Var. Lect. berichtigt, durch einen Druckfehler ausgefallen ist. In unsrer Stelle kann man mit *Stallbaum* eine Spur des ausgefallnen ἄν in der Schreibart ἤν μή finden. Eben so müssen wir S. 258, E. beystimmen, wenn mit *Heindorf* geschrieben ist, καὶ ἅμα μοι δοκοῦσιν — ὑπὲρ κεφαλῆς ἡμῖν οἱ τέττιγες ᾄδοντες καὶ ἀλλήλοις διαλεγόμενον καθορᾶν, wogegen Hr. *Bekker*, allerdings mit allen Hdschrr. aufser einer, ἡμῶν giebt: denn der Genitiv scheint uns neben dem Singular κεφαλῆς nicht richtig, und verlangte wohl wenigstens mit dem Artikel τῆς κεφαλῆς. Richtig ist auch im Charmides S. 159, C. οὐ τῶν καλῶν μέντοι ἡ σωφροσύνη ἐστί; gegen Hn. *Bekker's* Conjectur μέν τι das von allen Hdschrr. gebotene μέντοι geschützt durch Anführung einer ähnlichen Stelle Phaedr. §. 96. In der Interpunction ist nicht nur in solchen Stellen zuweilen von Hn. *Bekker's* Vorgang abgewichen, wo es die Erleichterung des Verständnisses rieth, sondern auch hier und da, wo die richtige Construction es forderte, wie im Anfange des Phaedr. S. 228, C., wo in den Worten τελευτῶν δὲ ἔμελλε, καὶ εἰ μή τις ἐκὼν ἀκούοι (,) βίᾳ ἐρεῖν richtig die beiden Komma's getilgt sind, da ja offenbar καί nicht zu dem Conditionalsatze gehört, sondern mit βίᾳ ἐρεῖν zusammenzufassen ist.

Sehr selten sind auch die Stellen, in welchen uns Hr. *B.* mit Unrecht der Bekker'schen Schreibart gefolgt zu seyn scheint. Phaedr. S. 260, D. ist mit *Bekker* geschrieben, ἀλλ' εἴ τις ἐμῇ ξυμβουλῇ κτησάμενος ἐκεῖνο, οὕτως ἐμὲ λαμβάνειν. Diese Schreibart halten wir für entschieden unrichtig aus den schon von *Heindorf* angeführten Gründen, dafs weder der Dativ (ἐμῇ ξυμβουλῇ) anstatt κατά mit Accus., noch auch das Participium κτησάμενος nach εἰ sich vertheidigen lässt. Nach ξυμβουλῇ mit *Stephanus* ein χρῆται einzuschieben und dann κτησάμενος λαμβάνει zu schreiben, ist allzu gewaltsam. In der leichten Aenderung Hn. *Schleiermacher's* aber, εἰ δέ τις ἐμὴ ξυμβουλή, κτησάμενος — λαμβάνει mifsfällt uns diese dem Platonischen Gebrauche sonst fremde und hier ziemlich steife Formel der Bescheidenheit anstatt des einfachen ἐὰν ἐμοὶ πείθηται oder εἴ τι λέγω. Wir erlauben uns folgenden Vorschlag: εἰ δέ τις (nämlich βούλεται μανθάνειν λέγειν), ἐμὴ ξυμβουλὴ (nämlich ἐστί, d. i. ἐγὼ ξυμβουλεύω) κτησάμενον ἐκεῖνο οὕτως ἐμὲ λαμβάνειν: „will's aber einer, so ist mein Rath, dafs er vorher jenes sich erwerbe und sodann mich nehme." Auf diese Weise ist auch der Gegensatz gegen das vorhergehende οὐδένα ἀναγκάζω treffender ausgedrückt. S. 253, C. προθυμία μὲν οὖν τῶν ὡς ἀληθῶς ἐρώντων καὶ τελετή, ἐάν γ' ἐνδιαπράξωνται ὃ προθυμοῦνται, halten wir mit *Heindorf* ἐνδιαπράξωνται für entschieden unrichtig, da dieses Compositum nicht nur nicht gebräuchlich ist, sondern unsres Erachtens auch dem Begriff nach nicht wohl gedacht werden kann. Es war daher διαπράξωνται um so unbedenklicher aufzunehmen, da 5 Hdschrr. bey Hn. *Stallbaum* so schreiben. Zweifelhaft aber scheint uns noch, ob mit den letzten geradezu, was allerdings das leichteste ist, ἐάν γε διαπράξωνται zu schreiben sey, oder ob nicht vielmehr wegen der grofsen Uebereinstimmung der *Bekker*'schen Hdschrr. (nur eine hat die Correctur διαπράξωνται) in τ' oder γ' ἐνδιαπράξωνται zu verbessern sey ἐὰν μὲν διαπράξωνται. Dieses μέν dürfte allerdings nicht so gefafst werden, als sollte ein ἐὰν δέ folgen, stünde aber unsres Erachtens ganz richtig als eine Wiederaufnahme des vorhergehenden μέν in προθυμία μὲν οὖν, dergleichen Wiederholung zur Wiederaufnahme des Begriffes der oben gestellten Partikel wir nicht blofs bey δέ, wo es bekannt ist, sondern auch bey γέ, ἄρα, οὖν häufig bemerkt haben. *Mέν* finden wir eben so gebraucht Hipp. Maj. S. 294, D. ὥςτε τὸ πρέπον, εἰ μὲν τὸ καλὰ ποιοῦν ἔστιν εἶναι, τὸ μὲν καλὸν ἂν εἴη ὃ ἡμεῖς ζητοῦμεν, wo nach unsrer Meinung Hr. *Bekker* das zweyte μέν mit Unrecht verdächtigt hat. S. 259, D. würden wir grofses Bedenken getragen haben mit Hn. *Bekker* zu schreiben πολλῶν δὴ οὕνεκεν, da die Form οὕνεκεν statt ἕνεκεν dem Plato unseres Wissens sonst fremd ist, an unsrer Stelle aber nur von wenigen Hdschrr. geboten wird. Wir halten für unzweifelhaft richtig das, auch bey Hn. *Stallb.*, von vielen und zum Theil den besten Hdschrr. gegebene πολλῶν δὴ οὖν ἕνεκεν, aus welcher Schreibart der Grund der Corruptel sich von selbst ergiebt. Diese Zusammenstellung aber der Partikeln δὴ οὖν darf nicht befremden. Vergl. ed. *Bekk.* Theaet. S. 192, Z. 18. εἰμὶ δὴ οὖν αὐτὸς μέν. Sympos. S. 406, Z. 1. ἔστι δὴ οὖν ἐκ τόσου ὁ ἔρως u. s. w. S. 270, C. wünschten wir mit Hn. *Stallbaum* geschrieben

ben εἰ μὲν Ἱπποκράτει γε: denn das τέ, welches nach Ἱπποκράτει in allen Hdschrr. steht und nur in einem Citate bey Galenus fehlt, mit Hn. *Bekker* für fremden Zusatz zu halten, scheint weniger rathsam als die leichte Aenderung in γέ, welches hier an sich sehr wohl pafst und mit dem vorhergehenden μέν auf keine Weise in Collision tritt. Vergl. ed. *Bekk.* Gorg. S. 42, Z. 17. ἀλλὰ μὲν δὴ λέγω γε. Phaedr. 41, 2 καὶ εἰ μέν γε λαβόντες. Mit Unrecht scheint uns auch im Charmides S. 161, C. nach *Bekker* geschrieben. Ὅτι οὐ δήπου — ἦ τὰ ῥήματα ἐφθέγξατο, ταύτῃ καὶ ἐνόει ὁ λέγων σωφροσύνην εἶναι τὸ τὰ αὑτοῦ πράττειν, da der Artikel ὁ unzureichend beglaubigt ist (er steht nur in zwey Hdschrr. und davon in einer von 2. Hand), und sehr wohl entbehrt werden kann. Der Subjectsbegriff nämlich ist aus dem Obigen zu wiederholen, so dafs das ganze λέγων stehen konnte: „*weil er es doch wohl* (der oben bezeichnete) *nicht so meinte wie er sich ausgedrückt hat, wenn er sagt, Besonnenheit sey das seinige thun.*"

Was die Genauigkeit in der Angabe der Lesarten angeht, so ist diese, wie oben gesagt, selten zu vermissen. So Phaedr. S. 246, D., wo zu den Worten κεκοινώνηκε δέ πῃ μάλιστα τῶν περὶ τὸ σῶμα τοῦ θείου übergangen ist, dafs das schon von *Heindorf* getilgte ψυχῆ nach θείου in allen Hdschrr. steht, aber auch von *Bekker* für unächt erklärt ist. S. 247, B. war zu den Worten τὰ μὲν θεῶν ὀχήματα, wo *Heindorf* an dem Asyndeton Anstofs nimmt, nicht zu übergehen, dafs zwey Hdschrr. bey *Bekker* durch neuere Schrift (auch eine bey *Stallbaum*) nach μέν ein οὖν einschalten, welches *Stallbaum* minder vorsichtig aufgenommen hat. S. 254, D. ist unbemerkt geblieben, dafs in den Worten χρόνον οὗ ἀμνημονεῖν das Wort οὗ, welches *Heindorf* zu tilgen geneigt war, von Hn. *Bekker* aus dem Text ausgeschlossen ist, obwohl es alle Hdschrr. haben. S. 255, E. ὁ ἀκόλαστος ἵππος ἔχει ὅ τι λέγῃ ist nicht erwähnt, dafs dieser Conjunctiv sich nur auf Hn. *Bekker's* allerdings unzweifelhafte Conjectur stützt, da die meisten und besten Hdschrr. λέγει haben, nur fünf und mit diesen *Steph.* und *Heind.* λέγοι. Da Hr. *Stallbaum*, welcher auch unrichtig angiebt, dafs alle Hdschrr. *Bekker's* λέγει schreiben, die Regel dieses Sprachgebrauchs zu verkennen scheint, indem er gegen Hn. *Bekker's* Vorgang den Indicativ schützt, so mögen hier einige Beyspiele stehen. Ed. *Bekk.* Sympos. S. 454, 21. οὐκ ἔχω ὅ τι χρήσωμαι τούτῳ. Gorg. S. 41, 4. οὐκ ἔχουσιν ὅ τι χρήσωνται. Sympos. S. 412, 6. ἐὰν μόνον ἔχῃ ὅ τῳ διαλέγηται. Ion. S. 178, 6, 9. εὐπορεῖ ὅ τι εἴπῃ. Hipparch. S. 244, 19. ἀπορῶ ὅ τι εἴπω. Meno S. 346, 6. οὐκ ἔχω ὅ τι ἀποκρίνωμαι. Gorg. S. 124, 9. οὐκ ἔχω πῶς εἴπω. Mit dem Conjunctiv alternirt in diesem Falle nur der Indicativ Futuri (was ich machen werde = was ich machen soll). Gorg. S. 160, 5. οὐχ ἕξει ὅ τι χρήσεται αὐτοῖς. de Rep. V. S. 272, 8. ἔχεις οὖν ὅ τι χρήσει, ἢ ὅποι θήσεις. Vergl. *Heind.* z. Gorg. §. 46. S. 260, C. ist ganz unbemerkt geblieben, dafs das nach den Worten Ἆρ' οὖν οὐ χρεῖττον γελοῖον ἢ δεινόν τε καὶ ἐχθρὸν εἶναι in den Hdschrr. stehende ἢ φίλον oder φίλον von Hn. *Bekker* durch Einschaltung als fremder Zusatz erklärt ist. Rec. hält es auch für einen solchen. Denn läfst sich auch φίλον auf eine gewisse Weise erklären, so erscheint es doch immer als ungehörig anstatt etwa, wenn ein besondres Subject dastehen sollte, τὸν πείθοντα. Uebrigens aber ist dem Mifsverständnisse vorzubeugen, als wären nach der *Bekker*'schen Schreibart die Worte γελοῖον ἢ δεινόν τε καὶ ἐχθρόν *generis neutrius*, in welchem Falle ἐχθρόν mifsfallen müfste: es ist ein τινά hinzu zu denken: „*Ist es aber nicht besser, lächerlich als gefährlich und feindselig zu seyn?* (nämlich wenn man andere überredet)": worauf dann gezeigt wird, dafs auf solche Weise bey der Ueberredung gefährlich und feindselig die falschen Volksredner seyen, bey deren Besprechung jedoch nicht ein Anklang der ohne alle weitere Beziehung so vereinzelt dastehender Benennung falscher Freunde (φίλων) zu finden ist, so dafs durch dieses folgende jenes φίλον um so verdächtiger erscheint. S. 260, C. sollte bemerkt seyn, dafs in den Worten μὴ περὶ ὄνου σκιᾶς das Wort σκιᾶς, welches Hr. *B.* ausgelassen hat, sich in allen Hdschrr. findet. S. 235, D., wo beybehalten ist βελτίω — ἕτερα ὑποσχέθητι εἰπεῖν, ist zwar Hn. *Bekker's* Schreibart ἑτέρᾳ ὑποσχέσει εἰπεῖν angemerkt: ungern aber vermissen wir die von *Wex* in *Comment. de loco mathem. in Plat. Men.* aufgestellte Conjectur ἕτερα ὑπόσχες εἰπεῖν, welche Schreibart Rec. für die richtige hält.

Nachdem wir durch diese Beyspiele die Leser in den Stand gesetzt haben, das oben gesagte in Betreff des Verfahrens bey der Textes-Berichtigung selbst beurtheilen zu können, ist nun übrig, über die Nachträge von *Heindorf*, so wie über die eignen Zugaben des neuen Herausgebers in den Anmerkungen und im Epimetrum zu berichten. Die nachträglichen Bemerkungen von *Heindorf* selbst bestehen gröfstentheils aus Citaten solcher Anmerkungen *Heindorf's* zu den später von ihm herausgegebenen Dialogen, in welchen derselbe eine zum Phaedrus früher aufgestellte Meinung berichtigt. Diese Anführungen sind sehr vollständig. Wir finden nur nachzutragen zu Phaedr. §. 107 die Anmerk. zu Sophist. §. 32, wo der früher über die Worte τῶν εἰωθότων, νομίμων geäufserte Verdacht widerlegt wird. Dagegen vermifst man ungern die sich häufig darbietenden Verweisungen auf solche Anmerkungen *Heindorf's*, worin früher aufgestelltes weiter bestätigt oder erläutert wird. So zu Phaedr. §. 104 über διανεῦσαι die Anm. zu Parmen. §. 21, zu §. 81 über τρία παλαίσματα d. Anm. zu Euthyd. §. 16, zu §. 29 über ἀναφέρειν d. Anm. zu Theaet. §. 82, ebendas. über συλλαμβάνειν d. Anm. zu Phaed. §. 72, zu §. 27 über εἰς τὰς ὁμοίας d. Anm. zu Sophist. §. 36, zu §. 24 über οὕτω d. Anm. zu Theaet. §. 2 und Gorg. §. 44, zu §. 22 über τί σοι φαίνεται ὁ λόγος d. Anmerk. zu Euthyd. §. 77, zu §. 16 über das scheinbar überflüssige αὐτός d. Anm. zu Gorg. §. 84, zu §. 10 über δοκεῖν d. Anm. zu Theaet. §. 100 und Euthyd. §. 41, zu §. 1 über ἀτάρ d. Anm. zu Theaet. §. 2 und aufserdem die Anm. zu Gorg. §. 31 und Theaet. §. 61, zu Hipp. Maj. §. 13 die Parallelstelle Protag.

täg. §. 90, zu Charmid. §. 50 über νῦν δὲ γάρ — welche Formel ihre einfachste Erklärung durch Berücksichtigung des γάρ aus γε ἄρα und die Vergleichung der Partikel γοῦν erhält — d. Anm. zu Theaet. §. 4, zu Lys. §. 43 über ὑποβαρβαρίζειν d. Anm. zu Theaet. §. 83, ebendas. zu §. 42 d. Anm. zu Theaet. §. 91 und Protag. §. 99. Der Anmerkungen aber aus *Heindorf's* schriftlichem Nachlafs sind sehr wenige und im Ganzen unbedeutende, meist aus einzelnen neuen Citaten bestehend: wie zu Phaedr. §. 2, wo über den Gebrauch von πειρᾶσθαι (anstatt *obscoeno significatu* steht auch jetzt verbessert *de re venerea intelligendum*) nach Xenoph. Hier. XI, 11 angeführt ist, ebendas. zu §. 35, wo über φοβοῦνται ohne περὶ αὐτῷ angemerkt ist Soph. Trach. v. 296 und Eurip. Suppl. v. 328, ebendas. zu §. 38, wo Xenoph. Sympos. VIII, 21, zu §. 39, wo mit μεταβάλλειν das ähnliche Horatianische *mutare* Carm. II, 16, 18 mit *Bentlei's* Note verglichen ist. Zum Theil sind auch frühere Vermuthungen entschiedener ausgesprochen, wie Phaedr. §. 27 zu τὰ μέντοι τοιαῦτα es früher hiefs *vide an praestet*, jetzt *repone τὰ μὲν τοιαῦτα*: zum Theil auch früheres zurückgenommen, wie zu Phaedr. §. 20 die früher aufgestellte Conjectur ἀπολαυσάμενοι als dem Sprachgebrauch zuwider gemifsbilligt und πανσαμένῳ vorgezogen wird. Diese Schreibart scheint auch uns die richtige, wenn anders die Brachylogie πανσάμενοι τῆς ὥρας anstatt πανσάμενοι τῆς ἀπολαύσεως τῆς ὥρας (*wenn sie mit der Schönheit*, anstatt, *mit dem Genusse der Schönheit fertig sind*) nicht durch ähnliches gerechtfertigt werden kann, woran wir, wie wohl auch Hr. *Bekker*, welcher πανσάμενοι beybehält, noch zweifeln, da bey Plato durch freyer gehandhabte Verkürzung des Ausdrucks zuweilen sehr seltsame Zusammenstellungen entstehen. Dagegen mifsbilligen wir Hn. *Stallbaum's* Schreibart πανομένης τῆς ὥρας, welche, abgesehen davon, dafs τότε mehr auf ein vorhergegangenes Praeteritum hindeutet, eine zu schwache Auctorität hat in einer einzigen Florent. Hdschr. —, wo man es in Vergleich mit den sämmtlichen übrigen Hdschrr. mehr für eine fremde Verbesserung halten mufs, — und in der Uebersetzung *forma deflorescente* bey *Ficin*, welcher hier, wie oft, die Wendung nahm, welche sich am besten in den lateinischen Ausdruck schickte.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

PHILOSOPHIE.

WIEN, b. Gerold: *Ueber den Umgang mit uns selbst.* Von *M. Enk.* 1829. 272 S. 8. (16 gr.)

Sind über den Umgang mit andern Menschen Bücher geschrieben worden, so läfst sich gleichfalls über den Umgang mit sich selbst schreiben, und dieser bleibt am Ende jeglichem der nächste, unvermeidlichste, selbst in der strengsten Einsamkeit unverwüstliche. Dafs die Menschen auch hierin verschieden zu Werke gehen, in Irrthümer und Fehler gerathen, Verdrufs oder Freude davon erndten, ist gewifs, und erhellt schon aus den Worten eines französischen Schriftstellers, womit unser Vf. sein Werk beginnt: „Ewig sind wir die Narren von wesenlosen Ideen, und welcher Idee wir unser Leben auch anvertrauen — wir sind betrogen!"

Hiegegen erinnert Hr. *E.*, dafs wir uns blofs an Ideen, als etwas Selbstständiges, zu halten vermögen, und dafs diejenigen die wahren sind, welche unsrer sittlichen Natur entsprechen. Selbstbeobachtung und Selbstprüfung müssen dabey eintreten, inzwischen ist das Führen von Tagebüchern dazu weder unbedingt zweckmäfsig noch empfehlungswerth. Vernünftiges Denken und Wollen bleiben die Hauptsache. Die Fehler im Umgange mit uns selbst stammen aus einem ungemessenen Einflufs der Phantasie, aus Mifsverhältnifs zwischen dem äufsern und innern Leben, aus Mifsverhältnifs zwischen Erkennen und Handeln. Hierüber verbreitet sich der Vf. mit Ausführlichkeit, und seine Rathschläge verdienen allerdings empfohlen zu werden, z. B. dafs man nicht zu schroff die Erscheinungen des Lebens auffasse, dafs man nicht befangen sey, der richtigen — d. h. den unabänderlichen Gesetzen der menschlichen Natur entsprechenden — Lebensansicht nachstrebe, die Leidenschaften zügele u. s. w. Er betrachtet dann die Gemüthszustände nach Alter und Geschlecht. Wie Kinder den Umgang mit sich selbst benutzen sollen, um dadurch vernünftiger und besser zu werden, steht in vielen Kinderschriften, die selten viel taugen; die Weiber haben besonders den Einflufs der Phantasie zu scheuen, so wie Jünglinge; Männer sollen Selbstständigkeit vorzugsweise suchen, Greise durch Erfahrung ihre sittliche Lebensansicht vollenden. Liebe, Eifersucht, Hafs, Ehrgeiz, Herrschsucht, Geiz, Habsucht, Neid, Werth des Lebens überhaupt, finden Erwähnung. Um nicht über Entbehrungen und Entsagungen unmuthig zu seyn, mufs ein entschiedener Kampf geführt werden.

Nach solchen allgemeinen Ansichten behandelt die vorliegende Schrift ihr Thema, und wer eine Zeitlang in der Welt gelebt, sonach mit sich selbst umgegangen, wird zu ganz ähnlichen Bemerkungen wie der Vf. gelangt seyn. Nähere, in das Individuellste eingreifende Erfahrungen und Grundsätze sind nicht mitgetheilt, und es möchte sich mehr davon in Biographieen, ja in guten Romanen, vorfinden. Vielleicht lebt in der Wirklichkeit niemand mit sich selbst ganz wie er sollte und könnte, sondern hilft sich aus nach Bedürfnifs und Noth, wofür die Bücher zwar manchen Fingerzeig geben, aber vor Schaden und Verdrufs nicht sichern. *PP.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1830.

GRIECHISCHE LITERATUR.

BERLIN, b. Nauck: *Platonis Dialogi Quatuor, Lysis, Charmides, Hippias Major, Phaedrus.* Emendavit et annotat. instruxit *L. F. Heindorfius.* Ed. II. — — emend. *Phil. Buttmannus* etc.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

In den den Commentarien eingeschalteten eignen Bemerkungen des Hrn. *B.* finden sich nicht wenige sehr schätzbare Zugaben, welche gröfsten theils Berichtigungen der Erklärung und weitere Nachweisungen enthalten. Dergleichen ist das zum Charmides S. 155, D. bemerkte über *ἐν ἑαυτοῦ εἶναι*, wo auch das früher zu Soph. Philoct. v. 960 aufgestellte zurückgenommen wird. Sehr willkommen ist gleich wenige Zeilen darauf der zunächst Hrn. *G. Bernhardy* zu verdankende Aufschlufs über den Dichter *Κυδίας*, für dessen Namen bis auf *Bekker Κριτίας* in den Ausgaben stand. Ebendas. zu S. 159, B. über *ἆρ' οὖν* und *ἄρ' οὖν*, so wie über den Unterschied zwischen *ἆρ' οὐ* und dem einfachen *ἆρα*, welchem letzteren, da beides affirmativen Sinnes sey, mit Recht die Nebenbedeutung eines gewissen Zweifels beygelegt wird. Ebendas. zu S. 161, C. ist die Conjectur *Schäfer's* im Index zu Greg. Cor. S. 1008 nachgetragen. Ebendas. zu S. 161, C. sind die Worte *κατὰ τὸν αὐτὸν λόγον* richtig erklärt zur Beseitigung eines Anstofses *Heindorf's*. Ebendas. zu S. 165, D. *ὑπὲρ τῆς σωφροσύνης* ist *ὑπέρ* gegen eine frühere Conjectur *Heindorf's* durch einen Nachweis geschützt. Hipp. Maj. S. 288, A. ist in den Worten *δι' ὃ ταῦτ' ἂν εἴη καλά* der Zweifel gehoben durch die treffliche Erklärung von *δι' ὅ* mittelst *διὰ τοῦτο γάρ* d. i. *πάρεστιν καλά*. Ebendas. S. 299, C. ist die Schreibart der Hdschrr. gegen *Heindorf's* Zweifel durch die richtige Bemerkung gerechtfertigt, dafs *οὔκουν — γε* vollkommen dem *οὐ γάρ* entspricht: denn das letzte ist eigentlich *οὐκ ἄρα — γε*. Ebendas. S. 301, E. ist zu den Worten *φοβοῦμαι γάρ σε σαφῶς λέγειν Heindorf's* Anmerkung ganz ausgelassen, und die richtige Erklärung gegeben, *reverentia tui facit quo minus aperte loquar*: mehr nach dem Griechischen, „*ich scheue mich vor dir, gerade heraus zu reden.*" Vergl. Xen. Anab. II, 3, 22 *παρήνθημεν καὶ θεοὺς καὶ ἀνθρώπους προσδοῦναι σωτῆρα*. Eben so öfter *αἰδεῖσθαι*. Aus den Zugaben zum Phaedrus heben wir hervor die Anmerkung zu S. 234, E. über *ἀβδαμῶς* und *μηδαμῶς*, wo man jedoch ungern die treffende Heindorf'sche Uebersetzung durch „*nicht doch*" vermifst, wofür indefs dort noch passender wäre, „*das ja nicht*", nämlich *τοῦτο δείσῃς*, da *παίζε* zu wiederholen, wie Hr. *B.* will, man bey genauerer Erwägung nicht passend finden wird. Zu S. 242, A. u. B. sind treffende Bemerkungen gegen *Heindorf's* Zweifel. Zu S. 244, D. ist richtig bemerkt, dafs die Worte *ἃ δὴ παλαιῶν ἐκ μηνιμάτων ποθὲν ἔν τισι τῶν γενῶν* Entlehnung aus einem Dichter verrathen: weniger aber möchten wir in der Wiederherstellung der Verse, *ἃ δὴ παλαιῶν ἐκ μηνιμάτων ποθὲν Ἔν τισι γενῶν*, beystimmen, da die Worte *ἃ δή* offenbar Anschlufsworte des Plato sind, welchem wohl auch das *ποθέν* angehört: wohl aber ist der Ausdruck *παλαιὰ μηνίματα* poetisch, und vielleicht aus der angeführten Stelle Eurip. Phoen. v. 941 *Κάδμου παλαιῶν Ἄρεος ἐκ μηνιμάτων*. Treffende Widerlegungen von Zweifeln *Heindorf's* finden sich zu S. 238, A., wo *μνημεῖα* durch die Erklärung gerechtfertigt wird, *argute dictum de monumentis praeteritorum, quibus futurorum signa insunt.* Zu S. 270, D., wo der Unterschied zwischen *πεφυκέναι* mit dem Particip. und mit dem Infinit. angegeben ist; zu S. 276, B., wo das Praesens *ἀρῶν* richtig geschützt wird. Andre Anmerkungen betreffen grammatische Formen, wie zu Phaedr. S. 228, B., wo zwar *καθιζόμενοι* im Text behalten ist, aber in der Anm. die Schreibart einer Venet. Hdschr. *καθεζόμενοι* vorgezogen wird. Zu S. 251, A., wo die gewöhnliche Schreibart *δεδίῃ* geschützt ist, wenn nicht etwa in *Bekker's* wohlbeglaubigten *δεδιείη* die regelmäfsige Form *δεδιοίη* liege. Zu S. 251, C., wo zwar *φύσει* beybehalten, aber eingestanden ist, dafs *Bekker's φυῶσι* richtig seyn könne als von *φυῆναι*. In diesen Stellen ist auf die Grammatik des Herausg. verwiesen. S. 234, D. ist gegen *Bekker* die von zwey vorzüglichen Hdschrr. gebotene Schreibart *γάννυσθαι* anstatt *γάννυσθαι* in den Text aufgenommen.

Dagegen sind wir auch auf eine ziemliche Anzahl von Stellen gestofsen, wo wir die nöthige Berichtigung der Heindorf'schen Anmerkungen vermissen. So Phaedr. S. 228, B., wo *Heindorf's* Erklärung von *τῷ νοσοῦντι* durch *aegrotanti cuidam* unangetastet steht, welche schon von *Stallbaum* berichtigt ist durch, *ei, quem constat insano orationum audiendarum studio tanquam morbo aliquo laborare.* Dieselbe Berichtigung bedurfte *Heindorf's* Note zu Charmid. §. 7., wo theils mit *Bekker* nach den Hdschrr. *ἐπὶ καλοῦ* anstatt *ἐπὶ τοῦ καλοῦ* zu schreiben, theils nachzuweisen war, dafs in keiner der dort von *Heindorf* angeführten Stellen der Artikel das lateinische *quidam* vertrete. *δεῖ τοῦ ἐπαινοῦντος* ist „*es verlangt seinen Beurtheiler*" (*seinen Mann, welcher* u. s. w.), *ὅταν*

ὅταν ἔχῃ τον ἐπαινοῦντα „wann er seinen Lobpreiser hat", τῷ Σεριφίῳ „dem bekannten Seriphier." S. 228, D. sollte bemerkt seyn, dafs Heindorf's Erklärung von παντὸς μᾶλλον durch ἥκιστα, plane non, doch nur auf negative Sätze passe, da es ohne Negation vielmehr omnino bedeutet. S. 230, B. kann man schwerlich der Heindorf'schen Erklärung von καὶ ὡς ἀκμὴν ἔχει τῆς ἄνθης beystimmen, da der Ausruf (et quam laeto viret flore) dort sehr unangemessen ist, und eben so wenig können die andern Versuche Heindorf's gefallen. Rec. glaubt ὡς so fassen zu müssen, wie sonst ὥςπερ steht, zunächst comparativisch wie, gleichsam, woran sich aber die dem ἀτεχνῶς ähnliche verstärkende Bedeutung unsres wie recht, recht, ordentlich anschliefst. So steht Apolog. ed. Bekk. S. 99, 10. ὥςπερ πόνους τινὰς πονεῖν, eigentlich gleichsam, d. i. wahre, ordentliche Mühsaal ausstehen. Dafs auch ὡς so gebraucht werde, darüber s. Heind. zu Phaed. §. 90. νὴ τὸν Δία, ὡς οἰκτρὸν δῆτα, „beym Zeus, ordentlich jammervoll wäre es", zu welcher Stelle auch des Scholiasten zu Soph. Electra v. 1437 gemachte Erklärung dieses ὡς durch λίαν angegeben ist. Eben so fassen wir das ὡς in der bekannten Formel ὡς ἀληθῶς, d. i. recht in Wahrheit, recht eigentlich, welches sich als eine Verstärkungspartikel von dem reinen Adverbialbegriff ἀληθῶς unterscheidet. Wir übersetzen daher a. u. St. „und stehet wie (d. i. recht) im Gipfel seiner Blüthe", wo denn ὡς sich auf ἀκμὴν ἔχει ἄνθης bezieht, dessen starker Begriff dadurch noch mehr hervorgehoben wird. S. 231, D. περὶ ὧν οὕτω διακείμενοι βούλονται war es der Mühe werth die Construction zu erklären, an welcher Heindorf solchen Anstofs nahm, dafs er βεβούλενται statt βούλονται geschrieben wollte. Es ist jenes mit Attraction gesagt anstatt ἃ οὕτω περὶ αὐτῶν διακείμενοι βούλονται, was, da aufser der Attraction das Pronomen relat. im Casus obliquus zu stehen käme, immer weit weniger auffallend ist, als z. B. de Republ. V. S. 246, 17 ed. Bekk. οἷς ἐξὸν (anstatt οἳ ἐξὸν αὐτοῖς) πάντα ἔχειν τὰ τῶν πολιτῶν οὐδὲν ἔχοιεν. S. 232, D. sollte geradezu für Hrn. Schleiermacher's Erklärung entschieden seyn, welcher ὑπερορῶσθαι und ὠφελεῖσθαι auf die Liebhaber bezieht. S. 234, C, wünschte man Hrn. B's eignes Urtheil beygefügt, wenn er zu den Worten οὔτε γὰρ τῷ λαμβάνοντι χάριτός ἴσης ἄξιον schreibt: „Be. ex opt. τῷ λόγῳ λαμβάνοντι. Schlei. dem der es sich recht überlegt." Auch Hr. Stallbaum hat λόγῳ als aus einem Glossem entstanden ausgelassen. Rec. hält das sicher beglaubigte λόγῳ für ganz richtig, da es sehr wohl zu dem Gedanken pafst, wogegen das einfache τῷ λαμβάνοντι durch diese Anwendung von λαμβάνειν Anstofs gewährt, da weder in diesem Satze selbst dem Geliebten als einem Empfangenden der Liebende als ein Gebender entgegengesetzt wird, noch auch in dieser ganzen Rede des Lysias irgendwo der Geliebte ein λαμβάνων heifst. S. 238, B. bedurften die Worte καὶ τἆλλα (Hr. B. schreibt allemal τἄλλα) δὴ τὰ τούτων ἀδελφὰ καὶ ἀδελφῶν ἐπιθυμιῶν ὀνόματα, τῆς ἀεὶ δυναστευούσης, ᾗ u. s. w. wohl einer Bemerkung. Rec. findet die durch das Komma nach ὀνόματα bezeichnete Stellung der Worte τῆς ἀεὶ δυναστευούσης als in Apposition zu ἀδελφῶν ἐπιθυμιῶν sehr hart, zumal da der Begriff der Beschränkung, welcher sie mit diesen vorhergehenden verknüpft, wenigstens ein beygefügtes γέ (τῆς γ' ἀεὶ δυν.) verlangte: er glaubt vielmehr jenes Komma tilgen zu müssen, so dafs die Genitive ἀδελφῶν ἐπιθυμιῶν von τῆς ἀεὶ δυναστευούσης abhängig erscheinen, welcher Genitiv selbst wieder, gleichwie vorher τούτων von ὀνόματα abhängt, „und die Namen der jedesmal herrschenden unter den verwandten Begierden." S. 239, A. τοσούτων κακῶν καὶ ἔτι πλειόνων u. s. w. ist zwar richtig mit Bekker geschrieben τῶν μὲν ἥδεσθαι (Heindorf corrigirte τοῖς μέν): aber nicht billigen kann Rec. die Erklärung des Genitivs als von dem Begriff des Verbi ἥδεσθαι abhängig, zu dessen sehr nöthiger Bestätigung bey Plato die Berufung auf den dichterischen Gebrauch (Soph. Philoct. v. 715. ὃς μηδ' οἰνοχόου πώματος ἥσθη δεκέτη χρόνον) nicht genügt: vielmehr erscheint der Genitiv als durch eine Art von Attraction an die vorhergehenden Genitive gesetzt, so dafs auch das Komma vor τῶν μέν, welches bey Bekker steht, auszulassen ist. S. 257, D. καὶ σύνοισθά που καὶ αὐτός war die Heindorf'sche Erklärung dahin zu berichtigen, dafs zu σύνοισθα zu denken ist μοι, in dem Sinne, „du weifst selbst so gut als ich." S. 264, E. παραδείγματα πρὸς ἃ τις βλέπων ὀνίναιτ' ἄν, μιμεῖσθαι αὐτὰ ἐπιχειρῶν μὴ πάνυ τι nahm Heindorf grofsen Anstofs an dieser Stellung des μὴ πάνυ τι. Diese ist aber ganz richtig aus rhetorischem Grunde, indem die Negation stärker wird, wenn sie nicht mit den vorhergehenden Begriffen in eins gefafst wird, sondern erst nach deren affirmativer Hinstellung gesondert hinzutritt, so dafs der Sinn ist: „wann er, was einen Versuch dieselben nachzuahmen verlangt, daran nicht einen Gedanken hat." Es konnte verglichen werden ed. Bekk. Phaedo S. 35, 21. ἀπιστῶ μὲν ἔγωγ', ᾗ δ' ὃς ὁ Σιμμίας, οὔ. Lys. S. 136, 7. φίλον δὲ ἀγαθῷ κακὸν οὐκ ἦν, welche Stelle Heindorf in andrer Rücksicht mit Unrecht angetastet hat. Apol. S. 119, 17. ἀεὶ ἀποτρέπει —, προτρέπει δὲ οὔ ποτε. Noch fügen wir ein Wort bey über die unsres Wissens allgemein verkannte Formel ὡς ἑτέρως, über welche auch Heindorf zu Phaedr. S. 276, C. schreibt: „Particulam ὡς in ὡς ἀληθῶς, ὡς ἑτέρως similibusque abundare, nota hodie res est." Vielmehr unterscheidet sich ἑτέρως und ὡς ἑτέρως, wie ἑτέρῳ τρόπῳ und θατέρῳ τρόπῳ, indem ὡς hier ebenso wie in ὡςαύτως sich als die Adverbialform des Artikels hervorthut: es ist „auf die andre, d. i. auf die entgegengesetzte Weise", so dafs ὡςαύτως und ὡς ἑτέρως, κατὰ ταὐτά und κατὰ θάτερα den geraden Gegensatz bilden. So auch Heind. zum Sophist. §. 111 und Wyttenbach zum Phaed. S. 114, E.

Das Epimetrum Animotationis enthält auf drey Seiten noch einige nachträgliche Bemerkungen, theils kritischen Inhalts, theils wort- oder sacherklärend. Zu Lys. §. 8 Anf. ist der einfache Zusammenhang der Rede bestimmter angegeben, als von Heindorf geschehen war. Ebendas. zu §. 12 ist die Form ὀρεωνόμος,

μος; mit ω anstatt mit ο geschrieben, gegen Lobeck zu Phryn. S. 696 in Schutz genommen. Ebendas. zu §. 20 wird gemuthmafst, dafs in dem vielbesprochnen Satze zu schreiben sey ἑταῖρον, μᾶλλον δὲ ἢ αὐτὸν Δαρεῖον, welche Copula δέ indessen, da sie an sich nicht nothwendig und in den Hdschrr. keine Spur davon ist, schwerlich jemand in den Text aufnehmen wird. Dieser Zusatz enthält übrigens eine Gradation, „*ja lieber als den ganzen Darius.*" Aufserdem ist ebendas. zu §. 21 οἷον πάσχει richtig erklärt durch *quale accidit illi*, wobey über πάσχει τίς τι πρός τινα verwiesen werden konnte auf Gorg. ed. Bekk. S. 79, 11. 84, 7: und zu §. 27 ist auf einen Unterschied im Gebrauch von παραχρούειν aufmerksam gemacht. Zu Charmid. §. 8 *Μέμνημαι δὲ ἔγωγε καὶ παῖς ὢν Κριτίᾳ τῷδε ξυνόντα σε* ist zwar richtig gegen *Heindorf* bemerkt, dafs παῖς ὢν nicht *nominativus absolutus* ist: nicht beytreten mögen wir in der neu aufgestellten Erklärung der Nominativ-Construction aus dem Begriff von μέμνημαι, indem dieses eigentlich sey *memoriae imposui*, wozu dann richtig der Nominativ παῖς ὤν trete. Diese Erklärung ist theils zu künstlich, theils liegt sie zu sehr vom wirklichen Sprachgebrauch ab, und auch das verglichene lat. *memini* scheint uns hier nichts zu helfen. Vielmehr finden wir in jener Ausdrucksweise eine Attraction, — von welcher überhaupt noch viele Fälle verkannt werden, — indem der Nebengedanke, welcher dem Sinne nach streng genommen zum regierten Theile des Satzes gehörte, zu dem regierenden Theile gezogen und mit diesem construirt ist, was hier seinen sehr begreiflichen Grund hat, da nach dem μέμνημαί ἔγωγε, wie schon *Heindorf* einsah, ein ἐμοῦ παιδὸς ὄντος τῷδε ξυνόντα σε eine unerträgliche Härte gegeben haben würde, zumal da hier diese Satztheile so nahe an einander gerückt sind und der Begriff des ἐγώ so in dem Satze verherrscht. Anstatt mehrerer hierher gehöriger Stellen vergleichen wir eine schlagende Parallelstelle Phileb. S. 25, E. φαίνει γάρ μοι λέγειν, μίγνυς ταῦτα, γενέσεις τινὰς ἐφ' ἑκάστων ἀὐτῶν συμβαίνειν, wo man auch, was freylich sehr hart seyn würde, erwartete σοῦ μιγνύντος ταῦτα, indem dieser Nebengedanke dem Sinne nach zu dem folgenden γενέσεις συμβαίνειν gehört: dort hat man aus Verkennung der Attraction sogar ändern wollen ἂν μιγνύῃς oder ὢν μίγνυς. Eben so wenig theilen wir den Verdacht, dafs Charmid. §. 38 nach den Worten οὐ γὰρ ἂν μανθάνω, ὡς ἔστι τὸ αὐτὸ ἃ οἶδεν εἰδέναι καὶ ἃ τις μὴ οἶδεν εἰδέναι ausgefallen sey, wie Hr. *B.* vermuthet, τῷ ὅτι οἶδεν καὶ ὅτι οὐκ οἶδεν εἰδέναι, wenn gleich dieser Zusatz zu gröfserer Deutlichkeit dabeystehen konnte. Es darf nur erstlich vorher mit Hn. *Bekker* nach *Cornarius* geschrieben werden Ὅτι, ὦ Σώκρατες, ταὐτόν ἐστι τοῦτο ἐκείνῳ (nicht wie Hr. *B.* beybehalten hat Ὅτι — ταὐτὸν ἐστι, τὸ αὐτὸ ἐκείνῳ, was zwar alle Hdschrr. darbieten, aber augenscheinlich fehlerhaft, da jene Wiederholung τὸ αὐτὸ unerträglich ist und bey Plato nicht seines gleichen hat, τοῦτο aber verlangt wird): dann ergänzt sich zu dem ὡς ἔστι τὸ αὐτό auf das leichteste wiederum der Dativ ἐκείνῳ, „*dafs damit gleich sey zu wissen* u. s. w." Aufserdem aber darf nicht übersehen werden, dafs vorher gleich in des Sokrates erstem Einwurfe ἀλλ' ἔχοντι τοῦτο τίς ἀνάγκη εἰδέναι ἃ τε οἶδε καὶ ἃ μὴ οἶδε ein besondrer Nachdruck auf dem ἃ liegt: durch dieses aber wird auf den Gegenstand, welcher gewufst oder nicht gewufst werde, auf solche Weise aufmerksam gemacht, dafs dieser von Sokrates in Gegensatz gestellt wird gegen das so eben von Kritias besprochne blofse Wissen vom Wissen. Und wer nun diefs festhält, wie Sokrates eben vor den jetzt in Frage gestellten Worten das Wissen der Gegenstände, die einer wisse, entgegensetze dem blofsen Wissen vom Wissen ohne ein Wissen vom gewufsten Gegenstande, dem kann auch nicht auffallen, wenn nachher diese beiden Arten von Wissen kurz ein τοῦτο und ἐκεῖνο genannt werden, und dann, nachdem diese entgegengesetzten Begriffe feststehen, weiter die Rede auch lässiger so gestaltet ist, dafs zu dem τὸ αὐτό ἐστι, welches an sich ein relativer Begriff ist, aus dem Vorhergehenden ein ἐκείνῳ hinzugedacht werde. Die Rede ist von der Art, dafs Kritias und Sokrates, wie sie sprechen, sich nothwendig verstehen müssen, und darum wohl auch richtig. Hiermit glauben wir auch Hn. *Schleiermacher's* Einwurfe genügend entgegnet zu haben.

(*Der Beschlufs folgt.*)

MEDICIN.

Leipzig, b. Vofs: *Commentatio medico-practica de morbis intestini coeci et de dignitate hujus visceris pathologica in dijudicanda passione colica et iliaca.* Auctore *Ludolpho Herrm. Unger*, M. et Ch. D. Cels. Com. de Solms-Wildenf. a Cons. etc. 1828. 69 S. 8. (8 gr.)

Obgleich Monographien überhaupt in mancher Hinsicht für den Verfasser derselben am wenigsten belohnend sind, so ist es doch längst anerkannt, dafs sie gerade die Wissenschaft am meisten fördern und die Basis abgeben, auf welche tüchtige, mit hinlänglicher Erfahrung zum Sichten des Tauglichen vom Untauglichen begabte Männer umfassendere systematische Werke bauen können. Jeder Beytrag dieser Art mufs also willkommen seyn und, besonders wenn er mit Sachkenntnifs ein noch wenig bebautes Feld erleuchtet, mit Dank aufgenommen werden.

Die Krankheiten des Blinddarmes gehören nun jedenfalls zu den weniger beachteten, deshalb aber nicht zu den selten vorkommenden, und zeichnen sich auch durch manche Eigenthümlichkeit vor anderen Krankheiten des Darmkanales aus, wie wir schon durch die Structur dieses Darmes im Voraus zu erwarten berechtigt sind. Zur Aufstellung der krankhaften Zustände dieses Theils wird es vornehmlich darauf ankommen, die gesundheitsgemäfsen Verrichtungen desselben genau zu kennen, wozu seit längerer Zeit keine beträchtlichen Fortschritte gemacht worden sind. Der Vf. stimmt in seinen Ansichten darüber denen *E. Platner's* und *Röderer's* bey und geht nach Ablegung seines Glaubensbekenntnisses hier-

hierüber zur Darstellung der pathologischen Veränderungen des genannten Darmes fort. Zuerst werden die angeborenen fehlerhaften Bildungen nach anderer Aerzte Beobachtungen kurz zusammengestellt, und dann von der *Entzündung des Blinddarms* gesprochen, welche wegen des zusammengesetzten und eigenthümlichen Baues dieses Organes für eben so möglich gehalten wird als abgesondertes Vorkommen von Magen-, Zwölffingerdarm-, Grimmdarm-, Mastdarmentzündung, worin dem Vf. gewifs jedermann beystimmt. Um die Erscheinungen deutlich hervorzuheben, wird zuvörderst eine Beschreibung der pathognomonischen Zufälle der Entzündung einzelner anderer Darmtheile mit Umsicht und Erfahrung gegeben, nun zuerst die *acute Entzündung* des Blinddarms beschrieben und diese sowohl als die Behandlung durch einen von dem Vf. beobachteten belehrenden Krankheitsfall erläutert. Als die hervorstechendsten Symptome werden angeführt: plötzlich eintretender schneidender Schmerz, der von der leidenden Stelle nach der Brust hinauf und dem Schenkel hinab zieht, beym Betasten aber als in der Hüftgegend festsitzend erscheint, beym Stehen schlimmer, bey zusammengebeugter Stellung geringer ist; Stuhlgang und Erbrechen fehlen wenigstens in den ersten Tagen der Krankheit. Aufser dem örtlichen Leiden ist oft keine beträchtliche Störung vorhanden. Der Puls kann beynahe natürlich seyn, ist jedoch öfters klein. Blähungsschmerzen und Entzündung des Eyerstocks lassen sich bey gehöriger Erwägung des Vorhergegangenen so wie durch eigenthümliche Zufälle leicht unterscheiden. Die Mittel sind die der Darmentzündung überhaupt. — Die *chron. Entzündung* stellt sich entweder als Ausgang der acuten, oder als Begleiterin typhöser Fieber und Ruhren, oder endlich ohne deutliche Verletzung der Gesundheit und sehr langsam verlaufend ein. Diese Eintheilung ist nicht zu loben, denn die 2te und 3te mufs immer auch Anfangs acut gewesen seyn, wenn wir nicht, wie es der Vf. mit einigen Neueren thut, gegen den Sprachgebrauch acut mit heftig, stürmisch, verwechseln wollen. Es wäre wohl besser gewesen, die Entzündung nach verschiedenen Graden der Heftigkeit, die bisweilen trotz des acuten Zustandes so gering ist, dafs man nur den Ausgang einer früherhin sehr lästige Zufälle erregenden acuten Entzündung vor sich zu haben glauben kann, einzutheilen. Sehen wir von dieser kleinen Inconsequenz ab, so finden wir allerdings des Vfs Meinung durch die Erfahrung bestätigt, und es wäre zu wünschen, dafs überhaupt auf die niederen Entzündungsgrade auch anderer Organe, die sich oft gleich vom Anfange her, um in des Vfs Geiste zu sprechen, nur wie chronische Uebel zeigen, gröfsere Aufmerksamkeit gewendet würde, wir würden dann manchen Aufschlufs über organische, nun unheilbare Krankheitsformen bekommen. Die dritte Art wird als die dunkelste und am wenigsten beachtete vom Vf. am ausführlichsten und, wie Rec. glaubt, gut beschrieben, auch durch einen selbst beobachteten und einen von *Abercrombie* erzählten Fall erläutert. Es wird nun der Krampf des Blinddarms als häufiger Grund von Kolikschmerzen und Zurückhaltung des Darminhaltes betrachtet; sodann werden nach eigener und Anderer Beobachtung mehrere organische Fehler des in Rede stehenden Theils erläutert und mit guten praktischen Regeln begleitet. Bemerkenswerth scheint Rec. besonders das, was über das Verhältnifs des Blinddarms zu Brüchen und zum künstlichen After gesagt wird, und er glaubt nach dem Angeführten dieses kleine Schriftchen als einen nützlichen, eine wesentliche Lücke erfüllenden Beytrag zur speciellen Krankheitslehre empfehlen zu können, womit er den Wunsch verbindet, der Vf. möge seine Untersuchungen über diese und ähnliche Krankheitsformen auf gleiche Weise fortsetzen, um auch ferner zur Aufhellung dunkeler Gegenden der Pathologie mit so günstigem Erfolge beyzutragen. *Radius.*

ERZIEHUNGSSCHRIFTEN.

1) Essen, b. Bädecker: *Christliche Ermunterungen.* Allen Gebildeteren des weiblichen Geschlechts und bes. ihren geliebten Schülerinnen und Freundinnen Fanny und Sophie *gewidmet* von *Tinette Homberg*, Vorsteherin einer Erziehungsanst. 1828. XIV u. 150 S. 8. (16 gr.)

2) Nürnberg, b. Campe: *Die erste Erziehung, das Wichtigste des Menschengeschlechts.* Winke für gute Mütter. Aus dem Engl. 1829. 174 S. 8. (20 gr.)

3) Magdeburg, b. Heinrichshofen: *Neuer Spiegel.* Ein Taschenbuch für Deutschlands edle Töchter, zur Beförderung des häuslichen und ehelichen Glücks. Von Dr. *Karl Gutmann.* 1829.

Auch unter dem Titel:

Der Spiegel u. s. w. *Zweyter* Theil. VIII u. 255 S. 12. (20 gr.)

Nr. 1 enthält 8 kleine Aufsätze, über welche die Verfasserin, der ihr Erziehungsgeschäft am Herzen liegt, sich bescheiden erklärt. Rec. hat sie mit Vergnügen gelesen und empfiehlt sie den Gebildeten des weiblichen Geschlechts. Besonders mögen Erzieherinnen die an sie mit Wärme gerichteten Schlufsworte mit Aufmerksamkeit lesen und gewissenhaft befolgen.

In Nr. 2 sind hauptsächlich Winke für die ersten Pflichten der Erziehung gegeben. Personen, welchen die Aufsicht über kleinere Kinder anvertraut wird, und namentlich Mütter, werden hier manche Regel finden, deren Vernachlässigung sich späterhin nicht selten rächt. Ein schönes Kupfer von Efslinger ziert den Titel.

Nr. 3 enthält ebenfalls sehr viel Gutes und Zweckmäfsiges in einem ernsten und würdigen Tone vorgetragen, dem wir nur etwas weniger Trockenheit wünschten. Der erste Theil dieser Schrift ist Rec. nicht zu Gesicht gekommen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1830.

GRIECHISCHE LITERATUR.

BERLIN, b. Nauck: *Platonis Dialogi Quatuor, Lysis, Charmides, Hippias Major, Phaedrus.* Emendavit et annot. instruxit *L. F. Heindorfius.* Ed. II. — — emend. *Phil. Buttmannus* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Die ausführlichste Anmerkung des Hn. *Buttmann*, die einzige zum Phaedrus im Epimetrum, enthält eine Auseinandersetzung über die Art, wie sich Plato die Verhältnisse des Phaedr. §. 56 ff. beschriebenen himmlischen Ortes gedacht zu haben scheine. Es wird besonders die Ansicht bestritten, als sey unter der ἀψίς ein festes Himmelsgewölbe zu denken, durch welches eine besondere Oeffnung auf dessen Rücken als eine feste Oberfläche führe, von wo aus man dann das ewig Wahre schaue: sondern es sey das Himmelsgewölbe und dessen äußere Oberfläche (νῶτον) vielmehr als ein ätherisches Fluidum gedacht, aus welchem jenseits des Himmels hin aufgetaucht werde, gleichwie aufgetaucht wird aus dem Meere in die Luft, und wenn von einem Stehen auf diesem ätherischen Rücken die Rede sey (§. 57. ἔξω πορευθεῖσαι ἔστησαν), so dürfe man der leichten, ätherischen Natur der darauf Stehenden nicht vergessen. Diese Ansicht ist besonders gegründet auf die Erwägung zweyer Ausdrücke. Denn einmal, meint H. *B.*, erinnere der Ausdruck νῶτον durch den Anklang an die Homerischen εἰρέα νῶτα θαλάσσης an ein Fluidum, zum andern deute eben dahin das Wort ὑποβρύχιος, als eigentlich von dem im Meere untersinkenden gebräuchlich. Wir finden diese ganze Ansicht sehr scharfsinnig, aber weder ihre Gründe genügend, noch sie selbst mit der übrigen Darstellung bey Plato in gehörigem Einklang. Und das denn bedarf keines Beweises, dass νῶτον sehr wohl auch auf ein festes Gewölbe bezogen werden könne, wenn dadurch nur die weite äußere Oberfläche desselben bezeichnet werden soll. Aber auch der Ausdruck ὑποβρύχιος beweist nicht was Hr. *B.* will. Denn wenn es §. 59. heißt αἱ δὲ δὴ ἄλλαι (d. i. ψυχαὶ) γλιχόμεναι μὲν ἕπεσθαι τοῖ ἄνω ἕπονται, ἀδυνατοῦσαι δὲ ὑποβρύχιαι ξυμπεριφέρονται, so ist dort von denjenigen Seelen die Rede, welche jenseits des Himmelsgewölbes gar nicht hinaufdringen, sondern nur in dem unterhimmlischen Raume im Aether nach oben wetteifernd vergeblich sich abmühen: und darum beweist dieser Ausdruck wohl für die ätherische Natur des Raumes unmittelbar unter dem Himmelsgewölbe, aber nicht für die Natur des Gewölbes, durch welches jene nach jenen Worten, worin sie ὑποβρύχιαι genannt werden, gar nicht in Begriff sind zu dringen. Rec. seinerseits fürchtet, dass Hr. *B.* gegen die Vorstellung eines festen Himmelsgewölbes mit einer Oeffnung im obersten mittleren Punkte nur deshalb so eingenommen war, weil sie, in ein gewisses Licht gestellt, gerade heraus zu reden, kindisch erschien. Rec., diesen Vorwurf nicht fürchtend, bekennt sich zu dieser Vorstellung offen, weil darauf die meisten Zeichen in der Darstellung des Plato ziemlich deutlich hinweisen. Als der gewöhnliche Wohnort der Götter und Seelen wird der Raum unter dem Himmelsgewölbe angegeben, welches den Himmel von den überhimmlischen Räumen scheidet. Gehen nun die Götter zum Mahle, um sich an dem Anschauen des ewig Wahren in dem überhimmlischen Orte zu sättigen, so ziehen sie oberwärts hoch nach der Kuppel zu. Wenn nun dann gesagt wird, ἡνίκα ἂν πρὸς ἄκρῳ γένωνται, ἔξω πορευθεῖσαι ἔστησαν ἐπὶ τῷ τοῦ οὐρανοῦ νώτῳ, στάσας δὲ αὐτὰς περιάγει u. s. w., wer möchte bey unbefangner Ansicht dieß anders fassen, als dass in dem Mittelpunkte des Gewölbes eine Oeffnung gedacht wird, durch welche die Gespanne fahren, und sich dann auf dem irgendwie festen Rücken des Himmels niederlassen, bis sie dann wieder nach genossener Anschauung innerhalb des Himmels zurückkehren. Irren wir nicht, so deutet auch das εἶσω und ἔξω τοῦ οὐρανοῦ mehr auf ein Hinaus- und Hineinwandern wie durch eine Pforte. Hierauf aber deutet namentlich auch die Beschreibung §. 59. hin, wo von einem Drängen der Seelen nach dem Orte des Aufganges die Rede ist, so dass es natürlich eng zugeht und es vieles Zurückstoßen und manche Verletzung giebt. Diese Beschreibung weiset sehr deutlich auf einen engen Durchgangspunkt nach dem überirdischen Raume hin, dergleichen wohl mit der Vorstellung von einer einzigen, besondern Oeffnung in das übrigens feste Himmelsgewölbe zusammenpasst, nicht aber mit der Vorstellung eines flüssigen, überall durchgangbaren Gewölbes, welches ein solches Hindrängen nach einem einzigen Orte unnöthig machte. Wir begnügen uns hier mit diesen wenigen Gegenbemerkungen, und fügen nur noch bey, dass es uns von Plato sehr weise und künstlerisch gethan scheint, dass er gewisse Züge jener schönen himmlischen Scene so in ein Halbdunkel gestellt, und nur auf das, was besonders hervortreten soll, eine helle Beleuchtung geworfen hat. Außerdem hat Hr. *B.* auf seine oben angegebne Ansicht noch einige Urtheile über die Schreibart einiger

ger Stellen gegründet, worin wir ihm nicht beypflichten mögen, da in Beurtheilung der betrefflichen Ausdrücke wegen der möglichen Verschiedenheit der Vorstellung grofse Behutsamheit nöthig ist, was Hr. *Bekker* nicht verkannt hat. So wird §. 67. (S. 247, B.) ὑπὸ τὴν ὑπουράνιον ἀψῖδα πορεύονται die Schreibart οὐράνιον vorgezogen, obwohl mit schwankendem Urtheil, indem auch anerkannt ist, dafs, wie auch Rec. meint, das von den besten Hdschrr. dargebotene ὑπουράνιον —, wogegen die Varianten ἐπουράνιον und οὐράνιον doch nur als Verbesserungen erscheinen, — richtig im Gegensatz von ὑπερουράνιον steht; es ist das convexe Gewölbe im Gegensatz des concaven. Beyfallswerther könnte Hn. *B's* Anfechtung der Schreibart τῆς ὑπουρανίου πορείας §. 83. (S. 256, D.) scheinen, welche die Hdschrr. mit grofser Uebereinstimmung darbieten, indem nur eine οὐρανίου hat, zwey aber οὐρανίου und ἐπουρανίου mit darüber bemerktem ὑπ. Hr. *B.* will ὑπερουρανίου. Dabey ist aber wohl nicht bedacht, dafs eine eigentliche πορεία ὑπερουράνιος jenen Seelen gar nicht beygelegt werden kann, sondern nur den Göttern. Rec. folgt auch hier den Hdschrr. und fafst jene *Wanderung unter dem Himmel* als einen unbestimmteren Ausdruck, welcher seine Bestimmung durch das Vorhergehende hat, dafs nämlich *die Wanderung aus dem Raume unter dem Himmel nach oben* gedacht wird.

Die äufsere Ausstattung des werthvollen Buches übertrifft in dieser Ausgabe die frühere um vieles. Die auf dem Nebentitel hinzugekommene lithographirte Vignette stellt das schöne Brustbild des Plato dar, wie es sich in Horner's *Bildern des griech. Alterthums* Tab. XXIII findet, nach der Büste in der grofsherzogl. Gallerie zu Florenz. Die Correctur ist im Ganzen genau, obwohl wir das am Ende angehängte Verzeichnifs von Druckfehlern noch mit einigen vermehren könnten. Sehr häufig ist in ταὐτόν, ταὐτά die Koronis ausgelassen. Unangenehm fällt in die Augen Wittenbach, S. 259. Anm. Z. 1.

F. W. Graser in Naumburg.

Nach dieser gründlichen und ausführlichen Beurtheilung des *ersten* Bandes sieht die Redaction sich genöthigt, sich auf die blofse Anzeige zu beschränken, dafs in gleichem Geiste auch der *zweyte* Band des Heindorf'schen Plato, welcher den Georgias und Theaetet enthält, von *Buttmann* bearbeitet 1829 erschienen ist auf 581 S. 8. (3 Rthlr.), während die 1ste Ausg. 569 S. enthält, und doch hat der neue Herausg. es nirgends, auch nicht im *Auctarium animadversionum*, an kleinen, nicht immer blofs durch die Bekker'sche Recension und die ihr zu Grunde liegenden Hdschrr. veranlafsten, Anmerkungen fehlen lassen. Aber durch gröfseres Format ist der nöthige Raum gewonnen worden. Der selige *Buttmann* hat stets mit liebender Sorge sich der verwaisten Schriften seiner ihm vorangegangenen Freunde *Spalding* und *Heindorf* angenommen; mögen *Buttmann's* Freunde den seinigen gleiche Pflege angedeihen zu lassen, für ihre heilige Pflicht erachten!

Wir benutzen diese Gelegenheit, um die Sammlung, die *Buttmann* kurz vor seinem Tode von seinen, nicht blofs mythologischen, kleineren Abhandlungen veranstaltete, die gröfstentheils in den Denkschriften der Berliner Akademie, zum Theil auch in Gelegenheits- und Zeitschriften zerstreuet erschienen waren, hiermit anzuzeigen:

Berlin, b. Mylius: *Mythologus* oder gesammelte Abhandlungen über die Sagen des Alterthums von *Philipp Buttmann*. *Erster* Band. Nebst einem Anhange über das Geschichtliche und die Anspielungen im Horaz 1828. II u. 352 S. 8. *Zweyter* Band. Nebst einem Anhang über das Electron, Horaz und Nicht-Horaz 1829. II u. 376 S. 8.

Der *erste* Band enthält aufser den erwähnten Anhang folgende 12 Abhandlungen: 1) Ueber die philosophische Deutung der griechischen Gottheiten, insbesondre von Apollon und Artemis. 2) Von der Dione (deutsche, mit einem Zusatz bereicherte, Bearbeitung eines zuerst lateinisch als Excurs zur Midiana erschienenen Aufsatzes). 3) Ueber Horat. Od. 1, 12. 4) Pandora. Hierauf folgen die sich auf das Buch Genesis beziehenden Abhandlungen, nämlich 5) Aelteste Erdkunde des Morgenländers. 6) Ueber die beiden ersten Mythen der mosaischen Urgeschichte. 7) Ueber die mythische Periode von Kain bis zur Sündfluth. 8) Ueber den Mythos der Sündfluth. 9) Ueber den Mythos von Noachs Söhnen. 10) Ueber die alten Namen von Osroëne und Edessa (zur Erläuterung des biblischen Serug oder Srug). Auf diese folgt 11) die Abhandlung über den Mythos von Herakles und 12) die über die mythologischen Vorstellungen der Musen (veranlafst durch Hn. Hermann's Abhandl. *de Musis fluvialibus Epicharmi et Eumeli*). Der *zweyte* Band enthält aufser den Anhang ebenfalls 12 Abhandlungen: 13) Ueber den Mythos von den ältesten Menschengeschlechtern (oder gewöhnlich Zeitalter genannt, mit besonderer Beziehung auf *Hesiod's* Ἔργα v. 108 fgg.). 14) Ueber den Kronos oder Saturnus (namentlich die Vorstellung von der Herrschaft desselben über das goldne Geschlecht). 15) Ueber den Janus. 16) Lerna, dessen Lage und Oertlichkeit. 17) Die Fabel der Kydippe. 18) Virbius und Hippolytos. 19) Die Kotyttia und die Baptae. 20) Mythische Verbindungen Griechenlands mit Asien. 21) Die Minyer der ältesten Zeit. 22) Das Geschlecht der Aleuaden. 23) Ueber die Potitii und Pinarii, desgl. über die Turquinii. 24) Ueber den Begriff von Phratria. Diese Abhandlungen sind, einige wenige Zusätze zum 1. B. abgerechnet, ganz in ihrer ursprünglichen Form abgedruckt worden; am Schlusse jedes Bandes befinden sich Verzeichnisse der darin behandelten Sachen und Namen. Jene hier wieder einzeln zu würdigen, liegt eben so sehr aufser unsrer Befugnifs, als es die Grenzen weit überschreiten würde, die unsrer Anzeige gesetzt sind. Wer hätte sie nicht, wie sie nach und nach erschienen, mit Theilnahme gelesen, und ihre Resultate, so weit es eines

nes jeden Eigenthümlichkeit zuliefs, mit sich verarbeitet? Aber abgesehen von den Ergebnifsen, *Buttmann's* Abhandlungen müssen für jedes unverdorbene Gemüth einen eigenthümlichen Reiz durch die besonnene, gemäfsigte Forschung, die eben so wenig auf die eigne Freyheit der Ansicht Verzicht leisten, als fremder Meinung verdiente Anerkennung verweigern will, durch lichtvolle Darstellung, durch den schönen Verein von Witz und Scharfsinn mit unverfälschtem Wohlwollen und echter Bescheidenheit, durch die seltene Heiterkeit ihrer stilistischen Correctheit, kurz durch alle die Tugenden haben, die *Buttmann's* ganze Persönlichkeit so liebenswürdig machten. Als *Buttmann* nach Berlin kam, fand er dort unter den bedeutendsten Männern die Richtung herrschend, die jetzt eine krankhafte Frömmeley mit dem Namen Aufklärung zu brandmarken glaubt. *B.* benutzte den Vorzug seiner Zeit, „den hellere und denkende Köpfe für sich hervorgebracht haben", „den hebräischen Monumenten dasselbe Recht angedeihen zu lassen, das ein eignes Schicksal ihnen Jahrtausende vorenthielt, sie mit den alten Monumenten aller andern Nationen zu einer Klasse zu rechnen, die von dem wahrheitliebenden Forscher beleuchtet Kunde und Genufs gewähren." Und indem er ihn als redlicher Forscher benutzte, hat er weder als ein starker Geist die dichterisch ausgeschmückten Sagen des hebräischen Volks als phantastische Träume eines Kindesalters oder als pfäffisch ersonnenen Betrug verworfen, noch durch die Gewohnheit, diese Urkunden als göttliche im wörtlichen Sinne anzusehen, sich zum Knechte des Buchstabens gemacht und die Freyheit philologischer Erklärung sich geraubt. Dabey hat ihn eine ungeheuchelte Verehrung für jedes religiöse Leben, in welcher Form es sich auch zeigte, vor aller leichtsinnigen Frivolität geschützt. Es gewährt einen eignen Genufs zu sehen, mit welcher Wärme er dem religiösen Elemente in den Mythen der Hellenen nachforscht. Fast in ganz Europa sucht jetzt eine mehr oder minder förmlich organisirte Partey, versteht sich blofs in *majorem dei gloriam* und *pro salute animarum*, oft ohne Scheu, am häufigsten unter dem Gewande gleifsnerischer Frömmigkeit, da Dunkel zu machen, wo Helle ist; die Philologen, wie getrennt sie auch sonst in Ansichten und Bestrebungen seyn mögen, wo es gilt, das Palladium der Freyheit philologischer Forschung zu verfechten, können sie alle nur für einen Mann stehen. Und auch in dieser Beziehung sey der Mythologus *Buttmann's* allen redlichen Jüngern empfohlen. *Meier.*

MEDICINISCHE LITERATUR.

Halberstadt, b. Brüggemann: *Medicinische Biographie* oder vollständige Nachrichten von dem Leben und den Schriften der Aerzte, Wundärzte, Apotheker und der vorzüglichsten Naturforscher, welche als Schriftsteller bekannt geworden sind. (Auch unter dem Titel: *Biographie der Aerzte*; aus dem Französischen mit einigen Zusätzen.) Von *August Ferdinand Brüggemann*, M. D. *Ersten* Bandes *zweytes* Heft (*Apollonius — Banks*). S. 137 — 280. gr. 8. (16 gr.)

Von dieser Uebersetzung der französischen *Biographie médicale* hat Rec. schon bey der Anzeige des ersten Heftes (Ergänz. Bl. 1829 Nr. 118) seine Meinung ausgesprochen, die im Ganzen auch jetzt noch dieselbe geblieben ist: der Vf. möge bald seinen Fleifs einem deutschen Originalwerke dieser Art zuwenden. Ja Rec. wurde in dieser Meinung noch weit mehr bestärkt, als er bey der genauern Ansicht gegenwärtigen Heftes bemerkte, dafs der Vf. keineswegs blofs übersetzt, sondern zum Theil schon selbstständig gearbeitet habe, und dafs der Fleifs bey der Ausarbeitung dieses Heftes eher vermehrt als vermindert worden sey. Der Vf. hat eine grofse Menge der französischen Artikel ins Kurze gezogen, berichtigt, mit den nöthigen Citaten versehen und vervollständigt; alles dieses ohne es grade durch Einklammerung oder durch ein ähnliches Zeichen bemerkbar zu machen; er hat sich gewissermafsen dem französischen Originale aufgeopfert. Einige wenige Artikel sind weggeblieben, sie können als entbehrliche betrachtet werden, da sie Männer betreffen, die entweder nichts oder nur eine unbedeutende Dissertation geschrieben haben; es sind folgende: *Pedro Aquenza y Mossa*, ein Spanier, von welchem blofs ein *Tractatus de febris intemperie*, Matriti 1702. 4. genannt wird; *Ant. d'Aquin*, ein intrikanter Hofmann ohne schriftstellerischen Werth und von zweydeutigem moralischen Rufe, übrigens Leibarzt Ludwig's XIV; *Roland Paul Arnaud*, ein Feldwundarzt, der nichts geschrieben hat; *Arnaud de Poitiers*, Leibarzt des Königs Philipp August von Frankreich; *Remy l'Asnier*, ein vielleicht nicht unverdienter Augenarzt des siebzehnten Jahrhunderts; *J. Franç. Assari*, ein Arzt und Mathematiker des sechzehnten Jahrhunderts, der nichts Medicinisches geschrieben hat; *Pet. Baart*, ein Friese aus dem siebzehnten Jahrhundert, als Lehrdichter aber nicht als Arzt bekannt; *Giov. Giac. Balbi* und *Paolo Battista Balbi*, der erste ein Arzt, der aber nichts medicinisches geschrieben, der zweyte blofs durch einen Aufsatz über die Glasmacherkunst bekannt; *Isaac Ball*, Arzt zu New-York aus der neusten Zeit; *Balthasar* oder *Baldassare*, zwey Aerzte des 14ten u. 15ten Jahrhunderts, und *Bartolomeo Bandini*, ein wegen prognostischer Geschicklichkeit zu seiner Zeit berühmter Arzt des 15ten Jahrhunderts. — Dem ursprünglichen Plane gemäfs ist der Artikel *Archiatre* ausgelassen, der wichtige Artikel *Asclépiades* (*les*) aber beybehalten worden.

Wir gehen jetzt die einzelnen Artikel dieses Heftes durch, und fügen das uns zufällig dabey Aufgestofsene bey, so unbedeutend es in den meisten Fällen auch seyn mag.

Es

Es beginnt dieses Heft mit dem schwierigen Artikel *Apollonius*, bey welchem Hr. *Br.* nicht nur die französische Arbeit sehr zusammengezogen, sondern auch durch Vervollständigung der Citate und andere Nachweisungen bereichert hat. Auch ist dabey die Monographie von Harles *de Archigene medico et de Apolloniis medicis* (Lips. 1816. 4.) die schon von den Franzosen benutzt, aber nicht genannt war, aufs neue verglichen und auch genannt worden. — Bey *Apsyrtus* ist der Name des Grynäus nachgetragen, der im französischen Originale fehlt; Hecker (Geschichte der Heilkunde II. 245) nimmt die Hallersche Meinung gegen Sprengel in Schutz. — Dafs die unter dem Namen *Apuleius* jetzt noch vorhandene Schrift nur aus dem Mittelalter herrühren könne, ist nicht blofs Meinung, sondern unbezweifelte Gewifsheit. — In der Bibliographie von *Aranzi* haben sich einige Unrichtigkeiten der Jahrzahlen eingeschlichen. — *Archagathus* ist vereinfacht und vervollständigt. — Dafs des *Archigenes* Buch *de partibus amputandis* von Cocchi aus Niketas Sammlung herausgegeben sey, ist ein Irrthum, von dessen Quelle man sich unterrichten wird, wenn man Haller's *Bibliotheca chirurgica*, I, 69, nachschlägt. — Von *Arculanus* erschien die *Practica medica* oder der Commentar *ad nonum Almansoris* schon Patav., 1480. Fol.; die *Expositio in prim. fen. IV. can. Avic.* erschien aber nicht, wie man früher fälschlich glaubte, 1488, sondern Ferrariae, per Andr. Gallum, 1489. Fol., dann Venet. 1496. Fol., Venet. 1560 (nicht 1516). Fol.; die letztere Ausgabe gehört nämlich zu den durch Vincenz Valgrisi fortgesetzten Juntinen. — Bey *Ardoino* ist noch anzumerken, dafs er seinen berühmt genug gewordenen *Tractatus de venenis* am 14. May 1426 endigte; dafs dieser Tractat allerdings zu Venedig, am 19. Julius 1492. Fol. erschien (*opera Bernardini Ricii de Novaria, impensa Joannis Dominici de Nigro*); dafs aber eine zweyte Ausgabe desselben *eodem loco et anno*, welche zugleich des Cardinal Ponzetti Arbeit ähnlichen Inhaltes liefere, neuerdings bezweifelt werde; vielleicht ist es eine Ausgabe dieses letztern Werkes allein. — Die zur Kühn'schen Ausgabe des *Aretaios* versprochenen Commentare sind neu erschienen, aber keineswegs von Dindorf, sondern es sind die Commentare von Petit Wiga, Triller u. s. w. (sämmtlich Eigenthum der Wigan'schen und Boerhaaveschen Ausgaben) und ein *Index graecus*. — Des *Francesco Arsilli* Gedicht *de poëtis latinis* steht in der Coryciana unvollständig, bey Tiraboschi nach einer Handschrift viel vervollständigt, in dieser letzteren Gestalt wieder abgedruckt im Anhange zu Roscoe's Leben Leo's X.; Arsilli's freymüthiger und gerader Sinn scheint die Ursache der Zurücksetzung gewesen zu seyn, über welche er sich beklagt. — *Georg Thomas von Asch* (nicht *Asche*) ist blofs Verfasser der *Diss. de primo pare nervorum medullae spinalis*; die *Diss. de natura spermatis* ist von seinem Bruder Peter Ernst von Asch; zu Ehren des erstern und namentlich wegen seiner Dienstleistung zur Pestzeit wurde eine Medaille geschlagen, welche Rudolphi im *Index numismatum in viror. de reb. med. vel phys. meritor. memoriam percussorum* (Berol. 1825. 8.) Nr. IX beschreibt. — *Astruc* in der Bibliographie sehr fehlerhaft, das französische Original zu wenig durchgesehen. — Das Geburtsjahr von *Augurelli* ist wohl 1441, wenn gleich Muzzuchelli das Jahr 1454 angiebt, vgl. Roscoe Leben Leo's X a. m. O. — Der Araber *Avenzoar* starb 1161, nicht 1262, auch fehlt noch die Ausgabe Venet. 1497. Fol., die auch des Averroes Colliget enthält, wie die andern. — Bey *Averroës* werden sieben verschiedene Aussprachen des Namens Ebn Roschd aufgeführt, eine Zahl, die eben so unnöthig noch mit zweymal so viel andern Aussprachen hätte vermehrt werden können, da die Vieldeutigkeit morgenländischer Buchstaben für uns Abendländer nicht wohl aufgehoben werden kann; vom Colliget fehlt die Ausgabe Venet. 1482. Fol., welche den Taisir des Avenzoar nicht zu enthalten scheint. — Bey *Avicenna* wäre in der Bibliographie manches zu berichtigen, wenn sie gleich nicht ohne Fleifs zusammengetragen ist; so fehlt z. B. eine sehr brauchbare Handausgabe des Canon und des *Canticum* in lateinischer Uebersetzung Lugd. 1522. 4., nächst ihr noch einige andere nicht minder siehere aus dem funfzehnten Jahrhunderte; der deutsche Bearbeiter hat sich etwas zu sehr auf das französische Original verlassen, so wie im Artikel *Avi Menni* der Schreibfehler nicht aus dem Original hätte beybehalten werden sollen. Dagegen hat im Artikel *Avola* das französische Original richtig Calatafimi, unser Vf. unrichtig Calafatimi. — Zu *Melch. Ayrer's* Andenken wurden zwey Denkmünzen geschlagen, welche Rudolphi (a. a. O. XII. 16. 17) beschreibt. — *Baillie* (ein fast ganz neu bearbeiteter Artikel, das Biographische hat im Original noch nicht drey Zeilen, hier über eine Seite). — Die von *Baithe* bis *Bajon* gestörte Buchstabenfolge des Originals hätte wohl eine Abänderung verdient. — Im Artikel *Baktichua* ist Dzondisabur oder Dschondischabur zu schreiben, die dort gewählte Schreibart ist nur in französischer Aussprache den morgenländischen Buchstaben entsprechend; aus ähnlichen Gründen ist in einem deutschen Werke die Schreibart *Baktischwah* richtiger als die hier gewählte. — Die S. 278 erwähnte Schrift von *Franz Xaver Balmis* wurde spanisch unter folgendem Titel verfafst: *Demonstracion de las eficaces virtudes nuevamente descubiertas en las raices de dos plantas de Nueva-España, especies de Agave y Begonia*, Madrid 1798. 8., davon erschien eine italienische Uebersetzung Rom 1795. 4. und nach dieser letztern veranstaltete Fr. Ludw. Kreysig eine deutsche unter dem Titel: Balmis über die amerikanischen Pflanzen Agave und Begonia als specifische Mittel gegen Lustseuche, Skrofeln u. s. Leipzig, 1797. 4.

Papier und Druck (von F. Brockhaus in Leipzig) sind sehr schön; Druckfehler kommen einige vor.

Choulant.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1830.

MATHEMATIK.

DRESDEN u. LEIPZIG, in der Arnold. Buchh.: *Sammlung von Beyspielen und Aufgaben aus der Differential- und Integralrechnung mit den nöthigen Verwandlungen der Functionen*, von *F. W. Hesselbarth*. 1828. VIII u. 106 S. gr. 8. (16 gGr.)

Das Unternehmen, eine Sammlung von Beyspielen und Aufgaben über irgend einen Gegenstand der Mathematik zu liefern, ist bey einer zweckmäfsigen Auswahl und Anordnung immer als etwas Verdienstliches anzusehen, und Aufgaben über die höhere Analysis sind um so willkommener, da eines Theils Sammlungen von der Art noch fehlen und andern Theils nicht blofs dem Anfänger zur eigenen Uebung unentbehrlich sind, sondern auch für den Lehrer ein bey dem Unterrichte brauchbares Hülfsmittel abgeben. Dafs der Vf. nicht blofs Beyspiele aus der Differential- und Integralrechnung giebt, sondern diesen die über die verschiedenen Umformungen der Functionen vorausschickt, ist ganz in der Ordnung, da ohne hinlängliche Fertigkeit in der Behandlung der Functionen keine grofsen Fortschritte in der Differentialrechnung und noch weniger in der Integralrechnung gemacht werden können. Auch läfst sich nichts dagegen einwenden, dafs der Vf. den Beyspielen keine vollständige Auflösung, sondern überall blofs das Resultat beygefügt hat; aber dadurch hätte derselbe seiner Sammlung einen gröfsern Werth verschaffen können, wenn er einer jeden Gattung von Aufgaben einiges über das Verfahren bey der Auflösung derselben vorausgeschickt und von einer Aufgabe die nothwendige Auflösung beygefügt hätte, wenigstens wäre hierdurch die Sammlung für den Selbstunterricht brauchbarer geworden, während bey der gegenwärtigen Einrichtung der Anfänger bey der Benutzung die Beyhülfe eines Lehrers nicht wohl wird entbehren können. Was die Wahl der Beyspiele betrifft, so ist zu bedauern, dafs der Vf. einen grofsen Theil derselben auf indirectem Wege, nämlich von dem Resultate ausgehend, gebildet zu haben scheint, ohne eine directe Auflösung derselben nachher zu versuchen, wodurch er gewifs veranlafst worden wäre, manche als für den Anfänger nicht geeignet, mit zweckmäfsigern zu vertauschen.

Das ganze Werkchen besteht aus *drey* Abtheilungen, von welchen die *erste* Beyspiele für die verschiedenen Verwandlungen der Functionen enthält, die *zweyte*, Beyspiele für die Differentialrechnung und deren Anwendung auf verschiedene Operationen, und die *dritte*, Beyspiele für die Integralrechnung.

In der *ersten* Abtheilung kommen zuerst einige Fragen über Functionen im Allgemeinen vor und alsdann S. 2—20 Beyspiele über die verschiedenen Verwandlungen der Functionen und zwar 1) Verwandlung der Aggregate in Producte S. 2—5. Hier aber hat der Vf. eine Uebereilung sich zu Schulden kommen lassen, wodurch von dem auf der zweyten Seite vorkommenden 18 Beyspielen nicht weniger als 8 falsch sind und zwar Nr. 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14 und 18. Nämlich, es stützt sich bekanntlich die Verwandlung der Aggregate in Producte auf den Satz, dafs, wenn

$$f(x) = x^n + Ax^{n-1} + Bx^{n-2} \ldots\ldots$$

und man findet $f(x) = 0$ für $x = \alpha$; $x = \beta$; $x = \gamma \ldots$ auch $f(x) = (x-\alpha)(x-\beta)(x-\gamma)\ldots$.

und daher auch

$$x^n + Ax^{n-1} + Bx^{n-2} \ldots = (x-\alpha)(x-\beta)(x-\gamma)\ldots$$

seyn mufs; wo natürlich dieser letztere Ausdruck eine *analytische Gleichung* ist, in welcher beide Theile blofs der Form nach verschieden sind, so dafs der eine mit dem andern durch Umformung erhalten wird. Diese Umformung kann daher auch nur bey ganzen rationalen Functionen Statt finden, wo bereits $f(x)$ die richtige Form einer Gleichung vom n^{ten} Grade hat, ohne dafs es nöthig ist diese Form erst durch das Hinzufügen oder Hinwegschaffen von Factoren zu erzeugen; denn hat $f(x)$ diese Form nicht und man setzt $f(x) = 0$, so gehen durch den Factor $= 0$ alle noch hinzukommenden Factoren verloren und man erhält nun das Product für ein ganz anderes Aggregat als die ursprünglich gegebene Function und daher auch ein durchaus falsches Resultat. Der Fehler nun, den der Vf. bey dieser Gattung von Aufgaben sich hat zu Schulden kommen lassen, besteht darin, dafs er das obige Verfahren auch bey gebrochenen und irrationalen Functionen anwendet, und so findet er z. B. in Nr. 10

$$\frac{18+x}{\sqrt{(1+2x)}} - 18 + x = (x-24)(x-12).$$

Dafs diese Gleichung nicht analytisch seyn kann, zeigt der erste Anblick. Der Vf. erhält dieses Resultat dadurch, dafs er den gegebenen Ausdruck $\frac{18+x}{\sqrt{(1+2x)}} - 18 + x = 0$ setzt und diese Gleichung nun algebraisch behandelt. Hiernach ist

$$\frac{18+x}{\sqrt{(1+2x)}} = 18 - x$$

$$\text{also } (18+x)^2 = (18-x)^2(1+2x)$$

$$\text{und } (18+x)^2 - (18-x)^2 = 2x(18-x)^2.$$

Hieraus folgt $72x = 2x = (18-x)^2$
also $36 = (18-x)^2$
und daher $+6 = 18-x$
was allerdings $x = 12$ und $x = 24$.
Hieraus aber folgt nur, es ist
$(18+x)^2 - (18-x)^2(1+2x) = (x-12)(x-24)$
keinesweges aber das von dem Vf. aufgestellte Resultat,
$$\frac{18+x}{\sqrt{(1+2x)}} - 18 + x = (x-12)(x-24).$$
Will man ein ähnliches Verfahren bey der vorgegebenen Function anwenden, so mufs die Rechnung auf folgende Art geführt werden:
Es ist für $\sqrt{(1+2x)} = z$; $x = \frac{z^2-1}{2}$
also verwandelt sich die gegebene Function
$$f(x) = \frac{18+x}{\sqrt{(1+2x)}} - 18 + x$$
in $$f(x) = \frac{18+\frac{z^2-1}{2}}{z} - 18 + \frac{z^2-1}{2}$$
und daher ist
$$2z\,f(x) = 36 + z^2 - 1 - 36z + z^3 - z$$
$$= z^3 + z^2 - 37z + 35.$$
Wird nun die ganze rationale Function $z^3 + z^2 - 37z + 35 = 0$ gesetzt, so entsprechen dieser Gleichung die Werthe
$z = +1$; $z = +5$ und $z = -7$
und es ist daher
$z^3 + z^2 - 37z + 35 = (z-1)(z-5)(z+7)$
also ist auch
$2z\,f(x) = (z-1)(z-5)(z+7)$
und hieraus erhält man, wenn für z der Werth gesetzt wird,
$$f(x) = \frac{[-1+\sqrt{(2x+1)}]\,[-5+\sqrt{(2x+1)}]\,[7+\sqrt{(2x+1)}]}{2\sqrt{(2x+1)}}$$
keinesweges aber das von dem Vf. angegebene Resultat $f(x) = (x-12)(x-18)$.

Aufser den bereits angeführten auf der zweyten Seite vorkommenden falsch berechneten Beyspielen befinden sich auch mehrere der Art auf der folgenden dritten Seite, wodurch das Werk für Anfänger weniger brauchbar wird, da sie durch diese Beyspiele sehr leicht zu einer falschen Ansicht verleitet werden können. Uebrigens hat Rec. keine Fehler der Art bey den folgenden Gattungen von Aufgaben gefunden, und es kann daher dem gerügten Mangel leicht abgeholfen werden, wenn der Verleger den ersten Viertelbogen umarbeiten und umdrucken läfst.

Die zweyte Gattung von Beyspielen in der ersten Abtheilung betreffen Verwandlung gebrochener und irrationaler Functionen in Reihen, und es sind hier auch solche Beyspiele aufgenommen worden, wo gebrochene oder irrationale Ausdrücke, welche ohne Ende fortlaufende Reihen enthalten, in andere unendliche Reihen verwandelt werden, die eine ganze rationale Form haben.

Aufserdem kommen in der ersten Abtheilung vor: 3) Beyspiele über das Zerlegen gebrochener rationaler Functionen in Partialbrüche; 4) Verwandlung der Functionen durch Substitution; 5) die Umkehrung der Functionen, und 6) die Entwicklung ungesonderter Functionen, und es enthält diese Abtheilung im Ganzen 157 verschiedene Aufgaben.

Die zweyte Abtheilung, in welcher S. 20—49 die verschiedenen Beyspiele aus der Differentialrechnung vorkommen, enthält 1) Differentiale der algebraischen Functionen; 2) die transcendenten Functionen; 3) höhere Differentiale, wo jedoch durchgehends dx constant angenommen ist, Beyspiele mit veränderlichen Differentialen fehlen gänzlich; 4 und 5) Beyspiele für den Taylor'schen Lehrsatz und Gebrauch desselben bey Auflösung der Gleichungen durch Reehnung; 6) Bestimmung der gröfsten und kleinsten Werthe der Functionen. Dieser Abschnitt ist ziemlich dürftig ausgefallen, derselbe enthält zwar 38 Aufgaben, es betreffen diese aber durchgehends nur gegebene algebraische Ausdrücke, da Functionen, wie
$y = \sin u \cos^2 u$
hievon nicht bedeutend verschieden sind. Die eigentlich interessanten Aufgaben dieser Lehre aus der Geometrie und Trigonometrie fehlen *gänzlich*, und eben so sind auch nur einige wenige Functionen aufgenommen, die zwey veränderliche Gröfsen enthalten. 7) Bestimmung des Werthes gebrochener Functionen, welche sich für einen gewissen Werth der veränderlichen Gröfse in $\frac{0}{0}$ verwandeln. Hier hat Rec. die Fälle ungern vermifst, wo die Werthe der Function $0.\infty$; $\frac{\infty}{\infty}$ oder $\infty - \infty$ werden. 8) Die Umkehrung der Functionen nach *Lagrange*. Die Anzahl aller in dieser Abtheilung vorkommenden beläuft sich auf 258.

Die dritte Abtheilung S. 50—106 enthält 309 Beyspiele für die Anfangsgründe der Integralrechnung, da der Vf. die Integralgleichungen mit mehr als zwey veränderlichen Gröfsen und die, welche den zweyten Grad übersteigen, als für den Zweck dieser Sammlung nicht geeignet hält. Es konnten dergleichen schwierigere Aufgaben auch um so mehr weggelassen werden, da derjenige, der bereits so weit vorgeschritten ist, dafs er mit den schwierigen Gegenständen der Integralrechnung sich beschäftigen kann, auch ohne fremde Beyhülfe zweckmäfsige Uebungsbeyspiele zu bilden im Stande ist. Das Werkchen hätte übrigens an Brauchbarkeit gewonnen, wenn der Vf. mehr Aufgaben über die Anwendung der Integralrechnung aufgenommen hätte. Den S. 102—106 vorkommenden Aufgaben über Summirung der Reihen hätten nun noch mehrere über die Quadraturen und Kubaturen u. s. w. folgen sollen; überhaupt hätten die verschiedenen Gegenstände der höheren Geometrie nicht ganz ausgeschlossen bleiben sollen.

Unger.

AUS-

BIBLISCHE LITERATUR.

STUTTGART, b. Steinkopf: *Versuch einer Erklärung der Offenbarung Johannis*, von *Friedrich Sander*, Pastor in Wichlinghausen. 1829. XX u. 220 S. 8. broch.

Wer in der *Vorrede* auch weiter nichts gelesen hat, als „dafs die Römische Kirche die Apokalypse schlecht auslegen mufs, weil zu viel Zeugnisse gegen sie darin vorkommen; dafs die Rationalisten, welche von Weissagung überhaupt (?) nichts wissen wollen, die Apok. nicht erklären, sondern sie nur mifshandeln können u. s. w.", dem leuchtet schon ein, welche dogmatische Vorurtheile der Vf. zur Erklärung der Apok. mitzubringen für nöthig hält und von welchem Geiste seine Schrift durchdrungen seyn mufs; woraus dann folgt, dafs sie kaum werth ist, in der Reihe wissenschaftlicher Bücher hier erwähnt zu werden, weil sie nichts enthält, als eine Sammlung ganz grundloser Hypothesen, worin sie völlig mit *Rühle von Lilienstern's* bekannter Schrift über den nämlichen Gegenstand auf gleicher Linie steht. Rec. ist indefs verpflichtet, dieſs durch etwas nähere Darlegung des Inhalts genauer zu erweisen, und hofft das in aller Kürze thun zu können. Man wird schon mit Recht besorgt um den Zustand des logischen Vermögens des Vfs, wenn er in der Vorrede, bey Erwähnung mehrerer Ausleger der Apok., die englischen und deutschen Typologen lobt, auf den trefflichen Commentar *Ewald's*, der anerkannt den richtigen Standpunkt nimmt, einen mitleidig verachtenden Blick wirft, erklärt, er wolle *Bengel* folgen und auf dem von ihm gelegten Grunde fortbauen, und dann doch seine Erklärungsweise eine *grammatisch-historische* nennt. Der Ausdruck wird blofs naiv verdreht: grammatisch ist die Exegese des Vfs, inwiefern er alles buchstäblich übersetzt, historisch, inwiefern er historische Ereignisse späterer, ja der allerneuesten Zeit in die Schilderungen des Apokalyptikers hineindeutet. Dafs dabey die Textworte weder in dem Sinne genommen werden, den sie an sich haben, noch in dem, welchen der Apokalyptiker durch historische Umstände veranlafst damit verbinden konnte, macht Hn. *S.* in seiner Behauptung, dafs er grammatisch-historisch interpretire, nicht irre. Er findet Kap. 6. 7. eine Geschichte der Kirche im Aeufsern, in drey Perioden, vom ersten bis neunten Jahrhundert, und in den übrigen Kapiteln eine Geschichte der Kirche im Innern bis nach Napoleons Fall, als schon erfüllte Weissagung, und endlich den Sieg des Herrn über alle Feinde, als Weissagung, deren Erfüllung noch zu erwarten ist, und wofür der Vf. den Zeitpunkt nicht zu bestimmen wagt, obwohl er ein Mal (S. 116) das Jahr 1847 zu vermuthen scheint. Dafs diese Phantasieen, bey denen Hr. *S.* gar nicht berücksichtigt, was der Vf. der Apok. von der Zukunft vernünftiger Weise wissen und erwarten konnte, einer ernsten Kritik nicht werth sind, versteht sich von selbst; einige Beyspiele mögen es zur Ergötzung des Lesers deutlicher zeigen.

Kap. I, 1. 2. hätte Hn. *S.* wohl die Versicherung des Vfs der Apok., das Verkündigte werde *sehr bald* (ἐν τάχει) erfüllt werden, gegen seine Auslegung Zweifel einflöfsen sollen; er geht aber weislich mit Stillschweigen darüber hin und macht sich nur gelegentlich als Kritiker bemerklich durch den Ausspruch, die Apok. müsse schon darum vom Apostel Johannes verfafst seyn, weil sie im Stil ganz mit dem vierten Evang. und mit den Johanneischen Briefen übereinstimme, woraus erhellt, dafs er über die Sprache gar kein Urtheil hat. Bey Vs. 11 erfahren wir, dafs die Kirchengeschichte (?) lehre, Johannes der Apostel habe in den hier genannten sieben Gemeinden vorzüglich gewirkt, und bey Kap. II, 6, die Nikolaiten seyen Leute gewesen, „welche die Gnade auf Muthwillen zogen und die Lehre von der evang. Freyheit dazu mifsbrauchten, dem Fleische alle Freyheit zu gestatten." Nach S. 12. 13 ist der Engel von Smyrna „Repräsentant der Märtyrer vom Ende des ersten bis zum Anfang des vierten Jahrhunderts, einer Zeit, in der die Kirche arm und nichts von irdischer Weisheit und menschlicher Tugend wufste, aber reich war in Gott und seiner Kraft." Kap. III, 1—6: die Gemeinde in Sardes bezeichnet die Zeit von Luther bis auf die neuere Zeit, wo dogmatische Streitigkeiten überhand nahmen und darauf der Deismus durch *Voltaire*, *Rousseau*, *Bahrdt* u. A. und nur wenige fromm blieben, z. B. *Joh. Arndt*, *Spener*, *Scriver*, *Paul Gerhard* u. s. w., an welche alle hier zu denken ist. Kap. VIII, 7: Gras und Bäume sind diejenigen Menschen, welche nach Kap. IX, 4 nicht von Heuschrecken dürfen angetastet werden, weil sie das Siegel Gottes an der Stirne haben. (und doch werden sie hier von Hagel und Feuer vertilgt?) Man kann sich wohl unter diesem mit Hagel vermischten Feuer das Feuer der falschen Andacht denken, welches in der Römischen Kirche durch Heiligen- und Reliquien-Dienst und anderes heidnische Wesen angefacht wurde. (So erklärt Hr. *S.*, obwohl er S. XV f. gegen typische und mystische Auslegung eifert.) Dieſs Feuer mufste nothwendig in dem Maafse, als es überhand nahm, den Lebenssaft der Bäume und des grünen Grases verzehren und sie ausdörren. Wie Vs. 7 die falsche Andacht, also die Verirrung des Gefühls schildert, so zeigen Vs. 8. 9 „die falsche Lehre, also die Verirrung der Speculation, Vs. 10 die falsche mönchische Moral, die Verirrung des Willens, woraus erhellt (?) dafs die Erklärung dieser Verse durchaus nicht willkürlich ist, wie es beym ersten Blick scheinen könnte." Man sagt wohl mit Recht, aber Hn. *S.* vergebens, was für eine Aehnlichkeit ein brennender Berg (Vs. 8) mit falscher Lehre, und ein brennender Stern, Namens Wermuth (Vs. 10. 11) mit der Mönchsmoral habe? Die letzte z. B. sieht Hr. *S.* (S. 56) darin, dafs der freye Liebesdienst des *süfsen* Evangeliums in *bittern*, harten Frohndienst verwandelt wurde; warum aber der Stern vom Himmel falle? warum

auf's Wasser? was es bedeutet, dafs der dritte Theil des Wassers bitter wird? von dem Allen erfährt man nichts. Auch Kap. I, 1—3 ist nun der vom Himmel fallende Stern ein Irrlehrer, aber ein ganz der Hölle ergebner, und zwar Niemand anders, als (S. 61) Muhammed und sein Islam; aus Vs. 4—6 erhellt die Ursache, „warum die Muhammedaner nicht solche harte Verfolgungen gegen die Christen unternahmen, wie die Römer; nämlich weil die Macht der Heuschrecken (d. h. Muhammedaner) beschränkt wurde." Dafs die Muhammedaner, denen der Vf. die Ausbreitung ihrer Religion durch Feuer und Schwert als Grundsatz Muhammeds aufbürdet, was doch durch den ganzen Koran widerlegt wird, gegen die Christen z. B. in Spanien sehr tolerant waren, indefs z. B. *Karl der Gr.* die Sachsen mit dem Schwert bekehrte und *Ferdinand* der Katholische die Mauren mordete und vertrieb, kann dem Vf. nicht unbekannt seyn, er ignorirt es aber, als zu seinen Hypothesen nicht passend. Kap. XII, 1 ff.: Das Weib ist die Kirche, das Knäblein, das sie gebiert, bedeutet, Christus werde in der Kirche eine Gestalt gewinnen, aber noch nicht offenbar, denn das Knäblein wird zum Throne Gottes entrückt: dieſs ist erfüllt, indem vom 12ten Jahrh. an durch die Waldenser und andre Gegner des Papstthums die Reformation vorbereitet und begonnen, aber noch durch Uebermacht der Päpste unterdrückt gehalten wurde; der Kampf des Teufels gegen das Knäblein bedeutet, dafs die Irrlehren der Römischen Kirche seit Gregor VII (1077) erst öffentlich sanctionirt wurden, wodurch der grofse Abfall des Papstthums von Christo sich bestätigte. Kap. XIII, 1 ff.: Das Thier ist das vierte Weltreich des Daniel, das Römische, aber von geistlicher Seite, nämlich die Herrschaft des Papstes; auf seinen Häuptern sind Namen der Lästerung, weil die Päpste Gott lästern, indem sie sich göttliche Macht anmafsen; die Wunde vom Schwert wird heil, d. h. Heinrich IV und V konnten dem Papst, der sich durch das Wormser Concordat (1122) aufs neue befestigte, nur wenig schaden u. s. w. Kap. XIV, 6: Der Engel mit dem ewigen Evangelium, welches aller Welt verkündigt werden soll, bedeutet die neuester Zeit so segensreich verbreiteten Missionsanstalten, nicht etwa blofs den *Joh. Arndt*, wie *Bengel* meint, der anders darüber geurtheilt haben würde, wenn er unsre Zeit erlebt hätte. Kap. XVII, 8—11 sind wohl die schwersten in der ganzen Offenbarung, und nicht ohne Ursache so räthselhaft ausgedrückt; der Inhalt derselben wird erst in der Zeit, da er in Erfüllung geht, recht enthüllt werden, weil es dann nöthig ist, zur Stärkung der Gläubigen. (Wie diese dadurch bewirkt werden soll, und was es überhaupt helfen kann, eine Offenbarung zu haben, die nichts offenbart, als was man auch ohne sie eben so früh erfährt, sagt Hr. *S.* nicht, verräth hier aber indirect, woher es kommt, dafs erst er im Stande war, die angebliche Weissagung auf unsre Zeit herabzuführen.) Das Thier, das da war und nicht ist, und wieder kommen wird, ist das Papstthum, welches über die Könige der Erde herrschen will. Es soll in einen Zustand gerathen, da es nicht ist, also aufgehoben, wie es z. B. 1809 durch ein Decret Napoleons geschah; es wird wiederkommen, und zwar aus dem Abgrund, d. h. es wird dann gar nichts Christliches mehr an sich haben, sondern allein dem Teufel angehören. Vielleicht könnte aber auch Napoleon damit gemeint seyn, der sich mit der Hölle verbündete, um zu seiner Macht zu gelangen; denn als Herr von Rom ist er auch einer von den sieben Fürsten (den Hörnern). S. 184. Kap. 21 und 22 können gute Dienste leisten gegen den falschen Idealismus unserer Zeit, da man Alles vergeistigen will, alles Reale aus dem Himmel verbannen, da man das Materiale für den eigentlichen Sitz der Sünde hält. Nicht also! weg mit diesen Träumen von eitel Geistigkeit, wo kein Raum und keine Materie mehr seyn soll! Es wird ein neuer Himmel seyn und eine neue Erde, auf dem (der) wieder ein Paradies seyn wird, wie das erste war, u. s. w." Man sieht wohl, dafs Hr. *S.* Lust hat, sich seinen Himmel auf gut rabbinisch oder muhammedanisch mit allen sinnlichen Genüssen auszuschmücken. Die letzten Kapitel giebt er *fast nur im* Auszuge oder in der Uebersetzung, indem er nicht Erklärungen, sondern blofse Betrachtungen hinzufügt, und obgleich nun neben den Erklärungen fast schon die ganze Apokalypse mit manchen Wiederholungen gegeben worden, läfst er doch noch ein Mal eine Uebersetzung des ganzen Buchs als Anhang abdrucken und giebt eine Tabelle über die Ereignisse, welche verkündigt werden, bey. Des Vfs höchst undeutschen und unbeholfenen Stil hat Rec. oft der Kürze wegen zusammengezogen, absichtlich aber auch auffallende Sprachfehler hie und da stehen lassen.

RELIGIONSSCHRIFTEN.

ALTONA, b. Busch: *Die christliche Vollkommenheit.* Ein Vermächtnifs in Bibelwort und Bibelgeist für meine Konfirmanden: zur Aufbewahrung in ihrem Herzen, ihren Händen dargereicht in der Abschiedsstunde, von *Franz Adolph Schrödter*, Kgl. Dänischem Kirchenprobst der Probstey Oldenburg und Hauptpastor der Stadt Oldenburg in Holstein. *Dritte* verm. u. verb. Ausg. 1829. XXII u. 330 S. 8. (12 gGr.)

Der Leser findet in dieser Schrift einen kurzen Abrifs der christlichen Glaubens- und Sittenlehre nach Bibelstellen, eine liebevolle, väterliche Ermahnung und eine kleine Liedersammlung für abgehende Confirmanden. Wir finden dieselbe zweckmäfsig, und der Vf. kann sich über lieblose Urtheile, die ihm, der Vorrede zufolge, geäufsert sind, bey dem seinem Werke zu Theil gewordenen verdienten zahlreichen Absatze um so eher beruhigen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1830.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

KARLSRUHE, b. Braun: *Wörterbuch der Englisch-Deutschen und Deutsch-Englischen Sprache* von *Joseph Leonhard Hilpert*. *Erster* Band. Englisch-Deutsch. *A—I*. gr. 4. 1828. (3 Rthlr.)

Obwohl dieser Quartant langsam vorrückt, ist doch die Erscheinung des Werkes ein neuer Zeuge und Beweis deutschen beharrlichen Fleifses, dessen rühmlich in diesen Blättern gedacht werden mufs. Es fehlt den Freunden britischer Sprache und Literatur an englisch-deutschen und deutsch-englischen Wörterbüchern nicht; wir haben deren in allen Formaten; das Eine soll diesen, das Andere jenen Mangel ergänzen, und das letzte verspricht immer das beste zu seyn. Hr. *H.* hat sich bey Ausarbeitung gegenwärtigen Werkes die Aufgabe gesetzt, früher an Werken der Art gerügte Unvollkommenheiten zu beseitigen und Lücken in denselben zu ergänzen. Er will sein Buch als einen *Versuch*, diese Aufgabe zu lösen, betrachtet wissen, und man würde ungerecht seyn, wenn man diesen Versuch ungelungen und unbefriedigend nennen wollte. Aus der ohne Bombast und Schwulst geschriebenen Vorrede, in welcher der Vf. zwar von seinem „beharrlichen Fleifs", aber dennoch mit Bescheidenheit spricht und uns Rechenschaft giebt über die Quellen, aus denen er schöpfte und seine Grundsätze bey der Ausarbeitung, erfahren wir, dafs das grofse, englische Sprachwerk von *Johnson*, wie es dessen Bearbeiter *H. T. Todd* geliefert hat, seiner Arbeit zum Grunde gelegt ist; doch hat er sehr Recht gethan, sich nicht sklavisch an die von *Johnson* angegebenen, oft zur Ungebühr angehäuften Bedeutungen zu halten, sondern sich vielmehr zu bemühen, diese Bedeutungen aus den von ihm selbst citirten Stellen klassischer Schriftsteller Englands herauszufinden, und sie mit Berücksichtigung ihrer Etymologie und Analogie logisch zu ordnen und zusammenzustellen, um auf diese Art einiges Licht in jenes Chaos zu bringen. In der Ueberzeugung, dafs das Heil für die Lexikographie hauptsächlich von der Etymologie herkommt, hat ferner der Vf. den Ursprung englischer Wörter und ihre Aehnlichkeit und Verwandtschaft mit andern Sprachen, besonders mit der deutschen, zu ermitteln gesucht, um die erste oder Grundbedeutung eines jeden Wortes voranzustellen, und aus derselben die Nebenbedeutungen entwickeln zu können. Besonders hat er es sich zum strengen Gesetz gemacht, bey Aufstellung der Bedeutungen eines englischen Wortes die Bedeutungen des ihnen entsprechenden deutschen oder französischen Wortes so weit wie möglich zu verfolgen. *Johnson*, ein tüchtiger Grieche und Lateiner, ist in griechischen und lateinischen Etymologieen fast immer ein richtiger Führer; dagegen fehlt er häufig, wo er den ursprünglisch deutschen und sächsischen Wurzelwörtern nachspürt. Dafs er das selbst fühlt; geht aus den Worten hervor: „*The etymology, which i adopt, is uncertain and perhaps frequently erraneous.*" Wenn jedoch Hr *H.* behauptet, kaum der zehnte Theil von *Johnson* angeführten Etymologieen sey richtig, und auch da, wo er das rechte, fremde Wort getroffen, habe er es, wenn es nicht gerade ein lateinisches oder griechisches war, in der Schrift verunstaltet; so ist er wohl zu streng gegen *J.* und schmälert das Verdienst desselben zu sehr. Auch sollte er nicht vergessen, dafs er auf *Johnson's* und *Todd's* Schultern steht. Da Hr. *H.* die deutsche und französische Sprache kennt, eine Kenntnifs, die *Johnson* abging, so erwachsen daraus dem etymologischen Theile seines Werkes allerdings bedeutende Vorzüge. Noch gröfsere Vortheile erwuchsen ihm, nach seinem eignen und ihm zur Ehre gereichenden Geständnifs, hinsichtlich der Etymologie, aus der Benutzung der neuesten Ausgabe des Bailey-Fahrenkrüger'schen Wörterbuchs, welche der um das Sprachstudium so verdiende Hr. *A. Wagner* veranstaltet hat, eines Werkes, welches sich uns im Gebrauch als sehr bewährt gezeigt hat. Zwar weicht er von diesem Sprachforscher in vielen seiner Angaben ab, läfst aber den Bemühungen desselben volle Gerechtigkeit widerfahren. Die reichste Ausbeute gewährte indessen Hn. *H.* das synglossische Werk: *Tripartitum, seu de analogia linguarum libellus, Viennae* 1820—1823, von welchem er sagt: Alles Gute, was unser Werk in Beziehung auf Etymologie und Sprachvergleichungen enthält, haben wir diesem Buche und der Hülfe eines der würdigen Verfasser desselben, eines eben so ausgezeichneten als anspruchlosen Sprachforschers, der im Schoofse der Mufse, in einer der gröfsten Städte Europa's des Studiums der Sprache im weitesten Sinne pflegt, lediglich zu danken. Eine nothwendige Folge der Sorgfalt, die der Vf. der Aufsuchung der Grundbedeutung eines Wortes widmete, ist die Trennung der zufällig gleich klingenden Wörter. Er hat sich daher gehütet, wie dieses so ziemlich in allen bisher erschienenen englisch-deutschen Wörterbüchern geschehen, *Miss* (nicht aus *Mistress*, sondern aus unserm Metze, Mädse) Mädchen, und *miss*, Verlust,

Irrthum, *kid* die Geis und *kid* der Büschel Haidekraut, *Pan* der Hirtengott, und *pan* die Bratpfanne, in einen Artikel zu bringen. Hr. *Wagner* thut dieſs nicht, sondern stellt dergleichen Bedeutungen unter einen Ausdruck. Bey der Classificirung der verschiedenen Bedeutungen eines Worts läſst Hr. *H.* das Physische, oder wie er sich ausdrückt, das Handgreifliche auf das Psychische folgen. Oft nimmt er, um die volle Bedeutung eines Wortes dem Leser zu versinnlichen, seine Zuflucht zu Beyspielen, die allerdings sehr verdeutlichen, die aber oft hätten kürzer, gedrängter seyn können. Eine sehr schätzbare Zugabe in diesem Wörterbuche, die wir im Wagner'schen vermissen, sind die Synonymen, die häufig unter den Worten mitgegeben werden. Die Beyspiele dazu wurden gröſstentheils aus *Shakespeare's* Werken genommen, was dessen zahlreichen Verehrern in Deutschland gewiſs nicht unlieb seyn wird. *Schlegel's* Uebersetzung diente zur Verdeutschung der Beyspiele aus *Shakespeare*, und die neueste Ausgabe der Basler Bibel war bey Verdeutschung der häufig citirten Stellen aus der h. Schrift behülflich. Auſser den in dem Johnson-Todd'schen Wörterbuche enthaltenen Wörtern, die mit Bezeichnung ihrer verschiedenen Eigenschaften, nämlich ob veraltet, ungebräuchlich u. s. w. angeführt werden, sind auch die in neuern englischen Schriftstellern, so wie die in der Umgangssprache häufig vorkommenden landschaftlichen Wörter und Ausdrücke berücksichtigt, und selbst der Londoner Mundart ist hin und wieder eine Stelle angewiesen; letzteres geschah besonders aus dem Grunde, weil die neuern englischen Lustspiele und Londoner Zeitungsblätter von Ausdrücken dieser Mundart wimmeln, die für den, der nicht in der Hauptstadt wohnt, oft ganz unverständlich sind. Die gänzlich veralteten Ausdrücke, die von keinem bessern englischen Autor heut zu Tage mehr gebraucht werden, fehlen hier, und der Vf. giebt dagegen eine nicht unbedeutende Anzahl von Kunstwörtern, aus dem Gebiete der Arzneywissenschaft, der Rechtsgelehrsamkeit, der Schifffahrt, des Handels, der Gewerbe u. s. w., die *Johnson* übergangen oder nicht genügend erläutert hat. Triviale oder obscöne Wörter der Volkssprache sind dagegen nicht aufgenommen, und der Vf. verweiset diejenigen, die darnach suchen sollten, auf *Black Slums in the holy land* und auf *All Max in the East*, wo zugleich ihre Anwendung aufs praktische Leben zu ersehen ist.

Hr. *Wagner*, mit dessen Wörterbuche wir das gegenwärtige schon einige Male verglichen haben, pflegt gröſstentheils die Aussprache eines Worts mit deutschen Buchstaben bezeichnet, nach deutscher Aussprache in Klammern beyzufügen, was wir nicht tadeln können. Hr. *H.* verfährt anders. Er hat es vorgezogen, die Aussprache nach *Walker's Pronouncing-Dictionary* (27ste Auflage) jedem Worte beyzusetzen, und sich die Mühe nicht verdrieſsen lassen, theils manche (vielleicht Setz-) Fehler zu verbessern, theils bey andern nicht aufgenommenen Wörtern nach den von ihm aufgestellten Grundsätzen anzumerken. *Walker* bezeichnet bekanntlich die verschiedenen Klänge durch Chiffren; so auch Hr. *H.*, und um diese Chiffrenschrift verständlich zu machen, fügt er dem Schlusse der Vorrede eine Tabelle bey, nach welcher die Aussprache in dem Wörterbuche bestimmt ist, und mit der sich der mit dem Walker'schen Werke unbekannte Leser nothwendig erst bekannt machen muſs, wenn er dieses Buch mit Nutzen gebrauchen will.

Auſser den bereits genannten drey Werken schöpfte der Vf. in Bezug auf Etymologie und Sprachvergleichung aus *Weinhart's* Verwandtschaft der Sprachen; *Whiter's Etymologicon universale* oder *Universal Etymological Dictionary*; ferner *David Booth's Analytical Dictionary of the English language*; den *Diversions of Purley* des scharfsinnigen *Horne Tooke*; *Jamieson's etymological Dictionary of the Scottish language* und dem *Glossaire de la langue romane* von *J. B. de Roquefort*. Zur Auffindung und Erklärung von Stellen aus *Shakespeare* leistete ihm *Samuel Ayscough's Index to the remarkable passages and words, made use of by Shakespear* und das *Glossary* von *Robert Nares* vielen Nutzen. Auſser einigen hier angeführten Werken, die in Bezug auf die Erklärung der Wörter aus den Naturwissenschaften gebraucht wurden, bediente sich Hr. H. hinsichtlich des Mundartlichen *J. Egan's Life in London, Samuel Pegge's Anecdotes of the English language, chiefly regarding the local dialect of London; J. Bee's Slang*, und endlich *J. Ray's complete collection of English Proverbs.*

Um nun den Freunden der englischen Sprache namentlich den Besitzern von der neuesten Ausgabe des Bailey-Fahrenkrüger'schen Wörterbuchs, die Hr. *Wagner* besorgt hat, zu zeigen, was sie bey dem Gebrauch des Hilpert'schen Wörterbuchs gegen den des Wagner'schen gewinnen oder verlieren, lassen wir sie selbst prüfen, indem wir hier einen Auszug aus beiden Werken gegen einander über stellen. Der Zufall giebt beym Aufschlagen S. 309:

Hilpert.

FLEET (auch *fleot* oder *flet*; angels. *fleot*) s. die Bai, Bucht.

FLEET (*Fleth.*) s. der Wassergraben, das Fleth, die Flethe. (daher die Benennungen — *street* — — *prison* in London.)

TO FLEET, (V. *to flit*) v.n. (sich leichtsinnig hin und her bewegen) flattern. — *from place to place*, von einem Orte zum andern flattern.

II. v. a. leicht hinbringen, verleben (die Zeit.).

Wagner.

Fléet, *flíht*, v. πλεω, πλοω, πλαω, vergl. *floot*, *fleet*, *flood*, *flow*, die sämmtlich verw. sind, und eben auch in φλυω hinüberspielen) die Flotte, Lände; Bai, der Wasseranger.

Fleet (v. φλυω, wie *nimble* von νεω) flink, leicht, flüchtig, *Shk. T. S.*; abgerahmt, wässerig. *F.* — *hound*, der Stöber, Stäuberhund.

Hil-

Hilpert.	*Wagner.*
FLEET, adj. 1) schnell, leicht, flüchtig. — *dogs*, schnellfüfsige Hunde; *The fleetest horses in England*, die flüchtigen Pferde in England; *Fleeter than the wind*, schneller als der Wind. 2) a) leicht, oberflächlich (einen Acker pflügen. b) leicht = nur oberflächlich fruchtbar.	*to Fleet*, flott seyn; oberflächlich über etwas hinfahren; eilen, gleiten; verleben, leicht hinbringen; treiben, abrahmen; verfliegen, schnell vorübergehen. *To fleet the time*, die Zeit vertreiben.
FLEETFOOT, *) *fleet-fut*, adj. schnellfüfsig, leichtfüfsig.	*Fleeting*, eilend, gleitend, flüchtig, die Eile; Wasserfahrt; das Abrahmen; *F— dish*, der Rahmlöffel.
TO FLEET, (u. *fly*, fliehe, wall. *fflo*) v. n, fliehen, dahin eilen. Fig. *Fleeting joys*, flüchtige oder vergängliche Freuden; *A fleeting form*, eine vergängliche Gestalt; *Calls my fleeting soul away*, ruft meine fliehende Seele hinweg.	
To FLEET (nordd. flöte, flöfse, Flott) v. a. flöten, rahmen, abrahmen (die Milch) *Fleeting-dish* der Rahmlöffel. Fig. *He fleeted of the cream of the kings manors*, er schöpfte den Rahm von des Königs Landgütern ab.	
FLEETLY, *fleet-le*, adv. leicht, schnell, flüchtig.	*Fleetly*, flink, leicht.
FLEETNESS, *fleet-nes*, s. die Leichtigkeit, Schnelligkeit. Fig. *T— of time*, die Flüchtigkeit der Zeit.	*Fleetness*, die Leichtigkeit, Flüchtigkeit, Schnelligkeit.
FLEGM, *flem*, V. *Phlegm*.	*Flegm*, *flemm*, (*phlegm* vergl. *flam*) das Phlegma, der wässerige Schleim.
	Flegmatic, *flégmy*, *fleggmätik*, *flemmi*, phlegmatisch, wässerig, kalt.
	Flégmaticness, das Phlegmatische.
FLEMINGO, *flem-ing*. s. der Flaminger, Flämmander, Niederländer.	*Flémming*, flemming, der Flamänder, Niederländer.
FLEMISH, *flem-ish*. adj. flämisch, flanderisch. Fig. *— account*, eine schlechte Rechnung.	*Flémmish*, flämisch. *F. acount*, volkspr. eine schlechte Rechnung.
FLEESH, *flesh*, (Fleisch, Leik) s. 1) das Fleisch. a) (alle weiche, aber feste Theile der thierischen Körper.) *Raw — das* lebendige oder gesunde Fleisch; *Dead —* das todte, erstorbene Fleisch; *To gather —* zu Fleische kommen, fleischig oder fett werden; *To pick the — off*, vom Fleische enthlöfsen, abfleischen, Fig. *A great lump of —* (ein fleischiger, dikker Mensch) der Fleischklumpen, die Fleischmasse.	*Flésh*; *Flesh*, (angels. *lic*, goth. *leik*, *flaesc*, deutsch) das *Fleisch*. *To gather f.* — fett werden. Sprichw. *To go the way of all f.*, den Weg alles Fleisches gehen. *F. broth*, die Fleischbrühe. *F. brushes*, Frottirbürsten. *F. colour*, die Fleischfarbe. *F. day*, der Fleischtag. *F. devouring*, fleischfressend.

Hilpert.	*Wagner.*
b) (in engerer Bedeutung, die Muskeltheile der thierischen Körper, zum Unterschiede von Fett und andern weichen Theilen; besonders das Fleisch der Säugethiere und Vögel, zum Unterschiede vom Fleische der Fische und anderer Wasserthiere.) *A great — eater*, ein grofser Fleischesser. Prov. *— and fell*, Haut und Haar; *Young — and old fish*, junges Fleisch und alte Fische; *He is neither fish, nor good red herring*, er ist weder Fisch noch Fleisch, weder kalt noch warm, ist zu gar nichts zu brauchen. *Syn.* V. Meat. 2) Fig. das Fleisch. a) (der Körper, der Leib des Menschen und in weiterer Bedeutung Menschen und Thiere überhaupt.) *To take —* Fleisch (Mensch) werden; *God made —* der eingefleischte (Mensch gewordene) Gott; *Let not our hand be upon him; for he is our —* (h. Schrift, dafs sich unsere Hände nicht an ihm vergreifen, denn er ist unser Fleisch, (unser naher Verwandter.) Prov. *To go the way of all —* den Weg alles Fleisches gehen (sterben.) b) (der sinnliche Theil des Menschen, seine Begierde und Lüste.) *The pleasures of the —* die fleischlichen Lüste; *The thorn in the —* die Antriebe des Fleisches. c) (der äufserliche oder wörtliche Sinn einer Vorschrift, eine im heiligen Paulus oft vorkommende Bedeutung.) *Ye judge after the —* (h. Schrift), ihr richtet nach dem Fleisch.	*F. fly*, die Schmeifsfliege. *F. hook*, der Fleischhaken, Kräuel. *F. meat*, die Fleischspeise. *F. monger*, der Fleischhändler, Vermakler. *F. pot*, der Fleischtopf.

Wer sieht hier nicht, um wie viel materiellreicher Hr. *H.*, als Hr. *W.* ist. Aufserdem giebt Hr. *H.* noch drey und zwanzig Wörter, die er aus dem Wurzelworte *flesh* ableitet, an, und die bey Hn. *W.* gleich mit unter dem Substantiv stehen. Freylich stehen bey Hn. *H.* drey Columnen auf jeder Quartseite. Möge er nicht bey der schweren Arbeit ermüden, und die Freunde englischer Sprache bald mit dem Ganzen erfreuen, welches langsam vorzurücken scheint. Manche schottische Wörter, die bereits Bürgerrecht in England erhalten, könnte der Vf. mit aufgenommen haben. Der Druck ist correct und der Preis nicht übertrieben.

Breslau, b. W. G. Korn: *Theoretisch-praktische Grammatik der polnischen Sprache*, mit Uebungsaufgaben, Gesprächen, Titulaturen und den zum Sprechen nöthigen Wörtern, von *Carl Pohl*, Leh-

*) Die zusammengesetzten Wörter sind mit kleinen Kapitälchen gedruckt.

Lehrer der polnischen Sprache am königl. Friedrichs-Gymnasium zu Breslau. 1829. 8. XII u. 344 S. (20 gr.)

Ein sehr nützliches und sehr brauchbares Buch zur Erlernung der polnischen Sprache. In der Vorrede äufsert sich der Vf., dafs eine Grammatik zugleich theoretisch und praktisch seyn müsse, um die Erlernung der Sprache leicht zu machen. Ganz leicht indessen dürfte dann aber wohl keine Sprache gemacht werden können, wenn man sie gründlich erlernen will, denn dazu gehört etwas mehr, als eine Grammatik. Doch ist für den Anfänger es wohl sehr rathsam, ihm nicht sogleich alle Schwierigkeiten zu zeigen, und die ganze Sache so vorzustellen, als wenn sie leicht wäre, bis er Geschmack an ihr gewinnt. Rec. lobt im Ganzen genommen die Arbeit des Hn. *Pohl* sowohl im theoretischen als praktischen Theile, der erstere ist fast ganz aus *Bandtke's* polnischer Grammatik, ed. III. bey W. G. Korn 1824, genommen. Man sehe z. B. bey Hn. *Pohl* S. 34, *Bantke* S. 94, wo Hr. *Pohl* alle Beyspiele von *B.* wörtlich angeführt vom Vocativus Sing. Doch hat Hr. *P.* meistentheils sich bestrebt, die Regeln, die *B.* giebt, kurz zu fassen und hat auch nicht selten manches, ohne der Deutlichkeit Eintrag zu thun, in eine bessere Uebersicht gebracht, aber auch manches ausgelassen, was zu wissen nöthig ist. Dahin rechnet Rec. die Auseinandersetzung der Regeln über die *genera substantivorum*, die bey *B.* weit genauer ist. Der Versuch die Aussprache durch deutsche Lettern auszudrükken, taugt weder bey Hn. *B.* noch *P.* Mit welcher lebenden Sprache, die italienische ausgenommen, kann man dies thun? Hier mufs das Ohr, die Stimme des Sprechenden alles leisten, *Vox viva.* Hr. *P.* hat aber auch noch fehlerhafte Angaben, z. B. *Bracia* soll *Bratschia*, nicht *Bracia* ausgesprochen, *Xiądz*, nicht *Ksiondz*, sondern *Kschiondz*. Das Gegentheil sagt er ja selbst ganz richtig S. 10. Nr. 8, wo er den Unterschied von *y* und *i* lehrt. — Der praktische Theil des Hn. *P.* ist ganz sein Eigenthum, und Rec. findet ihn recht gut bearbeitet nach *Meidinger's* Methode, nur sind die Abbreviaturen S. 25 *Dłus. Rob.* statt *Długość*, *robota* nicht zu loben, denn der Anfänger kann sie nicht ergänzen, und der besser Unterrichtete bedarf ihrer nicht.

Den etymologischen Theil hat Hr. *P.* sehr gut bearbeitet, aber ganz erstaunt war Rec., bey dem Instrumentalis die Praep. *z* (S. 22 *z skarbem*, *z skarbami* u. s. w.) fast überall in den Paradigmen zu finden. Der Localis kann freylich nicht selbstständig da stehen, der Instrumentalis steht aber wie im Lateinischen der Ablativus gar oft selbstständig auf die Fragen womit, wodurch, und mit Präpositionen verliert er seine instrumentale Bedeutung, mit der Präposition *z* wird er comitativus, wie Hr. *P.* in der Syntax §. 54. S. 224. 225 ganz richtig lehrt. Als Rec. diesen Germanismus erblickte, so verlor er beynahe alle Lust weiter zu lesen, bis eine nähere Ansicht des nützlichen Buches ihn belehrte, dafs dieser Fehlgriff des Vfs aus unbekannten Gründen einer der anstöfsigsten in dem ganzen Werke war. Wollte der Vf. wohl etwas Neues sagen? In der Grammatik einer alten Sprache kann man nicht neu seyn. Der Vf. mufs durchaus dieses in einer neuen Ausgabe ändern und diesen Casus nach alter Sitte im Paradigma aufführen. Bey Personen kommt er zwar selten vor, d. i. Personen, die nicht wirkliche Werkzeuge seyn, nicht als mechanische Werkzeuge zu betrachten sind, stehen selten im selbstständigen Instrumentalis. Aber es sind doch Fälle genug da, wo auch sie so stehen. *Ludźmi, żołnierzami to wskónasz, towykonasz. Nie ludźmi, ale ogniem dokonasz twego zamiaru.* Bey Autoren, ansehnlichen Personen ist im Polnischen jetzt nothwendig *przez* durch, das lateinische *per*, seltener aber, und jetzt fast veraltet *od*, von, das lat. *a, ab.* z. B. *Grammatyka pisana przez (wydana) Pana Pohla*, aber in andern Dialecten z. B. im Russischen und Altslavonischen heifst es allerdings *kniha izdana hospodinom Polom.* Das Verbum ist auch nach *B.* bearbeitet, Hr. *P.* hat hier manches noch deutlicher gemacht als *B.* Der Stil des Vfs ist in beiden Sprachen rein und deutlich, die Terminologie wie bey *B.* lateinisch. *B.* führt meistentheils die Auctoritäten aus alten und lebenden Klassikern an, Hr. *P.* läfst sie weg. Wir glauben, dafs es für Anfänger nichts schadet, aber für Erfahrene ist es angenehmer sie zu wissen. *B.* hat alle Archaismen aufgenommen und davor gewarnt, Hr. *P.* hat sie, einige wenige ausgenommen, gar nicht erwähnt. Für Anfänger dürfte dies ganz recht seyn; denn je kürzer man ist, desto besser ist es. — An Druckfehlern fehlt es nicht, z. B. S. 105 *kto luby pokoy* statt *lubi*, *Encliticae* statt *enclitica.* Im Polnischen S. 62 *pojechał na sankach do krolewca*, ist nicht falsch, gewöhnlicher *sankami*, wie *B.* richtiger bemerkt. *Zmłoc*, S. 144. 145, mufs *zmleć* heifsen. *Ani kieliszka nie bę dę pił*, richtiger *nie wypi ię* S. 145. Doch ist *nie bę dę pił* oder *pic nie bę dę* auch nicht falsch, weil man doch abgesetzt und nicht in einem Zuge trinkt. S. 103 *osieł chodzi powolniey jak mut* statt *nie tak predko jak mut* ist nicht zu loben. *Powolny* heifst langsam, aber auch langmüthig, nachgiebig, wird wohl von Thieren nicht gebraucht, als um ihre Langmüthigkeit anzuzeigen, z. B. *koń powolny.* Solche Verstöfse zu rügen ist der Raum einer Recension zu klein. Doch bemerkt Rec. zum Schlusse, dafs *obrać kogo za co* statt *na co* anfängt zweydeutig zu werden, und manchmal nur so viel bedeutet, als jemanden wozu wählen an die Stelle eines andern, als Stellvertreter. *Ogłosic sie czem*, und *za co* ist noch gewöhnlich, so auch *udać się za co, za kogo, Pohl* S. 226, *Bandtke* S. 328. Das Wörterbuch am Schlusse ist nicht immer bestimmt genug.

MONATSREGISTER

vom

MÄRZ 1830.

I.

Verzeichniſs der in der Allgem. Lit. Zeit. und den Ergänzungsblättern recenſirten Schriften.

Anm. Die erſte Ziffer zeigt die Numer, die zweyte die Seite an. Der Beyſatz EB. bezeichnet die Ergänzungsblätter.

A.

Ancillon, Fr., Pensées sur l'homme, ses rapports et ses interêts. Tom. I et II. 47, 374.

August, s. *Christian August.*

B.

Balcke, A. G., der Glaube an Jesum, in einem Jahrg. von Predigten üb. die kirchl. Evangelien. 1r Th. 54, 431.

Behr, Jon. H. Tr., Predigten, gehalten bey dem Hauptgottesdienste zu Gera u. zur Feyer der 50jähr. Amtsführung seines Vaters Chr. Aug. *Behr*. 54, 431.

Bernhardi, J. Jak., s. A. F. *Hecker*.

Berthold, Ar. Ad., Lehrbuch der Physiologie des Menschen u. der Thiere. 1r Th. allgemeine, 2r Th. besondere Physiologie. 48, 377.

Bevan, E., die Honigbiene, ihre Naturgesch., Physiologie u. Behandlung; aus dem Engl. EB. 36, 281.

Bibliothek deutscher Dichter s. W. *Mueller*.

Biographie, medicinische — Auch:

— der Aerzte; aus dem Franz. mit Zusätzen. Von Aug. F. *Brüggemann*. 1 Bds 2s Hft. 58, 461.

Blume, G. A., s. *Demosthenis* oratio —

Bosse, J. F. W., vollständ. Handbuch der Blumengärtnerey, od. genaue Beschreib. von mehr als 4060 wahren Zierpflanzen-Arten — 49, 390.

Bourel, F. J., s. V. *Collin*.

Bretschneider, K. G., Handbuch der Dogmatik der evangel. lutherischen Kirche — 3e verb. Aufl. 1r Bd, nebst Abhdl. *Schleiermacher*, *Marheinecke* u. *Hase* betr. 2r Bd. 41, 321.

Brockmann, J. H., Homilien, üb. das Leiden u. Sterben Jesu Christi. 47, 376.

Bruchstücke aus den Memoiren eines Berliner Droschken-Fuhrmanns; herausg. von Schneckchen, seinem treuen Rosſs. 55, 440.

Brueggemann, A. F., s. medicin. Biographie —

Buckeliade, die, epischer Schwank für Erlanger Zeitgenossen aus den J. 1820 bis 23. EB. 26, 208.

Buttmann, Ph., Mythologus od. gesammelte Abhandll. üb. die Sagen des Alterthums. 1 u. 2r Bd. 58, 460.

— — s. *Platonis* Dialogi quatuor.

C.

de Candolle, A. P., Organographie végétale, ou description raisonnée des organes des plantes — — — EB. 34, 265.

— — Organographie der Gewächse, od. krit. Beschreib. der Pflanzen-Organe; aus dem Franz. mit Anmerkk. von K. Fr. *Meisner*. 1r Bd. EB. 34, 265.

Christian August, Herzog zu Schlesw. Holstein, Versuch eines Beweises, daſs die Wettrennen das wesentlichste Beförderungsmittel der Pferdezucht u. zur Veredlung nothwendig sind — 49, 385.

Collin, V., die Untersuchung der Brust zur Erkenntniſs der Brustkrankheiten; aus dem Franz. mit Zusätzen nach *Laennec* verm. von F. J. *Bourel*, nebst Vorr. von F. *Nasse*. 47, 369.

D.

Demosthenis oratio in Midiam; cur. G. A. *Blume*. EB. 32, 252.

E.

Enk, M., über den Umgang mit uns selbst. 56, 447.

Erziehung, die erste, das Wichtigste des Menschengeschlechts. Winke für Mütter. Aus dem Engl. 57, 456.

F.

Fenelon s. Telemach.

v. Feuerbach, A., Aktenmäſsige Darstellung merkwürdiger Verbrechen. 2r Bd. EB. 27, 211.

Fischer, C., Dramatische Versuche. 53, 423.

Fleck, F. F., de regno divino liber exegeticus historicus, quatuor evangelistarum doctrinam complectens. EB. 25, 196.

Foerster, K., s. W. *Mueller*.

Fouqué, Fr. de la Motte, der Mensch des Südens u. der Mensch des Nordens. Sendschreiben in Bez. auf *v. Bonstetten's* gleichnamiges Werk an Alex. *v. Humboldt*. 54, 430.

Franz, J. F., neuer Tugendspiegel, od. Anekdoten u. Charakterzüge aus dem Jugendleben denkwürdiger Personen alter u. neuer Zeit — 2e verm. Aufl. EB. 28, 224.

G.

Greiner, G. F. Chr., der Arzt im Menschen, od. die Heilkraft der Natur. 2r Bd. 48, 380.

Grobe, J. S., evangel. Morgen- u. Abendsegen auf alle Tage des ganzen Jahres. 54, 432.

Gutmann, K., neuer Spiegel. Taschenb. für Deutschlands edle Töchter. — Auch:

— — der Spiegel — — — 2r Th. 57, 456.

H.

Haab, Ph. H., Betrachtungen üb. die Leidensgesch. Jesu Chr. nach den Berichten der 4 Evangelisten 47, 376.

Hanke, H., geb. *Arndt*, Vergeltungen; erzählend dargestellt. 1s Bdchn. 48, 384.

Hartig, E. F., prakt. Anleitung zum Vermessen und Chartiren der Forste in Bez. auf Betriebs-Regulirung. 43, 342.

Hecker, A. F., prakt. Arzneymittellehre. 3te revid. Aufl. herausg. von J. Jak. *Bernhardt*. 2r Th. Auch:

— — Kunst die Krankheiten der Menschen zu heilen — 4r Th. 3e verm. Aufl. EB. 29, 232.

Heindorf, L. F., s. *Platonis* Dialogi quatuor —

Heinroth, J. Chr. A., üb. die Hypothese der Materie u. ihren Einfluss auf Wissensch. u. Leben. 50, 393.

Hesselbarth, F. W., Samml. von Beyspielen u. Aufgaben aus der Differential- u. Integralrechnung — 59, 457.

Hilpert, Jos. L., Wörterbuch der Engl. Deutschen u. Deutsch-Engl. Sprache. 1. Bd. Engl. Deutsch. 60, 465.

Hogg, Th. Jeff., 209 Tage od. Tagebuch eines Reisenden auf dem Festlande; aus dem Engl. 1r Th. 46, 365.

Homberg, Tinette, christl. Ermunterungen; allen Gebildetern des weibl. Geschlechts — gewidm. 57, 456.

K.

Kaiser, A., s. *Suil Dhuv* der Falschmünzer —

de Kock, Paul, s. das Milchmädchen —

Koenig, H., die Wallfahrt. Eine Novelle. 47, 375.

Kunhardt, Lehrbuch der bibl. Glaubens- v. Sittenlehre für mittlere Klassen der Gymnasien. EB. 31, 247.

L.

Leben u. Sitten in Persien; aus dem Engl. von W. A. *Lindau*. 2 Theile. 46, 365.

Lesebuch, deutsches, für Schule u. Haus. 2e Aufl. EB. 33, 264.

Lindau, R., s. Reisebilder aus der Levante.

— W. A., s. Leben u. Sitten in Persien.

M.

Mayer, K. E., neuestes allgem. deutsches Gartenbuch mit Rücksicht auf Boden u. Klima — — 49, 387.

— M. M., s. W. *Pirkheimer*.

Mehring, G., über philosophische Kunst. 1s Hft. eine histor. Vorfrage. EB. 34, 270.

Meisner, K. Fr., s. A. P. *de Candolle*.

Menken, G., Blicke in das Leben des Apostels Paulus u. der ersten Christengemeinen; nach einigen Kapiteln der Apostelgesch. EB. 33, 262.

Milchmädchen, das, von Montfermeil; Roman aus der Gegenwart; nach dem Franz. des Paul *de Kock*. 2 Bde. 46, 368.

Muechler, K., die Sittenlehre; in Fabeln u. Erzählungen für die Jugend. 43, 344.

Mueller, W., Bibliothek deutscher Dichter des 17ten Jahrhunderts, fortgesetzt von K. *Förster*. 11r Band. Auch:

— — auserlesene Gedichte von Jak. *Schwieger*, G. *Neumark* u. Joach. *Neander* — EB. 32, 255.

N.

Neudoerffer's, J., Nachrichten von den vornehmsten Künstlern u. Werkleuten, so innerhalb 100 J. in Nürnberg gelebt haben 1546 — nach einer alten Handschr. (Herausg. von F. *Campe*.). EB. 35, 276.

Niemeyer, Chr., das Buch der Tugenden; in Beyspielen aus der neuern und neuesten Geschichte. 1 u. 2r Bd. 43, 344.

Norden, K., das Dorf an der Mosel u. ein *Abend im* Bade. Zwey Erzählungen. 51, 408.

P.

Pigault-Lebrün, s. Valentins verliebte Abenteuer —

Pirkheimer, W., Aufenthalt zu Neunhof — nebst Beyträgen zu dem Leben u. Nachlasse seiner Schwestern u. Töchter von M. M. *Mayer*. EB. 35, 273.

Platonis Dialogi quatuor, Lysis, Charmides, Hippias Maj., Phaedrus. Emendavit L. F. *Heindorfius*. Edit. secunda; denuo emend. Ph. *Buttmannus*. Auch:

Platonis Dialogi selecti, cura L. F. *Heindorfii*. Vol. I. 55, 433. Vol. II. 58, 459.

Pohl, K., theoret. praktische Grammatik der polnischen Sprache — 60, 470.

Prichard, J. C., Researches into the physical History of Mankind. 2 Voll. EB. 29, 228.

R.

v. *Ramdow*, R., nützlicher Rathgeber für Stubengärtner bey Auswahl der schönsten Gewächse und deren zweckmäfsigster Behandlung. 49, 391.

Raschig, K. G., neuestes vollständ. Handbuch der Bienenkunde u. Bienenzucht — nach den vorzüglichst. Bienenschriftstellern bearb. EB. 36, 281.

v. *Reider*, Jac. E., Handbuch der Blumenzucht, oder die Kunst alle Pflanzen selbst zu erkennen, zu kultiviren, veredeln — — 45, 359.

Reiff, J. J., Otto von Rheineck. Trsp. 53, 424.

Reisebilder aus der Levante; aus dem Eng. von R. *Lindau*, mit Vorr. von W. A. *Lindau*. 46, 365.

Rickli, K., Johannis erster Brief, erklärt u. angewendet in Predigten — gehalten zu Luzern — EB. 26, 205.

Boschirt, C. Fr., Entwickelung der Grundsätze des Strafrechts nach den Quellen des gemeinen deutschen Rechts. 44, 345.
v. Rotteck, K., Lehrbuch des Vernunftrechts u. der Staatswissenschaften. 1 Bd. Auch: — Lehrbuch des natürlichen Privatrechts. — EB. 30, 236.

S.

Sander, F., Versuch einer Erklärung der Offenbarung Johannis. 59, 461.
v. Sartorius, A., Erzählungen. 48, 384.
Schroedter, F. A., die christl. Vollkommenheit. Ein Vermächtniss für meine Confirmanden. 3e verm. Ausg. 59, 464.
Schuhmacher, W., Lustgedränge u. Harfenklänge. Eine Samml. Erzählungen, Balladen u. Gedichte. EB. 36, 287.
Schwenk, K., etymolog. Wörterbuch der latein. Sprache mit Vergleichung der griech. u. deutschen. EB. 33, 257.
Schweppe, A., das System des Concurses der Gläubiger nach dem gemeinen in Deutschland geltenden Rechte. 3e verm. Ausg. EB. 32, 256.
Sellen, G., s. Valentins verliebte Abenteuer —
Snell, Imm., einige kurze philosoph. u. theologische Bemerkk. 1s Bdch. 42, 336.
v. Soden, Jul., Hortensien. Erzähll. aus geschichtl. Quellen. 53, 424.
Sostmann, Wilhelmine, geb. *Blumenhagen*, Novellen u. Erzählungen. 2 Bde. 48, 384.
Spenden aus dem Archive des Sonntagsvereins — EB. 36, 287.
Stilling, H., Theobald od. die Schwärmer, 3e Aufl. 2 Bd. 41, 348.
Steeve, K., üb. die Lasten des Grundeigenthums u. Verminderung ders. in Rücksicht auf das Kgr. Hannover. 54, 425.
Sail Dhuv der Falschmünzer, u. die Kartenschlägerin; romant. Erzählungen aus dem Engl. von A. *Kaiser*. 1 u. 2r Th. 46, 368.

T.

Telemach; ins Deutsche übers. nach *Fenelon*. 3te Aufl. EB. 33, 264.
v. Tennecker, S., Handbuch der prakt. Heilmittel- u. Heilungslehre für Freunde der Rossarzneykunde. 2 Bde. 3e wohlfeilere Aufl. EB. 32, 256.
Theile, C. G. G., Notitia novi commentarii in Nov. Testamentum. EB. 25, 193.

U.

Unger, L. H., Comment. med. practica de morbis intestini coeci et de dignitate huius visceris pathologica in diiudicanda passione colica et aliaca. 57, 454.

V.

Valentins verliebte Abenteuer u. Irrfahrten. Ein komischer Roman nach *Pigault-Lebrün* von G. *Sellen*. 1s Bdchn. 2te Aufl. 44, 352.

W.

Wallroth, F. G., Rosae plantarum historia succincta. EB. 34, 268.
v. Wessenberg, J. H., Nikodemus. Eine Erzählung. EB. 27, 216.

(Die Summe aller angezeigten Schriften ist 83.)

II.

Verzeichniss der im Intelligenzblatte enthaltenen literarischen und artistischen Nachrichten und Anzeigen.

A. *Nachrichten.*

Beförderungen und Ehrenbezeigungen.

Allgem. Verzeichniss ders. 17, 129 bis 132. 20, 156 bis 158. *v. Bismark* in Karlsruhe 17, 129. *Brescius* in Breslau 17, 130. *Ehrenberg* in Berlin 17, 129. *Harless* in Bonn 18, 142. *v. Hatten* in Frauenburg 17, 130. *Heffter* in Bonn 23, 177. *Horkel* in Berlin 18, 142. *Huebner*, Generalarzt 17, 130. *v. Jaquin* in Wien 18, 142. *Klug* in Berlin 17, 130. 18, 142. *Kunth* in Berlin 18, 142. *Lauffer* in Katscher 17, 130. *Leo* in Halle 23, 177. *Mutzel* in Frankfurt a. d. O. 17, 130. *Offelsmeyer* in Potsdam 17, 129. *Poisson* in Paris 18, 142. *Rask* in Kopenhagen 18, 137. *v. Sack* in Stettin 22, 172. *Tholuck* in Halle 17, 131. *Uhden* in Berlin 17, 130. *Wegener* in Wittstock 17, 130. *Weiss* in Merseburg 17, 130. *Wunster* in Breslau 17, 130. *Wutzer* in Münster 24, 187.

Todesfälle.

Allg. Verzeichniss ders. vom Sept. 1829 bis Jan. 1830. 20, 153—156. *Hornemann* in Kopenhagen 18, 137.

Universitäten, Akad. u. and. gel. Anstalten.

Berlin, Akad. der Künste, jährl. Plenar-Versamml., abgehandelte Gegenstände 22, 171. — Akad. der Wissensch., öffentl. Sitzung, Vorlesungen 22, 172. *Dijon*, Akad. der Wissensch., 2 Preisaufgaben 18, 142. *Haag*, Direction der Gesellsch. zur Vertheid. der christl. Religion gegen ihre neuesten Bestreiter, jährl. Zusammenkunft, darin ausgesprochene Urtheile üb. eingegangene Preisabhandll., neue Preisaufgaben 19, 145. *Halle*, Universit., *Heffter's* Versetzung von Bonn an *Salchow's* Stelle u. *Leo's* Ernennung zum ordentl. Professor 23, 177.

Hal-

Halle, Universit., *Wutzer's* in Münster Versetzung als Prof. u. Director der med. chir. Anstalt hieselbst 24, 187. *Kopenhagen*, Kgl. dän. Wissensch. Gesellsch., Preisaufgaben der verschied. Klassen, der *Classen*'schen u. *Thott*'schen Legate u. der Landhaushaltungs-Gesell- 23, 179. — Gesellsch. für nordische Alterthumskunde, der Gesellsch. für pommer. Gesch. u. Alterthumsk. zu Stettin gemachte Geschenke, *von Sack's* Ernennung zum ordentl. Mitgliede 22, 172. *Leipzig*, Jablonowskische Gesellsch., Versamml. ders. am Geburtsfest des Stifters, Preiserth. 19, 145. — — Preisfragen 23, 177. *Paris*, Akad. der Wissensch., Verzeichnis der Sitzungen vom 30. Nov. 29 bis 25 Jan. 30. u. der darin abgehandelten Gegenstände 18, 137—140. — geograph. Gesellsch., Sitzung, Abhandll., Zeichnungen 18, 140. — Gesellsch. zur Beförd. des Gewerbfleifses, Preiszuerkennungen, Preisvermehrungen, neue Preise 18, 141. *Rostock*, Universit., Geburtstagsfeyer des Grofsherzogs, *Fritzsche's* Festrede, philolog. Preisaufgabe an Studirende 17, 129. — — Verzeichnifs der Vorlesungen während des Sommer-Semesters 1830 u. der öffentl. Anstalten. 21, 161. *St. Petersburg*, Kais. Akad. der Wissensch., aufserordentl. Sitzung zu Ehren Alex. *v. Humboldt's*, Vorlesungen, Abhandll. 22, 169. — — öffentl. Sitzung zur Feyer ihres Stiftungstags, Berichtserstattungen, Abhandll., Verzeichnifs neu erwählter Ehrenmitglieder u. Correspondenten 22, 170. — Universit., im Werden begriffene Errichtung einer *Facultät od. Section orientalischer Sprachen* das., ausführl. Beschreib. ihrer Einrichtung. Bestimmung u. Zweck 22, 172. *Tübingen*, Universit. Verzeichnifs der Vorlesungen im Sommerhalbj. 1830. 24, 185.

Vermischte Nachrichten.

Graff aus Königsberg wird sich Behufs einer Arbeit eine zeitlang in Halle aufhalten 24, 187. *Kopenhagen*, Schmäh- u. Verketzerungssucht einiger theol. Ultras das. 18, 137. *Schulz*'ens in Giefsen, seit mehreren Jahren auf Reisen im Orient, Ermordung 24, 188. *Toscanische wissenschaftl.* Expedition nach Aegypten ist beendigt, wissensch. Resultate dieser Reise 24, 187. *Würtemberg*, Kunstverein, Kunst- u. Industrie-Ausstellung, Verlosung der angekauften Kunstwerke, gemachte werthvolle Acquisitionen; versammelte Landstände, Antrag an dieselben wegen pensionsfähigen Staatsdienern 20, 158.

B. Anzeigen.

Ankündigungen von Buch- und Kunsthändlern.

Andreä. Buchh. in Frankfurt a. M. 22, 176. Anonyme Ankünd. 25, 193. *Anton* u. *Gelbcke* in Halle 21, 167. 25, 200. *Barth* in Leipzig 19, 150. *Basse* in Quedlinburg 25, 199. Bibliograph. Institut in Hildburghausen u. New-York 21, 165. 23, 181. 25, 197. *van Boekeren* in Gröningen 19, 150. *Brockhaus* in Leipzig 17, 134. 18, 144. *Cnoblock* in Leipzig 21, 168. 24, 168. 24. 189. 192. 25, 193. 200. *Enslin*. Buchh. in Berlin 17, 133. *Ewert*. Buchh. in Danzig 17, 133. *Felsecker* in Nürnberg 20, 160. *Franckh* in München 25, 197. *Gebauer*. Buchh. in Halle 17, 135. *Göschen* in Leipzig 17, 135. *Hahn*. Hofbuchh. in Hannover 17, 133. *Hahn*. Verlagsbuchh. in Leipzig 21, 167. *Hammerich* in Altona 18, 143. *Heinrichshofen*. Buchh. in Magdeburg 24, 192. 25, 195. *Hinrichs*. Buchh. in Leipzig 24, 190. 25, 196. *Kümmel* in Halle 25, 193. *Neubronner* in Ulm 20, 160. *Oehmigke*, L., in Berlin 19, 149. *Osterwald* in Rinteln 25, 200. Schulbuchh. in Braunschweig s. *Vieweg* das. *Schumann*, Gebr., in Zwickau 18, 144. 22, 176. *Trautwein* in Berlin 21, 168. *Vandenhoeck* u. *Ruprecht*. Buchh. in Göttingen 22, 175. *Vieweg* in Braunschweig 17, 135. 19, 151. 20, 158. 22, 173. 23, 183. 24, 189. 25, 194. 200. *Wagner* in Neustadt a. d. O. 20, 157. *Zu-Guttenberg*. Buchh. in Tübingen 17, 134.

Vermischte Anzeigen.

Auction von Büchern in Wernigerode, *Haberlandsche* 20, 160. Bitte, nöthige, an den ungenannten Seminarien-Director, *Rosenmüller's* christl. Lehrbuch betr. 23, 184. *Brockhaus* in Leipzig, Verzeichnifs von Büchern mit herabgesetzten Preisen 19, 151. *Mueller* in Gotha, unentgeldliches Verzeichnifs von bey ihm um billige Preise zu habenden gebundenen Büchern 22, 176. Warnung vor beabsichtigter Täuschung des Publicums, die Schrift: *Quekl, die Religion der Thüringer* betr., dessen wahrer Titel ist: die Prediger-Kirche zu Erfurt — 17, 136.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1830.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Vogel: *Joan. Godofr. Lud. Kosegartenii* theol. doct. eiusdemque et litterar. oriental. in acad. Gryphiswaldensi Prof. p. o., societatum Paris. asiat., Regiae Britannicae asiat., Pomeranae atque Thuringicae antiquitatum patriarum scrutatorum sodalis, *Chrestomathia arabica* ex codd. Mss. Parisiensibus, Gothanis et Berolinensibus collecta atque tum adscriptis vocalibus, tum additis lexico et adnotationibus explanata. 1828. XXIV u. 547 S. 8. (4 Rthlr.)

Wir erhalten in dieser arabischen Chrestomathie ein Werk, welches, als eine reife Frucht des deutschen Fleifses, dem Studium des Arabischen aufs Neue Vorschub leisten und die allgemeinere Verbreitung wie die gröfsere Gründlichkeit dieses Studiums ohne Zweifel nachdrücklich fördern wird. Das Material des Buches besteht aus lauter *Anecdotis* und ist einem nicht unbedeutenden Theile nach aus deutschen Vorrathskammern orientalischer Handschriften entnommen, welche sich freylich an Reichthum mit mehrern ausländischen jetzt noch in keiner Art messen können. Indessen verwahrt doch die herzoglich Gothaische und auch die Berliner königliche Bibliothek diese und jene Perle orientalischer Gelehrsamkeit, welche selbst in den überreichen Büchersälen von Paris vergeblich gesucht werden würde, wenn sie gleich dort, ob des Ueberflusses jeglicher Art von litterarischen Schätzen, kaum vermifst wird. Möchte es nur der mit Recht so gefeyerten Liberalität der Preufsischen Regierung gelingen — denn dafs sie es wolle, darf man, nach den von ihr bereits eingeleiteten diesfalsigen Schritten zu urtheilen, kaum zweifeln —, nicht nur die orientalischen Schätze der Hauptstadt durch stärkere Ankäufe zu vermehren, sondern auch nach und nach bey den übrigen Landesuniversitäten, welchen sie ja in jeder andern Hinsicht eine gleichmütterliche Pflege angedeihen läfst, den Grund zu ähnlichen Sammlungen zu legen, wenn diese auch, wie billig, hinter denen der Residenz immer etwas zurückbleiben müfsten. Vielleicht, dafs dazu durch des befreundeten Rufslands Fortschritte in Asien neue Wege sich öffnen.

Die Texte unsrer Chrestomathie, welche 176 möglichst eng gehaltene Seiten einnehmen, sind in Betreff des anziehenden und zugleich nützlichen Inhaltes, in Betreff der nöthigen Abwechselung so wie des Fortschreitens vom Leichteren zum Schwierigen im Ganzen wirklich meisterhaft ausgewählt. Nur würden wir jedenfalls an die Spitze des Buches eine kleine Partie ganz kurzer in einfachem und leichten Stile geschriebener Stücke gestellt haben, Erzählungen geringern Umfangs, Sprüche der Sunna oder dergleichen. Der Anfänger übersieht gern ein Ganzes in kürzerer Frist und schreitet muthiger fort, wenn er öfter zu gewissen Endpunkten gelangt: wogegen eine Erzählung von vollen 21 enggedruckten Octavseiten, die ohnedies manche Schwierigkeiten in Construction und einzelnen Ausdrücken enthält, trotz des ansprechenden Inhaltes als allererstes Lesestück gar leicht ermüden wird. Auch haben manche Stücke dieser Sammlung zu viele Schwierigkeiten, als dafs sie im Ernst für Anfänger berechnet seyn dürften. Schon dieis zeigt die löbliche Nebenrücksicht des Herausgebers, welche auch in der Vorrede angedeutet ist, das Buch zugleich den Kennern des Arabischen in Bezug auf eigne Studien werth zu machen und weitere Forschungen derselben zu veranlassen.

Fragen wir nun zunächst im Allgemeinen, was Hr. *K.* für das Verständnifs der in die Sammlung aufgenommenen Texte gethan, so müssen wir gestehen, dafs er den hauptsächlichsten Anforderungen auf eine befriedigende Weise Genüge geleistet hat. Für's Erste hat er für einen im Allgemeinen sehr correct gedruckten Text gesorgt, was bey der arabischen Schrift seine grofsen Schwierigkeiten, aber in einem für Anfänger bestimmten Buche auch einen ganz besonderen Werth hat. Ferner ist der erste Theil bis S. 114 vollständig und mit rühmlicher Sorgfalt punctirt. In den folgenden Stücken sind die Lesezeichen absichtlich, nach einer sehr vorsichtigen und zweckmäfsigen Progression, immer spärlicher gesetzt, damit sich der Anfänger allmählig an das Lesen unpunctirter Schrift gewöhne. Nur in schwierigern Stellen und bey den Gedichten findet sich eine reichlichere Vocalisation. Was der Herausg. in dieser Rücksicht, besonders bey metrischen Stellen zu wünschen übrig gelassen, wird sich unten des Näheren ergeben. Weiter ist für das Verständnifs gesorgt durch ein sehr genaues und vollständiges Glossar von S. 179 — 514, worüber unten. Endlich folgen ausführliche Paradigmen über das Nomen, denen Rec., ob er gleich mit der dem Vf. eigenthümlichen Behandlungsweise dieses Gegenstandes nicht ganz einverstanden ist, einen gewissen praktischen Nutzen für den Anfänger nicht absprechen mag, und zuletzt sehr in's Einzelne gehende Anmerkungen über die ersten vier Seiten der

Chrestomathie mit Verweisung auf die grammatischen Arbeiten de Sacy's, Rosenmüller's, und Tychsen's, nebst Uebersetzung einiger Verse der folgenden Seiten, einem doppelten Nachtrag zum Glossar und einer metrischen Bemerkung. — Ehe wir zum Einzelnen übergehen, müssen wir zuvörderst einen in der Vorrede ausgesprochenen und namentlich bey den erstern Stücken in Anwendung gebrachten Grundsatz des Herausg. prüfen. Gewisse Schriftwerke der Araber nämlich, von der leichteren Art, wie die 1001 Nacht, sind nicht in der strengen Form geschrieben, wie sie die nüchterne, überall nur regelmäfsigen Bau duldende Grammatik der Araber gebietet, sondern vielmehr in einem freyeren, aus dem gemeinen Leben aufgegriffenen Tone, gerade so wie es bey uns einem Lafontaine und Clauren nicht in den Sinn kommt, sich von Adelung oder gar von Heyse tyrannisiren zu lassen. So wie nun aber Clauren nicht Clauren bleibt, wenn man ihm die Studentenphrasen und Berolinismen streicht, so verliert 1001 Nacht einen nicht unwesentlichen Zug ihres Charakters und, aufrichtig gesprochen, einen Theil ihres sprachlichen Interesse's, wenn man sie des leichten Gewandes der Volksthümlichkeit zu entkleiden und in die strengen Formen der grammatischen Observanz einzuzwängen versucht. Einen solchen Versuch hat nun Hr. *K.* gemacht — einen Versuch nennen wir's, weil von jener eigenthümlichen Farbe, trotz alles Wischens und Uebertünchens, doch noch mancherley Spuren übrig geblieben sind, die sich auch ohne eine grenzenlose Willkühr nicht ganz vertilgen liefsen. Hr. *K.* vertheidigt sich wegen dieses Verfahrens in der Vorrede, indem er alle Schuld solcher Abnormitäten den Abschreibern beymifst. Wir zweifeln fast, dafs Hr. *K.* diefs im Ernst so meine. Denn die Unregelmäfsigkeit des Stil's in dergleichen Compositionen besteht doch nicht blofs in einzelnen Abweichungen von der strengeren Grammatik, sie ist ja vielmehr so in das Ganze verwebt, dafs man zuweilen Wort für Wort ändern, Umstellungen vornehmen, Constructionen umwerfen, Wörter und Phrasen umtauschen müfste, wenn die Sprache die Rundung und Correctheit erreichen sollte, wie sie von den bestehenden grammatischen Gesetzen erheischt wird. Es ist doch aufser Zweifel, dafs die meisten Mährchen der 1001 Nacht, die Erzählungen der Geschichte Antar's und ähnliche theils *unter* dem Volke entstanden, theils hauptsächlich *für* das Volk geschrieben sind; warum hätte man sich nicht auch in der Sprachform dieser Erzählungen dem Genius des Volkes anschmiegen sollen? Dafs darin noch immer nicht französische und italienische Wörter und die neuesten Bildungen der Vulgärsprache vorkommen, ist aus der Geschichte der Sprache ganz erklärlich und beweist eben, dafs die spätern Abschreiber nicht so sehr willkührlich mit jenen Texten umgegangen sind, weil sie sonst ohne Zweifel auch von diesem neuesten Sprachgute hie und da etwas eingemischt hätten. Doch genug davon. Soviel bleibt freylich gewifs, dafs, wenn solche Stücke einmal die ersten Lesestücke für Anfänger seyn sollten, es immer gerathener war, diesen zu Gunsten die grammatischen Fehler zu verbessern, als sie gleich anfangs in ein Gewirre von Verstöfsen gegen die eben erlernten grammatischen Regeln einzuführen. Dem Alter und der Ehrwürdigkeit solcher Denkmäler war es aber der Herausgeber schuldig, die in den Handschriften vorgefundenen Schreibarten nicht gänzlich zu unterdrücken, sondern dieselben dem Publicum unter irgend einer Form mitzutheilen. Und diefs führt uns auf den letzten Punkt, welchen wir noch berühren müssen, bevor wir zur Musterung der einzelnen Stücke schreiten. Es wäre nämlich höchst wünschenswerth gewesen, dafs Hr. *K.* nicht nur an solchen Stellen, wo er ohne handschriftliche Auctorität änderte, die Lesart der Handschrift angegeben, sondern auch in den Stücken, in welchen er den Text aus zwey Handschriften zusammenstellte, die nicht aufgenommenen Varianten verzeichnet hätte. Ueberdiefs finden sich zumal in dem letztern Theile der Chrestomathie einige Stellen, bey welchen auch ein geübter Lehrer leicht anstofsen wird, und bey welchen sonach der Anfänger, zumal wenn er ohne die Hülfe eines Lehrers *ist* — denn auch für solche bestimmte Hr. *K. sein Buch* (Vorr. S. IX) — jedenfalls um Auskunft verlegen seyn mufs. Endlich fehlt es auch nicht an solchen Stellen, die bey den jetzt noch beschränkten Hülfsmitteln auch dem tiefsten Kenner des Arabischen, wobey wir Hn. *K.* selbst natürlich nicht ausschliefsen, durchaus dunkel seyn müssen. Und auch über diese würde man gern des Herausgebers Vermuthungen vernehmen, da das Glossar die Hülfe versagt. Genug, wir vermissen bey dem Buche *commentarios criticos et exegeticos*, wie sie Hr. *K.* wirklich zu geben im Sinne hatte, aber durch das *Veto* des Verlegers verhindert wurde (Vorr. S. IX). Solche würden den Werth des Buches unzweifelhaft sehr erhöhen. — Es liegt uns nun noch ob, unsren Lesern die einzelnen Partieen des Buches vorzuführen, wobey wir Gelegenheit nehmen wollen, über diefs und jenes unsre Bemerkungen einzustreuen.

An der Spitze steht S. 1 — 21 eine ganz anmuthige Liebesgeschichte aus 1001 Nacht: „Der Geldwechsler von Bagdad." Hr. *K.* legte dabey die Gothaer Handschrift der 1001 Nacht (bey Möller Nr. 915 — 918) zum Grunde und benutzte noch eine Pariser Handschrift, welche eine Sammlung von Erzählungen und unter andern auch diese in etwas längerer Form enthält. In den 4 ersten Bänden der Habicht'schen Ausgabe steht sie nicht. Die Einkleidung ist folgende: Der Chalif Mo'tadhed-billah kommt unter der Maske eines Kaufmanns zu dem Wechsler, welcher ihn freundlich und glänzend bewirthet. Während dessen bemerkt der Chalif auf den kostbaren Teppichen und Geräthschaften des Hauses den Namen seines Grofsvaters Motewakkel. Diefs frappirt ihn, er giebt sich plötzlich zu erkennen, und befiehlt dem Wechsler, ihm darüber genü-

genügenden Aufschluſs zu geben. Die eigentliche Geschichte des Liebeshandels, welchen der Weohsler mit einer Favoritin Motewakkels gehabt, wird nun jenem selbst in den Mund gelegt, und daraus ergiebt sich dann, daſs dieses ihm endlich vom Chalifen geschenkte Mädchen die kostbaren Geräthschaften ihm zugebracht. Die Erzählung bietet manche gut gezeichnete Situationen dar, z. B. wie der Verliebte bey jedem Besuche, den ihm das Mädchen auf dem Markte macht, so verdutzt ist, daſs er ihr jedesmal eine geforderte Summe Geldes geduldig auszahlt, und erst zur Besinnung kommt, wenn sie sich davon gemacht hat; wie er in Chalifenkleidung in einem langen Gange des Serail die Thüren der Zimmer ängstlich zählt, um die der Geliebten nicht zu verfehlen; wie ihm unverhofft, ehe er noch sein Ziel erreicht, der wahre Chalif von Fackeln umgeben entgegenkommt; wie er nur durch einen Zufall unentdeckt bleibt; wie er endlich in Mädchenkleidern wieder entwischen will, aber vom Chalifen entdeckt und mit der Geliebten vereinigt wird. — In diesem Stücke ist die Correctorhand des Herausgebers vermuthlich sehr thätig gewesen; aber alle Zeichen volksthümlicher Schreibart sind dennoch nicht vertilgt. Dahin gehören, auſser mehrern neuern Wörtern, z. B. die Form اعوام statt عوالم *Leute* S. 1. Z. 8. und 2, 4, das falsche Genus im Verbo S. 14, Z. 1, der Gebrauch von بقى als Hülfsverbum und Anderes. Aus dem gemeinen Leben entlehnt scheint auch die hier zweymal vorkommende und sonst unbekannte Redensart لا كان ولا استكان 14, 6. und 16, 12, an deren Erklärung neulich selbst de Sacy verzweifelte (in einem der letzteren Hefte des *Journ. des Savans*). Sie ist auch im Glossar nicht ausdrücklich erläutert und scheint eigentlich zu bedeuten: *er unterlag nicht, lieſs sich nicht überwältigen*, von كان *med. Je*, so daſs in der zweyten Stelle كُنْتَ statt كُنْتَ zu punctiren. In dieser letztern Stelle ist ein solcher Sinn der Phrase am deutlichsten; in der erstern aber, *wo sie den Chalifen zum Lachen bringt*, scheint sie eine schmutzige Anspielung zu enthalten. Man denke an كَيْن und sehe das Schol. zu Hariri S. 4. Z. 15 v. u. nach. Uebrigens ist, Kleinigkeiten ausgenommen, die Vocalisation des Textes genau und der Druck correct. Auſser einigen in den Anmerkungen verbesserten Fehlern sind uns folgende aufgestoſsen. S. 2 letzte Z. und S. 3. Z. 6 ist أَيْدِينَا als Accus. punctirt statt أَيْدِيَنَا und jenes auch in den Anm. wiederholt. 3, 8 steht رِيحان, (nach Golius) statt رَيْحان; 10, 1 ist مِنْكَ zu setzen statt مِنْكَ; 10, 11 أَعْطَه statt أَعْطَه; 14, 3 حُجْرَةٌ statt حُجْرَةٌ; 14, 17 لِصٌ statt لِصٌ; 15, 7 إختى statt أختى; 21, 8 زوجتى statt زوختى und einiges andere, was selbst den Anfänger kaum irretiren kann. Ein paar stärkere Fehler enthalten die Verse S. 17. Im 2ten Halbverse verlangt nämlich Sinn und Metrum نَظَرْتُ statt نَظَرْتُ, und hiernach ist die in den Anm. S. 546 gegebene Uebersetzung zu ändern. In der letzten Zeile ist كَأَنَّنِى zu setzen, und auch من zu Anfange des Verses duldet das Metrum nicht; es hat wohl ursprünglich بهجرانها gestanden.

Die *zweyte* Erzählung von der „Sängerin in Bagdad" S. 22 — 27 ist durch ihren Inhalt nicht minder anziehend als die erste, und die Sprache meist leicht und gefällig. Sie ist aus zwey Gothaischen Handschriften genommen, von denen die eine bey Möller unter Nr. 956 verzeichnet ist. Beide enthalten das Werk eines *Sein-eddin Dáud*, das den Titel führt تزيين الاسواق und ein Auszug aus einem gröfsern Werke, den Märkten der Liebe ist, wovon bey der folgenden Erzählung die Rede seyn wird. Es kommt in diesem Stücke mehrmals das Wort زَلَّال vor, welches die Lexica mit einer hier irgend passenden Bedeutung nicht haben. Aus dem Zusammenhange ist aber deutlich, daſs es ein kleines Fahrzeug bedeute, das Glossar giebt *navicula*. Es scheint von dem leichten Dahinschwanken auf dem Wasser benannt zu seyn. In den Versen S. 24. Z. 12 ist zweymal هُمْ zu schreiben statt هُمْ aus metrischen Gründen.

Nr. 3 — 7, so wie Nr. 16, sind aus einer Pariser Handschrift genommen, welche eine Sammlung kleiner Geschichten enthält, die die Macht der Liebe und Freundschaft darthun sollen. Die Sammlung ist von *Abu'l hasan Ibrahim Elbikâi* (البقاعى) veranstaltet, und zwar nach einem gröfseren Werke der Art, welches den *Abu Mohammed Dscha'far*, bekannt unter dem Namen des Lector von Bagdad, zum Verfasser hat. Der Titel jener kleinern Sammlung ist اسواق الاشواق *die Märkte der Liebe*. Die Erzählungen, welche Hr. *K.* daraus entlehnte, haben einen ernsteren Charakter und mehr moralische Tendenz, als die beiden vorigen. In der Geschichte der Ammâra Nr. 3 sieht man, wie ein gedungener Geschäftsführer durch die Künste der Ueberredung und durch einen übermäſsigen Kaufpreis dem Abdallah ben Dscha'far eine schöne Sclavin ablockt, wie er, mit derselben zurückkehrend, der eben aus der Stadt getragenen Leiche dessen, der ihn gedungen, begegnet, und wie er darauf, in sich gehend, das Mädchen seinem rechtmäſsigen Herrn wieder zuführt und von diesem für seine aufrichtige Reue reichlich belohnt wird. Wir fanden in dem Texte die-

dieses Stückes keinen störenden Fehler aufser etwa S. 33 in der letzten Z., wo أَحَقُّ statt أَحَقٌّ zu setzen. — Die folgende Geschichte von dem treuen Rathgeber Nr. 4. zeichnet die strenge und freymüthige Rüge eines berühmten muhammedanischen Asceten, des *Fodheil ben Ijádh* (الفضيل بن عياض), von welchem Harun Rafchid Lehre annimmt. Hier bemerken wir für Anfänger einige kleine Versehen der Punctation, nämlich S. 35. Z. 8. u. 13. أَمْضِ, wofür أَمْضِ und S. 37. Z. 16. أَلْقَى, wofür أَلْقَى zu schreiben ist. — Die 5te Erzählung *von den beiden treuen Freunden* ist eine der schönsten im ganzen Buche. Beide einem und demselben weisen Erzieher anvertraut, sind sie von Kindheit auf durch das Band der edelsten Freundschaft vereinigt. Ihr Führer wird grausam gemordet, und sie beschliefsen, eine Zeitlang auf seinem Grabe für ihn zu beten. Mittlerweile wird der eine von ihnen tödtlich krank. Er stirbt an der Seite eines alten Sofi. Die Schilderung dieser Sterbescene eines Frommen ist wahrhaft ergreifend, und in dem Gespräche, welches der Sterbende mit dem Sofi führt, hebt sich die Sprache zu rührender Einfalt und Schönheit. Anfangs betrübt den Sterbenden die Trauer des Freundes, welcher bey Gewahrung der Todesgefahr bewufstlos hingesunken. Jener schaut die Engel des Herrn, wie sie in Gestalten, die das Auge nicht festzuhalten vermag, ihn umschweben. Darauf schildert er seinen Schmerz in wehmüthigen Ausdrücken. Endlich sieht er die Pforten der Seligkeit für sich geöffnet, seines Lehrers Geist rauscht über ihm, und er schliefst die Augen. Der Freund kommt wieder zu sich, sieht den Leichnam forttragen und bittet Gott um schleunige Wiedervereinigung mit dem Abgeschiedenen. Gott erhört sein Gebet, er stirbt, noch in betender Stellung. — Das folgende Stück Nr. 6 enthält zunächst eine Reihe urkundlich-traditioneller Relationen, die da bestätigen sollen, dafs in keinem arabischen Stamme so viele Beyspiele reiner Liebe und Freundschaft gefunden wurden, als in dem Stamme Usra ben Sa'd. Die Sprache dieser Ueberlieferungen hält sich zum Theil in einer etwas höhern Region und ist mit poetischen Fragmenten durchwebt, die insgesammt leicht und gefällig sind. In ähnlicher Form knüpfen sich daran allerley Belobungen der wahren Liebe von Seiten berühmter Auctoritäten bis zum Propheten hinauf. In den Versen sind folgende Verbesserungen nöthig. S. 48. Z. 6 ist zweymal نِي statt نِيَ zu punctiren (das Versmaafs ist Munsareh); S. 49. Z. 1 schreibe فَانِّي statt فانني, ebend. Z. 14 وَهْوَ, S. 51. Z. 11 لَمْ statt لَمَّ (vgl. Hariri S. 378. de Sacy Chrestom. III. p. 14. Z. 2 v. u. des Textes, und Pococke zu Togr. S. 16), S. 52. Z. 11 مِنِّيَ statt مِنِّي, ebend. ist das Suffix هُمْ viermal (Z. 13. 14. 15. 18) mit Dhamma über dem Mim zu schreiben. Störend sind aufserdem die Druckfehler: ٱلثنايا S. 47. Z. 1 schreibe الثنايا, und S. 49. Z. 12. حفقان schr. خفقان. — Das folgende Stück Nr. 7 enthält mehrere ganz kurze Erzählungen von gottergebenen oder zu Gott bekehrten Personen (denn auch von der Liebe zu Gott handeln die „Märkte der Liebe"). Sie sind als überlieferte (zum Theil poetische) Fragmente anzusehen, und obgleich meist unbedeutend, spricht doch der fromme Sinn, der in ihnen weht, den Leser an. Wir übergehen einige geringere Druckversehen, an deren Verbesserung sich auch der Anfänger üben mag. Nur die kleinen Gedichte zeigen an manchen Stellen eine tiefer liegende Corruption. S. 57. Z. 10 enthält zwey Verstöfse gegen das Metrum, deren einer auch den Sinn trifft. Zuerst mufs statt مُوَانِسٌ zu Anfang des Verses aus metrischen Gründen das gleichbedeutende مُؤْنِسٌ gesetzt werden (vgl. die folg. S. Z. 10). Das Reimwort aber ٱلنَّزَالِ giebt so punctirt keinen Sinn und zerstört zugleich das Metrum: was auch de Sacy (a. a. O.) fühlte, ohne eine Emendation zu wagen. Ohne Zweifel ist ٱلنُّزَّالُ, der Plural von نَازِلٌ zu setzen. Der Reimvers in der letzten Z. dieser S. ist nothwendig so zu restituiren: وَلَكِنْ لَكَ الْحَمْدُ فِي ذَا وَذَاكَا. In dem vorhergehenden Reimverse aber ist لِلْحُجُبِ zu schreiben statt لِلْحَجَبِ. Man vergleiche die bekannten Formen رُسْلٌ, أُسْدٌ neben رُسُلٌ, أُسُدٌ, wie denn überhaupt alle Nomina dieser Form das Dhamma des zweyten Radicals aufgeben können. Das Metrum des zuletzt besprochenen Gedichts ist *Mutekárib*. S. 61. Z. 2. v. u. schreibe عَلَيْهِمْ. In den Versen S. 62 ist durchgehends der letzte Buchstab der Reimverse ohne Vocal zu schreiben. Aufserdem sind der 5te und 6ste Halbvers fehlerhaft. In dem erstern verlangt das Metrum مُقْنِعًا, was auch einen passenderen Sinn giebt als مُقْنَعًا, in dem letztern setze man ٱلدَّاعِي, dann am Schlusse صَوْتَهُ رَفْعٌ.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1830.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Vogel: *Joan. Godofr. Lud. Kosegartenii — — Chrestomathia arabica* etc.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Das Stück Nr. 16, das wegen seiner Schwierigkeiten weiter hinter gestellt ist (S. 141 — 150), wurde ebenfalls aus den „Märkten der Liebe" entlehnt. Es enthält Nachrichten über das berühmte Liebespaar des Stammes Usra, *Dschemil* und *Botheine*. S. 142. Z. 1 lese man تُعْلِمِينِي, was das Metrum erheischt. Die schwierigen Verse S. 144. Z. 6 ff. kommen, mit Ausschlufs der beiden ersten, in der Hamasa vor (S. 552 der Ausg. v. Freytag), und zwar mit einigen Varianten. Sie scheinen jedoch in der Gestalt, wie sie sich in unsrer Chrestom. finden, mehr Ursprünglichkeit zu haben: woraus auch das Schwankende der Scholien zu jener Stelle der Hamasa erklärt werden mag. Verdorben ist der Vers S. 148 letzte Z., welcher auf der folg. Seite wiederkehrt. Im Vorderverse ist كَنَى in der ersten Form nothwendig statt كَنَّى, wie Hr. *K.* punctirt hat. Der Reimvers aber mufs mit de Sacy (a. a. O.) so hergestellt werden:

وَنَوَى بِمِصْرَ ثَوَاءَ غَيْرِ قَفُولِ.

Wir erlauben uns noch eine Bemerkung über das Zeitalter des *Bikdi*, des Vfs der Märkte der Liebe, von welchem Hr. *K.* in der Vorrede S. XI nichts als den Namen angegeben. Er ist wohl derselbe, welchen *d'Herbelot* im Artikel *Bacaï* unter dem Namen *Borhaneddin Ibrahim ben Omar* aufführt, und von welchem er das Todesjahr 885 H. angiebt. Auf ein so spätes Zeitalter deuten auch theils die Anführungen älterer Schriftsteller, theils einige neuere Wörter, die er eingemischt hat, wie قهرمان S. 29. 82. 84, das auch Ibn Arabschah, sein Zeitgenosse, gebraucht, أَيْشَ statt أَيَّ شَيْءٍ S. 59, vielleicht auch das mehr vulgäre وَاخَّى statt آخَى S. 56. Was aber seinen Hauptvorgänger, den oben schon genannten *Abu Mohammed Dscha'far* betrifft, so darf man vielleicht aus den hier gegebenen Erzählungen selbst schliefsen, dafs er um die Mitte des 5ten Jahrhunderts der Hedschra lebte, wenn nämlich, wie es uns sehr wahrscheinlich ist, die Jahrzahlen 455 und 442 S. 40. Z. 6 und S. 148. Z. 4 auf ihn zu beziehen sind.

Nr. 8. die Geschichte *von dem gekreuzigten Sclaven* in Damask schliefst sich passend an die ernste Weise der zunächst vorangehenden Erzählungen an. Die Situationen des jugendlichen, unschuldigen und gottergebenen Dulders sind in einem ruhigen und finsteren Farbentone ausgemalt, welcher den Zweck der Rührung nicht verfehlt. Die zum Grunde gelegte Pariser Handschrift enthält ein Werk des *Sojuti*, das den Titel führt: die blumige Wiese und der würzige Duft. Schon d'Herbelot kannte diefs Buch. Nur suchten wir in der Vorrede unsrer Chrest. vergeblich nach einer Entscheidung über dessen Zweifel, den er in seiner orient. Bibliothek äufsert, ob auch der Vf. dieses Werks der sonst berühmte Sojuti des 10. u. 11. Jahrh. der H. sey: was allerdings höchst wahrscheinlich ist. Unsere Geschichte ist von ihm aus Schehabeddin Abu Schâma entlehnt und fällt in das Jahr 645. In dem vorletzten Verse des Schlufsgedichts ist هُذِى zu lesen statt هذه, und S. 66. Z. 9. وعْرِيَانَ nach einer bekannten poetischen Licenz zu punctiren statt وعريانِ.

Von jenem düstern Schauplatze, wo die Unschuld leidet, führt uns der weitere Verfolg der Chrestomathie hinaus in das frische, kriegerische Leben freyer arabischer Stämme, vor die Schranken der Heldenkämpfe, in ein Feld, welches durch so manche Scene an die ritterliche Zeit des Mittelalters im Abendlande erinnert. Hier besteht eine verkappte Jungfrau mit Panzer und Helm den harten Kampf auf Schwert und Lanze mit einem enterbten Ritter (S. 68 f.), dort rühmen Abentheurer in den wirthlichen Zelten ihre Thaten (S. 72). Hier reicht ein Tapfrer einem Treulosen (S. 74), dort den raubsüchtigen Feinden „den Becher des Verderbens" (S. 78). Da lagert friedlich im weiten Thale ein zeltbewohnendes Völkchen, die Waffen ruhen in Reihen aufgepflanzt vor den Zelten, die Rosse weiden umher, die Kameele liegen mit gebeugten Knien auf der fetten Wiese, Dirnen ergötzen durch Gesang und Spiel (S. 75): da erhebt sich von fern her eine Wolke von Staub, sie umhüllt die räuberische Horde, die den Ueberfall droht (S. 78); „die Flammen des Kampfes lodern empor (S. 77), eine schwarze Staubwolke „wie ein Stück von der Nacht" wirbelt auf und wächst, „bis sie die Wolken des Him-

mels erreicht," „Blut färbt alle Bärte roth" (S. 77). Ein Held rettet die bedrängte Schaar. Auch nach errungenem Siege kämpft er noch den gefährlichen Zweykampf gegen die Eifersucht, erlegt den Neider und gewinnt das herrliche Streitrofs (S. 80 f.). Diese Erzählung (Nr. 9) ist überschrieben: „die Heldenerlegerin"; der eigentliche Held der Geschichte ist aber Dschundabe. Der Text ist aus einem Gothaer Codex entlehnt (bey Möller Nr. 761 bis 772), der den Titel einer „Geschichte der Streiter und Helden" führt. Die Sprache ist zierlich und häufig geschmückt durch Reim und Bild, die Schilderungen lebendig, fast episch. Der Anfänger wird öfter auf Wörter stofsen, die sonst selten sind, zum Theil herbeygezogen durch gesuchte Häufung von Synonymen, zum Theil durch ausführliche Beschreibung von Einzelheiten, wie der Rüstung zum Kampfe, des Streitrosses u. s. w. Auffallend ist das Wort بَيْنَمِيَّة *Helm*, welches in dem Codex nach Hn. *K's* Versicherung mehrmals ganz deutlich geschrieben vorkömmt, hier S. 68. Z. 11. Die eingestreuten Verse bezeichnet Hr. *K.* selbst in der Vorr. als solche, in denen die *„metra passim turbata esse videntur."* Die Herstellung des Wahren hat Schwierigkeit. Wir versuchen folgende Emendationen. S. 76. Z. 2 ist im Reimverse ein Fehler, wenn es nicht etwa dem Dichter erlaubt war, statt بَوَاد nach der grammatischen Grundform بَوَادِي zu gebrauchen (*Sacy* II, 688). Z. 3. statt تَشْرَعُ vielleicht تُشْرَعُ. Z. 6 schr. الضَّيَا (*Sacy* II, 687) und الْمُزْهِر statt الزُّهْر. Z. 9. مِنْهُم. Z. 10. ist im Vorderverse أَلَّا zu setzen, und صَمِيدَع ist von dem Dichter entweder als Diptoton behandelt, also صميدع, oder man lese الصَّمِيدَع. Im Reimverse aber hat statt فلانة ursprünglich jedenfalls irgend ein Name gestanden. Auch die Verse S. 80 sind an einigen Stellen unrichtig. Vielleicht läfst sich so nachhelfen, dafs man in dem Reimworte des ersten das Elif des Artikels lautbar macht (vgl. Ewald *de metr. ar.* S. 13), und im zweyten Verse أَنْشَا statt أَنْشَأَ schreibt nach bekannter Licenz. Einige kleine Druckversehen lassen wir unberührt, und bemerken nur noch, dafs طَالَ S. 80. Z. 5 nach vulgärer Weise für أَطَالَ gesetzt zu seyn, und dafs ما S. 75. Z. 3 in der Bedeutung *quicquid* zu stehen scheint.

Den Inhalt der folgenden Erzählung aus dem berühmten Romane *Antar* (*cod. Goth.* in 41 Octavbänden, b. Möller 718—759) giebt der Herausg. in der Vorr. selbst kurz an, und fügt eine Notiz bey, welche auf die verschiedenen Relationen dieser *fabula milesia* einiges Licht wirft. Stil und Manier dieses Stücks sind denen des vorigen ähnlich, aber die Schilderungen weniger lebendig. Auch gewährt die Erzählung keinen Totaleindruck, und am Ende ist sie gewaltsam abgebrochen. Die metrischen Partien sind aufs Schlimmste verwahrlost, besonders S. 88. In dem Gedicht S. 93 und 94 lassen sich mehrere Fehler heben, wie Vs 1, wo وَهْوَ, Vs 6, wo تَعْذُلُونِي und مُغْرَى (statt مُغْرَم) das Metrum herstellen. Corrumpirt ist aber auch القوم Vs 4, بحسنها Vs 5, und السيد يوما Vs 6, wo Rec. keine Conjectur wagt. Das folgende Gedicht verräth falsche Lesarten in أَظْهُرِن Vs 2, (statt نَوَاهِد schr. نَوَاهِد), in فزاد und وادى Vs 8, so wie im letzten Vs.

Es folgen einige eigentlich historische Stücke, und zwar zunächst ein Fragment aus *Taberi's* grofsen Annalen, deren vollständige Herausgabe Hr. *K.* seit längerer Zeit beabsichtigte. Schon aus dem hier ausgehobenen Bruchstücke ist ersichtlich, dafs sich Abulfeda's Annalen zu jenem grofsen Geschichtswerke etwa verhalten wie Eutrop's Breviarium zu den Historien des Livius. Denn was hier aus Taberi beygebracht ist von S. 98 — 104, das handelt Abulfeda (Tom. II. S. 28) in vier Zeilen ab. Auch ist die Darstellung in dieser Chronik nicht so dürr und ermüdend wie bey Abulfeda; doch erhebt sie sich auch hier noch nicht über das Einzelne hinauf auch nur zum Raisonnement vom Standpunkte der Verstandesreflexion. Es enthält aber unser Fragment die Geschichte der Entfernung des Omar ben Hafs aus der Provinz Sind und der Einsetzung seines Nachfolgers Heschâm ben Amr durch Mansur, den zweyten Abbasiden, im J. 151 H. Der bekannte Berliner Codex der Annalen des Taberi ist es, aus welchem Hr. *K.* dieses Stück genommen. S. 100. Z. 3 findet sich das sonst unbekannte Wort جَذَافَة, welches im Glossar dem Zusamenhange gemäfs durch *navigium* erklärt wird. — Aus einer Gothaer Handschr. (b. Möller 261) ist die Geschichte von der Expedition des Munes gegen Moktedir Billah und von dem Tode dieses schwachen und willenlosen Chalifen entlehnt. Die Erzählung ist anschaulich und geht sehr ins Detail; dabey ist sie auf dem geraden und noch ganz kurzen Wege der Ueberlieferung vollkommen verbürgt, ja dem Factum fast gleichzeitig. Denn der Tod des Moktedir fällt in das Jahr 320 H., und *Mes'udi*, der Vf. der Erzählung, starb bereits 346. Es ist aber überdiefs bekannt, dafs er sein kürzeres Werk, die bekannten goldnen Wiesen, im J. 336 geschrieben; und dafs das gröfsere Geschichtswerk, in welches obige Erzählung ohne Zweifel gehört, nämlich die اخبار الزمان, noch etwas früher abgefafst ist, als die goldnen Wiesen, das geht hervor aus einer Stelle der letztern, welche Hr. *K.* von de Sacy mitgetheilt und in der

der Vorrede S. XV fg. abgedruckt ist. Auch zeigen einige Stellen ganz deutlich, dafs der Vf. die Nachrichten zum Theil von Augenzeugen hat. Diefs wird hinreichen, um auf die Wichtigkeit dieses Codex aufmerksam zu machen, wenn er gleich leider nur den zweyten Theil jener Zeitgeschichten des Mes'udi umfafst (b. Möller Nr. 261). Die entsprechenden Nachrichten des Abulfeda finden sich in dessen Annalen Th. II. S. 364 fg. — Sehr wichtig ist ferner das folgende Bruchstück aus einem bisher oft desiderirten Werke des berühmten Polygraphen *Makrisi* (mit demselben Rechte auch genannt *Ibn el-Makrisi*). Seine Lebensumstände wie sein historiographischer Charakter sind genugsam bekannt durch die Nachrichten und Auszüge, welche von *Langlès* (*Not. et Extr.* Bd. VI), *de Sacy* (*Chrestom.* Bd. I u. II), *Hamaker* (*Spec. catal.*) u. a. gegeben sind. Der *codex Gothanus* (Nr. 252 b. Möller) ist der bis jetzt einzig bekannte, welcher die wichtige Geschichte der fatemidischen Chalifen in Aegypten enthält. Und dieser Codex ist obendrein höchst wahrscheinlich das Autographon des Makrisi selbst, und enthält am Rande mehrere eigenhändige Zusätze des Vfs, hie und da jedoch auch Lücken, die er, wie es scheint, später auszufüllen gedachte. Ein paar von jenen Marginalien, soweit sie zu dem ausgehobenen Bruchstück gehören, hat Hr. *K.* in der Vorr. abdrucken lassen. Das Bruchstück selbst erzählt den Einzug des *Moïss ledin-illâh* in Cairo im J. 362. Es sind hier, meist nach den Berichten des Ibn Sulâk (ابن زولاق), eines Augenzeugen, des Weitern beschrieben die Audienzen im Schlosse von Cairo, das Vorführen der kostbaren Geschenke (S. 117. 118), das Festgebet auf dem öffentlichen Betplatze am ersten Tage des Beiram (119. 120), und die übrigen Feyerlichkeiten dieses Festes.

Nr. 14. Nachrichten aus Ibn Khallikân's bekanntem biographischen Werke (nach einem Gothaer und zwey Berliner Mss.) über den *Hammâd*, den man wegen seines horrenden Gedächtnisses vorzugsweise den Erzähler (الراوية) nannte. Schon d'Herbelot giebt einige Notizen über ihn, welche durch den hier gegebenen Bericht zu ergänzen und zu berichtigen sind. Ein etwas versteckt liegender Fehler findet sich S. 124. Z. 8 v. u., wo تؤثروه statt تؤثروه zu lesen, so wie S. 127. Z. 4 اعرف statt اعرق. Der Vs ebend. Z. 10 verräth einen Verstofs gegen das Metrum, und eine Emendation liegt nahe. Tiefer liegt die Corruption S. 129. Z. 8. Der Reimvers mufs offenbar mit der letzten Sylbe von ويفنى begonnen werden. So wird auch der Ausgang des Vorderverses richtig, und nur ganz zu Anfange fehlt eine Sylbe. Man schreibe daher وموته, oder besser بموته يفسد الزمان oder ähnliches. Ein Blick in die Handschriften wird entscheiden können.

Die meisten Schwierigkeiten im ganzen Buche bietet unstreitig das folgende Stück Nr. 15 dar, enthaltend Nachrichten von der berühmten Sängerin *Assa el-Meilâ*, aus der Pariser Handschrift des grofsen Buchs der Gesänge (*Kitâb el-agâni*) von *Abulfaradsch el Isfahani*, mit Zuziehung des Gothaer Codex, der, wie nun ausgemacht ist, blofs einen Auszug aus dem gröfsern Werke enthält. Die Schwierigkeiten liegen zum Theil in dem etwas abgerissenen Stile, der hie und da durch seine fast lakonische Kürze das Verständnifs erschwert. Dahin möchten wir rechnen die Stelle S. 132. Z. 1 — 3, vorzüglich die Worte من تكلم او تحرك نقر راسه. Bey dem Gedicht S. 137 ist es vorzüglich der Mangel an Kenntnifs gewisser historischer und geographischer Beziehungen, welcher ein sicheres Erfassen des Sinnes im Ganzen fast unmöglich macht. Als ganz unverständlich mufs aber Rec. die gleich darauf folgenden Zeilen bezeichnen, in welchen von der Weise jenes Gedichts und von der Art, es auf der Laute zu spielen, die Rede ist. Zweifelhaft ist dem Rec. geblieben, in welchem Sinne hier die (an sich freylich deutlichen) Ausdrücke رمل, خفيف, ثقيل, dann wieder ثقيل اول مطلق فى مجرى البنصر und endlich ثانى ثقيل بالوسطى, gesetzt sind. Einige dieser Ausdrücke sind als metrische Termini bekannt, aber sie passen als solche durchaus nicht in den Zusammenhang, welcher nur auf die besondere Art der Melodie und des Spiels hinweiset. Soll daher vielleicht ثقيل und خفيف unsren Gegensatz von *forte* und *piano* bezeichnen, oder soll, in Bezug auf den Vortrag des Liedes, jenes etwa *grave*, dieses *leggiero* seyn?

Da von Nr. 16 schon oben die Rede gewesen, so wenden wir uns sogleich noch zu der kleinen poetischen Blumenlese, welche die letzten Texte der Chrestomathie bilden S. 151 — 176. Die Gedichtchen sind alle, nur Eins ausgenommen, aus dem oben bey Nr. 8 erwähnten Werke des *Sojuti* entlehnt, und haben grofsentheils einen epigrammatischen Charakter. Mehrere haben wirklichen Gehalt, andere ziehen durch ein spielendes und gefälliges Wesen an, und die meisten bieten Gelegenheit, sey es in die Gefilde der üppigen morgenländischen Natur oder in die eigenthümlichen Formen orientalischen Lebens lehrreiche Blicke zu thun. Kommt hiezu noch ein philologisches Interesse für die Sprache und Litteratur überhaupt, so können diese würzigen Blüthen der Poesie mannichfachen Genufs eben sowohl als bleibenden Nutzen gewähren. Die erstern sind ernsterer Art. Sie preisen oder tadeln respective der Reihe nach die Genügsamkeit, die Bescheidenheit, Geduld in Trübsal, Sanftmuth, den Scherz, den Wechsel des Geschicks, das äufsere Glück. Darauf zwey Lieder auf die Taube und ihr Girren, eins auf die Liebe,

Liebe, auf die Schönheit. Besonders lieblich sind die Verse auf den Frühling S. 161. und auf den Wein S. 162, letztere ganz in der den persischen Dichtern so beliebten Weise. (Man beachte darin Vs 6 die Erklärung des Namens عجوز für den Wein.) Weiter findet sich ein Lied auf den Morgentrunk (schöne Zeichnung des Morgens), an das Lüftchen, das um die Schläfe und den Mund des Geliebten tändelt. Darauf einige Verse an eine Orange, die wie Gold mitten in schneebedeckten Zweigen glühte, und ein paar andere. Endlich von S. 168 bis 176 Epigramme auf verschiedene Blumen, Bäume und Früchte, als da sind die Narcisse, die Rose, das Veilchen, der Jasmin, die Granate, die Orange- und Mandelblüthe, die Pfirsichblüthe, die Weide, der Apfel, die Birne, das Zuckerrohr u. a. m. Die Phantasie spielt in diesen kleinen Bereichen ihrer Herrschaft mit den lieblichsten Bildern, die theilweise freylich für das kühle Abendland zu glühend und zu kühn sind. Der See, von der Sonne beschienen, ist eine Silberplatte rings in Goldkorn gefafst (S. 161); die Frühlingsluft streut den Duft aus, den ihr die Blumen anvertraut wie ihr Geheimnifs (ebend.); wenn nicht das Gewebe von Perlen wie ein Netz den Wein im Becher deckte, würde seine Kraft verfliegen (162); die Nebelwolke behängt die jungfräulichen Blumen mit den Perlen des Thau's wie mit Halsgeschmeiden und Rosenkränzen (zum Beten); Kosach, der Genius der Wolken, schiefst seine Pfeile ab, und die Seen legen ihren doppeltschuppigen Panzer an (sie gefrieren) (S. 163); zum Zuckerrohr zieht man aus wie Männer, die Beute suchen, man köpft, wie man die Feinde köpft, man saugt, wie man die Lippen der Geliebten saugt (S. 176) u. dgl. m. Es ist jedoch zu rühmen, dafs die Wahl des Herausgebers selten oder nie auf solche Stücke gefallen, die schlüpfrige Stellen enthalten. Unter den letzten Gedichten könnte man in dieser Rücksicht nur etwa das auf die Birne S. 175 wegwünschen. Die metrischen Gesetze sind in diesen letzten Partien sorgfältiger beachtet als bey den Versen, welche in die prosaischen Stücke eingestreut sind. Wir haben nur etwa folgende Emendationen zu machen: S. 154. Z. 5. lies أَلْقَيْتَهَا statt أَلْقَيْتَهَا, S. 156. letzte Z. lies وَهْيَ, S. 158. Z. 1. l. أَنْسَاكُمْ, S. 162. Z. 7 mufs wahrscheinlich مَا statt مَاء und Z. 14. فَأَحْبَبْتُهُ oder فَأَحْبَبْتُهُ gelesen werden statt فَأَحْبَبْتُهُ. Statt جِلَقَ 166. Vs 1. schr. جِلَقَ, wie auch oben S. 136 u. 137. Zwar wird dieser Name für *Damask* im Kamus als Triptoton aufgeführt, und als solches ist er S. 174. auch durch das Metrum gesichert, allein dem Dichter mufs es immer frey stehen, solche Namen als Diptota zu behandeln. Unter den Verfassern dieser Gedichte, soweit sie nicht anonym sind, glänzen einige berühmte Namen, wie *Abu Nowás*, *Safieddin*. Bey einem (S. 166) wird auch die Veranlassung angegeben, und dessen Abfassung fällt ins Jahr 744 H.

So lange die bestehenden arabischen Lexica so wenig habhaft sind, wie zur Zeit noch, wird ein Glossar als nothwendige Zugabe jeder für einen etwas gröfseren Kreis Arabisch-lernender bestimmten Chrestomathie betrachtet werden müssen, und auch in anderer Hinsicht kann ja ein solches Specialwörterbuch immer einigen Nutzen gewähren, sofern dadurch, wenn es nur genau gearbeitet ist, die Auffindung des Stoffes bey sprachlichen Untersuchungen erleichtert wird. Die hauptsächlichsten und nächsten Anforderungen, die man an eine Arbeit von dieser Art machen darf, lassen sich in drey Punkten zusammenfassen. Das Glossar sey 1) vor allem in der Angabe des Einzelnen, welches in den Texten der Chrestomathie berührt wird, vollständig; diese Angabe des Einzelnen sey 2) überall durch die so viel als möglich nachgewiesene innere Nothwendigkeit oder auch durch äufsere Autoritäten gesichert; 3) die Form des Ganzen *sey* sowohl von Seiten der innern Behandlung *als von* Seiten der äufsern Anordnung eine zweckmäfsige. In Betreff der Vollständigkeit hat Rec., in der Meinung dafs allerdings etwas daran liege, dafs der Anfänger nicht zu oft auf eine Lücke in seinem Glossar stofse, nach den verschiedensten Seiten hin Versuche gemacht, um sich in dieser Hinsicht ein festes Urtheil über vorliegendes Glossar zu verschaffen. Wenn er dabey allerdings auf einige Mängel traf, so erscheinen diese doch im Verhältnifs zum Ganzen sehr gering und betreffen nur einzelne Derivate, Bedeutungen und Constructionen, welche letztere sonst mit löblicher Sorgfalt ausgezeichnet sind. Es fehlt z. B. حُسْن *pulcritudo*, was häufig in der Chrestom. vorkommt, bey خِلْعَة die Pluralform خِلَع S. 123, ebenso خَلَوَات bey خَلْوَة S. 57, مُدُن bey مَدِينَة S. 54., die Form رَجَاء mit der Bed. *spes*, bey زِقّ die Bed. *indidit* (*frenum*) *in os equi* S. 68; bey عقد konnte die Bed. *pontem iecit* angeführt werden nach S. 115, bey لَحْظ der Plur. لَوَاحِظ S. 161; der Ausdruck فى مثلها S. 121 war zu erklären; مِلَاح *sales* fehlt, s. S. 92 Z. 4. u. 97, 2; ebenso مِسَاحَة *dimensio* S. 122, und اوراق S. 96. Z. 2; von وَضِيء fehlt die II. Form mit der Bed. *expandit*, s. S. 72 unten, und einiges andere.

(*Der Beschlufs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1830.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Vogel: *Joan. Godofr. Lud. Kosegartenii — — Chrestomathia arabica* etc.

(*Beschluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Uebrigens sind auch alle Eigennamen, die in der Chrestom. vorkommen, aufgenommen und auf die richtige Form derselben ist genau geachtet. Ueberhaupt herrscht durch das ganze Glossar hindurch in der Angabe von Formen und Bedeutungen ein gewissenhaftes und zum Theil sichtbar ängstliches Halten an dem wirklichen Bestand der Sprache, so daſs nicht leicht eine seltne Form oder Bedeutung hingestellt ist, ohne daſs sie durch Nachweisung des Zusammenhanges derselben mit sonst gewöhnlichen und hinlänglich bekannten Analogis oder auch durch vollwichtige Autoritäten gesichert worden wäre. Der Vf. ist dabey immer über Golius hinausgegangen und hat sich hauptsächlich an den Calcuttaer Abdruck des Kamus gehalten, welcher auſserordentlich fleiſsig benutzt ist, so daſs öfter Bedeutungen und Formen auf nur gelegentliche Aeuſserungen des Firusabadi gestützt sind, wenn er dieselben am eigentlichen Orte nicht aufführt. Man s. z. B. عجن. Auf diese Weise konnte u. a. auch داية *Amme*, weiter gestützt werden, welches im Kamus ebenfalls nur zufällig bey Erklärung eines andern Wortes erwähnt wird S. 1912. Dabey ist jedoch die Hülfe von Golius und Meninski nicht verschmäht. Auch erscheinen hie und da neuere Autoritäten, z. B. die des Arabers *Raphael* bey عُرْبان, wo man freylich eher eine Berufung auf die ganz analogen Plurale erwarten sollte, wie بُلْدَانٌ, حُمْلَانٌ, أُسْدَانٌ, ذُكْرَانٌ von بَلَدٌ, حَمَلٌ, أَسَدٌ, ذَكَرٌ, daher denn auch عَرَبٌ Plur. عُرْبَانٌ. So wird *de Sacy* als Gewährsmann angeführt für اسطول *classis*, das griech. στόλος S. 122. Nur scheint jenes auch ein einzelnes *Schiff* zu bedeuten S. 121, gerade so wie auch das griech. στόλος. Wir loben ferner das Bemühen des Hn. *K.*, so viel als möglich den charakteristischen Vocal des Futuri in der I. Form zu fixiren, in welcher Hinsicht nur bey wenigen Verbis die Hülfsmittel nicht ausreichten. Irgend bedeutende Miſsgriffe in der Bestimmung von Formen oder Bedeutungen sind uns eben nicht aufgestoſsen. Auffallend war uns jedoch ظَهَّرَ in der II. Form mit der Bed. *manifestavit*. Vermuthlich bezieht sich diese Angabe auf die Stelle S. 140. Z. 9. Allein dort ist höchst wahrscheinlich أَظْهَرَ zu restituiren, so daſs das ا wegen des in ما vorhergehenden, wie häufig in solchem Falle, ausgelassen. Hier sey es uns vergönnt, ehe wir zum dritten Punkte übergehen, noch eine doppelte Bemerkung anzuknüpfen. Die erste betrifft das Wort مِائَةٌ *centum*, welches Hr. *K.* mit de Sacy u. a. beständig punctirt مِأَيَةٌ, was *mĭātun* zu lesen wäre. Das Richtige ist aber مِائَةٌ *mĭātun*, wie es Lumsden (S. 702) nach Originalgrammatikern ausdrücklich angiebt. So auch im Kamus S. 1946, und, soviel wir uns erinnern, in punctirten Handschriften. Und nur in der eben angegebenen prosodischen Geltung, die auf Uebergehung des Elif bey der Aussprache hindeutet, kam dem Rec. das Wort bisher in metrischen Stücken vor, z. B. Hamasa S. 342. (daher öfter geradezu مِئَةٌ). Die andere Bemerkung betrifft die gewöhnliche Pluralform von شَيْءٌ, welche Hr. *K.* mit fast allen Orientalisten als Triptoton punctirt أَشْيَآءٌ. Dieſs mag allerdings die ursprüngliche Form seyn. Aber der Usus hat sie soweit abgekürzt, daſs sie immer als Diptoton erscheint, also أَشْيَآءُ, wie dieſs aus den im Kamus S. 23 ventilirten Streitigkeiten über diese Form deutlich erhellet. Auch Lumsden (Gramm. S. 668) führt sie so an, wiewohl nur gelegentlich. Durch das Metrum ist sie gesichert z. B. Hamas. S. 503. Was nun endlich die allgemeine Form des vorliegenden Glossar's betrifft, so ist zuerst die äuſsere Anordnung im Ganzen lobenswerth. Mit Recht ist der Wörtervorrath nach den Stämmen geordnet; nur hie und da sind Formen, deren Radix für den Anfänger nicht sogleich deutlich seyn möchte, alphabetisch eingereiht mit Verweisung auf die Wurzel. Soweit es der Sprachgebrauch erlaubte, sind bey dem Stammverbum alle Bedeutungen angeführt, die mit irgend einer in den aufzuzählenden Derivaten harmoniren, so daſs sogleich beym Verbum der Zusammenhang wo möglich aller Bedeutungen des Stammes überhaupt,

haupt, soweit seine Verzweigungen in den Texten der Chrestomathie vorkommen, übersehen werden können. Wir müssen dieſs für die meisten Fälle gutheiſsen, sofern sich doch selten mit völliger Bestimmtheit entscheiden läſst, ob von einem Stamme der Verbal- oder Nominalbegriff der frühere ist, und sofern mit dieser Gleichförmigkeit eine bequeme Uebersichtlichkeit erreicht wird; nur würden wir dieſs dennoch hie und da beschränken, weil es zu offenbar als ungehörig erscheinen muſs, z. B. تسع *cepit nonam partem* vor تسع, *novem* oder ابل *camelos habuit* vor ابل *cameli* zu stellen. Auf die innere Anordnung der Bedeutungen hat der Vf. sichtbar Fleiſs verwandt. Wenn wir aber gestehen müssen, daſs uns dessen ungeachtet das Glossar in diesem Punkte noch lange nicht genügt und daſs darin die arabische Lexicographie noch viel groſsartigere Fortschritte machen muſs, wenn sie den wissenschaftlichen Anforderungen unsrer Zeit genügen soll, so wollen wir damit das Verdienst des Vfs um einzelne Partien dieser Arbeit nicht schmälern. Eine in's Einzelne gehende Kritik der Sache würde uns aber viel zu weit führen, weshalb wir hier lieber abbrechen, indem wir Hn. *K.* nochmals für das angenehme Geschenk danken, welches er gewiſs nicht ohne die mühsamsten Anstrengungen in dieser Chrestomathie der Wissenschaft dargebracht.

E. R.

LITERATURGESCHICHTE.

Berlin, b. Duncker u. Humblot: *Geschichte der Königlichen Bibliothek zu Berlin*, von *Friedrich Wilken*. 1828. XIV u. 242 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gGr.)

Ein würdiges Seitenstück zu *Ebert's* trefflicher Geschichte und Beschreibung der K. Dresdner Bibliothek (1822), und es ist ganz natürlich und vollauf zu billigen, daſs die in einem solchen Musterbuche beobachtete Anlage und Methode in Verarbeitung des geschichtlichen Stoffes beybehalten worden ist. Der Vf. hat die ihm zu Gebote stehenden reichhaltigen urkundlichen Quellen und bewährten Hülfsmittel mit Einsicht und gewissenhafter Treue und Genauigkeit benutzt und einen überaus schätzbaren Beytrag zur Literaturgeschichte des durch überlegene Geistesbildung sich zu einer Macht vom ersten Range erhebenden Preuſsischen Staates gegeben, welcher vielseitige Belehrung gewährt. Würden uns ähnliche Arbeiten über die Bücherschätze in Wien und München zu Theil, so wäre ein erfolgreicher Schritt zur Verherrlichung und Erleichterung des deutschen Literaturlebens geschehen, und das auf unsere verdienstliche gelehrte Betriebsamkeit jetzt mehr als jemals aufmerksame Ausland könnte damit zu gleichen Leistungen, wenigstens für Paris, London und Florenz (Madrit und Rom werden am längsten zurück bleiben) ermuntert werden.

Das Werk beginnt mit Schilderung des früheren Zustandes des Bücherwesens in der Mark, welche sehr viel dürftigere Ergebnisse, als gleichzeitig in dem Sächsischen Lande darbietet. Wenn der Anfang der Begründung der Dresdener Bibliothek ein volles Jahrhundert früher fällt als die Anlegung der Berliner, so zeichnet sich dagegen die letztere, sogleich mit ihrem Entstehen, auf eine merkwürdige Weise dadurch vor ihrer älteren Schwester aus, daſs sie als Werk groſsartiger fürstlicher Vorsorge für Beförderung der als wesentliches Bedürfniſs anerkannten Geistesbildung und daher sofort mit der Bestimmung zu gemeinnütziger Wirksamkeit hervortritt. Ihr Stifter war der groſse Kurfürst, der als Urheber so vieles Herrlichen zu feyern ist; er sorgte mit ununterbrochener Vorliebe für das Gedeihen der Sammlung, welche 1668 einen beträchtlichen Vorrath von Handschriften und Büchern besaſs und in *Ch. Hendreich* einen wackeren Vorsteher gewann; sie scheint schon 1661 öffentlich benutzt worden zu seyn; die S. 15 gegen diese Annahme geäuſserten Zweifel sind von geringerem Belange und begründen höchstens eine Ungewiſsheit über eine Verschiedenheit von wenigen Jahren in Ansehung der Zeitbestimmung. Bedeutende Bereicherungen erfolgten unter K. Friedrich I, namentlich wurde die Bibliothek Ez. Spanheim's 1701 angekauft; von einländischen Verlagsartikeln sollten seit 1699 an die Bibl. 2 Ex. abgeliefert werden. Während der Regierung Friedrich Wilhelm's I. waren die Schicksale der Bibl. unerfreulich; die für ihre Unterhaltung bestimmten Gelder wurden zu ganz fremdartigen Zwecken verwendet und bey schon früher erschlaffter Thätigkeit der Bibliothekare äuſserst wenige Bücher angekauft. Wenn Friedrich II. in den ersten 30 Regierungsjahren für die Bibl. nicht viel that, so holte er das Versäumte seit 1770 reichlich ein; er nahm sich der Vermehrung und Verwaltung derselben mit der ihm eigenthümlichen kräftigen Selbstthätigkeit an; viele seiner hieher gehörigen Verfügungen und Cabinetschreiben sind in Beylage IV S. 190 fg. abgedruckt; der groſse König äuſsert darin richtige Grundsätze über die Beschaffenheit der Bücher, welche in eine öffentliche Büchersammlung gehören, und bey einseitiger Vorliebe für den Buchhändler Pitra, dessen Unordnung und Habsucht der Biblioth. Stosch nicht begünstigen und übersehen konnte, spricht sich eine liebenswürdige Gutmüthigkeit in dem Strafschreiben v. 11. Oct. 1784 an den letzteren aus S. 196: *Je m'apperçois que vous continuez à chicaner Pitra. Vous ferez mieux de laisser cela, en ne mettant aucune dificulté inutile en son chemin. Payez lui plutôt les livres qu'il livrera, sans quoi nous nous brouillerons et ne serons plus amis. Persuadé de votre attention à cet avertissement, je prie Dieu sur ce qu'il vous ait en sa sainte et digne garde.* Es wurden jährlich meist 8000 Rthlr. zum Bücherankauf, von den J. 1775 bis 1786

1786 80,000 Rthlr. verwendet, unter anderen auch die Sammlung des Obristen Quintus Icilius erworben; die Bändezahl der K. Bibl. belief sich 1786 auf 150,000; das ihr bestimmte neue Gebäude wurde 1780 beendet. Die folgende Regierung war gegen die Bibliothek minder freygebig; doch wurde die Koloff'sche Sammlung und ein grofser Theil der Möhsen'schen angekauft; die Verwaltung und Benutzung gewann bedeutend dadurch, dafs die bisher getrennten fünf Bibliotheken vereint und neu geordnet wurden. Unter der jetzigen Regierung geschah für die K. Bibliothek unverhältnifsmäfsig das meiste, sie wurde ihrer Vollkommenheit immer näher gebracht und kann, wo nicht im, oft von Zufällen abhängigen, oft nach Gelüsten gewürdigten Reichthume, doch in Zweckmäfsigkeit der Vermehrung, Verwaltung und Benutzung mit jeder andern eine, gewifs ihr vortheilhafte Vergleichung aushalten. Der zum Bücherankauf 1797 ausgeworfene oder nach etatsmäfsigen Abzügen verbleibende Betrag von 500 Rthlr. stieg 1810 auf 3,500, im J. 1818 auf 4000, im J. 1827 auf 7000 Rthlr., wozu noch 1000 Rthlr. für Erwerbung von Handschriften und Prachtwerken, und 15,000 Rthlr. auf 3 bis 5 Jahre vertheilt, zu Ergänzungen bewilligt wurden. Unter mehren anderen sind die Vorräthe J. K. Forster's, des Prinzen Heinrich, F. H. Jacobi's, der linguistische Theil der Adelung'schen Bibliothek, der die Sächsische Geschichte betreffende der Arndt'schen, die für Physik und Astronomie wichtige Tralles'sche Sammlung angekauft worden; andere grofse Bereicherungen erfolgten theils durch fortgesetzte Königliche Geschenke (S. 151), theils durch Geschenke von Privatpersonen, z. B. G. E. Schmid's (S. 155) und das glänzende v. Diez'sche Vermächtnifs, bestehend in 17,000 Bänden und 886 Handschriften (S. 156 fg.); auch wurden keine Gelegenheiten zur angemessenen Vermehrung in grofsen Bücherversteigerungen versäumt, ausgebreitete literärische Verbindungen angeknüpft und durch Gesandtschaften an auswärtigen Höfen vieles, was sonst schwer oder gar nicht nach Deutschland gelanget, erworben; besonders wuchs der Vorrath an morgenländischen Manuscripten. Die Zahl der Bände beträgt jetzt über 250,000; der Handschriften sind 4,611. Das Personale wurde vermehrt, ein vollständiger alphabetischer Catalog und ein der neuen Anordnung entsprechendes Inventarium verfafst, die Verwaltung und Benutzung gesetzlich geregelt.

Die Statistik und allgemeine Topographie der K. Bibliothek, welche in dem Ebert'schen Werke eine so willkommene anschauliche Uebersicht gewährt, wird hier von Vielen vermifst werden; denn die VIte Beylage, welche die Stelle vertreten soll, beschränkt sich auf dürftige Angaben und giebt S. 207 einen die Kürze vielleicht erklärenden Wink: „Diese Aufstellung der Bibliothek hat allerdings die Unbequemlichkeit, dafs mehrere Fächer, welche nach ihrer Natur vereinigt seyn sollten, von einander getrennt worden sind; diese Unbequemlichkeit aber, welche bey der Beschaffenheit des Raumes unvermeidlich war, ist mehr scheinbar, als wirklich", worüber doch wohl sehr abweichende Ansichten Statt finden dürften.

Die VIIte Beylage enthält das Verzeichnifs einiger Handschriften und Seltenheiten, deren viele auch im Buche selbst beyläufig erwähnt werden. Einem vollständigen, mit Auszügen und Urtheilen begleiteten Verzeichnisse der Handschriften werden Viele mit Sehnsucht entgegen sehen.

Das Aeufsere des Buches ist der inneren Güte desselben angemessen von untadeliger Schönheit.

W.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Hartmann: *Natur, Thier, Mensch, Engel, Gott.* Philosophisch betrachtet von *C. Fr. Chr. Schüler.* 1829. XXIV u. 184 S. 8.

Auch unter dem Titel:

Humanismus, eine vorläufige Schrift u. s. w. (18 gGr.)

Mit einiger jugendlichen Raschheit ist dieses Buch dem Druck übergeben. Es reicht nach Angabe des Vfs in seiner ursprünglichen Gestalt bis S. 104, war eilig geschrieben, erhielt Nachträge, Einleitung, und soll auch mit diesen für nicht mehr genommen werden, als für eine vorläufige Schrift. Uebrigens herrscht darin lebendige Anhänglichkeit an biblische Wahrheit und christlich-religiöse Ueberzeugung, im Gegensatz mit der Speculation und ihren Anmafsungen eines absoluten Wissens, die, *„am besten dadurch widerlegt ist, dafs sie sich selbst widerlegt; denn sie geht vom Nichts aus und führt zum Nichts."* Treffend genug wird die Lehre des unbedingten Wissens gegen denjenigen, der sie nicht begreift, geschildert: „gedulde dich in deinem Ich, die werdende Gottheit wird auch in dir sich noch zum unbedingten Wissen erheben, dann wirst du unbedingt wissen, dafs du als unbedingt nicht bist, aber unbedingt *wirst*, wirst unbedingt wissen, dafs das Seyn Nichts ist: denn das Seyn, der Schaum des Wissens, *ist* nicht, sondern das Wissen, diefs *ist* aber nicht, sondern es *wird* und *weifs*, dafs es *wird*, wenn es auch nicht *ist:* denn das unbedingte Wissen ist das wissend, werdend, nichtseyend-*daseyende.*" Als einen Schlüssel zum Buche giebt daher der Vf. sein Wort über Speculation S. 96: „In das *unheilige* Reich der Speculation gehören alle Finsternifsdecken von *Erklärungsversuchen* heiliger Geheimnisse unsrer Kirche, die ohne *Beweis oder Nachweisung* aufgestellt, wie Pantheismus und Selbstabfalllehre u. s. w. zur Genüge zeigen, ohne Hehl und Schaam auf *Ungereimtheiten* ausgehn. Diefs unnatürliche, erzwungne und auf Zwingherrschaft und ewige Entzweyung ausgehende Schweifen in Spiegelfechtereyen und Buchstabenleeren nennen wir Speculation. Sie entweiht den heiligen freyen Geist der protestantischen Kirche; um Spitzfindigkeiten zu lehren und Wankelmuth zu erzeugen, kann wahrlich weder Christus, noch baute Luther seine Glaubensburg." Dem Vf. ist die geisti-

geistige Thätigkeit Glaube, geht vom Glauben aus und führt zum Glauben zurück.

Den Thieren liegt die Aufsenwelt zur Wahrnehmung vor; sie haben Sinne, Seele, Verstand, Instinct. Der Mensch unterscheidet sich von ihnen durch den *Geist*, (Gemüth, Vernunft,) gleich unerforschlich und unbestimmter nach seinem Wesen an sich, als nach seinem Ursprunge. Der Mensch besitzt allein das Sprachvermögen, und darum allein eine Sprache. Hat das Thier keinen Geist, so sind Geist und Seele wesentlich verschieden. Verbindung von Seele und Geist nennt der Vf. Gemüth. Alle sogenannten Seelenkrankheiten sind reine Körperkrankheiten. Der *Menschensinn* vermittelt eine Verbindung des Geistes mit der Seele. Besteht der Mensch aus Leib, Seele und Geist, so ergiebt sich daraus das Verhältnifs der Abhängigkeit und der Unabhängigkeit. Er ist in Nichts durch Gott genöthigt, als durch Anerkennung seiner Selbstfreyheit. Religion ist das durch den Glauben an die Zweckmäfsigkeit unserer Natur gewirkte Leben. Unter Unabhängigkeit des Geistes ist das Bewufstseyn seiner Freyheit zu verstehen. Gott wird nicht begriffen, gefühlt, wohl aber vernommen. Gott ist der vollkommenste Geist, das Urselbst. Seine erste Offenbarung ist die Geistesausrüstung des Menschen. Eine neue Offenbarung ist einzig jede von Gott, gleichviel auf welche Weise gewirkte Erhöhung des Menschen nach seinem ganzen Wesen, eine Vervollkommnung der menschlichen Natur. Hievon macht der Vf. Anwendung auf die christliche Offenbarung.

Wenn Viele in unsrer Zeit ihre religiöse Ueberzeugung zur speculativen Einsicht erhoben zu haben meinen, Andre hingegen dieses Verfahren für nichtig und unzulässig halten; so werden Letztere die Rechte des Glaubens in Schutz nehmen und die Mängel der Speculation aufdecken. Es scheint, dafs ein solches Verhältnifs vorab seine Endschaft nicht erreiche, sondern bleiben werde, bis entweder die Speculation mehr allgemein zwingende Ueberzeugungskraft gewinnt, oder die Vertheidiger des Glaubens einen stärkeren Glauben an die Speculation sich aneignen, gegen welchen ihr Verstandesgebrauch sich auflehnt. *PP.*

MYTHOLOGIE.

Znaim, b. Hofmann, u. Wien, b. Beck: *Mythologie der alten Teutschen und Slaven* in Verbindung mit dem Wissenswürdigsten aus dem Gebiete der Sage und des Aberglaubens. Nach alphabetischer Folge der Artikel herausgegeben von *Anton Tkány*, Prof. in den Humanitäts-Klassen am k. k. Gymnas. in Znaim. *Erste* Abtheil. 1827. VIII u. 208 S. *Zweyte* Abtheil. 214 S. 8. (1 Rthlr. 8 gGr.)

Eine Menge kleiner Handbücher hat seit einigen Jahren die nordische und germanische mythologische Literatur angefüllt und sehr wenige haben sie weiter gebracht. Die Verfasser der meisten sahen sich nach den Quellen, aus denen sie schöpfen sollten, gar nicht um, sondern sammelten aus den vorhandenen gröfsern Werken. Der Vf. der vorliegenden Mythologie bekennt zu ihnen zu gehören und in einen mäfsigen Umfang Alles zusammengedrängt zu haben, was er in sehr vielen, zum Theil sehr seltenen und kostbaren Werken — S. VII des Vorwortes nennt er sie alle und Rec. findet darunter selten *Strzedowsky Sacra Moraviae historia.* Solisbaci 1710. *Pessima de Czechorod Mars Moravicus.* Pragae 1677. — gefunden. Wir wollen nicht bezweifeln, dafs Manche ihm für seine Gabe danken werden, namentlich Subscribenten, deren Namen der 2ten Abtheil. vorgedruckt sind. Rec. gehört nicht zu ihnen und kann es nicht billigen, dafs der Vf. das *Suum cuique* ganz vergessen. Wurden auch nicht alle Schriften, aus welchen das Vorhandene entlehnt ist, genannt, die Hauptquelle durfte nirgend fehlen, vorzüglich bey der gewählten alphabetischen Ordnung. Unvermeidlich ist's, dafs bey Auszügen, wie sie hier gemacht werden müssen, die durch den Zusammenhang geförderte Deutlichkeit und das Verständnifs leiden und dem Leser mancher schiefe oder falsche Begriff zugeführt wird. Kennt er *nun nicht* die Quelle, aus welcher der Artikel geschöpft ist und lieset nach, so wird er nimmer deutlich davon sich unterrichten. Selbst der mit der Literatur dieses Zweiges Vertraute sieht es gern, wenn er an den eigentlichen Vf. der Stelle, die er lieset, erinnert wird. Nach Vollendung des Ganzen erschien, wie im Vorw. S. VIII berichtet wird, *Vulpius* Handwörterbuch desselben Gehaltes, aber mit Einsicht in die Quellen und aus den Quellen bearbeitet. Der Vf. versichert, das Buch gelesen, aber in seiner Handschrift Nichts geändert zu haben. Verloren hätte es sicher nicht, wenn es geschehen wäre, da das vorliegende doch nur ein Sammelwerk seyn will. Rec. will weder einzelne Artikel in *Vulpius* und *Tkány's* Buche vergleichen, weil jenes an Werthe nicht gewinnt und dieses nicht verliert, noch über Einzelnes, was besser seyn könnte, sich erklären; aber unbemerkt kann er nicht lassen, dafs die Artikel zu sehr getrennt und deshalb mancher unverständlich ist. Andern mangelt die gehörige Vollständigkeit. Wie unvollständig ist z. B. der Artikel Himmel! Sammlerpflicht war es, die neuern Schriften sämmtlich zu benutzen, viele aber sind nicht benutzt, wie z. B. Dr. *Heiberg's* nordische Mythologie, *Stuhr* nordische Alterthümer. Irische Elfenmährchen von *Grimm* 1826. Die Schriften von *Grundtwig*, *Finn Magnusen* und noch andere. — Wozu noch ein besonderes Register der Artikel der 2ten Abtheil. angehängt ist, wissen wir nicht, aber überflüssig ist's, weil kein Leser erst im Verzeichnifs den gewünschten Artikel aufsuchen wird, den er in der alphabetischen Reihe sogleich ohne jene Mühe finden kann.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1830.

GESCHICHTE.

Leipzig, b. F. A. Brockhaus: *Betrachtungen über Deutschland von der letzten Hälfte des achten bis zur ersten des dreyzehnten Jahrhunderts*, oder *von Karl dem Grofsen bis auf Friedrich II.* Von *Joseph Weitzel.* 1828. VI u. 267 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Man fragt sich billig bey jedem Buche, über welches man ein Urtheil auszusprechen hat, zuerst, wozu soll es in der Welt? Bey vielen Büchern liegt nur die Antwort, dafs sie einem bestimmten Zweck dienen oder auch überflüssig sind, zu nahe, als dafs man sie wirklich sich selbst abfordern sollte: — hier nun aber, bey *Betrachtungen* und zwar historischen, liegt weder die eine noch die andere Antwort so ganz auf der Hand. Hr. *W.*, der zu den besseren unserer popularen Schriftsteller gezählt werden mufs, hat nach längerer Unterbrechung seiner Studien der Geschichte des Mittelalters diese wieder aufgenommen, und ist erstaunt gewesen das Mittelalter jetzt ganz anders zu erblicken als vor fünf und zwanzig Jahren. Er erklärt sich diese Veränderung dadurch, dafs *er* unterdessen ein anderer geworden, in der That aber hat in eben jenen fünf und zwanzig Jahren der Unterbrechung sich die Kenntnifs des Mittelalters so weit umgebildet, dafs zwischen dem Mittelalter von 1799 und zwischen dem von 1824 ein Unterschied ist, wie zwischen den alten Erdkugeln, wo noch die Inseln verzeichnet sind, auf welchen die Menschen Hundsköpfe und Entenschnäbel haben, und zwischen einer Erdkugel unserer Zeit. Dieses neuere Mittelalter nun, wie es zwischen 1824 bis 1828 zu haben war, hat sich Hr. *Weitzel* angesehen, und er berichtet dem gröfseren Publicum nun, wie ihm bey der Betrachtung namentlich des deutschen Wesens in dieser Zeit so ungefähr zu Muthe geworden, und was ihm dabey aus früheren Studien und späteren Ansichten eingefallen sey. *Wozu soll das nun?*

Einmal liegt die Antwort sehr nahe, dafs in gleicher Lage wie Hr. *W.* viele Leute sind, nämlich was gewisse Wünsche betrifft, mit seinen Ansichten und Kenntnissen nicht zu sehr mit dem actuellen Zustand der Wissenschaft in Disharmonie zu gerathen, dafs aber nicht alle in der Lage sind, Zeit zu haben um sich durch eigene Studien, d. h. durch Lesung der neuerdings über eine gewisse Abtheilung der Wissenschaft erschienenen Schriften (denn dieis werden, wie Rec. aus dem Buche selbst schliefst, Hn. *W's* Studien gewesen seyn) von Zeit zu Zeit wieder in Harmonie zu setzen; für solche sind diese Betrachtungen, zu deren Basis offenbar die verschiedensten Darstellungen und Untersuchungen gedient haben, aufserordentlich bequem, denn ganz von solchen Gesichtspunkten aus und ganz in der Art historische Verhältnisse in Bausch und Bogen zu nehmen, wie dieser Theil des Publicums es angemessen finden mufs, ist vorliegendes Buch geschrieben. Dieis ist die *eine* Seite des Nutzens, den dieses Buch haben wird; die *andere* Seite dürfte in ihrer Wirkung problematischer seyn, so gewifs die Wirkung selbst auch vorhanden seyn kann, wenn man sie nur will. Es hält nämlich ein populares Geschichtsbuch dieser Art den Hnn. Historikern vom Fach ein Spiegelbild vor; diese Herren werden hoffentlich nicht hochmüthig genug seyn, zu wünschen, dafs ihre Schriften gar keine allgemeine Nachwirkung haben möchten; — wollen sie aber nun ihre Werke an den Früchten erkennen, die dieselben bey dem Volke tragen, so giebt es kein besseres Mittel, als eben dafs sie solche populare Verarbeitungen zu Herzen nehmen. Hr. *W's* Buch enthält viel Schönes und Vieles, was man 1799 nicht hätte schreiben können bey dem besten Willen; aber auch die Sünden der Leute, die mit ihren historischen Ansichten der deutschen Geschichte in den Jahren von 1812 bis 1820 *en vogue* waren, und die wir zum Theil aus Pietätsrücksichten, um nicht wie Noahs ungerathener Sohn diese historischen Papaenblöfsen weiter aufzudecken, als sie selbst das Röckchen zu lüften belieben (und dieis geschieht neuerdings ziemlich breit), nicht näher zu bezeichnen wagen; — auch die Sünden dieser Leute wirken nach und überfallen uns in Hn. *W's* Schrift in den grundfalschen Ansichten der alten deutschen Volksfreyheit, wie in den noch falscheren des Lehenwesens u. s. w. Mit einem Worte, Gelehrte und Ungelehrte können etwas lernen von Hn. *W.*, nur jeder auf seine Weise.

Was nun die Darstellung selbst anbetrifft, so ist diese durch die Art, wie das Buch in den Gedanken des Hn. Vfs entstanden ist, selbst gegeben. Sie ist nämlich durchaus die Form der Einfälle, und ganze lange Partieen des Buches liefsen sich Punkt für Punkt so aus einander reifsen, dafs jeder Satz für sich stehen könnte, ohne alle Verbindung mit dem übrigen Buche. Wir wählen, um das, was wir meinen, deutlicher zu bezeichnen, auf gut Glück eine Seite, und es fällt uns S. 60 in die Augen. Hier finden wir folgendes, dessen einzelne Sätze wir durch Gedankenstriche und Gänsefüfse trennen, um die aphoristische Darstellung mehr augenfällig zu machen:

chen: — „Alles kann in der Welt seinen Werth haben, zu seiner Zeit und an seiner Stelle;" — „auch das Schlechte vermag der bessere Mensch zum Guten zu wenden, wie der schlechte selbst das Beste durch Mifsbrauch entstellen und verderblich machen kann." — „Das Lehnwesen hat sich aus den Verhältnissen und der Natur der Völker, bey denen wir es finden, natürlich entwickelt;" — „es steht als eine Thatsache da, die aus der Lage der Dinge und der Stellung der Menschen gegeneinander hervorgegangen ist, wie die Blüthe aus der Knospe und die Frucht aus jener." — „Wozu der müfsige Streit, ob, was sich gestaltet, gut gewesen, und ob nicht Anderes besser an dessen Stelle getreten wäre?" — Jahreszeiten und Boden können nicht immer und allenthalben dasselbe bringen." — Nicht alle Völker können in jedem Zustande Dasselbe haben, Dasselbe leisten, mit Demselben sich abfinden lassen, sich glücklich oder unglücklich fühlen." — „Für den einzelnen Menschen wechselt, was ihm Genüsse giebt, ihn schmerzt, tröstet, aufrichtet, erhebt, für andere wohlthätig oder feindlich stimmt." — u. s. w. u. s. w.

Wenn nun jemand sagen wollte, es sey z. B. der Inhalt der hier angeführten Seite nur eine plattere Variation dessen, was der Prediger Salomon zuerst in einem so schönen und einfachen Thema angiebt: „Ein jegliches hat seine Zeit und alles Vornehmen unter dem Himmel hat seine Stunde" — und dann selbst auch des Breiten variirt, so würde er weder ganz Unrecht noch ganz Recht haben; — nicht ganz Unrecht, denn er spräche die Wahrheit, und nicht ganz Recht, weil diese Wahrheit kein Tadel wäre, da jeder, der für die grofse Zahl arbeitet, die Perlen unter dem Futter und die wirksamen Pillen in das Wickelgold der Platitude eingehüllt zu verschreiben hat, es also für jeden populären Darsteller, wie schon die Homiletik zur Genüge darthut, bis auf einen gewissen Grad Pflicht ist, *von Herzen platt zu seyn*. Dafs Rec. hier nicht blofs Scherz treibt, sondern wirklich vom Tadelnwollen weit entfernt ist, glaubt er dadurch am besten an den Tag legen zu können, dafs er das Bekenntnifs ablegt, wie er in dieser Hinsicht die Schriften des Herrn Geheimen Hofrath *Luden*, als wahre Muster der populären Darstellung ansieht, in welchen überdiefs jene aphoristische Form, wie sie Hr. *W.* noch hat, sehr geschickt durch eine äufserlich symmetrische Gliederung der Sätze vermieden ist, welche z. B. überall dem Ursprung und der Art die Entwickelung und das Ende entgegensetzt, und den, selbst unbequem gesinnten, Leser auf das bestberechnetste durch ein sogar starkes Buch in äufserlich contrastisch-symmetrischen Sätzen hindurch zu wiegen und zu wogen im Stande ist. Rec. würde Hn. *W.* diese Darstellungsweise zur Nachahmung empfehlen, wenn er nicht im voraus wüfste, in diesem Falle mit einer andern Variation des salomonischen Satzes, mit der nämlich, dafs alles Vornehmen unter dem Himmel auch seine Menschen hat, abgefangen zu werden.

So weit von Nutzen und Form; was nun den Inhalt anbetrifft, so ist davon einiges schon beyläufig gesagt worden. Beyzubringen ist aber in dieser Hinsicht noch, dafs das ganze Buch in drey Abtheilungen oder Absohnitte zerfällt, von denen der erste überschrieben ist: *der Staat;* der zweyte: *die Kirche;* und der dritte: *der Culturstand.* Viele der unter diesen Rubriken eingereihten Betrachtungen beruhen auf Forschungen und Darstellungen, die Rec. für gänzlich verfehlt, andere auf solchen, die er für begründet hält; danach nun eine Sonderung des Inhaltes durch das ganze Buch vorzunehmen, dürfte eine um so undankbarere Mühe seyn, als vielleicht Hundert für Einen, die das Buch lesen, trotz aller Mühe, die sich Rec. gegeben, doch bey einer populärer gewordenen Ansicht der Dinge beharren möchten. Nur auf einen Widerspruch des Vfs mit sich selbst, der sich nebst manchem unbedeutenderen durch das Buch hindurchzieht, soll hier noch aufmerksam gemacht werden; überall nämlich geht bey aller Bestrebung, das Mittelalter in seiner eigenthümlichen Weise zu nehmen, doch ein gewisser feindlicher Zug gegen die Institutionen desselben durch; ein feindlicher Zug, dessen Basis die liberalhumane Ansicht unserer neueren constitutionell-politischen Zeit ist. Trotz dem nun, dafs diese *Basis* der Betrachtung gegen das Mittelalter *gehalten ist*, wird sie selbst wieder in ihren ganz nothwendigen Folgen angefochten; als Beleg der Feindseligkeit gegen das, was sich ganz nothwendig aus dem vagen, und bey allem Reden von Selbstständigkeit der Staaten und von volksthümlicher Entwickelung der Völker *weltspiefsbürgerlichen* Liberalismus (der ein ganz anderer Sinn ist als der Freyheitsmuth und von Lebenslust durchdrungene Lebensverstand unserer früheren ehrenvesten Spiefsbürger in den deutschen, schweizerischen und niederländischen Städten) hervorbilden mufs, führen wir eine an und für sich höchst verständige Bemerkung von S. 81 an. Es heifst nämlich daselbst:

„*Ein* Umstand, aber ein höchst wichtiger, könnte jetzt die Begründung einer Universalmonarchie begünstigen, nämlich das allmählige Verschwinden aller nationalen Bildung und Eigenthümlichkeit, und der immer mehr vorherrschende Geist der Verwaltung („der eben durch nichts auf der Welt so sehr begünstigt wird als durch das constitutionelle Wesen *unserer* Zeit"), die in dem Bürger nichts mehr sehen will, als ein Wesen das hervorbringt und verzehrt, so dafs er selbst in und um sich nichts mehr zu erstreben und zu achten findet als leiblichen Wohlstand. Ist der Mensch dahin gekommen — und wahrhaftig wir sind nahe daran — dann giebt es für ihn kein anderes Vaterland, als das Land wo es ihm wohl geht. Die Heerde dürfte unter solchen Umständen wohl dem am liebsten als ihrem Hirten folgen, von dem sie hoffte, auf die fetteste Weide geführt zu werden."

Das Mittelalter rief offenbar die individuelle Kraft, Gesinnung und das individuelle Bethätigen vie-

vieler Einzelnen mehr hervor als unsere Zeit; gewährte der Individualität, die es gereizt, mehr Raum, und schuf so ein Leben, das freylich keine so strengen mechanischen Staatsformen, nicht so viel Ruhe und Frieden in der äuseren Erscheinung, aber dafür eine innigere Befriedigung in den geselligen, ganz das Gepräge der Individualität tragenden, Kreisen gewährte. Der Zustand war dem Einzelwesen zuträglicher. Jetzt ist der einzelne durch einen Rechtszustand, der zwischen Gericht und eignem Verfahren, selbst wenn beide Parteyen über das letztere einverstanden sind, gar keine Wahl läfst, durch einen Staatszustand der allen Corporationen und Ständen die Kniesehnen durchgeschnitten hat, um sie am selbstständigen Gehen zu hindern, in einen mechanisch wohlgeordneten Zustand eingepreſst, und dadurch allein wird es möglich, dafs, dem Resultat nach, dem *Werke* nach Gröfseres von den Staaten unserer Zeit geleistet werden kann, als von denen des Mittelalters. *Die Betrachtung der Resultate ist also das mit unserer Zeit aussöhnende Moment*, und wenn Hr. *Weitzel* in dieser Betrachtung nicht auf halbem Wege stehen geblieben wäre, würde er freylich die feindliche Richtung gegen das Mittelalter, die Rec. nicht nur nicht theilt, sondern selbst feindlich gegen sie steht, beybehalten, aber nicht zu dem Widerspruch sich fortbewegt haben, die Steigerung dessen, was das Versöhnende in unserer Zeit seyn kann, wie eine Art Unglück anzusehen.

Druck und Papier sind, wie man es bey den in dieser Handlung erscheinenden Büchern zu finden gewohnt ist, durchaus angenehm für das Auge, und auch von dieser Seite ist das Buch dem gröfseren Kreise der Gebildeten zu empfehlen.

Heinrich Leo.

1) Halberstadt, b. Helm: *Hennig Brabant, Bürgerhauptmann der Stadt Braunschweig, und seine Zeitgenossen.* Ein Beytrag zur Geschichte des deutschen Stadt- und Justizwesens im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts, von *Friedrich Karl von Strombeck*, Fürstl. Lippischem Geheimenrathe. 1829. VIII u. 156 S. 8. (14 gr.)

2) Braunschweig, b. Vieweg: *Beyträge zur Geschichte der Braunschweig-Lüneburgschen Lande*, und zur Kenntnifs ihrer Verfassung und Verwaltung, von *G. P. von Bülow*, Herzogl. Braunschweig-Lüneburgischem Cammer-Director. 1829. 204 S. 8. (20 gr.)

Rec. erlaubt es sich, beide Schriften, welche eine so wesentliche Bereicherung der Braunschweigischen Landesgeschichte, herbeyführen, wegen Verwandtschaft ihres Inhalts hier zusammenzustellen.

Die *erste* derselben — ein neuer Beweis, wie der in der gelehrten Welt sowohl als im Geschäftsleben ausgezeichnete und hochverdiente Vf. seine sparsamen Mufsestunden auf eine so äufserst rühmliche Weise zu benutzen pflegt — enthält eine durchaus actenmäfsige Schilderung eines blutdürstigen Ereignisses, welches in der Geschichte der Stadt Braunschweig auf immer Epoche machen wird, nämlich des Verfahrens gegen den Bürgerhauptmann Hennig Brabant und seine Genossen, und des an ihnen begangenen Justizmordes. Seine Schicksale, selbst zu romantischen Darstellungen benutzt, haben in seiner Vaterstadt stets die gröfste Theilnahme erregt, denn bald überzeugte man sich, vorzüglich aus den Schriften und Mittheilungen des hochsinnigen Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig, dafs er und seine Genossen unschuldig hingerichtet worden sind. Nur *Rechtmeyer*, der Prediger in Braunschweig, den Geist seiner Vorgänger im Amte nicht verleugnend, beharrt in seiner Kirchengeschichte der Stadt Braunschweig dabey, den unglücklichen Bürgerhauptmann schuldig zu finden. Auf die überzeugendste Weise thut dagegen der Vf., dem aufser sämmtlichen übrigen gedruckten und ungedruckten Quellen über jenes Ereignifs, auch die Originalacten, die Verschwörung Hennig Brabant's betreffend, zu Gebote standen, dar, dafs Brabant und seine Genossen als ein Opfer der Volkswuth, aufgeregt durch Aristokraten und Priester, gefallen sind, wiewohl er durch einen hochgebildeten Fürsten vertheidigt wurde. Wir erblicken in dieser meisterhaften Darstellung, wie ein Mann, begabt mit den schönsten Vorzügen des Geistes, mit Kenntnissen aller Art ausgestattet, mit dem besten Willen im Gemeinwesen Gutes zu stiften, durch die Wahl unrechter Mittel dem äufsersten Elend zu Theil und dem furchtbarsten Tode überliefert wird; wir sehen aus ihr die Folgen demokratischer Zügellosigkeit, aristokratischer Herrschsucht, und priesterlicher Anmafsung, und werden gewarnt, allen dreyen nichts einzuräumen, zu einer Zeit, wo sie, unter dem Vorwande bürgerlicher Freyheit, gesetzmäfsiger Ordnung und religiösen Sinnes, so gern ihr Haupt emporheben möchten; wir überzeugen uns endlich aus derselben, dafs höhere Bildung Menschlichkeit herbeyführt, und dafs wir in einem Zeitalter leben, welches die ritterlichen Zeiten vergangener Jahrhunderte nicht zurückzuwünschen braucht. Wie unmenschlich gegen den unglücklichen Mann auf der Tortur verfahren wurde, möge in dem Buche selbst nachgelesen werden, wie qualvoll seine Hinrichtung war, verdient hier eine Stelle, um an den Contrast jener gepriesenen Zeit, mit der jetzigen, zu erinnern. Brabant wurde, nachdem er zuvörderst die Urgicht nach allen Artikeln noch einmal hatte bejahen müssen, halb entkleidet auf einen Stuhl gesetzt, der in der Mitte des Blutgerüstes stand, und festgebunden. „Das mufs ich dulden, weil ich für meine Mitbürger sprach", sagte hier Brabant. Zuerst wurden ihm die beiden Finger, mit denen er den Bürgereid geschworen hatte, abgehauen. Nun wurden ihm vier Mal mit einer glühenden Zange zuerst aus den Armen, dann aus der Brust grofse Stücke Fleisch gerissen. Seit Beendigung der Urgicht war er in Ohnmacht versunken; jetzt erwachte er, schauete auf seine zerrissene Brust und sagte mit vernehmlicher Stimme: „Dieſs heifst, streite für dein Vaterland!" Von nun an blieb er heiter, und

sang

sang mit schwacher aber vernehmlicher Stimme den letzten Vers aus dem Gesange: „Nun bitten wir den heil'gen Geist" u. s. w. „Du höchster Tröster in aller Noth." Während dieses ward er, ganz entkleidet, auf einen Schlachtetisch gelegt und festgebunden. Der erste Schnitt des Scharfrichters war eine scheusliche unnennbare Verstümmelung, die aber kunstmäfsig dazu gehörte. Er sank in Ohnmacht. Wie er aus dieser erwachte, wandte er sich an seine Verfolger, die Priester, mit den Worten: „Nun ihr Herren, betet ihr nun, denn mir vergeht's." Selbst den Priestern entstürzten *jetzt* Thränen. In grofser Ohnmacht wurde er wieder still. Es wurde ihm Kraftwasser vorgehalten, denn er sollte den Kelch des Leidens ganz trinken. Als aber der Scharfrichter ihm das Messer an den Brustknochen setzte, und auf dieses *langsam* mit einem hölzernen Hammer schlug, da erwachte er zum letzten Male, und rief laut über seine Unschuld. Jetzt wurde ihm der Leib aufgeritat, und noch lebte er: dann wurden die Eingeweide herausgezogen, und mit dem Herzen ihm in's Gesicht geschlagen. Die gleichzeitigen Aufzeichnungen sagen ausdrücklich, er sey erst dann in seinem Gebete still geworden, und sey entschlafen, als ihm das Herz ausgerissen. Die Eingeweide wurden verbrannt, der Körper in fünf Stücke geschnitten und in einen Zuber gelegt, so dafs Hände und Beine auf eine schauderhafte Art herausstanden. Dieser Zuber blieb mehrere Tage in der Bütteley stehen, bis die eisernen Körbe verfertigt waren, in welchem die einzelnen Theile an fünf Thore ausgehangen wurden; der Kopf ward auf einer Stange auf einem derselben aufgesteckt. Dafs die Büttel, zur Verhöhnung seiner gefangenen Genossen, diese mit Brabants Fleisch gespeiset, ist leider nach den eidlichen Aussagen mehr als zu wahrscheinlich. — Kurz, das ganze Verfahren giebt ein schauderhaftes Seitenstück zu dem ähnlichen gegen die unglücklichen Bürgermeister *Jastram* und *Snitger*, welche gleichfalls als ähnliche Opfer der Volkswuth in Hamburg fielen, ab.

Die *zweyte* der oben angeführten Schriften, die wir gleichfalls einem durch literarische Erzeugnisse, rühmlichst bekannten Geschäftsmanne verdanken, enthält eine Reihe von Abhandlungen, die auf Veranlassung der mehrfachen Dienstverhältnisse desselben entstanden sind, und einzelne wenig aufgeklärte Punkte der vaterländischen Particulargeschichte behandeln; daher aber auch gewifs jedem Braunschweiger äufserst willkommen seyn müssen. Es sind folgende: I. Zur Geschichte der Reformation in dem Herzogthume, besonders des Consistoriums in Wolfenbüttel. II. Ueber die Titulatur des Adels im Mittelalter, zunächst in den Staaten des Hauses Braunschweig-Lüneburg. III. Ueber die Steuerbarkeit der Stifter und Klöster und den Grund ihrer Veranlagung im Herzogthume. IV. Ausgleichung der öffentlichen Abgaben durch Besteuerung der bisher eximirten Grundbesitzungen und Reluition, in Befolgung der Verordnung über diesen Gegenstand vom 29. Oct. 1821. V. Ueber Schäfereyen und Schafhalten, nach allgemeinen und im Herzogthume Br. geltenden Rechtsgrundsätzen. VI. Landesmatricul oder Matricularanschlag auf einen Monat Römerzuges im Fürstenthum Br. Lüneb. Wolfenbüttelschen Antheils. VII. Zur Geschichte der Stadt Helmstedt und des Klosters St. Ludgeri. VIII. Besoldung der Herzogl. Br. Staatsdiener gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts. IX. Ueber das Ende der Streithorst'schen Partey im Ministerium des Herzogs Friedrich Ulrich von Br. Lüneb. Endlich: X. Ueber den Zeitpunkt der Volljährigkeit der regierenden Herzöge von Braunschweig-Lüneburg.

SCHÖNE LITERATUR.

Leipzig, b. Glück: *Wingolf.* Dem *Andenken Lessing's* an seinem hundertjährigen Geburtstage. Von einem Leipziger Verein für deutsche Dichtung. 1829. VIII u. 172 S. 8. (18 gr.)

Wer weifs nicht, dafs von einem Vereine geistreicher Jünglinge zu Leipzig viel Herrliches ausgegangen, was unsere schöne Literatur ziert, und dafs zu ihm die Heroen derselben gehörten? Wer weifs nicht, dafs ein ähnlicher Verein zu Göttingen in einer spätern Zeit die deutsche Muse verherrlichte? Und wer verdiente mehr als Lessing, der Mann voll Licht und Wahrheit, voll Kraft und Ernst, eine dichterische Ehrenkrone? Darum meint wohl der neuere Verein Leipziger Dichter, welche sich *Reinald, Himmindal, Franz Meister, Ryno, Wilhelm Freibach, Friedrich Lauter* nennen, und die wahrscheinlich Zöglinge der dasigen Hochschule sind, es gewifs recht gut mit diesem Liederkranze. Allein mehr als den guten Willen können wir auch darin nicht anerkennen. Es sind eigentliche Jugendversuche, die aber zu grofsen Hoffnungen eben nicht berechtigen. Viele derselben sind antik gemessen, aber darum nicht klassisch; Ueberschwung findet sich oft, z. B. das Gedicht an die *Phantasie* von *Franz Meister.* Wenn dieselbe eine keusche Jungfrau ist, so wird sie gewifs zürnen bey der indiscreten Rede:

> Darum schlummer' ich gern auf deinem Schoofse,
> Sauge den Nektar deiner schneeigen Brüste.

An Reminiscenzen fehlt es nicht; so z. B. ist das Gedicht: der Thalfürst, eine Nachbildung von Goethe's Erlkönig, bis sogar auf den Schlufs:

> Der Thalfürst hat ihr ein Leids gethan!

Am rohsten und zum Theil ganz verwerflich sind die Sinngedichte und Epigramme, die sich zuweilen das Ansehen neuer Xenien geben, z. B.:

> Tieck hat die Domaine Aesthetik gepachtet;
> Warum er so greulich auf ihr jetzt schlachtet?
> Er will ästhetische Würste machen,
> Berlinern sie senden in englischem Nachen.

Kurz, wir rathen den Verfassern, vorläufig ihre Geistesproducte noch im Pulte zu behalten, durch eifriges Studium klassischer Muster ihren Geschmack zu bilden und zu läutern, und denjenigen reinen, bescheidenen und kritischen Sinn sich zu eigen zu machen, ohne welchen die Staffel der Vollendung nicht erstiegen werden kann.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1830.

GEOGRAPHIE.

GOTHA, b. Becker: *Vergleichendes Wörterbuch der alten, mittlern und neuern Geographie.* Von *Fr. H. Th. Bischoff* und *J. A. Möller.* 69¼ Bogen XI u. 1107 S. 1829. gr. 8. (4 Rthlr. 16 gGr.)

Nicht Jedem, sey er Gelehrter von höherm oder niederm Range, gestattet seine Zeit, sich der von Tag zu Tag immer weiter sich ausdehnenden Wissenschaft der alten und mit ihr seit kurzem enger verbunden werdenden mittlern Erdbeschreibung auf eine solche Weise zu widmen, dafs er von allen ihm vorkommenden Gegenständen derselben, die sehr oft weitläuftigen Untersuchungen unterworfen sind, eine genaue Kenntnifs haben könne. Es treten Fälle ein, wo er, wenn er über eine tölpische Erklärung geräth, oft von der Autorität verblendet, Unwahres, Unwahrscheinliches, Widersprechendes, ja Unmögliches durch Anwendung desselben zu Tage fördert. Wie viel Dinge giebt es nicht in diesem Bezirke des Wissens, welche den bestimmtesten Einfluss auf Geschichte, Handelskunde, Völkerkunde, Archäologie und andre Zweige haben! Am häufigsten ist, wie leider die Erfahrung lehrt, der Geschichtschreiber Fehltritten, aus Mifsverständnissen und Mifsgriffen dieser Art entsprungen, ausgesetzt. So erscheinen, wenn man z. B. in *Becker's* Geschichten lieset, der Sieg des Marius sey bey *Verona* vorgefallen, die Cimbern als die unerfahrensten, unklugsten Krieger, die es nur auf der Erde gegeben, ob man gleich sich aus ihren Siegen über die Römer und ihren Verhandlungen mit denselben ganz andre Begriffe von ihnen zu machen Ursache hat. So läfst *Becker* die Römer von den Cimbern das erste Mal bey *Neumarkt* schlagen; so führen er und fast alle Andere den Hannibal noch immer der bestimmtesten Erzählung des Livius zum Trotz bald über den *Cenis*, bald gar über den *St. Bernhard.* So wollen manche Alterthumsforscher immer noch den Römern keinen Fufs breit Landes jenseits der Elbe und Oder einräumen, obschon H. Pr. *Kruse* erwiesen hat, dafs Septimius Severus unter der Regierung M. Aurels als Commandeur der IVten Scythischen Legion zu *Massel* im jenseitigen Schlesien sein Standquartier gehabt habe. So treibt man Cyrus den Jüngern und Alexandern auf ihren Zügen ohne weiteres noch durch *Dür* oder gar *Zenobia*, und letztern in die Wüste statt durch futterreiches Land; und so eine Menge anderer Verirrungen. Ein Wörterverzeichnifs, das dergleichen Verwirrungen vorbeugen, das dem wahren Zwecke, der in der Darstellung des wahren Standes dieser Wissenschaft besteht, wenn auch nur gröfsten Theils entsprechen soll, erfordert einen Arbeiter, der nicht nur mit einer umfassenden Uebersicht über alle ältere Erklärungen ausgerüstet ist, sondern auch mit allen neuern berichtigenden Schriften sich vertraut gemacht hat, und, fühlt er sich auch selbst nicht verpflichtet, oder in den Stand gesetzt, in solche schwierige Untersuchungen einzugehen, wozu eine vollkommene praktische Kenntnifs der mathematischen Geographie unerläfslich wird, dennoch unter den zahlreichen, oft widersprechenden Erklärungen von einerley Artikeln eine richtige, oder doch die bessere Auswahl zu treffen vermag, oder, falls auch dieses nicht gelingt, die der Sache am nächsten kommenden getreulich anzuzeigen, und der Einsicht und Wahl des Benutzers seines Werkes zu überlassen bereit ist.

In wie weit nun die beiden Hnn. Vff. diesen Forderungen, die demjenigen, der sich nur einige Erfahrung in diesem Wissenschaftszweige gesammelt hat, nicht übertrieben scheinen werden, Genüge geleistet, hat Rec. vermöge seines Auftrags nachzuweisen. Er sieht sich, als Mitarbeiter in diesem Fache, der, wollte er nicht das überhand genommene Unkraut auf dem verwilderten Boden stehen und fortwuchern lassen, so unzählige Steine des Anstofses aus dem Wege zu räumen hatte, und weil er sich aus Grundsatz, zu öffentlichen Beurtheilungen der Producte und Meinungen dieser Art ausdrücklich mit seinem Namen zu bekennen pflegt, in dem ihm eben nicht günstigen Falle sich dem Vorwurfe entschiedener Parteylichkeit ausgesetzt, als wolle er aus selbstsüchtiger, tadelnswerther Eitelkeit nur seine eigne Meinung geltend machen und sich über andre würdigere Männer erheben. Der persönliche schätzbare Charakter des überlebenden Hn. Mitverfassers, der eine ausgebreitete Kenntnifs dieses Wissenschaftstheiles durch die Bearbeitung der zweyten Hälfte dieses Buches sattsam bewiesen hat, bürgt indessen dem Rec. dafür, dafs er keine solche tadelnswürdige Sentenz, sondern blofs die Bemühung, diese Wissenschaft zu säubern, zu berichtigen und zu erweitern, in gegenwärtigen Bemerkungen suchen und finden, und keinen Anstofs daran nehmen wird, wenn Rec. bey den von ihm genau untersuchten und mit Beweisgründen belegten Artikeln sich auf seine eignen Forschungen sowohl in seinem Thesaurus (Tom. I.) als in verschiedenen Zeitschriften, die beiden Hnn. Vffn. wahrscheinlich unbekannt geblieben, theils auch erst nach Abschlufs dieses Werkes erschienen sind, be-

ziehen und ihm Gelegenheit zu weiterer Prüfung derselben darbieten wird. Sollte er selbst keine Ueberzeugung daraus schöpfen, so erwartet doch Rec. triftige Gründe dagegen, nicht vage Zweifel, Autoritäten, Gemeinsprüche. Nun zum Werke selbst!

Aus dem Vorworte voller Bescheidenheit erfahren wir, dafs der erstere, *Bischoff*, als der Hauptverfasser anzusehen ist, der den an sich glücklichen Einfall hatte, dadurch einem allgemein gefühlten Bedürfnifs abzuhelfen; er entwarf den Plan, sammelte die Materialien zum ganzen Buche, und brachte es fertig bis zum Buchstaben *M*, dem 47sten Bogen, während dessen Druckes er der ihm zu schwer gewordenen Arbeit unterlag, und vom Tode übereilt wurde; worauf die Verlagshandlung dem Hn. Bibliothekar *Möller* zu Gotha die Vollendung derselben übertrug, dessen Arbeit sich durch eine sorgfältigere Wahl, gröfsere Ordnung und Bestimmtheit, umfassendere Literaturkenntnifs und reiferes Urtheil vor der ersten Hälfte sichtlich hervorhebt und das Bedauern erregt, dafs ihm nicht auch die erste Hälfte, deren völlige Säuberung nunmehr ohne des Verlegers gröfsten Schaden unmöglich geworden, anheimgefallen war. Er ordnete die übrigen noch im Chaos versunkenen Collectaneen des Verstorbenen, traf eine strengere sachgemäfsere Auswahl der Artikel und nahm noch mancherley andere ihm nöthig geschienene, und, wie man sieht, zweckmäfsige Veränderungen in den Citaten und Namensstellungen vor. *B.* hatte seinen Plan auch auf das Mittelalter ausgedehnt. Der Gedanke ist nicht ganz übel, denn die klassische Zeit ist mit diesem, besonders in Europa und am meisten in Frankreich durch die vielen noch sehr spät beybehaltenen lateinischen Namen so verschlungen, dafs man keine höhere Epoche ihres Unterschiedes zu finden vermag; sowohl vor als nach Karl dem Grofsen kommen alte und neue Namen vermischt vor. Und wer wollte auch daran zweifeln, dafs die noch spät erscheinenden Orte mit römischen Namen schon zu der Römer Zeit vorhanden gewesen sind? Dasselbe läfst sich im Orient aus den byzantinischen Schriftstellern bemerken. Hierbey ist es aber nicht geblieben; er drang sogar in die neuesten Zeiten ein. Wer sollte wohl *Amsterdam*, *Amerika*, *die Antillen*, *Canada*, die *Algonkins* in *Canada*, *Brasilien*, die Insel *Bourbon*, den Amazonen-Flufs, und eine Menge andrer dergleichen Dinge, in diesem Verzeichnifs erwarten, deren Benennungen erst in unserer Aere entstanden sind, die sich unter allen Perioden gerade am allerschärfsten von der zunächst vorhergehenden des Mittelalters unterscheidet — durch die zu gleicher Zeit geschehenen Entdeckungen Amerika's und Ostindiens? Eine solche Extravaganz hätte Hr. *M.* gewifs nicht gewagt, und er setzte sie auch in seiner Hälfte nicht fort. Auch giebt es dabey gar Nichts zu vergleichen, da keine alten Namen von diesen Gegenständen vorhanden sind.

Sonst fehlt es diesem Werke an Vollständigkeit nicht, und es läfst in diesem Stücke alle ältern und neuern Versuche dieser Art hinter sich zurück. Besonders zeichnet sich dadurch die heilige Geographie, welche *B.* mit besonderer Vorliebe behandelt zu haben scheint, vor allen andern aus, und die Theologen werden hier volle Befriedigung finden. Aus dem von ihm herrührenden Theile des Vorwortes geht hervor, dafs er den Vorsatz gefafst habe, von den klassischen Namen nur die, deren Daseyn sich mit Gewifsheit sich bis auf unsre Zeit erhalten hat, beyzubringen; allein die Ausarbeitung zeigt, dafs er demselben nicht allzu treu geblieben, indem er viele Gegenstände ohne alle weitere Erklärung hingestellt, viele, deren völlige Verschwindung ganz gewifs ist; viele sind ohne Angabe der Quellen gelassen, dagegen wiederum viele Orte, und darunter wichtige als grofse Städte erscheinende, besonders aus den Itinerarien ganz weggeblieben, welche er alle erklärt hätte finden können, wenn er in dieser Art Literatur mit der Zeit fortgeschritten wäre. So sucht man ganze Strafsen der Tafel in seiner Sammlung vergebens, als: *Nicea Nialia* (Wân), *Paresaca* (Perkeri), *Philadelphia* (Malatzkerd), *Isumbus* (Musch), *Sorva* (Torpakaleh), *Catispi* (Kaguiskan); *Chalcidana* (Hamischkane), *Andaga* (Andscha), *Armanae* (Artwengk), *Abnicum* (Anikagae), *Raugonia*, (Bogaran); *Caspia* (Kaspi); *Vastauna* (Wastan) *Dagnevana* (Jaduan), *Molchia* (Bedlis) u. s. f. So fast ganze Strafsen in Cappadocien aus beiden Itinerarien; dann *Comana aurea* (Momakottom); *Massilia* des Ael. Spartianus, (Massel); *Phlygadiamons* (Flitsch) und viele andere. Sein Vorwort verspricht uns ferner, dafs er die klassischen Schriften der Römer und Griechen durchgelesen oder wenigstens ihre Indices genau verglichen habe. Diefs hätte er nicht unumwunden sagen sollen, denn Rec. hat manche Ausnahme davon gefunden, z. B. S. 103 „*Ariola* It. Ant." (365. Wessel.) „Dorf *Airolo* — Orient — im Schweizer Canton Tessino am Fufs des Gotthard". *Ariola* ist aber eine Station mitten in Frankreich zwischen *Divodurum* (Metz) und *Durocortorum* (Rheims) 9 m. p. NW. von *Caturigae* (Chardogne) an der Orne; welchem Unberufenen mag er hier nachgeschrieben haben, ohne die Quelle selbst zu lesen oder zu verstehen! Ferner: „*Pagida*" (Flufs) „Tacit. A. III. 20. Plin. IV. (sollte V. seyn) 19. 5. v. a. Belus u. Beleus". *Pagida* ist aber bey Tacitus nichts Anderes als der Flufs *Bagrada* in Afrika; dagegen des Plinius *Pagida* der ungewöhnlichere Name des durch seinen zur Glasbereitung genommenen Sand bekannten *Belus* in Phönicien, wie unter diesem Artikel richtig angegeben ist.

Dafs in diesem Werke die Erläuterungen über die bekanntern Theile des Alterthums, die zum römischen Reiche gehörten oder im genauesten Verkehr mit ihm standen, nämlich Europa (ohne Sarmatien) mit allen seinen Küstenländern und Inseln, Afrika und Vorder-Asien, im Ganzen am reichhaltigsten ausgefallen sind, läfst sich bey dem bisherigen Stande der alten und neuen Geographie nicht anders erwarten; denn hier war das Meiste gethan

und

und das Interesse am gröfsten. Das Uebrige, den Alten Unbekanntere, und verwirrter von ihnen Vorgetragene, als Sarmatien, Scythien, Persien, Serica, Indien, Arabien, das Innere von Afrika, waren bis zur Stunde nur noch bald oben hin, bald aphoristisch, gröfstentheils lückenvoll, ohne Kenntnifs des wahren Zusammenhangs der alten und neuen Nachrichten, häufig auf grundlose Conjecturen und verfafste Meinungen hin, und noch öfter auf gut Glück, wie durch das Loos abgefertiget und hingeworfen. Selbst die nächste nördliche Küste von Afrika, und die von Arabien mit dem persischen Meerbusen, welche so unglaublich falsch dargestellt waren, haben erst seit kurzem durch *Smith*, *Gauttier*, *Owen* und *Vidal* ihre wahre Gestalt erhalten; wie wäre es möglich gewesen, vorher nur ein einziges Maafs der alten Schriftsteller und Itinerarien mit der geringsten Sicherheit festzustellen, wogegen sich daselbst nun alles Räumliche mit grofser Gewifsheit entfaltet hat? Auch sieht man die neuen terrestrischen Entwürfe der Engländer, wie die eines *Elphinston*, *Pottinger*, *Christie*, in *Persien* und *Hochasien*, sammt den ausführlichen Nachrichten und Karten von *Ostindien*, bey weitem noch nicht gehörig benutzt, so dafs die Vff. diesen Ländern ohne ihr Verschulden ihr Recht nicht ganz angedeihen lassen konnten. Und was auch Rec. in seinen letztern seit 1824 dem Publicum überlieferten Karten als erklärt aufgestellt, durfte ihnen nicht zugemuthet werden, es als schon erwiesen und erklärt anzuerkennen, da er die Beweise und Erklärungen erst in dem noch nicht erschienenen zweiten Tomus seines Thesaurus noch nachzuholen hat, ausgenommen, was er in den N. G. Eph. und der Hertha, davon die Vff. keine Notiz genommen, in ein helleres Licht zu stellen gesucht. Bey solcher Ansicht möchte wohl das allgemeine Urtheil dahin ausfallen, dafs dieses Wörterbuch, als ein erklärendes, mit zu grofser Eile betrieben worden und einige Jahre zu früh ans Licht getreten, indem man die seit weniger Zeit her sich immer mehrenden Forschungen und Berichtigungen nicht abgewartet hat.

Sonst ist eine seiner nützlichern Einrichtungen sowohl die Angabe der Länge und Kürze der Sylben in weniger bekannten und seltner vorkommenden geographischen Namen durch die gewöhnlichen Zeichen — und ⏑, was dem damit Unbekannten willkommen seyn wird, als am Schlusse desselben ein Register der darinnen vorkommenden neuern Namen, unter welchen die alten gesucht werden können, welches zur Zeit noch in jedem Werke dieser Gattung vermifst worden. Im Eingange sind auch die Hülfsmittel, aus welchen die Vff. gearbeitet, sowohl die klassischen als neuern erklärenden, der Reihe nach angezeigt.

Da nun dieser Sammlung von beynahe 18,000 Artikeln in mancherley Rücksicht, hauptsächlich in Betreff der bereits aufser allen Zweifel gesetzten Gegenstände und der sehr vollständigen biblischen Geographie, eine vorzügliche Brauchbarkeit nicht abzusprechen ist, und zu seiner Zeit wohl auch eine zweyte Ausgabe erleben wird, so glaubt Rec. dem überlebenden Vf., dafern er sich einer solchen mühseligen Arbeit zu unterziehen Lust hätte, oder im gegentheiligen Falle jedem andern Besorger einen Dienst zu erweisen, wenn er einige wenige der wichtigern Artikel, die ihm als verfehlt vorkommen, aushebt, und auf deren Berichtigung aufmerksam zu machen sich bestrebt, damit alsdann die Absicht zu nutzen in einem höhern Grade erreicht werde. Alles Mifsgerathene unter einer so grofsen Menge, besonders in der ersten Hälfte des Buches, bemerklich zu machen, würde die ihm vorgesteckte Gränze des Raumes weit übersteigen, und der Bearbeiter der zweyten Ausgabe mag das unangezeigt gebliebene selbst aufsuchen, wozu er in diesen Zeilen mehrere Winke wahrnehmen kann.

S. 27. „*Aegissus; Aegysus* — Stadt an der Mündung der *Donau*, vielleicht der heutige Ort *Tatza*". Ob dieses *Tatza*, *Isacze* oder *Tulcze* bedeuten soll, oder auch das *Tantza*, westlich von *Isacze*, aber entfernt von der Donau, weifs sich Rec. nicht aufzulösen. Dafs *Aegysus Isacze* selbst ist, hat er nicht nur in seinem Thesaurus Tom. I. fol. 16. p. 1, sondern auch im Aufsatze N. G. Eph. XIX. B. S. 141 überzeugend dargethan. — S. 35. „*Agathyrsi*". S. Rec. Erläuterung Sarmatiens und Scythiens, unter der Aufschrift: des Darius Hystaspis Feldzug im Lande der Scythen (aus Herodot) Hertha XI. B. I. Hft. — S. 44. „*Alcimoennis*" des Ptolemäus wird hier mit *Samulocenae* der Tafel für einerley Ort ausgegeben. *B.* kannte also *Buchner's Teufelsmauer* nicht, wo er *Samulocenae* als einen ganz andern Ort, nämlich als *Salmandingen* auf seiner Reise angetroffen, s. II. Heft S. 105 f. — Gleich darauf führt er S. 45 „*Alcimoennum; Alcimunnis*" ohne Quelle an, und macht es zu *Aichstädt*, da es doch nur eine Variante des Ptolemäus ist. — S. 48. „*Alfachusa*" ein latinisirter oder auch arabischer Name von *Sfax* aus dem Mittelalter, wird für *Ruspa* des Ptol. der Tafel und Notitia gehalten, vielleicht aus einer ganz schlechten Karte. Ptol. setzt es westlich vom Vgb. *Brachodes*, und die Tafel giebt die Distanz von *Leptis minor* genau an, daher es *Shaw* S. 101 (der deutschen Uebers.) mit Grunde für *Sbeak* erklärt. — S. 50. „*Alieni forum* i. q. *Ferrara*". Aus dem Ravennaten hätte sich *B.* überzeugen können, dafs es *Ferrara* nicht war, sondern *Alenile*. S. Rec. Thesaurus T. I. fol. 41. p. 3. Bey *Ferrara* ist aber Alieni Forum nicht wieder erwähnt. — S. 54. „*Altinum*" in Gallia Transpadana, wie das vorige. Hier fehlt die Erklärung. Es ist das noch vorhandene *Altino* bey Venedig, mit Spuren der Vorzeit. — S. 55. „*Amadoca*", Ptol. St.(adt) in Sarmatia Europaea. — „*Amadoci*" Volk und Berge. Das Merkwürdigste, der See, als Gegend, wo der westliche Arm des *Borysthenes* entspringt, welches so viele Aufklärung im europäischen Sarmatien gewährt, ist vergessen. Des Rec. erwähnter *Zug des Darius* in der Hertha, von welchem beide Vff. noch keine Wissenschaft haben konnten,

ten, wird die nöthige Auskunft nicht dieses Artikels allein, sondern auch über die beiden Ptolemäischen Sarmatien und Scythien gewähren. Noch sieht Rec. nicht, dafs diese Auseinandersetzung der Herodotischen, Plinischen und Ptolemäischen Nachrichten auch nur den geringsten Eingang gefunden. Immer noch kein Norden, wie ihn die Alten kannten, immer noch Leere mit Verworrenheit gepaart! — S. 56. „*Amastra — Amestratus*" in Sicilien. Eine durch Unaufmerksamkeit voriger Erklärer entstandene, durch Nachlässigkeit fortgeführte und durch eines der gefeyertesten Werke nunmehr zur (vermeintlich) unumstöfslichen Wahrheit erhobene Verwechselung mit *Mutistratus*. Beide sollten durchaus *eine* und die nämliche Stadt seyn; obschon die Geographie das Gegentheil beweiset, denn *Amestratus* ist *Mistretta* und *Mutistratus Mouta*. S. Rec. Thesaurus T. I. Sicil. fol. 38. p. 4. und fol. 39. p. 4. — S. 60. „*Amisus*". Von diesem wichtigen Hafen ist der heutige Name *Samsum* nicht angeführt. — Ebend. „*Amiternum.*". Rec. glaubt in s. Thes. T. I. Ital. sup. fol. 51. p. 2. sattsam aus der Tafel bewiesen zu haben, dafs *Amiternum Amatrice*, und nicht das, von einem der ältern Erklärer aus Unfähigkeit, die Itinerarien (hier die Tafel) zu verstehen, grundlos ergriffene, von Andern treulich nachgebetete und sogar neuerlichst durch dieselben ganz falschen Gründe wieder vertheidigte *S. Vittorino* sey. Also ist dieser Irrthum fast unausrottbar geworden, da er aufs neue wieder hervortritt. — S. 66. „*Anticyra*". Nur zwey! Hätte nun ein Schüler, den Horaz in der Hand, den Hn. *B.* gefragt, wo denn das *dritte* wäre? so würde er ihm die Antwort schuldig geblieben seyn. Diese Antwort findet sich in Rec. Thes. Addenda et Corrigenda fol. 63. p. 1. — S. 74. Zu „*Antiochia Margiana*" mufs der jetzige Name *Maru Schachian*, oder wie ihn die Engländer jetzt schreiben, *Merw*, gesetzt werden. — S. 88. „*Aquileja*" in Rhätien, ist falsch citirt, denn nicht das It. Ant., sondern die Tafel hat es im zweyten Segment. Dann lag es auch nicht an der Illermündung, sondern es ist die ehemalige Reichsstadt *Aalen*. S. *Buchner's Teufelsmauer* II. Heft. S. 33. Diese Buchner'schen Untersuchungen klären überhaupt einen grofsen Theil von Rhätien auf. Indessen hat Rec. noch fast gar keine Benutzung derselben für diesen Zweck wahrgenommen, welches zu beweisen scheint, dafs immer die gründlichsten und vorurtheilsfreyesten Arbeiten im Gewande der Anspruchlosigkeit dem Geschrey der tollsten Behauptungen beschämt weichen müssen und der wenigsten Anerkennung sich zu erfreuen haben. — S. 115. „*Asciburgum — Schaffnaburgum*", Namen des Mittelalters, hier ohne Quelle. Es war aber das *Ascapha* des Ravennaten, dessen Städtereihe im Allemannischen Lande, *Augusta Nova*, *Rixinis*, *Turioberga*, *Ascis*, *Ascapha*, *Uburzis*, *Solist*, welche sämmtlich in diesem Werke fehlen, zur Bestimmung des *Limes* aber nöthig sind, in Rec. *Aufsatz über den Limes*, N. G. Eph. X. Bd. S. 387 f. aufgeführt und erklärt sind. Ueberhaupt fehlt dieser *Limes* und die Anzeige seiner Erstreckung, als ein so wichtiger und gröfstentheils erforschter Gegenstand zur Bestimmung der römischen Gränze gegen Germanien, welcher in einem solchen Wörterbuche wohl nicht übergangen werden durfte. — S. 130 fehlet der *Aucha*-Fl. des Jornandes, und von den *Auchetae* (Volk) ist *Mela* als Quelle angeführt, der sie gar nicht hat, sondern *Herodot* unter dem Namen *Auchatae*; dann sind sie ganz falsch in die Halbinsel Krimm versetzt, da sie doch Herodot und Plinius an die Quellen des *Hypanis* (*Bog*) ausdrücklich weisen. — S. 131. „*Augusta Tricastinorum*". Die Alltagserklärung, als sey *castini* aus *castellum* entstanden. Dieser Ort ist zu wichtig für Hannibals Zug über die Alpen, als dafs solcher sich immer wiederholender Nachbeterey und den so verworrenen Begriffen von diesem Zuge nicht gesteuert werden dürfte. Dafs nach der genauen, deutlichen und das Gepräge der lautersten Wahrheit tragenden Erzählung des Livius, Hannibal von der Hauptstadt der Allobrogen aus den Weg *linker* Hand nach den Tricastinern zu eingeschlagen (wäre er *rechter* Hand nach *Troischateaux* zu, so wäre er wieder an dem *Rhone* hinunter dem Scipio entgegen, und das wollte er ja nicht, wie aus dem ganzen Bericht hervorgeht); von da durch den ganzen District der *Tricorier* am *Drac*-Fl. hinauf zur *Druentia* (*Durance*) und von deren Ursprung sogleich über die Alpen, folglich über die *Alpis Cottia*, dem *Mt. Genevre*, den der andächtige Pilger von Bordeaux und Ammian *Matrona* nennen, gezogen, davor hält man sich recht geflissentlich beide Augen noch immer fest zu, denn die neuesten deutschen Geschichtschreiber, unter andern *Becker*, geleiten ihn über den neuerlich mit besonderm Wohlbehagen gewählten Berg *Cenis*, vermuthlich weil ihm Napoleon eine schöne und breite Strafse dazu zurecht machen liefs. Ausführlicher wird man dieses in Rec. Topographischen Berichtigungen des alten Galliens N. G. Eph. VII. Bd. S. 56 f. behandelt finden. — S. 193. Zu „*Auxume*" fehlt der neuere Name *Axum*. — S. 140 sind die „*Awarpi*" des Ptol. ausgelassen. Sie sind zur Bestimmung des *Sucbus*-Flusses wichtig und entscheidend. S. Rec. Germanien S. 76. — S. 141. „*Axiopolis*" soll *Galacz* seyn. Welche Vorstellungen mufs sich *B.* von den Itinerarien gemacht haben! Schon *Mannert's* Thracien VII. Th. S. 116 hätte ihn belehren können, dafs es *Rassova* seyn müsse.

(*Der Beschlufs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1830.

GEOGRAPHIE.

GOTHA, b. Becker: *Vergleichendes Wörterbuch der alten, mittlern und neuern Geographie.* Von *Fr. H. Th. Bischoff* und *J. A. Möller* u. s. w.

(*Beschluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

S. 289. „*Campi Raudii*", welche auch unter *R* wiederholt werden. Sie sind als *Sardis-Feld* bey *Verona* angenommen. So ist also diese seit einigen Jahren durch Hn. Hfr. *Mannert* wieder empor gekommene Meinung derjenigen, die Rec. in seinem Thesaurus vorgetragen, vorgezogen. Da *B.* sonst von dessen Erklärungen und Berichtigungen gar keine Notiz genommen, so vermuthet Rec., daſs Hr. B. *Möller* die des Rec. hier (S. 239) eingeschaltet, ehe derselbe seine ausführlichen Gründe dazu in den N. G. Eph. XIV. Bd. S. 388 f. dem Publicum dargelegt hatte. Rec. muſs es dahin gestellt seyn lassen, ob er sich nach Erwägung derselben davon überzeugt fühlt oder nicht. — S. 385. „*Cusus* Fl." Von Rec. Enträthselung dieses zur Begränzung des vannianischen Reiches sehr wichtigen Flusses in s. *Germanien* S. 210 ist hier keine Rede. *B.* bleibt bey der *Waag*. — S. 533. „*Gergovia*". Ihm waren es zwey Städte, wie Hn. Hfr. *Mannert*. Wo es lag, hätten ihm die angeführten topograph. Berichtigungen Galliens in den N. G. Eph. VII. Bd. S. 65 f. gezeigt. — S. 592. „*Hecatompylos*". Einer der wichtigsten Plätze Asiens, ist ohne Erklärung aus der heutigen Geographie gelassen. *B.* kannte also die neuere, obwohl schon über 30jährige der Engländer, nicht, welche es in *Damegan* suchen wollen, aber es nur, wie gewöhnlich in terrestrischen Gegenden, ohne richtiges Auffassen der vorhandenen graphischen Argumente, zufällig aufgegriffen haben. Rec. sah, daſs seine Messungen, sowohl der alten Klassiker als neuern Reisenden von allen Seiten auf *Betham* (*Bustam*) trafen, wovon er die Beweise in dem II. Tom. seines Thesaurus noch zu liefern hat. — S. 610. „*Hierasus* Fl." wird zum *Pruth* gemacht und im *P* der *Poras* auch noch besonders aufgeführt. Rec. hat in s. Abhandlung über *Dacien* N. G. Eph. XIX. Bd. S. 141 auf den Miſsbrauch, den man mit diesem Flusse getrieben, aufmerksam genug gemacht, und ihn in seine Würden wieder einzusetzen gesucht. — S. 656. „*Jasonius mons*". Bloſs aus Ammian; Ptolemäus ist weggelassen. Er soll, wie hier steht, *nordwestlich* von den *Caspiae portae* seyn. Eine ganz aus der Luft gegriffene Angabe; denn weder Ammian noch Ptolemäus bestimmen ihn so. Im Gegentheil weiset ihm der letztere seine Stelle *südwestlich* davon, und so liegt er auch, denn es ist der hohe Pik, den alle Reisenden gleich vor *Hamadân* vor sich, doch etwas zur Seite, sehen, und so bezeichnet auch *Ammian* seine Lage, indem er spricht: „*Ecbatana sub Jasonio monte in terris sitae* (*civitates*) *Syromedorum*". Dieſs hätte *B.* doch wohl erst nachlesen sollen. Es ist sonach auch die Stellung des *Orontes*, welcher in diesem Buche ganz fehlt, nämlich an den Platz des *Jasonius*, falsch, welches von den 12 Stadien des *Diodors* und der falsch verstandenen Beschreibung des *Polybius* von Ecbatana herrührt. Der *Orontes*, den Ptolemäus mit Recht nördlicher setzt, als den *Jasonius*, kann also wohl kein andrer seyn, als das Schneegebirge zwischen *Tauris*, *Maragha* und *Ardebil*, wovon man die zwey höchsten Spitzen, den *Ssehend* bey *Tauris*, und *Ssawelân* gegen *Ardebil* hin kennt, was sich aber minder hoch nach Süden zu bis in die Gegend von *Hamadân* ziehet, auf der östlichen Seite dem *Kisil-Hössein* seine Quellen und Zuflüsse verschafft, und sich bey *Humadân* noch einmal im dasigen Pik erhebt. So mag denn Diodor, der dessen besondern Namen noch nicht kannte, wohl Recht gehabt haben, aber die jüngern Klassiker wuſsten die Sache genauer. — S. 736. *Maurici portus* aus dem Itin. Marit. Wess. p. 503 mangelt. Der künftige Verbesserer dieses Werkes hat sich in Acht zu nehmen, daſs er nicht *Mauritii* schreibe, und in den lächerlichen Anachronismus *Cellar's* und aller seiner Nachbeter falle. S. Rec. Thesaur. Tom. I. fol. 45. p. 1. — S. 761. Die *Mologeni* des Ptolemäus, das jetzige *Mologa* am gleichnamigen Flusse in Ruſsland, sind ausgefallen. Vgl. Hertha XI. Bd. I. Heft. S. 70. — S. 771. „*Myos hormos*". Das gewöhnliche *Kosseir*. Rec. hat ihn in seinen Untersuchungen über Arabien auf einer andern Stelle zu suchen sich genöthigt gesehen. Die Gründe dazu sind weitläufig auseinander gesetzt in s. Abhandlung über diesen Hafen N. G. Eph. XXVIII. Bd. V. St. S. 129 f., welche sich auch über die ganze westliche Küste des arabischen Busens bis zum *C. Gardafui* verbreitet. — S. 779. „*Naxuana*" wird unrichtig an den Euphrat gestellt; es liegt am *Araxes*. — Ebend. *Nedad* Fl. in Darien, von *Jornandes* angegeben, fehlt. Diesen und die *Aucha*, nebst dem *Bollia* desselben Schriftstellers, wird man in Rec. *Germanien* erklärt finden. Jornandes rechnet sie, jedoch unrichtig, zu *Pannonien*. — S. 579. „*Obringa* Fl." mit der Meinung *Gatterer's*, welche alle verblendete, auſser *Minola* nicht. Man beherzige doch das, was Rec.

in seinem Aufsatze: Einige Worte über D. *Wilhelms Drusus* in *Krusen's* A. über diesen bezauberten Gegenstand ausgesprochen.) — S. 813. „*Ottorocorrhas mons*" wird, vermuthlich nach *Mannert*, gegen die chinesische Provinz *Shensi* hin gewiesen. Eines unter den unzähligen Beyspielen, wie weit sich die Erklärungskunst durch blofses Ersinnen und keckes Absprechen verirren kann, sobald kein Name vorhanden ist, an dem man sich festzuhalten vermag. Rec. konnte sich nie überreden lassen, dafs dieses Gebirge, von Ptol. als *südöstliche* Gränze *Serica's* aufgestellt und an die *emodischen* Berge rührend, eine nordöstliche, wie die erwähnte, seyn sollte. Nur ein *Klaproth* konnte darüber belehren, dafs es das Gränzgebirge zwischen *Tübet* und *Asham*, zwischen den Flufsgebieten des *Tsanbo* und *Burramputer* ausmacht, und seinen Namen bis auf unsere Tage völlig rein erhalten hat. — *Outtara-kora* oder *Outtara-kuru* (*kurru*). Diefs lernen wir aus s. *Mémoires relatifs à l'Asie* Tom. II. S. 253 in der von ihm aus dem Chinesischen übersetzten Geschichte des caschemirischen Reiches. *Kurru, Kurrum, Korra, Kora*, ein hochasiatisches Wort, bedeutet Schneegebirge, wie *Kara-Kurrum* oder *Mustag* des Elphinstone. Es liegt also am Tage, dafs die Alten auch *Tübet* unter *Serica* nicht mit begriffen haben, und keineswegs das nördliche China unter dem Namen *Katay;* aber nicht die Chinesen allein geben uns diese Nachricht; auch die Engländer erfuhren durch die Eroberung *Ashams*, dafs dessen nördlicher gebirgiger District *Ottara-kurrum* heifse. So eilig sie aber auch sonst mit Erklärungen solcher Art bey der Hand sind, so wenig scheinen sie in dieser Hinsicht darauf aufmerksam geworden zu seyn. — S. 867. „*Pyrgos*" des Livius XXVII, 33. ist nicht erwähnt. S. die Vorrede zu Rec. Germanien, S. XXIII. — S. 827. „*Rhabon* Fl." Eine anderweitige Verirrung sämmtlicher Ausleger, worüber die Aufklärung im obenangeführten Aufsatz N. G. Eph. XIX. Bd. S. 145 nachzusehen ist. — S. 907. „*Semana Silva*" Rec. verweiset wiederum auf obige: *Worte über D. Wilhelms Drusus* in *Krusen's* A. — S. 912 sind „*Setutanda*" des Ptol. und *Siatutanda*, eine blofse Variante vom erstern, als 2 verschiedene Orte aufgeführt. Nicht lange nach Rec. (German. S. 144) hat es auch Hr. *von Ledebuhr* in seinen *Bructeren* aus den nämlichen Gründen für *Utende* im *Saterlande* erkannt. — S. 959. *Thapsacus*", dieser höchstwichtige Uebergangspunkt über den Euphrat in das nördliche und futterreiche Mesopotamien wird nach alter eingewurzelter Sitte hier nach *Där* (Deir) oder gar nach *Zenobia* in die Wüste verbannt. Für dieses Werk waren also die Beweise des Rec. von seiner wahren Lage in der Jenaisch. A. L. Zeitung, Sept. 1818. Nr. 157. S. 345 vergebens aufgewandt. — S. 969. Der *Thymbrius* Fl. des Livius XXXVIII, 18. ist ausgelassen, oder sollte wenigstens unter *Siberis* mit dem er einerley Flufs ist, stehen. — S. 971. Ueber den *Pasitigris*, welcher hier kurzweg zu dem Tigris gewiesen, aber auch da kaum berührt worden ist, war bisher noch gar keine bestimmte Idee im Gange gewesen. Was die Alten unter ihm verstanden, hat Rec. in seiner Schrift: *Ueber den Pasitigris und seine Zuströmungen aus Susiana*, (Hertha VI. Bd. II. Heft S. 162 f., welche auch zugleich alle Städte des untern Euphrats und Susiana's, insbesondere die vielbesprochenen und doch immer ungewifs gebliebenen Orte *Teredon* und *Charax-Spasinu* an das Licht zieht,) ins Klare zu bringen sich bemüht. — S. 1000. „*Venedicus Sinus*". Das alte Lied, das Rec. auch einmal mitsang, ehe er in Sarmatien klüger geworden war, nämlich der Bogen der preufsischen Küste zwischen *Danzig* und *Memel*. Da er seitdem von diesem Glauben — einem wahren Köhlerglauben — zurückgekommen, und den *Rigaer-Meerbusen* mit hellern Augen darinnen sah, den *Guttalus* als *Alle* mit dem *Pregel*, den *Rhubon* als *Düna*, den *Sinus Clylipenus* als *finnischen Meerbusen* u. s. w. erkannte, wird dem, der sich davon überzeugen will, aus seinen *Bemerkungen über Hn. Pr. Voigts Geschichte Preufsens* in der Hertha XIII. Bd. S. 465 f. klar werden. — S. 1005. „*Victumviae*" aus Livius XXI, 55 (nicht „41") wird in der Gegend von *Placentia* also *südlich* vom *Po* gelegt. Andere Ausgaben dieses Autors haben: „*V. m.p. a vico tumulis consedit*" was keinen Sinn giebt. Livius läfst die Armeen des Hannibal und Scipio am *Ticinus* (also *nördlich* vom *Po*) den letzterer von Osten her erst übersetzt hat, 5 *m.p. von Victumviae* zusammentreffen; Scipio wird geschlagen und mufs sich *über den Po hinüber* nach *Placentia* flüchten. War nun wohl *Victumviae* bey dieser Stadt gelegen? *Polybius* erzählt zwar diese Begebenheit im III. B. c. 65 u. 66 etwas anders, aber dieser Verstofs läfst sich nicht aus ihm vertheidigen. Uebereinstimmend mit Livius liegt auf der von ihm angedeuteten Stelle *Vigevano*. So ist denn wohl auch *Victumviae* die richtigere Lesart, und so hat es Rec. in seinem Thesaurus fol. 48. p. 1. eingetragen. — S. 1011. „*Zaba; Zabae*. Ptol. Staat in Indien *diesseits* des Ganges, auf der *Ostseite* des bengalischen Meerbusens; jenseits *Ligor*". Drey Verstöfse in einem Athemzug! *Diesseits, Ostseite* und *Ligor*. Denn Ptol. setzt diesen Ort nicht diesseits des *Ganges*, sondern in den *Sinus Perimulus*, den die Mündung des Flusses *Pera* an der westl. Seite der Halbinsel *Malacca* bildet, ganz nahe *westl.* vom *Magnum Prom.* dem Vgb. *Romania;* dann kann ja, was diesseits des Ganges seyn soll, nicht auf der *Ostseite* des bengalischen Busens liegen; endlich ist *Ligor* weit über das V. Romania hinüber im Mb. von *Siam* gelegen (wenn man mit Ptol. im Periplus von Westen nach Osten zu gehet) und deswegen sehr irrig als *Zaba* angenommen, und zwar aus dem von Hn. Hfr. *Mannert* sehr dictatorisch behandelten Indien, wo das *Magnum Pr.* auch für die Spitze *Ligor* genommen ist, was aber nichts anderes als die südliche Spitze der Halbinsel *Malacca* seyn kann, da Ptol. kein anderes an seinem *Aurea Chersonnesus* ansetzt, und die Städte desselben *Thagora* (*Tingoran*), *Balonga* (*Bondelong*) und *Throana* (*Tronganon*) alle in der-

sel-

selben Reihe zwischen dem V. *Romania* und der Sp. *Ligor* nach einander folgen, und dann aus derselben Ursache *Ligor* oder das diesem nahe stehende Cornom das Ptolemäische *Gorgatha* seyn mufs. Und so ist sein *Zaba* auch sogleich gefunden, das er in ganz richtiger Reihe und sogar Lage angebracht hat. Denn als die Portugiesen an das V. *Romania* kamen, fanden sie eine Stadt am Eingange des Flusses *Zschohor* der I. *Sincapoore* gegenüber, mit Namen *Batu-Sabar* (*Sawar*) mit zwey Castellen, deren eines *Cotta-Zabrang* hiefs, und nannten seitdem die Strafse Malacca *Estreito de Sabaon*. Man findet die Auskunft darüber in des holländischen Seefahrers *Matelief* Bericht seiner Expedition gegen die Portugiesen in den Jahren 1606—1608. — Dafs dieser Mifsgriff blofs dem verstorbenen *B.* oder eigentlich seinem Einbläser zur Last fällt, läfst sich wohl denken, aber auch vermuthen, dafs Hn. *M.* nicht Zeit gelassen worden, in der von ihm übernommenen Hälfte alles auszumerzen, was dieses Werk noch zur Zeit verunstaltet. Er theilt in dieser Hinsicht das Schicksal vieler der gründlichsten Gelehrten.

Diefs mag genug seyn, den Besorger einer zweyten Ausgabe von der Nothwendigkeit einer von Grund aus zu unternehmenden Sichtung dieses Lexicons zu überzeugen, von der Nothwendigkeit, die vielen unrichtigen Citate zu verbessern, die noch fehlenden Artikel einzuschalten, die überflüssigen und doppelt angesetzten zu streichen, die ohne Quellen gelassenen mit denselben zu versehen, sich nach tüchtigern Erklärungen umzusehen u. dgl. mehr. Sollte er fürchten, in den über die alte Geographie sich verbreitenden Schriften von dem, was noch fehlt, nicht alles aufzufinden, so wird ihm Rec. Thesaurus, wenn auch der zweyte Tomus desselben erschienen seyn wird, wenigstens als Leitfaden zu Aufsuchung dessen, was Rec. in seinen Karten als erklärbar angenommen, dienen können; er wird in ihm, vorzüglich im zweyten Tomus, den aufserrömischen Ländern, eine grofse Menge von den Auslegern ganz übergangener oder auch unerklärt gelassener Artikel antreffen.

Uebrigens gereichen Druck und Papier der Verlagshandlung zu nicht geringer Ehre.

C. G. Reichard.

Nürnberg, b. Stein: *Der Bodensee mit seinen Umgebungen*, beschrieben von Dr. *Sölt l*, K. Professor am alten Gymnasium und Docenten der Geschichte an der Universität zu München. 1828. S. 186. kl. 8. (1 Rthlr.)

Als Beschreibung der auf dem Titel genannten Gegend ist das Büchelchen höchst mangelhaft; denn flüchtige Bemerkungen über die gesehenen Städte und Dörfer, dichterische Ergiefsungen über den Eindruck, den dieser oder jener Theil der Landschaft bey dem Beschauer hervorbrachten, gewähren kaum ein befriedigendes Bild des Ganzen. Wichtiger, ja selbst in einer gewissen Beziehung, von bleibendem Werthe erscheinen die als Beylagen eingestreueten historischen Abschnitte, mehrentheils Auszüge aus bewährten, namentlich angeführten, alten Geschichtsbüchern. Sie sind allerdings ein dankenswerther Beytrag zur Culturgeschichte eines der interessantesten Gauen des deutschen Vaterlandes. Auffallend war es dem Rec., dafs der Vf. diese einzelnen Angaben zu Einem Ganzen zu arrangiren nicht vermochte, während es doch Gustav Schwab (s. dessen *Bodensee nebst dem Rheinthale von St. Luciensteig bis Rheinegg*) gelang. Dieses letze Werk wird unter den S. 37 genannten Quellen nicht mit aufgeführt. Dafür steht unter denselben ein gar nicht vorhandenes historisch-topographisches Lexicon von der Schweiz von *Füfsli* und ein *Tableau* de la Suisse *topographique*, das wohl *Tableau topographique* de la Suisse heifsen wird. Die erste und zweyte Beylage (S. 39 und 48) schildern die Beschaffenheit des Bodensees zur Zeit der Römer und wie seine Umgebungen und sein Boden jetzt sich gebildet haben; die dritte (S. 54) *Bregenz*, das *Brigantium* der Römer. Die vierte Beylage (S. 74) liefert die Geschichte St. Gallens, die weit besser in dem ausführlichen Werke von *Ildephons von Arx* (*Geschichte des Cantons St. Gallen* 1810—1813. 3 Bände) und in *Christophe Tschudy Discours sur la Ville de St. Gall.* 1813 vorgetragen wird; die fünfte Beylage (S. 136) umfafst die Geschichte der Stadt Konstanz, die füglich mit ihrem eigenthümlichen deutschen Namen *Kostnitz* genannt werden sollen. Die sechste Beylage (S. 172) endlich bringt die historischen Erinnerungen bey, die auf *Lindau* sich beziehen. Das Werkchen ist gut geschrieben, doch verrathen einzelne Ausdrücke, wie z. B. *Kösten* statt Kosten, *benützen* statt benutzen, *bestättigen* u. s. w., den Aufenthaltsort des Hn. Verfassers.

GESCHICHTE.

Bremen, b. Kaiser: *Geschichte der Domkirche St. Petri zu Bremen* und des damit verbundenen Waisenhauses und der ehemaligen Domschule, von ihrem Ursprunge und mancherley Schicksalen bis zum Jahre 1828. Von *Heinr. Wilhelm Rotermund*, Pastor prim., Dr. der Theol. u. Phil. 1829. XXVIII. 308. u. XXX S. gr. 8. nebst zwey Abbildungen. (2 Rthlr.)

Specialgeschichten der vorliegenden Art, so verdienstlich auch ihre Abfassung ist, da jede Landesgeschichte nur in dem Speciellen wurzelt, und, wenn sie ein gelungenes Werk seyn soll, aus diesem abgeleitet, und nicht nach muthmafslichen Voraussetzungen construirt werden soll, haben zunächst nur ein locales Interesse, und auch dieses hat dem Vf. vorzugsweise vor Augen geschwebt, indem es auch das kleinste Detail über die auf dem Titel erwähnten Gegenstände dieses Buchs auf das sorgfältigste zusammengetragen und dargestellt hat. Doch hat er demselben auch ein allgemeineres Interesse dadurch zu geben gesucht, dafs er die Geschichte der

der Domkirche an die allgemeine Geschichte des Bisthums, nachmals Erzbisthums, und zuletzt Herzogthums Bremen geknüpft, und letztere, insofern sie sich auf die kirchlichen, so wie, in neuern Zeiten, auf politische Zustände, die auf die Domkirche von Einfluss waren, bezog, zugleich mit abgehandelt hat. Der Vf. theilt dieselbe in die ältere, mittlere und neuere. Gegenstand der erstern sind die Nachrichten über die ältesten Einwohner jener Gegend bis zur Stiftung des bremischen Bisthums. Die mittlere wird nach vier Abschnitten abgehandelt, von denen der erste, vom Jahre 788 bis 936, von der Stiftung der Domkirche und ihren drey ersten Bischöfen, so wie von den ersten sechs Erzbischöfen, welche noch keine weltliche Landeshoheit suchten, der zweyte, vom Jahre 936 bis 1072, von dem Ursprung jener weltlichen Landeshoheit unter Adalday und dem Wachsthum derselben unter Adelbert, der dritte von der Absonderung der nordischen Kirchen von dem damals zu Hamburg bestehenden Erzbisthum, der um 1219 geschehenen Verlegung der erzbischöflichen Würde von Hamburg nach Bremen, von Vereinigung der Grafschaft Stade mit dem Erzbisthume, und der hieraus erwachsenen höchsten Macht der bremischen Erzbischöfe, der vierte endlich von dem Sinken dieser Macht durch die wachsende Gewalt der Städte und des Adels, so wie durch die Zunahme des Ansehns des Kapitels, handelt; ein Zeitraum, welcher sich bis 1496 ausdehnt. Die neuere Geschichte zerfällt in vier Abschnitte, von denen der erstere die sieben letzten Erzbischöfe bis zum westphälischen Frieden 1648 aufzählt und zugleich die Reformation (Erzbischof Friedrich berief die ersten lutherischen Prediger an den Dom) und die erfolgte Säcularisation des Erzstifts Bremen erzählt; der zweyte Abschnitt den Uebergang des säcularisirten Stifts an Schweden (1648), und den Erwerb desselben durch Dänemark (1712), der dritte, den durch Hannover (1715), der vierte endlich die Abtretung der Domkirche *allein* an die freie Stadt Bremen, vermöge des Reichsdeputations-Hauptschlusses, abhandelt. Dass bey dieser Gelegenheit über die Benutzung und Verwendung der Einkünfte des Doms grofse Streitigkeiten zwischen der lutherschen und reformirten Confession zu Bremen entstanden, und beide Parteyen auch in Flugschriften ihrer Galle Luft machten, ist bekannt; es gereicht dem Vf. zur Ehre, da er diesen Gegenstand unmöglich umgehen konnte, sich auf eine blofse Berichtserstattung beschränkt und dadurch jede Veranlassung zu neuen Streitigkeiten vermieden zu haben. Dass übrigens damals auf beiden Seiten gefehlt wurde, mag ein Unbefangener nicht verkennen; um so wünschenswerther ist es daher, dass jener ärgerliche Streit nie wieder neuen Zündstoff erhalten möge. Auf eine kritische Darstellung der ältern und mittlern bremischen Stifts- und Kirchengeschichte, war die Absicht des Vfs nicht gerichtet; indem er nur eine populäre Darstellung zu liefern gedachte, und so hat der Vf. nur abgeleitete Quellen benutzt. Rec. kann ihm indessen das Zeugniss nicht versagen, dass er mit Umsicht und Fleiss alles zusammengestellt hat, was sich aus jenen Quellen ermitteln liefs. Die neuere und neueste Geschichte ist sorgfältig nach den in dem Dompredigerarchive aufbewahrten Urkunden dargestellt, und so hat dieser Theil des Werks einen eigenthümlichen, nie zu verkennenden Werth. Auf das, nur die Localitäten berührende Detail kann dagegen Rec., dem Zwecke dieser Blätter nach, nicht hineingehen; er darf nur bemerken, dass aufserdem noch ein Verzeichniss der Domherren am Dom, der daselbst angestellt gewesenen Superintendenten, Consistorialräthe, Inspectoren, Domprediger und Scholarchen der Domschule, Diaconen u. s. w., so wie der während der schwedischen und hannoverschen Zeit dort angestellt gewesenen Residenten, Staatsräthe, Intendanten, Oberhauptmänner u. s. w., eine Liste der von den Dompredigern seit 1643 Getauften, so wie der Communicanten seit 1765; eine Geschichte des evangelisch-lutherischen Waisenhauses bey der Domkirche, nebst dem Verzeichnisse der demselben gewidmeten Vermächtnisse und Geschenke; endlich eine kurze Geschichte der Domschule, in den katholischen Zeiten, nach der Reformation und unter schwedischer, hannoverscher und Stadt-bremischer Hoheit mitgetheilt sind. Als willkommene Zugabe sind zwey lithographirte Ansichten des Doms, wie derselbe sich 1532 ausnahm und gegenwärtig aussieht, so wie auf den letzten XXX Seiten ein Anhang beygefügt, welcher unter der Rubrik: „Register der Einkünfte der Probstey zu Bremen. Mitgetheilt von *J. M. Lappenberg* Dr. [und Archivär zu Hamburg]", den Abdruck einer, auf der dortigen Stadtbibliothek für die Geographie des vierzehnten Jahrhunderts höchst wichtigen, Urkunde mit eben so belehrenden Anmerkungen des Mittheilers liefert.

PÄDAGOGIK.

STUTTGART, b. Steinkopf: *Warnungsbeyspiele für die Jugend*, aus der Geschichte und dem alltäglichen Leben, oder lehrreiche Schule der Erfahrung zur Verhütung dessen, was unser inneres und äufseres Wohlseyn stören kann. Ein Lesebuch für den häuslichen und Schulgebrauch *von dem Herausgeber der „Beyspiele des Guten"*. 1829. VI u. 282 S. 8. (16 gGr.)

Jugendlehrer und Eltern erhalten hier ein sehr zweckmäfsiges Lesebuch für Kinder aus allen Ständen und in verschiedenen Altern. Aufser den gewöhnlichen Kinderfehlern und Schuluntugenden sind, was sehr zu loben ist, auch: Zerstreuungssucht, Romanleserey, Eitelkeit, Tanzwuth, falsches Ehrgefühl, ungerechtes Vorurtheil, berücksichtigt. Beyspiele wirken, zweckmäfsig mitgetheilt, oft mehr als lange Predigten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1830.

NATURGESCHICHTE.

LONDON, b. Treuttel u. Würtz, Treuttel Sohn u. Richter: *Icones filicum*, ad eas potissimum species illustrandas destinatae, quae hactenus, vel in herbariis delituerunt prorsus incognitae, vel saltem nondum per icones botanicis innotuerunt. Auctoribus *W. J. Hooker* et *R. K. Greville*. Fasc. 1—7. 1827 sq. Fol. (Jedes Heft mit 20 Kupfern, 25 Sh. (9 Rthlr.), color. 2 Guin. (14 Rthlr.)

Der Zweig der Pflanzenkunde, mit welchem das vorliegende Werk sich beschäftigt, hatte schon vor hundert und zwanzig Jahren einen sehr scharfsichtigen Bearbeiter an dem Pater *Plumier* gefunden und erfreute sich seit einiger Zeit einer besondern Aufmerksamkeit der Botaniker. *Plumier's Tractatus de filicibus americanis* enthält auf 170 Tafeln, vier ausgenommen, nur Abbildungen westindischer Farrenkräuter, die *Linné* zum Theil ohne die Pflanzen selbst gesehen zu haben in seine *species plantarum* aufnahm. Nur wenige derselben hat man bis jetzt noch nicht auffinden können, sehr viele aber sind uns in der neuesten Zeit wirklich zugeführt worden, wodurch sich die Treue der Darstellung immer fort bewährt hat. Letztere ist es, welche einem Werke dieser Art besonders einen bleibenden Werth sichert; eine erfreuliche Zugabe ist die Eleganz, welche jede Manier ausschliefst und den eigentlichen Charakter des Gegenstandes nur noch mehr auszuprägen sucht. Wenn man auch zugiebt, dafs die Farrenkräuter, mit ihrem meist flachen Laube, ungleich leichter darzustellen sind als andre Pflanzen, bey denen es auf die Stellung der Aeste, Blätter und Blüthen nicht weniger ankommt als auf die Gestalt derselben, so wird hier besonders sein genaues Studium der allgemeinen und besondern Theilung so wie der Textur des Laubes nothwendig, worauf sich ein blofser Künstler gewöhnlich nicht einzulassen pflegt. Was irgend in dieser Hinsicht nöthig und möglich war, ist von dem zweyten Mitherausgeber des vorliegenden Werkes, Hn. *Greville*, der durch seine *scotish cryptogamical flora* und andere Werke rühmlichst bekannt ist, vollkommen erreicht worden, und das Ganze entspricht nach seinem Inhalte, mögen wir aufserdem auf die umsichtige Auswahl der dargestellten Gegenstände, auf die trefflichen Beschreibungen, auf die Sauberkeit des Kupferstiches und der Colorirung blicken, so sehr der britischen Ursprung verkündenden Pracht, dafs man mit Freuden den berühmten Verfasser der *british Jungermanniae*, der *musci exotici*, der *exotic flora* etc., Hn. *W. J. Hooker*, als den ersten Mitherausgeber auch dieses Werkes erkennt. Die Verleger haben durch zahlreich verbreitete Anzeigen auf dem Continent dem Werke gewifs sehr viele Theilnehmer verschafft, was die rasche Folge der Hefte möglich macht, und daher die Beendigung des Ganzen, da es auf zwölf Lieferungen berechnet ist, bald hoffen läfst. Aehnliche Unternehmungen in Deutschland werden besonders dadurch erschwert, dafs die Ausländer die Ausgabe für die ungleich wohlfeilern deutschen Werke scheuen, auch in der Benutzung der literarischen Hülfsmittel bey weitem nicht so gewissenhaft sind als die Deutschen. Von diesem Vorwurfe, der überhaupt Grofsbritannien weniger trifft, sind unsre Verfasser fast ganz frey, indem sie Alles mit Sorgfalt verglichen und geprüft haben, und nur selten, meist unbedeutende Werke, wie z. B. *J.* und *R. Hedwig* höchst nachlässig gearbeitete *filicum genera et species*, auf Auctorität Anderer citiren. Auch wollen wir es nicht rügen, was von Andern zwar geschehen ist, dafs die Vff., dem Titel zuwider, durch die Aufnahme einiger bereits gut dargestellten und daher hinlänglich bekannten Arten, für ganz unbekannte und neue den Platz beschränkt haben, indem wir auch in diesem Falle die sorgfältige Analyse lobend und dankbar anerkennen müssen. Ferner hat sich mit jedem Hefte fast die Zahl der interessanten Gegenstände gesteigert, weil die Vff., in Folge ihrer ausgebreiteten Verbindungen, die für uns leider verschlossenen Schätze Ostindiens an sich zu ziehen im Stande waren. Was nun die Bearbeitung anbetrifft, so schicken wir voraus, was die Vff. irgendwo bemerken, dafs sie es vorgezogen haben, „durch gute Abbildungen einen richtigen Begriff von dem Baue der Fruchttheile der Farrenkräuter zu geben, als zu voreilig neue Gattungen zu errichten." Es ist auf diese Weise manche früher verkannte Art an ihre rechte Stelle versetzt, oder für die Nachfolger ein sicherer Anhalt zur Unterbringung gegeben worden. Die Gattungsmerkmale sind fast durchgängig diejenigen, welche der berühmte *R. Brown* in seinem *Prodromus florae N. Hollandiae* 1810 gegeben hat. Ausnahmen machen die Gattungen *Ceterach*, *Grammitis*, *Ophioglossum* welche nach *Willdenow*; *Aneimia*, *Danaea*, *Angiopteris*, *Antrophyum*, *Hemionitis*, *Polybotrya*, *Todea*, *Pleopeltis* welche nach *Kaulfufs*; *Gymnogramme* nach *Desvaux* und *Niphobolus* nach *Sprengel* charakterisirt sind. Bey der letztern Gattung scheint der Ausdruck „*sori terminales*" in jeder Rücksicht schlecht gewählt zu seyn. Aus den *Miscellaneis Schreb.* werden bis jetzt hier zwar

zwar nur Beyspiele der Gattung *Lycopodium* gegeben, es läfst sich aber daraus vermuthen, dafs die Vff. die *Filices* in der Linné'schen, nicht in der R. Brown'schen Bedeutung nehmen und also mit dem Rec. unter diesem Namen alle kryptogamischen Gefäfspflanzen *De C.* abhandeln.

Wenn schon aus der blofsen Nennung der dargestellten Arten die Erheblichkeit des Werkes hervorgehen würde, so hält Rec. es für zweckmäfsig, die Diagnosen der als neu aufgeführten auszuziehen, den Reichthum der Beobachtungen und die Trefflichkeit der Abbildungen anzudeuten, auch wohl Bemerkungen beyzufügen, deren Zweck keineswegs Belehrung der Vff., wohl aber aus eigner Ansicht hervorgegangene Berichtigung der Sache und Hinweisung auf bisher fast allgemein vernachlässigte Umstände seyn soll. 1) *Acrostichum crinitum L.* von der Insel St. Vincent. Von *Plumier* zwar schon sehr gut aber fruchtlos abgebildet. 2) *Acrostichum succisaefolium Pet. Th.* 3) *Acrostichum glandulosum Garmich. msp.* Ist schon nach der Abbildung des *Acr. conforme Sw.* (syn. fil. tab. 1.) so wenig von diesem verschieden, als das *Acr. oblongum Desv.*; denn die angegebenen Drüsen des fruchtlosen Laubes sind nur die Spuren der sehr flüchtigen Schuppen, welche *Swartz* zwar nicht angiebt, die sich aber auf Originalexemplaren hie und da finden. „*Semina marginata*" welche die Vff. bey dieser und der vorhergehenden Art angeben, trifft man wohl eigentlich nirgends; der durchscheinende Rand, welchen die Samen in jeder Lage haben, deutet nur an, dafs sie von einer zelligen Hülle umschlossen sind. 4) *Acrostichum Raddianum H.* et *Gr.* Es ist *Acr. spathulinum Raddi* nach einem Originalexemplare, mit verändertem Namen, wegen der Aehnlichkeit mit *Acr. spathulatum Bory.* Wenn dieſs nöthig war, so konnte *Acr. horridulum Kaulf. enum.* angenommen werden. 5) *Ceterach pedunculata H.* et *Gr.* Ist gewifs *Selliguea Féei Bory.* Die Vff. erwähnen in der Note, dafs späteren Beobachtungen überlassen bleiben müsse, ob *Ceterach* von *Grammitis* zu unterscheiden sey. In Rücksicht auf Stellung der Fruchthaufen unterscheidet sich aber *Grammitis* wesentlich von *Ceterach*, indem diese sich dort auf dem oberen Aste einer Gabelvene befinden und daher mit der Rippe fast parallel laufen, hier hingegen schief stehen, weshalb *Schlechtendal* letztere richtig mit *Gymnogramme* verbindet. *Selliguea Bory* unterscheidet sich auffallend von allen dreyen dadurch, dafs die Fruchtlinie *zwischen* den Hauptvenen des Laubes steht, wodurch sie sich den *Polypodiis* sehr nähert, besonders wenn man weifs, dafs der *sorus* oft unterbrochen ist und eigentlich mehrere *sori seriales* durch Zusammenfliefsen denselben bilden. 6) *Grammitis decurrens Wallich. msp. fronde pinnatifida, segmentis remotis lanceolatis acuminatis integerrimis, stipite rachique glabris.* Ohne Kenntnifs des Adernetzes dieser Pflanze, welche ein mehr als fufsgrofses fiederspaltiges Laub mit sechs Zoll langen Lappen hat, getraut man sich nicht leicht etwas über die Gattung zu sagen. Die Vff. meinen selbst, dafs sie im Habitus mehreren Polypodien gleiche, und Rec. mufs damit ganz übereinstimmen, um so mehr, da man Uebergänge der runden polsterförmigen Fruchthaufen in linienförmige bey ähnlichen Arten, z. B. *Polypodium trilobum Cav.* nachweisen kann. Dafs der schräge Fruchtstand sich mit dem Charakter von *Grammitis* nicht verträgt, bemerkten wir bey der vorigen Numer. 7) *Taenitis furcata W.* Den „*annulus completus*" der Kapseln mufs man bezweifeln. 8) *Pteris australis H.* et *Gr. Asplenium australe Sw. Acrostichum australe L. non Vahl.* Die Vff. glauben diese Art mit Recht von *Asplenium* getrennt zu haben, indem sie auf den Ursprung des Schleyerchens, nicht aber auf den Stand der Fruchthaufen Rücksicht nehmen, welchen *Swartz* schon mit *Asplenium* mehr übereinstimmend beschreibt. Uebrigens fehlt in der Abbildung der Wurzelstock, auch die Schüppchen des Strunkes und Laubes, sie gehört daher zu den ärmlichsten. 9) *Trichomanes floribundum Humb. W.* Eine gute Darstellung eines gefiederten Laubes dieser vielgestaltigen Art, nebst der eigenthümlichen Textur desselben und der wahren Beschaffenheit der Kapseln, welche die *Trichomanoideas* des Rec. aufs Bestimmteste charakterisirt. 10) *Trichomanes lucens Swartz* von der Insel St. Vincent ist keineswegs die Swartz'sche in *Hedwig fil. gen. et sp.* abgebildete Art, welche sehr zottige Strünke und Spindeln, auch ein ganz verschiedenes Adernetz hat. 11) *Trichomanes alatum Sw.* Diese Exemplare von St. Vincent sind nur bedeutend gröfer als die von Jamaica. 12) *Trichomanes crispum L.* 13) *Trichomanes sinuosum Rich. W.* 14) *Gleichenia Hermanni. R. Br. Mertensia dichotoma W.* Die richtige Darstellung der Kapseln entspricht der vom Rec. gemachten Schilderuug vollkommen, woraus die Unzulässigkeit der Gattung *Dicranopteris Bernh.* hervorgeht. 15) *Gleichenia immersa H.* et *Gr. Mertensia immersa Kaulf. enum.* 16) *Aneimia adiantifolia Sw. β An. asplenifolia Sw. laciniis obtusis.* 17) *Schizaea dichotoma Sw.* Die Kapseln sowohl als der Stand derselben sind hier so wie auf der vorigen Tafel vorzüglich lehrreich dargestellt, wenigstens kann man in *Guillemin* schlechter Abbildung in den *plantis Australasiae* keine Berichtigung der letztern finden. 18) *Danaea alata Sm.* Wiederum der Fruchtstand durch verschiedene Ansichten vortrefflich erläutert. 19) *Ophioglossum pendulum Linn.* Sehr richtig bemerken die Vff., dafs kein Grund zur Trennung dieser Art von *Ophioglossum* vorhanden sey, denn die einzige Eigenthümlichkeit liegt für den Sachkenner nur in der Gabeltheilung des Laubes. 20) *Ophioglossum reticulatum L.* Unvollkommen, wegen Mangel des Wurzelstockes und einer analytischen Darstellung der Fruchtorgane. 21) *Acrostichum hybridum Bory. A. ciliare Pet. Th.* Nach *Bory's* Beschreibung sollen die Strünke *viel länger* als das Laub seyn, wovon die Figur das Gegentheil zeigt, auch bemerkt Rec. an dem hierher gezogenen *A. villosum Sieber*

syn.

syn. fil. n. 27., dafs nicht nur der Stand und die Rippe, sondern auch die Oberseite des Laubes mit Schuppen bedeckt ist. *Acr. villosum Sw.* von Isle de France ist hinlänglich durch starke Behaarung und in spitzen Winkeln zur Rippe stehende Venen verschieden. 22) *Acrostichum obtusatum Carmich. frondibus simplicibus piloso-squamosis, squamulis subulatis sparsis, sterilibus oblongis, fertilibus ovatis, stipitibus hispidis.* Dieſs seltene Pflänzcheu mit zollgrofsem Laube ist leider ohne Wurzelstock dargestellt. 23) *Acrostichum flagelliferum Wallich. msp. fronde pinnata, pinnis paucis remotis lanceolatis (magis minusve latis) breviter petiolatis, terminali longissima flagelliformi. Rheede hort. malab.* 12. tab. 19. Die Beschreibung und Darstellung des Adernetzes könnte wohl dahin berichtigt werden, dafs die Venen in der Natur bey dieser Art nicht ohne Seitenäste am Rande auslaufen, sondern sich zu einem Netze verbinden und vor Erreichung des Randes anastomosiren, wodurch sich das theilweise Fruchtbarwerden vom Rande her erklärt. 24) *Gymnogramme cheilanthoides Kaulf. enum. Grammitis Sw.* 25) *Gymnogramme leptophylla Desv.* Ziemlich ärmlich. Nach pyrenäischen Exemplaren. Der Kapselring wird als *„fere completus"* angegeben, Rec. gesteht aber stets nur halb so viel Glieder in demselben bemerkt zu haben. 26) *Aspidium Singaporianum Wallich. msp. fronde simplici stipitata late lanceolata acuminata integerrima, basi decurrente, soris in venis ternariis, capsulis longe pedicellatis.* Dem *Polypodium plantagineum* in Gestalt des Laubes und Stellung der Fruchthaufen ähnlich, mit weifsen schildförmigen Schleyerchen. Ein echter Ring soll die Kapsel rings umgeben. 27) *Asplenium subsinuatum H. et Gr.* aus Nepal. *Fronde simplici longe stipitata lanceolata basi apiceque attenuata obscure nervosa, margine suberoso-sinuata.* Diese sich den *Diplaziis* nähernde Pflanze möchte von *Asplenium lanceum Thunb.* nicht wohl zu unterscheiden seyn. 28) *Pteris denticulata Sw.* Gewifs mit Recht ziehen die Vff. *Pt. brasiliensis Rad.* und *tristicula Rad.* so wie *Pt. quadrifida Presl* hieher. Zwischen den Samen bemerkten die Vff. Körnchen. 29) *Cryptogramme acrostichoides R. Br.* Eine sehr genaue Abbildung, welche hinlänglich beweist, dafs die Gattung, wie Rec. schon früher überzeugt war (S. *enum.* S. 148), mit *Allosorus Bernh.* eins ist. Die Vff. glauben, dafs diese Pflanze nur zwischen 56. und 60. Grade N. B. gefunden sey, wo sich auch der vom Rec. (a. a. O.) bey *Allosorus crispus* angeführte Standort befindet. Unsre Exemplare stimmen auch ganz mit dieser meisterhaften Abbildung überein, und vergleicht man die der *Fl. Dan.* tab. 496, so wird man auch keinen Unterschied als in der Gröfse bemerken, welche letztere mit einem südlicheren Standorte immer mehr zunimmt, wobey die Fiederchen des fruchtlosen Laubes sich etwas verschmälern und schärfer gezahnt erscheinen. Die Stellung der Kapseln ist immer dieselbe, sie befinden sich nämlich auf den Quervenen in kürzern oder längern, meistens einfachen, im üppigen Zustande gabeligen Linien. Ob die nördliche Pflanze als Art von der südlichen getrennt werden kann, wollen wir dahin stellen. Die hier gegebene ausführliche Beschreibung ist die Brown'sche. 30) *Adiantum cuneatum L. et Fisch.* 31) *Trichomanes reniforme Forst.* Eine herrliche Darstellung dieses seltenen parasitischen Farrenkrautes, wo die dieser Familie eigene, von *Bernhardi* zuerst beobachtete, von *Hedwig* vernachlässigte Anheftung der Kapseln überaus schön angegeben ist. 32) *Trichomanes reptans Sw.* Die Vff. vermuthen eine öftere Verwechselung dieser Art mit *Tr. muscoides Sw.*, und Rec. glaubt, dafs dieſs auch mit *Tr. pusillum* der Fall gewesen sey. 33) *Trichomanes lanceum Bory. W.* Nach Sieber'schen Exemplaren von Isle de France. 34) *Hymenophyllum marginatum H. et Gr.* aus N. Holland. *Frondibus erectis di-trichotomis laciniis linearibus obtusissimis subundulatis marginatis integerrimis, involucris terminalibus solitariis rotundatis, marginibus incrassatis integerrimis.* Vom Ansehen des *Trichomanes lanceum.* 35) *Hymenophyllum ciliatum Sw.* von der Insel St. Vincent. Kommt mit Swartz'schen Exemplaren von Jamaica ganz überein. 36) *Angiopteris erecta (evecta) Hoffm.* Die Fruchtorgane sind hier wieder sehr lehrreich dargestellt. Ob sich die Pflanze nach dem Vaterlande specifisch unterscheide, müssen spätere Beobachtungen lehren. Die bedeutendere Zahnung der Fiederchen hängt von dem geringern Grade der Fruchtbarkeit ab. 37) *Lycopodium serratum Thunb.* Eine Vergleichung mit *L. iavanicum Sw.*, welches vielleicht durch länger gestielte Blätter verschieden ist, wäre wünschenswerth gewesen. Die Samen werden *„medio linea notata"* beschrieben und abgebildet. 38) *Lycopodium pulcherrimum Wallich. msp. caule dichotomo, foliis remotiusculis undique sparsis exacte linearibus acutiusculis integerrimis obscure costatis erecto-patulis, siccitate subflexuosis, capsulis in axillis foliorum supremorum.* 39) *Lycopodium atroviride. Wallich msp. foliis bifariis horizontalibus acinaciformibus integerrimis vel serrulatis subcostatis striatis, stipulis ovatis costatis serrulatis longe mucronatis, spicis tetragonis sessilibus, squamis ovatis acutissimis carinatis serrulatis.* Früher von *Hooker L. cuspidatum* genannt. Durch die gröfsern abstehenden Stammblätter von den verwandten Arten verschieden. 40) A. *Ophioglossum ellipticum H. et Gr. spica caulina longe pedunculata, fronde elliptica obtusa reticulata medio costata, radice fibrosa.* Aus Demerara. Gröfser als *O. lusitanicum* gewöhnlich vorkommt. Das Daseyn einer scheinbaren Mittelrippe entscheidet in dieser Gattung nichts. 40) B. *Ophioglossum opacum Carmich. spica caulina, fronde cordata opaca spica longiore, venis inconspicuis, radice bulbosa.* Eine Alpenpflanze von *Tristan da Cunha*, dem *O. reticulatum* ähnlich, nur kleiner und die Aehre kürzer als das Laub. Die knollige Wurzel hat auch *O. reticulatum.* 41) *Polypodium ovatum Wallich. msp. frondibus indivisis stipitatis membranaceis e basi decurrente ovatis acuminatis integerrimis costatis nervis pa-

parallelis, soris inter nervos simplici serie. Schliefst sich an *P. crassifolium* etc. an, unterscheidet sich aber durch die Form auffallend. 42) *Polypodium scolopendrioides L.* Ist keineswegs die Swartz'sche Pflanze, welche ein starres unten körneriges Laub, sehr deutliche Venen unten mit sternförmigen Haaren bedeckt und einen rasenartigen Wurzelstock hat. Die hier abgebildete Art ist *P. trifurcatum L.* ohne die dreygabeligen Spitzen, welche jeder Sachkenner als eine Monstrosität erkennen wird. Der kriechende Wurzelstock, die Laubgestalt und der Umstand dafs die Venen erst gegen das Licht gehalten oder nach Wegnahme der Oberhaut zum Vorschein kommen, die seltenern mehr gegen die Rippe hinstehenden Fruchthaufen, werden bey Vergleichung unsrer und der Plumier'schen Abbildung und Beschreibung diese Meinung bestätigen. Mit *Plumier* ganz übereinstimmende Exemplare sind auch am Rande gefranst. 43) *Grammitis lanceolata Sw.* 44) *Niphobolus bicolor Kaulf.* Sehr richtig ist der Unterschied zwischen den sternförmigen Schuppen des Laubes und der Fruchthaufen, so wie die der Gattung eigenthümliche Ausstreckung des Kapselringes angegeben. 45) *Gymnogramme chaerophylla Desv.* Nach einem Exemplare aus dem Liverpooler Garten, wohin es aus dem Berliner botanischen Garten gekommen war. In letzterm wird es jährlich aus Samen gezogen und ist einjährig. 46) *Antrophyum pumilum Kaulf.* Aus der getreuen Darstellung des Fruchtstandes geht hervor, dafs die Haufen nicht in das Laub eingedrückt erscheinen, sondern in tiefen Rinnen dem Venenlaufe folgen. 47) *Schizaea rupestris R. Brown.* 48) *Schizaea pusilla Pursh.* Die in der gröfsten Entfernung von den Tropen vorkommende Art, indem sie 31 Meilen nordwestlich von Philadelphia gefunden wird. 49) *Lycopodium subulifolium H.* et *Gr.* aus Neapel; *caule dichotomo, foliis erectis imbricatis subulatis rigidis integerrimis vix nervosis, capsulis in parte superiori caulis axillaribus.* Samen anfänglich zu 4 zusammengeballt. 50) *Lycopodium gnidioides L.* und zwar das eigentliche mit den Kapseln in den Blattachseln und nicht in den Aehren, welches *L. flagellare Schrad.* und *L. pinifolium Kaulf.* ist. Die Samen scheinbar zu 3 verbunden. 51) *Danaea nodosa Smith. fronde pinnata, rachi nuda nodosa, pinnis breviter petiolatis lineari-ellipticis apice acuminatis subintegerrimis basi acutis, fertilibus linearilanceolatis.* 52) *Danaea elliptica Smith. in Rees' Cyclop. Sloane Jamaica.* Tab. 41. f. 1. Ist *rachi nuda nodosa, pinnis lineari-ellipticis basi oblique acutis, fertilibus oblongo-lanceolatis* unterschieden. 53) *Grammitis involuta Don.* hat lange schräge dicht stehende erhabene Fruchtlinien, gegliederte Fäden zwischen den Kapseln und fast das Ansehen einer *Selliguea.* 54) *Schizaea trilateralis Schk.* Ist von der ostindischen *Sch. digitata Sw.* durch vollkommen dreykantiges Laub und lange bandartige Haare zwischen den Kapseln gewifs verschieden. 55) *Lygodium dichotomum Sw.* Die Vff. vermuthen mit Grund, dafs zu dieser Art *L. longifolium Sw.* und *L. circinatum* gehören könnten. Was das zweyte anbetrifft, so erkennt *Willdenow*, der das erste gar nicht gesehen hat, die Aehnlichkeit desselben an, und die Abbildungen bey *Cavanilles* zeigen keine Verschiedenheit. Da sich mit zunehmender Fruchtbarkeit die Form der Fiedern in dieser Gattung sehr verändert, so ist die Unterscheidung der Arten äufserst schwierig. 56) *Polypodium Scouleri H.* et *Gr.* vom Columbia-Strom; *fronde coriacea profunde pinnatifida, lobis subquinis oblongis obtusissimis obscure crenatis basi sublobatis, terminali maiore sorifero, soris approximatis biserialibus.* Dem *P. vulgari* ähnlich. An der Rippe stehen die grofsen Fruchthaufen, deren Kapseln ungewöhnlich lang gestielt sind. 57) *Lycopodium Willdenowii Desv. L. laevigatum W.* 58) *Gleichenia alpina R. Brown* von *Fraser* auf dem Wellington-Berge auf van Diemen gesammelt. Sehr erwünscht ist diese Abbildung, indem sie eine der Brown'schen Gleichenien darstellt welche übrigens die unten zusammengezogenen Fiederchen mit mehreren Arten gemein hat. 59) *Aspidium rhizophyllum Sw.* 60) *Hymenophyllum dilatatum Sw.* Nach einem Exemplare von N. Seeland. 61) *Acrostichum viscosum Sw. Acr. salicifolium W. herb.* Aufser der bedeutenden Länge der Strünke scheint kein Unterschied für diefs letztere vorhanden zu seyn, und wahrscheinlich gehört auch *Acr. ciliatum Presl* hierher. 62) *Grammitis furcata H.* et *Gr.* aus Guiana; *fronde lineari glabra furcata, apice obtusa, stipite nullo, soris oblongis oblique parallelis.* Im Habitus der *Taenitis linearis Kaulf. var. T. graminifolia Hook.* ähnlich, mit eyförmigen Fruchthaufen. 63) *Taenitis interrupta H.* et *Gr.* aus Ostindien; *fronde pinnata, pinnis lineari-ellipticis obtusiusculis, soris interruptis.* Die Gestalt der Fiedern variirt bey *T. blechnoides*, auch sind die Fruchthaufen oft unterbrochen. 64) *Hemionitis cordata Roxb. msp. frondibus sterilibus cordato-oblongis, fertilibus sub-triangularibus, subtus stipitibusque paleaceo-hirsutis.* Auch von *Wallich* bey Calcutta gesammelt. Die zweyte Art dieser Gattung. 65) *Polypodium longifrons Wallich. msp. stipite subnullo, frondibus lanceolatis acuminatis integerrimis membranaceis reticulatis tenuissime marginatis, basi longe attenuatis, soris ubique sparsis, caudice longissimo.* Die bey echten *Polypodiis* gewöhnlich vorkommenden verdickten Venenenden sind hier sehr gut dargestellt. 66) *Polypodium crinitum Poiret* von Isle de France. Dasselbe welches sich im Willdenow'schen Herbarium als *P. hirsutum* von *Pet. Thouars* befindet. 67) *Pleopeltis percussa H.* et *Gr. Polypodium Cav.* So oft diese Art in Herbarien angetroffen wird, so hat man doch nur selten Gelegenheit die Fruchthaufen im jüngern Stande zu beobachten, wodurch die Vff. in Stand gesetzt wurden derselben die Stelle anzuweisen, welche ihr nach der übrigen Beschaffenheit schon gebührte.

(Der Beschlufs folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1830.

NATURGESCHICHTE.

London, b. Treuttel u. Würtz, Treuttel Sohn u. Richter: *Icones filicum.* — — Auctoribus *W. J. Hooker* et *R. K. Greville* etc.

(Beschluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

8) *Woodsia Perriniana H.* et *Gr. Alsophila Perriniana Spr.* Die Vff. machen uns hier mit einer Pflanze bekannter, welche *Sprengel* unter dem angegebenen Namen im J. 1820 in den *Act. Acad. C. L.* Tom X. Pars 1. pag. 232 zuerst beschrieb. Sehr richtig wird bemerkt, daſs das Ansehen sowohl als alle Merkmale dieser Pflanze in der Gattung *Alsophila* keinen Platz gestatten. Noch wichtiger möchte der Umstand seyn, daſs der Kapselbau und der Mangel des Receptaculums derselben sie von der vom Rec. aufgestellten Familie der Cyatheaceen, wozu auch *Alsophila* gehört, gänzlich ausschlieſst und mit den Polypodiaceen verbindet. Da sich die Beschaffenheit des Schleyerchens von der bey *Woodsia* nach *R. Brown's* Charakter und nach der unübertrefflichen Abbildung in den *Lin. Transact.* hinlänglich unterscheidet, so erweiterten die Vf. den erstern lieber, als daſs sie eine neue Gattung darauf gründeten. Rec. hat sich über den Werth der Gattung *Woodsia* an einem andern Orte (Wesen d. Farrenkr.) schon erklärt und hält demnach dafür, daſs das Schleyerchen bey *W. Perriniana* eine ganz andere Bedeutung habe, als bey *W. ilvensis* und *hyperborea.* Vielleicht steht diese Pflanze der Gattung *Diacalpe Blume* nahe und gehört mit *Physematium Kaulf.* (*Flora bot. Zeit.* 1829. S. 341) zu den Davallioideen. 69) *Aspidium caryotideum Wallich. msp.; fronde pinnata glabra, pinnis subsessilibus rhombeo-lanceolatis valde acuminatis subfalcatis ciliato-serratis, infimis terminalique subtrilobis, intermediis basi superiore inidentato. Semina marginata, margine tuberculato.* 70) *Nephrodium fragrans Richardson.* Das bekannte *Aspidium fragrans Sw.*, welches dem hohen Norden eigenthümlich ist. 71) *Asplenium ensiforme Wallich. msp. Aspl. Phyllitidis Don.? fronde simplici lineari-lanceolata acuminata integerrima, basi in stipitem attenuata, soris costae oblique parallelis, involucro denticulato reflexo. Don.* giebt die Laube zu anderthalb Fuſs lang an und vergleicht sie mit *Polypodium Phyllitidis*, was hier nicht Anwendung findet. Rec. billigt daher die fragweise Zuziehung des Synonyms, indem er eine andere ebenfalls von *Wallich* in Nepal gefundene Pflanze, dem *Aspl. Nidus* ähnlich, für die Don'sche hält. 72) *Asplenium dentatum L.* 73) *Asplenium Gillesianum H.* et *Gr. Aspl. Gillesii Hook.* von den Anden; *frondibus anguste lanceolatis pinnatis, pinnis flabelliformibus antice laciniatis dentatisque, rachi laevi apice non radicante.* Feiner als das N. Holländische *Aspl. flabellifolium* und nie einwurzelnd. 74) *Antrophyum Boryanum Spreng. Hemionitis W.* Nur im fruchtlosen Zustande von den Vff. beobachtet. Auch *Blume* ist durch *Willdenow* verleitet worden, die Art wieder zu *Hemionitis* zu bringen. 75) *Lindsaea polymorpha Wallich. msp.* Der *L. flabellata* zu ähnlich. 76) *Hymenophyllum badium H.* et *Gr.* aus Ostindien; *fronde lanceolata bipinnatifida, laciniis lineari-oblongis obtusis integerrimis glabris, inferioribus bifidis, soris raris in lacinia inferiori, involucris rotundatis.* 77) *Hymenophyllum crispatum H.* et *Gr.* aus Nepal; *fronde ovato-acuminata bi-tripinnatifida integerrima glabra, laciniis lato-linearibus obtusiusculis, involucris ovatis, stipite rachique alatis undulato-crispatis.* Gröſser als *H. undulatum* und mit geflügeltem Strunke versehen. Der schiefe Ring der Kapsel ist bey den beiden letztern Arten sehr gut herausgehoben. 78) *Trichomanes venosum R. Br.* 79) *Botrychium lanuginosum Wallich. msp.* Dem *B. dissectum* sehr ähnlich, durch das der Fruchttraube mehr genäherte Laub verschieden. Die Vff. sagen: *bulbus ovatus subsquamosus, apice lanigerus,* und bilden auch die Wurzel so ab, gestehen aber, daſs diese Wolle an ihrem Exemplare nicht recht deutlich sey. Daſs diese Schuppen aber eigentlich nichts anderes seyen, als die Reste der alten Strünke, hat Rec. schon an einem andern Orte erklärt. 80) *Ophioglossum lusitanicum L.* 81) *Polybotrya cervina Kaulf. Acrostichum Sw. Osmunda L.* Die Abbildung stimmt mit der Plumier'schen ganz überein, nur ist hier noch eine junge Pflanze mit ungetheiltem Laube zugegeben. Die Vff. versichern eine Pflanze von Jamaica zu besitzen, welche von dieser Humboldtschen (?) nur darin abweiche, daſs die jungen fruchttragenden Fiederchen nur auf einer Seite mit Kapseln besetzt seyen, und glauben in *Swartz* Beschreibung die Ansicht ausgedruckt zu finden, daſs der Rand der Fiederchen im Alter sich umschlage und dadurch die beiden Seiten mit Kapseln besetzt erschienen. Rec. glaubt hingegen in *Swartz* Worten nur eine Vermuthung zu finden, denn es muſste ihm allerdings neu und unerhört seyn, daſs ein Farrenkraut auf beiden Seiten Früchte trüge. Im frischen Zustande ist von ihm die Pflanze gewiſs nicht untersucht, sonst würde er sie nicht erst in der *Fl. Ind. occid.* p. 1584 zu *Onoclea* und sodann p. 1981 zu *Acrosti-*

stichum gestellt haben. Dafs ihm aber auch diese Stelle nicht ganz zusagte, geht aus den Worten in der *Synops. fil.* hervor: *Si ad aliquod ex generibus notis amandetur, Acrostichum erit.* Mehr über die Sache zu sagen möchte hier der Ort nicht seyn, nur versichert Rec. noch, nachdem er den Fruchtstand der *P. Raddiana Kaulf.* (*Olfersia corcovadensis Rad.*) im lebenden Zustande untersucht hat, denselben genau mit den Gattungsmerkmalen übereinstimmend gefunden zu haben. 82) *Botrychium simplex Hitchc.* Die in *Sillimans* Journal gegebene Abbildung liefs vermuthen, dafs die Pflanze im Alter einer weiteren Ausbildung fähig sey, was durch eine zweyte Figur hier auch dargethan und diese einer Abänderung des *B. Lunaria* sehr ähnlich wird. 83) *Hymenophyllum semibivalve H.* et *Gr.* aus N. Seeland; *frondibus bipinnatifidis lanceolatis glabris, laciniis linearibus obtusis glabris immarginatis, involucris rotundato-urceolatis semi-immersis, parte superiore solummodo bivalvi.* 84) *Hymenophyllum hirsutum Sw.* 85) *Trichomanes humile Forst.* Die gerügte Zahnung der Läppchen bey *Hedwig* u. *Willdenow* beruht auf einer Täuschung, welche sich auf das Eintrocknen der Randzellen gründet. 86) *Acrostichum Jamesoni H.* et *Gr.* aus Quito. Dem *Acr. spathulatum Bory.* sehr ähnlich. 87) *Lindsaea sagittata Dry.* Eine durch *Aublet's* Abbildung hinlänglich bekannte Art, welche sich nur auf Guiana zu beschränken scheint, denn diejenige von Guadaloupe, welche *Spr.* dafür hält, ist gar keine *Lindsaea*, sondern ein fruchtloses *Polypodium.* Die Samen zu dreyen geballt. 88) *Asplenium triphyllum Presl.* Eigentlich ist das Laub nicht doppelt gefiedert, sondern die untern Fiedern nur fast gedreyt. 89) *Gymnogramme Loweii H.* et *Gr.* von Madeira. Eine vortreffliche Abbildung der *G. totta Schlecht.*, von der die Vff. die ihrige durch kürzere und schmälere Fiedern und ungekerbte Läppchen unterscheiden. Eine Menge Exemplare von Madeira, vom Cap und aus dem innern Afrika geben keine Merkmale für Artverschiedenheit her. 90) *Gymnogramme rutaefolia H.* et *Gr. Hemionitis R. Br.* 91) *Gymnogramme subglandulosa. H.* et *Gr.* Ebenfalls aus N. Holland; *fronde pinnata pubescenti-glandulosa, pinnis pinnatifidis, lobis rotundatis integris vel incisis.* Etwas gröfser als die vorige und mit deutlich eingeschnittenen Fiedern, soll sich besonders durch die Art der Behaarung unterscheiden. Bey keiner dieser Art ist die Stellung der Fruchthaufen in der Abbildung dargestellt. Die Vff. bemerken, dafs die Gattung *Grammitis* in *Sprengel syst. veget.* nur Arten mit ungetheiltem Laube enthalten (*Gr. rutaefolia R. Br.* ausgenommen), was nach des Rec. Ansicht in der Natur der Sache liegt, sie verweisen daher die drey letzteren Arten zu *Gymnogramme. Grammitis decurrens* tab. 6. scheint Rec. aber *Polypodium* näher zu stehen. 92) *Asplenium foeniculaceum H. B. K., A. delicatulum Presl.* Der Stand der Fruchthaufen entfernt sich sehr von dem bey *Darea*, indem sie nicht immer einzeln an einem halben Laubabschnitte, sondern meist einander gegenüber vorkommen. 93) *Niphobolus sphaerocephalus H.* et *Gr. Polypodium Wallich. msp.*; *frondibus simplicibus coriaceis, sterilibus oblongo-lanceolatis acutis, basi subrotundatis petiolatis glabris, fertilibus linearibus acuminatis basi in petiolum attenuatis subtus stellatim tomentosis, soris ovalibus distinctis.* Eine der herrlichen Entdeckungen *Wallich's* durch eine sehr genaue Zeichnung dargestellt. Besonders wichtig ist die auffallende Verschiedenheit der Sternschuppen, welche das Laub und derer, welche die Fruchthaufen bedecken, die, so wie die der Gattung eigenthümliche Richtung, welche der Kapselring nach der Entleerung erhält, höchst treu wieder gegeben ist. 95) *Acrostichum villosum Sw.* 96) *Aspidium proliferum H.* et *Gr.* von Jamaica? *Frondibus simplicibus, glabris, sterilibus lanceolatis longe acuminatis radicantibus, fertilibus linearibus obtusis.* Scheint sehr ausgezeichnet, besonders durch grofse Schleyerchen. 97) *Parkeria pteridioides Hook.* Eine der mühsamsten Darstellungen von der ausführlichsten Beschreibung begleitet. Die Vff. erklären die früher in der *Exotic Flora* tab. 17 gegebene Abbildung dieser Pflanze in Hinsicht auf Kapseln und Samen für unrichtig. Rec. gesteht bey Ansicht der letztern bescheidene Zweifel über die vollkommene Richtigkeit gehegt zu haben, die er Hn. *Hooker* so frey war mitzutheilen, wodurch letzterer bewogen wurde, jenen durch Uebersendung eines Exemplars in den Stand zu setzen, sich von der wahren Beschaffenheit selbst zu überzeugen. Es würde schwer seyn etwas zuzufügen, indem sich auf dieser Tafel die Meisterschaft des Beobachters und Zeichners ganz offenbart. Die Vff. sind geneigt eine besondere Ordnung zu bilden, welche sie *Parkeriaceae* nennen, und die aus den beiden Gattungen *Parkeria* und *Ceratopteris* besteht. Allerdings findet das Unterbringen der *Ceratopteris Brongn.* unter den übrigen Gruppen der Farrnkräuter auffallende Hindernisse, welche auf diese Weise beseitigt werden, und Rec. würde vorschlagen, die neue Familie zwischen die Gleicheniaceen und Osmundaceen zu stellen. Was die Trennung der *Parkeria* von *Ceratopteris*, die, aufrichtig gesagt, in Allem, bis auf die Anzahl der Glieder im falschen Ringe, sich gleich sind, anbetrifft; so scheint dieselbe wenigstens eben so hart zu seyn, als die Absonderung der *Todea* von *Osmunda* und der *Gleichenia* von *Mertensia.* 98) *Adiantum pentadactylon L.* et *Fisch.* 99) *Acrostichum apodum Kaulf.* v. d. Insel St. Vincent. Ganz übereinstimmend mit den Exempl. von Montserrat. 100) *Asplenium Menziesii H.* et *Gr.* von Owhyhee; *fronde lineari pinnata, pinnis rhombeo-oblongis obtussisimis coriaceis glabris, margine superiori dentatis, soris inferioribus solitariis horizontalibus, superioribus obliquis.* Dem *A. monanthemum* (vom Cap, aus Madeira und Brasilien) ähnlich, aber mit schmälerm Laube und zahlreichen Fruchthaufen. 101) *Todea Fraseri H.* et *Gr.* von feuchten Felsen auf den blauen Bergen in N. Holland; *frondibus bipinnatis membranaceis glabris, pinnulis oblon-*

longis profunde serratis, pinnarum rachi alata. Die Ständigkeit dieser Art möchte erst durch vollkommenere Exemplare, für welches das hier abgebildete wegen der sparsamen Früchte sich nicht ansehen läfst, nachgewiesen werden. Rec. besitzt *Todea* von den blauen Bergen in N. Holland, welche sich von der Cap'schen nicht unterscheidet, dagegen aber junge Pflanzen vom Cap die der Abbildung gleichen. 102) *Nephrodium Goldianum H.* et *Gr. Aspidium Hook.* aus Nordamerika. Von *Asp. Filix mas* und *marginale* hinlänglich verschieden, obgleich wahrscheinlich oft mit beiden verwechselt. 103) *Adiantum amoenum Wallich. msp.; fronde triplicato-pinnata, foliolis rigidis lato-cuneatis breve petiolatis apice serratis (frondium sterilium ovatis obtusis basi oblique cuneatis), stipite rachique glaberrimis hinc solummodo piloso-scabris.* 104) *Adiantum lunulatum Burm.* Schon vor *Presl* hatte Rec. hiezu *Ad. arcuatum Sw. W.* gezogen. 105) *Davallia Emmersoni H.* et *Gr.* von Zeylon; *fronde parce pilosa simplici pinnatifida, segmentis oblongis obtusis integerrimis, soris in apice loborum.* Von *Dav. pectinata Sm.* hinlänglich verschieden. 106) *Cyathea sinuata. H.* et *Gr.* von Zeylon; *frondibus simplicibus lanceolatis sinuatis costatis venosis, soris in medio venarum lateralium.* Eine überaus interessante Pflanze mit ungetheiltem Laube. Schade dafs die Vff. nichts über die Beschaffenheit des Stockes erfahren haben. Rec. möchte fast an der Richtigkeit der Darstellung in Betreff des Kapselstiels und des Ringes zweifeln. 107) *Pteris chrysocarpa H.* et *Gr. Lomaria aurea Wallich. msp.; fronde tri-quadripinnata, foliolis linearibus acutis petiolatis, subtus aureo-flavis.* Eins der prachtvollsten Farrnkräuter, dessen Wedel fast 3 Fufs hoch sind. Es steht der Gattung *Onychium Kaulf.* nahe, wohin auch *Pteris siliculosa Desv.* gehört. 108) *Polypodium heteromorphum H.* et *Gr.* von den Anden; *simplex vel ramosum (?), hirsutum, pinnatum; pinnis breviter petiolatis ovalibus subintegris vel oblongis pinnatifidis, soris in singula vena solitariis.* Mit einfachem oder gabeligem Laube, am Rande mit sternförmigen Haaren besetzt. 109) *Lycopodium tetragonum H.* et *Gr.* von den Anden; *foliis quadrifariam arcte imbricatis ovatis subacutis concavis carinatis ciliatis, capsulis axillaribus, caule adscendente dichotomo ramoso.* 110) *Acrostichum subcrenatum H.* et *Gr.* von Zeylon; *frondibus pinnatis, pinnis brevi-petiolatis subcrenatis lanceolatis acuminatis, sterilibus (septenis) basi cuneato-attenuatis, fertilibus (novenis) multo minoribus, basi, inferioribusque apice, obtusiusculis, rachi subalata.* 111) *Lindsaea ensifolia Sw.* 112) *Lycopodium varium R. Br.* Bald mit besondern Aehren, bald die Kapseln hinter den Blättern, wie bey *L. gnidioides L.* 113) *Lycopodium heterophyllum H.* et *Gr.* von Owyhee. Dem *L. aristatum Humb.* ähnlich. 114) *Asplenium resectum Smith. W. A. inaequilatere W.* Von *Sieber* auch in den *filicibus exsiccatis* unter Nr. 70 gegeben. 115) *Trichomanes quercifolium. H.* et *Gr.* Aus der Gegend von Quito in einer Höhe von 8000 F.; *frondibus obovato-cuneatis in stipitem brevem attenuatis, profunde pinnatifidis, laciniis lineari-oblongis obtusis sinuatis apice soriferis, involucris exsertis*; dem *Tr. reptans* ähnlich, aber viel gröfser. 116) *Pteris auriculata Thunb.* 117) *Trichomanes apodum H.* et *Gr.* von Barbados. So klein wie *Tr. reptans* und *muscoides*, aber ohne allen Strunk und von *Tr. punctatum Poir.* durch buchtige Laube verschieden. 118) *Acrostichum tripartitum H.* et *Gr.* aus Südamerika; *frondibus longe petiolatis, sterilibus reniformibus tripartitis, laciniis cuneatis trilobis, fertili trilobo valde squamoso.* 119) *Acrostichum foeniculaceum H.* et *Gr.* Ebendaher; *frondibus sterilibus reniformi-multifidis, laciniis repetite dichotomis lineari-filiformibus fertilibus bilobis supra nudis, margine diaphano duplicato-crenato.* In jeder Rücksicht schliefsen sich die beiden letzten Arten den *Acr. peltatum Sw.* und *Acr. flabellatum Humb. nov. gen.* tab. 662 an und bilden eine eigenthümliche Abtheilung. 120) *Meniscium triphyllum Sw.* 121) *Aspidium confertum Kaulf.* Diese seltene Art verdiente durch so eine herrliche Abbildung bekannter zu werden. 122) *Trichomanes strictum Menz.* aus N. Seeland; *fronde lanceolata stricta pinnata, pinnis lanceolatis sub-bipinnatifidis, laciniis linearibus obtusis laxe reticulatis glabris integerrimis, involucris cyathiformibus ore aperto truncato integro, rachi marginata, stipite nudo.* 122) *Hymenophyllum Plumierii H. Gr.* von den Anden, wozu die Vff. die immer bey *H. hirsutum* aufgeführte Abbildung *Plum.* tab. 50. 13 ziehen, scheint Rec. zu *H. ciliatum Sw.* zu gehören. 124) *Hymenophyllum axillare Sw.* 125) *Polypodium irioides Poir.* Aus welchem Grunde die Vff. das *P. sessile Kaulf.* mit *P. irioides Poir.* vereinigen, geht weder aus der Abbildung noch aus der Beschreibung hervor. In *Poiret's* unvollkommener Beschreibung wird von der Basis des Laubes nichts gesagt, allein die Vergleichung mit *P. Phyllitidis* beweist, dafs er die von *Sieber* unter Nr. 38 gegebene Pflanze, mit einem gegen die Basis hin sehr verschmälerten, nach und nach in den Strunk übergehenden Laube gemeint hat, und nicht die vom Rec. in *Siber fil. exsic.* Nr. 31 *P. sessile* genannte Art, auf welche sich daher die von den Vff. auf Tafel 125 gegebene Abbildung und Beschreibung lediglich bezieht. Da es im Liverpooler Garten gezogen wird, so war die Darstellung des Stockes wünschenswerth. 126) *Pteris ternifolia Cav. P. peruviana Poir. P. subverticillata Sw.* 127) *Hymenophyllum abietinum H.* et *Gr.* von den Anden; *fronde oblongo-lanceolata pinnata, pinnis bipinnatifidis, laciniis linearibus glabris integerrimis, apicibus retusis, involucris orbiculari cordatis bipartitis integris, disco convexo, margine lato plano.* 128) *Hymenophyllum polyanthos Sm.* 129) *Hymenophyllum tortuosum Banks Herb.* von Neuseeland. Dem *H. denticulatum Sw.* ähnlich, aber mit aufgeblasenem Involucrum, dessen Mündung eng und gefranst ist. 130) *Pteris stenophylla Wallich. msp.* Mit fast nur gedreytem langen ungezahnten Laube. 131) *Lycopodium taxifolium Sw.* Wahrscheinlich oft mit *dichotomum*

tomum Sw. verwechselt. 132) *Adiantum macrophyllum Sw.* 133) *Hymenophyllum secundum H.* et *Gr.* aus Neuseeland; *fronde bipinnatifida, pinnis subflabellaeformibus, laciniis linearibus dichotomis serratis secundis, involucris ovalibus subcompressis subintegerrimis.* 134) *Cheilanthes farinosa Kaulf.* aus Ostindien. Rec. kann versichern, dafs die hier dargestellte Pflanze nicht die ist, welche sie seyn soll, sondern eine neue Art, welche *Wallich* als *Pteris lactea n. sp.* versendet hat. *Cheil. farinosa Kaulf.* ist zwar auf der Unterseite weifs, aber bestreut und das Schleyerchen ist zusammenhangend häutig. Kommt auch in Nepal vor. Bey *Pteris lactea Wall.* ist die Unterseite ganz weifs überzogen, die Schleyerchen sind sehr klein und von Kerbzähnen gebildet, ohne der andern Merkmale zu gedenken. 135) *Hymenophyllum elasticum Willd.* 136) *Asplenium integerrimum Wallich. msp.; fronde pinnata glabra, pinnis oblique lanceolatis acuminatis coriaceis integerrimis margine superiore subunilobato, basi cuneata, soris parallelis, rachi alata.* Wohl kaum die gleichnamige Sprengel'sche Art von Portoricco. 137) *Asplenium alatum Humb.* et *B.* 138) *Davallia parvula Wallich. msp.; frondibus deltoideis tripinnatis glabris, pinnis linearibus apice furcatis acutis, soris in axillis segmentorum ultimorum, involucris subrotundis basi solummodo adnatis.* Die ganzen Laube kaum einen Zoll grofs. 139) *Davallia pectinata Sm.* 140) *Aspidium glandulosum H.* et *Gr.* von Jamaica; *frondibus lanceolatis pinnatis, pinnis oblongo-lanceolatis sinuato-crenatis obtusis decurrentibus pubescenti-glandulosis, soris solitariis, stipite brevi paleaceo.* Eine sehr ausgezeichnete und daher gewifs noch ganz unbekannte Art. *Kaulfufs.*

SCHÖNE LITERATUR.

1) Nürnberg, b. Campe: *Sonette* von *C. M. Winterling.* 1829. XII u. 166 S. 16. (16 gr.)

2) Giessen, b. Heyer: *Die Jahreszeiten*, ein lyrisch-didaktisches Gedicht von *Friedr. Schmidthenner.* — *Erste* Abtheilung. Der Frühling. 1829. VI u. 125 S. 8. (8 gr.)

Nr. 1. Die Form des Sonetts hat bey aller Abwechselung, die man durch Trochäischen und Jambischen Takt, durch männliche und weibl. Reime, durch verschiedenartige Verschlingung der Verse hineinzubringen sucht, doch immer etwas Eintöniges und Einschläferndes, weshalb man wohl thut, eine ganze Reihe davon nicht hinter einander zu lesen, sondern in Pausen. Der Vf. der vorliegenden Sammlung stellt darin, dem Charakter der Dichtungsart allerdings angemessen, die verschiedenen Seelenstimmungen dar, welche in ihm durch die Liebe, anfangs unglücklich, nachher glücklich und durch Gegenliebe gekrönt, angeregt wurden. Auch sehr geringfügige Gedanken empfangen in diesem erotischen Tagebuche ihre Sprache, und diese ist ziemlich rein und wohlklingend. Der Vf. hätte nur in der Vorrede einzelne unreine Reime und falsche Messungen nicht förmlich in Schutz nehmen sollen: denn wenn sie auch bey grofsen Meistern vorkommen; so können sie doch höchstens entschuldigt, nie gerechtfertigt werden. Manchmal sind sie auch sehr leicht zu vermeiden, wie die in anderer Hinsicht tadelnswerthe Form: Son. XVII *fleucht* und *reucht*, recht gut durch das gewöhnlichere *fliegt* und *riecht* zu ersetzen war. Ein etwas unpassendes Bild giebt S. XVIII von dem Haar der Geliebten:

> Nichts gleicht dem Gold, das deine Scheitel krönet.
> Das *wollig wallt* um Stirn und Nacken dir.

Sie ist ja keine Negerin. „Die Sterne" S. LXXXII erinnern sehr lebendig an Schillers Räthsel: „Auf einer grofsen Weide gehen viel tausend Schaafe silberweifs", bleiben aber weit hinter demselben zurück. Aus S. LXXIV lernen wir, was Nektar und Ambrosia gewesen sey, nämlich *Punsch* und *Mandelkuchen.*

Nr. 2. giebt, an Erscheinungen der Frühlingsnatur anknüpfend, verschiedenartige philosophische und religiöse Gedanken in lyrisch-didaktischer Form. Der Morgen, der Sonnenaufgang führen zu der Allgegenwart Gottes, zu dem Hinblick auf die Schöpfung, den Menschen, die Geschichte; die Blumenwelt erinnert an Kindheit und Liebe. Daran schliefsen sich Betrachtungen über Naturgenufs und Landleben. Der Gedanke an die Schönheit der Natur wird gestört durch die Erinnerung an Schmerz und Sünde. Die daraus folgende Theodicee ist etwas kurz abgefertigt: dagegen ziehen Betrachtungen über Völkerleben mehr an. Die beiden letzten Abtheilungen: die Burg Falkenstein und der Dorfkirchhof, passen weniger in den Zusammenhang des Ganzen. Der Vf. zeigt poetisches Talent und geschickte Behandlung der Form. Doch kommen einzelne Verstöfse gegen die Wahrheit der Gedanken und gegen die Reinheit der Sprache vor. Von jedem ein Beyspiel: S. 9 heifst es:

> Doch in der Formen steten Uebergange
> Ist eine ew'ge Ordnung aufgestellt;
> Ein Staubkorn nimm aus dem Zusammenhange
> Und in einander bricht der Bau der Welt.

Es giebt Anomalien genug in dem Organismus, durch die derselbe aber keinesweges zerstört wird. — S. 45 und an andern Stellen schreibt der Vf. *Lofse* statt Loose.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1830.

MORAL.

HALLE, b. Kümmel: *Ueber die sittliche Vervollkommnung oder über die Selbsterziehung*, vom Baron *von Gerando*, Mitgliede des Instituts von Frankreich. — Ein Werk, welchem die französische Akademie im Jahre 1825 den vom Herrn von Montyon für das den Sitten nützlichste Buch gestifteten Preis zuerkannt hat. — Nach der zweyten, verbesserten und vermehrten Ausgabe vom Jahre 1826 übersetzt von *Eugen Schelle*, Rector zu Ballenstedt. 1829. *Erster* Band, XL u. 366 S. *Zweyter* Band, IV u. 412 S. 8. (3 Rthlr. 12 gr.)

Das Werk des Hn. *Degerando, du perfectionnement moral, ou de l'éducation de soi-même*, ist auch in Deutschland mit gebührender Anerkennung seiner Vorzüge aufgenommen worden. Von ihm erscheint hier eine wohlgelungene Uebersetzung, und Rec. hofft, dafs es im deutschen Gewande noch mehr Leser, als bisher, unter uns finden wird. Der Uebersetzer hat, aufser einzelnen Anmerkungen, nur eine Vorrede hinzugefügt, welche jedoch nicht zu überschlagen ist, wie bald weiter bemerkt werden wird. Der Verleger hat das Werk in Hinsicht auf Papier und Druck, (gedr. bey Fr. Vieweg u. Sohn in Braunschweig) wohl ausgestattet, und der, gröfstentheils angezeigten, Druckfehler ist keine zu grofse Zahl.

Der Vf. hat diese seine Arbeit, wie er in einer Anmerkung (Th. 2, S. 95) selbst sagt, wesentlich denjenigen jungen Leuten bestimmt, welche den philosophischen Studien nicht fremd sind. Gewifs kann es Studirenden und Andern, welche sich zu näherer Bekanntschaft mit der Philosophie durch Selbsterforschung vorbereiten, oder angehörte Vorträge über Psychologie und Moral in sich weiter verarbeiten wollen, vorzugsweise empfohlen werden. Es ist indessen kein System der Moral, oder der Pädagogik, oder der Seelenlehre, nach deutscher Weise; wiewohl in ihm richtige Grundsätze über dieſs alles, und folgerechte Durchführung derselben, nicht fehlen. „Man suche hier, (dieſs sind Worte des Vfs) nicht ein literarisches Product. Es ist nur der Inbegriff der von dem Vf. im Laufe seines Lebens gesammelten Beobachtungen, mit Einfachheit dargelegt", (doch Rec. setzt hinzu: oft in rednerischem Stile, mit Feuer und Würde), „und wohlmeinend denen angeboten, welche die Laufbahn betreten." Daher kann und möge es auch gelesen werden von Allen, welche gern selbst denken und in sich selbst gern forschen, auch gebildete Frauen nicht ausgenommen. Seine Philosophie ist Philosophie der (innern) Erfahrung; seine Moral ist rein sittlich und religiös zugleich: denn Religion ist dem Vf. die höchste Entwickelung der sittlichen Natur. Seine Psychologie ist einfach, und den eigenthümlichen Ansichten des Vfs kann man leicht folgen; seine Pädagogik endlich — aber es ist selbst Erziehungslehre durch und durch; denn es zeigt dem Erwachsenen, wie er die höchste Entwickelung seiner Natur unter den gegebenen Bedingungen im Leben zu befördern habe; und was dem zufolge die Erwachsenen an den Kindern thun sollen, ist ganz dasselbe, nur für einen andern Standpunkt auf der zu durchlaufenden Bahn.

Der Vf. eröffnet sein Werk würdig mit einer Betrachtung des Menschenlebens als einer grofsen und fortwährenden Erziehung. Da aber diese Erziehung in jedem Einzelnen bewirkt werden soll, und durch die eigene, jedem Einzelnen dazu verliehene Kraft; so wendet die Untersuchung sich zunächst zu der Frage: welche Kräfte die Selbstthätigkeit des menschlichen Geistes von innen heraus in Bewegung setzen, und ihn seinem Endzwecke, der Selbstvervollkommnung in Sittlichkeit und Religiosität, allmählig nähern. In der Beantwortung dieser Frage liegt das Eigenthümlichste von dem, was man System des Vfs nennen könnte, und wir wollen dabey einen Augenblick verweilen. Es ist aber keine psychologische Vermögenslehre, wie man nach dem Ausdruck obiger Frage erwarten möchte. Der Vf. ist vielmehr gewohnt, den Blick immer auf das Ganze des Seelenlebens, d. h. auf dessen einzelne Regungen in der Zeit als Gesammtzustände, zu richten, und die Functionen, welche den besonderen Seelenkräften zugeschrieben werden, nur als partielle Aeufserungen jener Gesammtheit des innern Daseyns zu betrachten So unterscheidet er *fünf Daseynsweisen* des Menschen in Hinsicht auf dessen Entwickelung, und mithin *fünf Bewegkräfte des Willens*, welche aus denselben hervorgehen: 1) Das *sinnliche Leben*, welches der Mensch mit dem Thiere gemein hat, und dessen Empfindung und Tendenz, theils mittelst besonderer Organe, theils in der innern Empfindung überhaupt, auf das Angenehme und Unangenehme des individuellen Zustandes beschränkt ist. — 2) Das *Gemüthsleben*, wie der Uebersetzer es ausdrückt; *vie affective* bey dem Verfasser. Es ist diejenige Art des Daseyns, welche den Menschen, als fühlendes Wesen, in Verbindung mit seines Gleichen setzt; wir möchten sie den Inbegriff der sympathetischen Gefühle nennen. Dieses Gemüthsleben ist theils *egoistisch*, indem wir *uns* lei-

leidend oder genieſsend fühlen beym Anblick des Zustandes Anderer, theils *wohlwollend*, indem wir das Mitgefühl übertragen auf die Personen, von welchen es erregt wurde. Mit dieser Art des Daseyns fängt der Mensch an, sich über das Thier zu erheben; (man bemerke: nicht erst mit dem Verstande, sondern mit dem, schon im Gemüthsleben liegenden, ersten, sittlichen Keime!) hier regt sich zuerst das, was, späterhin mit noch gröſserem Rechte, *Liebe* genannt wird. — 3) Das *Verstandesleben* (*vie intellectuelle*). Es giebt Bewegkräfte, die von dem Verstande ausgehen, um in das Herz einzudringen. Diese stammen ab entweder aus der Betrachung des *Schönen*, oder aus der Ueberzeugung des *Wahren*. Der Vf. zieht das Schöne in diesen Kreis, weil es nach ihm auf der Wahrnahme der Ordnung beruht, und diese ein Verstandesbegriff ist. Die Bewegkräfte des Willens in dieser Lebenssphäre sind *Bewunderung* und *Achtung*; beide *unselbsüchtiger* Art. „Auch in der Bewunderung ist ein eigennütziges Princip; es ist eine Art Verehrung des Ideals des Unendlichen. Wir bewundern desto mehr, je höher wir gestellt sind; wir erstaunen desto mehr, je kleiner wir sind. Wir bewundern uns nicht selbst; wir bewundern ganz gewiſs etwas, das höher ist als wir, indem wir unsre Niedrigkeit fühlen. Alle Begeisterung hat etwas wesentlich Edelmüthiges." — 4) Das *sittliche Leben*. Sein Grund ist das *Gewissen*. Seine Motive sind theils die *Pflicht* und deren unbedingtes: *Du sollst*; theils die *Liebe*, die wahre Liebe, welche sich mit Hülfe jenes Pflichtenbewuſstseyns entwickelt, und das Gebotene als das *höchste Gut* anerkennen lehrt. Der hieher gehörige Abschnitt ist vorzüglich gelungen, und ungern enthält Rec. sich, einzelne Stellen daraus mitzutheilen. — 5) Das *fromme Leben*, den religiösen Sinn. „Die Religion ist dem Menschen natürlich, weil sie ihm nothwendig ist; natürlich, wie der Stand der Gesellschaft, mitten in welchen sie sich einsetzt, dessen Lebenselement und Erhaltungsgrund sie wird. Das Daseyn des Menschen erfährt durch sie seine wichtigste und letzte Umbildung, das ganze Gewebe der menschlichen Anlagen wird durch sie erneuert. Das fromme Leben giebt den beiden uneigennützigen Triebfedern, die wir schon früher erkannt haben, dem Ansehen (*autorité*) und der Liebe, den höchsten Grad ihrer Kraft. Nicht hat die Vorsehung dem Menschen die unbedingte Aufopferung der Selbstliebe gebieten wollen; sie will, daſs das erkennende Geschöpf für sein eignes Glück sorge; aber durch eine bewundernswürdige Uebereinstimmung ist die der Gottheit in der That würdige Huldigung keine andere, als die Uebung der Kräfte, welche auch uns besser machen. Der Irrthum *Fenelon's* war ein erhabener Irrthum." Auch diese Lebensstufe aber hat zwey Hauptäuſserungen, die eine ist völlige *Unterwerfung* und unbegrenzte Ehrfurcht, die andre wiederum die *Liebe*, zur Anbetung erhoben, und mit Dankbarkeit und Vertrauen verbunden. In dieser letztern zeigt sich des Menschen höchste Entwickelung. „Diejenigen, welche, während sie der Bahn folgen und den Umwandlungen sich unterziehen, noch nicht eine der höheren Stufen erreicht haben, können Zweifel erheben über ihre Wirklichkeit, so wie der Wanderer ungewiſs seyn kann über die Gegenden, zu welchen er noch nicht gelangt ist. Aber andre Wanderer sind vorangegangen, und ihr Zeugniſs giebt uns Aufklärung." — „Durch die Religion wird die Ausübung der Tugend zu der Würde eines von Gott selbst eingesetzten Berufes erhoben; der fromme Gehorsam wird auf das Vertrauen gestützt; denn die Autorität, welche er anerkennt, ist keine andre, als die der Weisheit selbst." — „Den drey groſsen Eigenschaften der Gottheit, der Macht, Weisheit und Güte, bieten sich die drey Haupttriebfedern der sittlichen Natur, die Persönlichkeit, der Gehorsam, die Liebe, zur Huldigung dar, und so sind die drey groſsen Verhältnisse (*rapports*) festgesetzt, in welchen die Religion bestehet. Dieses Leben ist Allen zugänglich. Es verlangt nur vom Menschen, was er von Natur schon hatte: die Geradheit des gesunden Menschenverstandes, und die Redlichkeit des Herzens."

Unsere Leser erkennen aus dieser psychologischen Grundlage des vorliegenden Werkes dessen philosophischen und rein menschlichen Geist und Charakter. So wie die erwähnten fünf Hauptbewegkräfte des Willens aus den sie bedingenden Daseynsweisen im *ersten Buche* im Allgemeinen abgeleitet sind, so wird nun im *zweyten Buche* der *Gebrauch* derselben ausführlicher entwickelt, mit Rücksicht auf die ethische Unterordnung und psychische Verbindung derselben, auch mit Rücksicht auf die zu vermeidenden Abwege. Das *dritte Buch* endlich, welches den gröſsten Theil des zweyten Bandes einnimmt, handelt, noch mehr in speciell-praktischer Beziehung, von der *Ausbildung* der sittlichen Fähigkeiten, und zwar 1) von der *innern* Lebensordnung, welche geeignet ist, die Liebe zum Guten zu entwikkeln und die Selbstbeherrschung zu bewirken; 2) von der *äuſsern* Lebensordnung, deren Hindernissen und Hülfsmitteln. Das Ganze ist reich an trefflichem Stoffe, und die zum Theil unvermeidlichen Wiederholungen haben dem Rec. keinen Anstoſs gegeben.

Die eigenthümliche Manier französischer Schriftsteller macht es nothwendig, sich in das Buch eine Zeit lang hinein zu lesen, um es recht kennen zu lernen. Bey der eigenthümlichen Manier unsrer deutschen philosophischen Schriftsteller ist dieſs zwar zum Theil derselbe Fall; aber der Unterschied liegt in der Wirkung. Hat man sich in *Degerando's* Werk hinein gelesen, so wird man mit dem Vf. *sympathisiren*, und das Verständniſs erfolgt dann leicht. Es kommt nur darauf an, die Ansichten des französisch empfindenden Denkers in deutscher Seele sich wiederholen zu lassen; dann fördert das Studium des Werkes auch deutsche Psychologie; und in dem vorliegenden Falle gelingt es um so leichter, da der Vf. mit der deutschen Philosophie ziemlich vertraut ist. Hingegen in die Werke manches deutschen Philosophen muſs der Leser sich mühsam hinein lesen, *nur* erst um zu *verstehen*; und wenn dann, wie nicht selten, mit dem

dem Verstandenen zu sympathisiren unmöglich ist, so ist die Ausbeute nur negativ, und auf alle Weise geringer.

Zum Verständnifs des vorliegenden Werkes in philosophischer Hinsicht hat der Uebersetzer in der Vorrede, wie wir schon oben angedeutet haben, noch einen interessanten Beytrag gegeben, indem er zeigt, wie in den vom Vf. entwickelten fünf Bewegkräften des Willens alle die Moralprincipien begründet sind, welche die Sittenlehrer alter und neuer Zeit an die Spitze ihrer Untersuchungen gestellt haben. Rec. hält dafür, dafs diese Darstellung insbesondre dazu dienen kann, die psychologischen Bedingungen der stufenweisen Entwickelung der philosopischen Sittenlehre und ihres Verhältnisses zum Christenthume deutlich zu erkennen. Für Leser, welche mehr den praktischen als den wissenschaftlichen Zweck des Werkes ins Auge fassen, mag diefs unbeachtet bleiben; so wie sie auch weniger herausheben werden, was der Vf. hin und wieder, mit wahrem Tiefsinne, wenn gleich ohne hinlängliche Durchführung über *Freyheit*, *Ursache*, und insbesondre über die, von der Moral und Religion gleich ernst geforderte, *Persönlichkeit der Vernunft* beygebracht hat. Der Raum gestattet nicht, diefs durch Anführung einzelner Stellen weiter zu belegen. Aber wir glauben, genug gegeben zu haben zur Empfehlung einer Schrift, deren Vf. den auf dem Titel angezeigten Zweck derselben durch Belehrung seiner mitdenkenden und durch Erbauung seiner mitempfindenden Leser in fast gleichem Grade zu erreichen gewufst hat.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Dresden, b. Hilscher: *Ueber die in unsern Tagen überhandnehmende Scheinheiligkeit. Zwey Predigten*, bey dem Kirchenjahreswechsel 1829 gehalten von *Moritz Ferdinand Schmaltz*, Pastor in Neustadt-Dresden. 48 S. 8. (5 gr.)

Vorliegende beiden Predigten des berühmten Vfs, welche als ein höchst treffendes Wort zu seiner Zeit zu betrachten sind, machen zusammen Ein Ganzes aus. In der *Einleitung* der ersten, am *letzten Sonntage des Kirchenjahres* über Matth. 21, 28 — 31 gehalten, schildert er in kurzen, treffenden Zügen die Scheinheiligkeit der Pharisäer, und geht dann zu seinem Gegenstande über, in den Worten: „Was man vor zwey Jahrzehnten noch kaum für möglich gehalten haben würde, das ist geschehen; *das alte Pharisäerthum ist zurückgekehrt, und es geht ein finstrer Geit durch unsre Zeit.* Und was das Gefährlichste ist, er umgiebt sich mit dem Scheine des Lichtes. Daher gelingt es ihm, so viele Arglose zu berücken, und überall zahlreiche Haufen seiner Macht zu unterwerfen; daher kommt uns nun überall wieder frommes Heuchelwesen und andächtige Scheinheiligkeit entgegen, welche der Christ in seiner Erleuchtung mit Ekel und in seiner Menschenfreundlichkeit mit tiefer Betrübnifs betrachtet." Hierauf macht er bemerklich, dafs es besonders an diesem Tage einer christlichen Gemeine wichtig seyn müsse, zu erfahren, was diese Scheinheiligkeit verursacht habe, und wie man sich gegen ihre Gefahren schirmen könne. Vom Ersteren handelt die *erste* Predigt; sie führt das Thema aus: *Ueber die Ursachen der in unsern Tagen überhandnehmenden Scheinheiligkeit.* Der Vf. findet sie 1) *in einer unverkennbaren Geistesschwäche.* Hier heifst es (S. 13): „dafs man in früherer Zeit zu weit oft gegangen war, und die Schranken des menschlichen Geistes in dünkelhaftem Uebermuthe nicht selten verkannt hatte, konnte man sich nicht verschweigen. Nun hätte man auf den Pfad einer bescheidenen Weisheit einlenken, und zu einer klaren Erkenntnifs menschlicher Kraft und menschlicher Würde emporstreben sollen; aber es fehlte zu diesen Höhen Vielen der kräftige Aufschwung; die Geistesschwäche, deren sie sich bewufst waren, trugen sie auf die menschliche Natur überhaupt über, und, den klarsten Lehren des Evangeliums zum Trotze, suchte man die Demuth in der Selbstverachtung, sprach von dem entschiedenen sittlichen Verderben und dem gänzlichen Unvermögen des Menschen, etwas wahrhaft Gutes zu vollbringen und des Wohlgefallens Gottes theilhaftig zu werden." Nachdem bemerkt ist, wie früherhin Manche sich vom religiös-kirchlichen Leben gänzlich lossagten, und der verderblichen Folgen gedacht, welche diese Verirrung nach sich zog, wird gezeigt, dafs es diesen Verirrten an der nöthigen Geisteskraft und Erhebung gefehlt, um zu einer geläuterten Frömmigkeit zurückzukehren. „So (fährt hierauf der Vf. S. 14 fort) setzten sie an die Stelle der kindlichen *Gottesverehrung* den knechtischen *Gottesdienst* und betrachteten die äufsere heilige Uebung als ein Mittel, den inneren heiligen Sinn zu ersetzen; so gab man sich wieder dem Wahne hin, durch äufsere Werke der Andacht, durch Festhalten an dem Buchstaben des kirchlichen Glaubens, durch emsiges Lesen in der heiligen Schrift, gleich viel ob man sie verstehe oder nicht, durch Gebet und Tempeldienst, gleich viel ob sie auf unsre Veredlung und Erhebung etwas wirken, oder nicht, Gott wohlgefällig zu werden." Die zweyte Ursache dieser Scheinheiligkeit findet der Vf. in *sittlicher Befleckung.* Sehr gründlich wird nachgewiesen, wie die verhängnifsvolle und versuchungsreiche Zeit, die furchtbare Herrschaft der Ueppigkeit und des Luxus diese sittliche Befleckung vieler veranlafst haben. Kommt nun, sagt der Vf., die Stunde des Erwachens, so haben sie doch ihre Sünden zu lieb, als dafs sie den Entschlufs, sich wahrhaft zu bessern, in sich aufkommen lassen sollten (S. 18.)" — „Sie suchen in der äufseren Zerknirschung ein büfsendes Sühnmittel für ihre Sünden und Laster; sie machen Christum zu einem Sündendiener und Fürsprecher des Lasters, suchen in seinem Blute ein Schutzmittel gegen die Strafen der Sünde, der sie fortwährend dienen; „„anstatt ihr Fleisch zu kreuzigen, sammt den Lüsten und Begierden, kreuzigen sie Christum täglich"", und während sie äufserlich mit

mit bitterer Wehmuth sich anklagen, schwelgen sie heimlich fortwährend in den Armen niedriger Lust sorglos, weil sie in den andächtigen Mienen und Geberden, und in den äuſseren Uebungen der Frömmigkeit, wie in dem buchstäblichen Bekenntnisse ihres Mundes zu den Verheiſsungen Christi und seines Todes, die Bürgschaft der göttlichen Gnade und einen Freybrief für ihre Sünden gefunden zu haben meinen." Zuvörderst ist 3), die Ursache der Scheinheiligkeit unsrer Tage in einer *schlauen Menschengefälligkeit* zu finden. Am Schlusse (S. 20.) ruft hier der Vf. aus: O, wenn nur überall hoch gestellte und mächtige Männer von Einfluſs laut und entschieden genug gegen solches Verderben sich erklärten; wenn sie nur überall auf ihrer Hut wären, nicht durch Worte sich täuschen zu lassen, sondern den Grundsatz Christi festhielten: an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen; — wenn man überall mehr Werth auf geistige Tüchtigkeit und sittliche Unbescholtenheit, als auf das Glaubensbekenntniſs des Mundes legte, von welchem, wie bekannt, oft das Herz nichts weiſs: es ist unleugbar, daſs der Haufe der Scheinheiligen sich um ein Bedeutendes vermindern würde. — Die 2te Predigt am *ersten Advent-Sonntage* gehalten, hat den schönen, hier trefflich benutzten Text, Joh. 15, 1—16. und das Thema: *Was sollen wir bey der in unsern Tagen überhandnehmenden Scheinheiligkeit thun?* Sie zerfällt in zwey Haupttheile: I) *was sollen wir thun, uns selbst vor Unheil zu behüten?* und darauf wird geantwortet: 1) auf unserer Hut seyn und uns streng *bewachen*; 2) *zu dem klaren Bewuſstseyn des wahren Christenthums uns erheben;* 3) *nach dem wahren Werthe einer ächten Gottesgemeinschaft ringen;* 4) *eine edle Unabhängigkeit von Menschen behaupten.* II) *Was sollen wir thun, dem überhandnehmenden Verderben der Scheinheiligkeit auch auſser uns möglichst zu wehren?* Wir sollen dasselbe, heiſst es, hemmen 1) *durch eine unerbittliche Wahrhaftigkeit in unserem Urtheile;* 2) *durch die Kraft eines Achtung gebietenden Beyspieles;* 3) *dadurch, daſs wir unsern ganzen Einfluſs auf andere benutzen.* Nur einige abgekürzte Stellen wollen wir noch am Schlusse aus dieser Predigt anführen, um das Verlangen unsrer Leser nach dem Genusse des Ganzen zu steigern. S. 34. 35.: „Die Scheinheiligen versäumen es nicht, sich laut der ächten Christlichkeit zu rühmen, sich als die einzig ächten Jünger des göttlichen Meisters darzustellen. Und gleich denen, die sich einbilden in der alleinseligmachenden Kirche zu leben, das Urtheil der Verdammung über Alle zu sprechen, die sich nicht ihrer Gemeinschaft anschlieſsen, und in ihre fromm klingende Sprache nicht einstimmen. Wüſsten wir nichts weiter zu thun, als ihre Anmaſsung zu belächeln, und ihrer Verdammungssucht mit Verachtung zu begegnen, so hätten wir uns schlecht verwahrt. Nein! nach Erleuchtung müssen wir ringen, — — zu dem klaren Bewuſstseyn des wahren Christenberufs uns erheben"! S. 44. 45. „Ungerecht würde es seyn, wollten wir alle Scheinheilige in Eine Klasse stellen; — dennoch aber trifft die Scheinheiligkeit das Urtheil der Verwerfung überall, wo immer und an wem es sich finde. Und dieses Urtheil sollen wir nicht zurückhalten; nichts soll uns abschrecken, uns offen auszusprechen, zur Stunde da es Noth thut. Gewiſs, das wird nicht ohne Frucht bleiben. Es ist in unsrer Zeit *der öffentlichen Meinung* ein Richterstuhl erbaut, gegen den Niemand ganz gleichgültig ist. Vor ihm hat Jeder eine gewisse Scheu, wenn er nur nicht überhaupt ehrlos geworden, oder überhaupt in blinde Schwärmerey gefallen ist, die oft nahe an Wahnsinn grenzt. Die Macht dieses Gerichts lasset uns möglichst verstärken. Mit Würde zwar und besonnen, aber mit unverholener Offenheit lasset uns über das Unwesen der Scheinheiligkeit unser Urtheil laut werden." S. 45. „Ach, wenn die, welche eines äuſserlich sittsamen und rechtschaffenen Wandels sich befleiſsigen, verständige Lebensansichten und umfassende Bildung des Geistes verrathen, und durch eine unermüdete und weise Berufsthätigkeit sich auszeichnen, — wenn gerade diese Auserwählten alle Spuren eines christlich frommen Sinnes an sich vermissen lassen und allen religiösen Regungen entfremdet zu seyn scheinen, wenn sie wenig oder gar nicht in unsre Versammlungen treten und kaum selten einmal mit uns gemeinschaftlich beten, wenn sie von dem Altare des Erlösers sich zurückziehen, als müſsten sie seiner sich schämen, — so wird es freylich den Pharisäern unsrer Tage nicht schwer werden, zahlreiche Genossen ihres Scheinwesens anzuwerben, und ihren blinden geistlosen Haufen zu vergröſsern. Betreten aber gerade die Besseren unsers Geschlechtes einen würdigen Pfad, schlieſsen sie Gott und dem Himmel ihre Herzen auf, lassen sie die Welt sehen, daſs sie das Licht ihrer Aufklärung u. s. w. — ganz vorzüglich ihrer frommen Gemeinschaft mit Gott und dem Erlöser verdanken: o so werden Tausenden die Augen aufgehen, daſs sie von dem Scheine das Wesen, von dem Frömmeln das Frommseyn wohl unterscheiden." S. 47. „Der stellet als einen Ehrenmann und ächten Freund Gottes sich dar, wer eine feile Sclavenseele mit Verachtung zurückweiset, welche ein Amt mit dem Erbieten suchet, seinen bisherigen Glauben abzuschwören, oder seine religiösen Ueberzeugungen, Menschen zu Liebe, zu wechseln. Wollte aber Jemand den entgegengesetzten Weg betreten, und mit Vorliebe immer die befördern, welche am besten heucheln, am wortreichsten und demüthigsten von ihrem Glauben reden, und am geschicktesten fromm thun können: er würde sich mit einer schweren Schuld belasten, die einst furchtbar auf sein Haupt fallen müſste." —

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1830.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

MAGDEBURG, b. Heinrichshofen: *J. Gurlitt's*, vormal. Dr. d. Phil. u. Theol., Prof. und Director des Johanneums und Prof. d. orient. Sprachen am akad. Gymn. zu Hamburg, *Schulschriften*. — *Zweyter* Band, *die Hamburgischen Schulschriften* enthaltend. Nach dem Tode des Vfs gesammelt und mit einigen Anmerkungen begleitet herausgegeben von *Cornelius Müller*, Dr. d. Phil., Prof. am Johanneum zu Hamburg, der Kön. philol. S. zu Leipzig und der Grofsh. Latein. Ges. zu Jena Ehrenmitgl., der deutschen Ges. zu Leipzig correspondirend. Mitgl. 1829. XIV u. 418 S. 8. (1 Rthlr. 16 gGr.)

Auch unter dem Nebentitel:

J. Gurlitt's u. s. w. *Hamburgische Schulschriften* u. s. w.

Hr. Prof. *Müller*, welcher allen Verehrern Gurlitt's, den auch er dankbar seinen Lehrer und Freund nennt, durch Sammlung und Herausgabe dieser in einzelnen Programmen zerstreuten Schriften des Verewigten ein angenehmes und werthvolles Geschenk macht, nennt sie den *zweyten* Theil der Schulschriften in Beziehung auf einen von *G.* selbst 1801 herausgegebnen Band ähnlichen Inhalts, und giebt ihnen den zweyten Titel, weil sie bis auf Eine sämmtlich in Hamburg verfafst sind. Sein Verfahren dabey verdient gewifs allgemeine Billigung, indem er die strengwissenschaftlichen Abhandlungen, welche in einer besondern Ausgabe von *Gurlitti opusc. theol. et philol.* nachfolgen sollen, davon ausschlofs, aus den ungedruckten Reden, die sich in *G's* hinterlafsnen Papieren vorfanden, nur wenige der vorzüglichsten aushob, und übrigens alles, kleine Aenderungen in der Orthographie ausgenommen, unverändert wiedergab.

Wir erhalten hier aufser 17 Reden, von denen die meisten bey Einführung neuer Lehrer oder Entlassung von Schülern zur Universität sind gehalten worden, ein Verzeichnifs der Lehrstunden des Johanneums, wie Ostern 1826 angeordnet worden, nebst erläuternden Bemerkungen dazu, und drey aus Programmen entlehnte Aufsätze. Man kann vielleicht nicht mit Unrecht an einigen der Reden hie und da eine etwas ungelenke Satzfügung, mit welcher der Nachtheil verbunden ist, dafs mancher Satz, um nur gesprochen werden zu können, in mehrere Abschnitte zertheilt werden mufste, und eine übermäfsige Länge der Reden, von denen einige anderthalb bis zwey Stunden gedauert haben müssen, tadeln; aber beym Lesen wenigstens vergifst man bald diese und andere, geringere Mängel der Form, und verweilt gern mit gespannter Aufmerksamkeit bey dem meistens zu leichter Uebersicht geordneten, stets mit Klarheit und Bestimmtheit, ohne grofsen Wortschmuck aber mit Wärme und Begeisterung vorgetragnen Inhalt, und viel mehr mag das noch der Fall gewesen seyn, wenn die lebendige Rede und das ehrwürdige Antlitz des achtungswerthen Mannes den Eindruck verstärkten. *G.* legt es nie darauf an zu rühren, aber wo er seine und seiner Zuhörer Gesinnungen und Gefühle schildert, da ergreift er tief das Gemüth; und selbst da, wo er nur belehren zu wollen scheint, hat er wohl selten geredet, ohne zugleich edle Vorsätze zu wekken und in guter Gesinnung zu befestigen, welche letztre ihm, wie er oft sagt, so sehr er Gelehrsamkeit schätzt, doch noch mehr gilt als diese, „die ohne Humanität nur geringen Werth hat." Demnach sind diese Reden ein schönes Denkmal seines segensreichen Lebens für die Schule, und werden besonders denjenigen seiner zahlreichen Verehrer, welche zugleich das Glück hatten, seine Schüler zu seyn, ein heiliges Vermächtnifs bleiben. Dafs unter seinen Schülern viele auch in der Wissenschaft ausgezeichnete und in weitern Kreisen bekannte Männer sind, ist bekannt; durch mehrere meistens von Hn. *M.* herrührende Anmerkungen wird man wiederholt an solche erinnert, z. B. an Dr. *A. Neander*, Prof. in Berlin, Dr. *H. Middeldorpf*, Prof. in Breslau, *P. von Bohlen*, Prof. in Königsberg u. a. Mehrere andre Anmerkungen beziehen sich auf einzelne in den Reden vorkommende Gegenstände, führen dieselben weiter aus, geben literarische Nachweisungen u. s. w., und Hr. *M.* hat hier nicht selten das Verdienst, das von *G.* Gegebne zu berichtigen oder zu ergänzen.

Wenn man die Reihe der Reden überblickt, so möchte kaum eine seyn, welche nicht durch irgend etwas Anziehendes reizte, bey ihr zu verweilen; da wir uns dieis nun hier nicht gestatten dürfen, so wollen wir wenigstens versuchen, aus einigen der wichtigsten einzelne charakteristische Andeutungen zu geben. Die *erste* (S. 1—18) am 17ten Sept. 1802 zu Kloster Bergen gehalten, als *G.* sein Amt als Director und Professor der Schule niederlegte, und zugleich seinen Nachfolger, Hn. Ribbeck, einführte, zeichnet sich nicht blofs durch die sie erfüllende religiöse Begeisterung aus, sondern wird auch ein Muster für Abschiedsreden dieser Art, indem *G.* mit

mit eben so viel Würde als Innigkeit, mit eben so viel Freymuth als Bescheidenheit eine Uebersicht seiner Bestrebungen für diese Anstalt und der Verhältnisse, in welchen er dort lebte, darlegt. S. 12 heifst es unter Anderm über *G's* gemeinschaftliches Rectorat mit *Lorenz*: „Und dafs diese gemeinschaftliche Verwaltung an 18 Jahre bestanden, ohne dafs je das Band der Liebe und Eintracht getrennt ward, das mag vielleicht keinen ganz unbedeutenden Beweis gegen eine nachtheilige Meinung von meinem Charakter abgeben, wenn dergleichen bey irgend Jemandem Statt finden sollte. Noch immer erheitert sich mein Herz, wenn ich dieser Zeit des stillen Fleifses, der ruhigen Eintracht und des ungestörten Friedens gedenke; denn sie war in aller Absicht [Hinsicht] die glücklichste meines ganzen klösterlichen Lebens." Ueber die nachfolgenden, für ihn traurigen Jahre, geht der edle Mann mit sanfter Schonung schnell hinweg. — Die *dritte* Rede (S. 52 bis 74), am 26. Jan. 1803, bey Einführung des Hn. Brodhagen, als Prof. der Math. am Johanneum, giebt eine Uebersicht des Verhältnisses, in welchem jetzt die Wissenschaften und Künste zu dem Zustande derselben in der Vorzeit stehen, und leitet aus dem Ergebnifs, dafs wegen der Erweiterung aller Wissenschaften und ihrer genauern Verbindung unter einander von dem Gelehrten viel mehr gefodert wird, als sonst, die Verpflichtung der Lehrer und Schüler ab, für eigne und fremde Ausbildung mit der gewissenhaftesten Sorgfalt bemüht zu seyn. — Die *vierte* Rede (S. 75—142), am 11. Oct. 1803, ist zwar durch Vertheilung der Prämien und Entlassung eines studirenden Jünglings (des bekannten Dr. Strauch, jetzt Hauptpastor zu St. Nicolai und Scholarch) veranlafst, behandelt aber beides verhältnifsmäfsig sehr kurz, wenn man damit die Ausführung des eigentlichen Thema's vergleicht, welches einige Vorzüge des verwichnen Jahrhunderts schildert und entwickelt, was besonders Lehrer der Schulen und des Volkes zu thun haben, damit das Gute erhalten und vermehrt werde. Die mannigfaltigsten Gegenstände kommen hier zur Sprache, neben einer Aufzählung der verschiednen Erfindungen und Entdeckungen steht ein Verzeichnifs ausgezeichneter Fürsten und Gelehrten des 18ten Jahrhunderts; indem aber der Redner unter den letztern Spener, Franke, Leibnitz, Wolf, Semler, Michaelis, Eichhorn u. a. hervorhebt, und bey den Verdiensten einzelner verweilt, führt ihn dies auf Verbesserung der Schriftauslegung und des davon abhangenden Religionsunterrichts, auf Kaiser Josephs ruhmwürdigen Kampf gegen Intoleranz und Hierarchie, auf Veredlung des Jugendunterrichts, der Gesetzgebung und Gerechtigkeitspflege, auf Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse durch populäre Schriften, Vermehrung des Gewerbfleifses, gröfsere Freyheit des Gedankenaustausches, und viele andre verwandte Gegenstände. Das durch das Ganze sich hindurchziehende, mit vielfachen Beyspielen belegte Lob der *Aufklärung* aller Art wird dann noch besonders kräftig in den Ermahnungen an die Lehrer wiederholt und auf ihre Pflichten angewandt. Manche der frohen Hoffnungen des edlen Redners ist zwar zum Theil erfüllt, z. B. die Vereinigung der lutherischen und reformirten Kirche, manches Andre aber auch wieder schlimmer geworden, z. B. durch Erneuerung des Jesuiterordens; und gegen den Mysticismus, welchen er damals besiegt sah, hatte er in spätern Reden selbst eifrig zu kämpfen. Am wenigsten hätte der treffliche Mann aber wohl damals vermuthet, dafs der Jüngling, welchen er mit so väterlich herzlichen Worten entliefs, nach wenigen Jahren den freysinnigen Grundsätzen seines grofsen Lehrers auf die Weise entgegen treten würde, wie dies bekanntlich geschehn ist. — Die *siebente* Rede (S. 171—178), am 3. May 1810 bey Entlassung einiger Jünglinge, zeichnet sich, wenn man bedenkt dafs im Decbr. desselben Jahres Hamburg schon dem französischen Kaiserreiche einverleibt wurde, schon durch ihr Thema merkwürdig aus: sie behandelt freymüthig und ohne Menschenfurcht den Satz: dafs das deutsche Volk vor andern, namentlich vor dem gallisch-fränkischen, sich durch tiefere, gründlichere Wissenschaft, durch eine kraftvolle, reiche und der Fortbildung fähige Sprache, durch tiefen moralischen Sinn, durch reineres und tieferes Religionsgefühl rühmlich hervorthue; — Bewunderung verdient der Muth, mit welchem der Redner unter den Umständen jener Zeit seine Mitbürger auffodert, dahin zu streben, dafs diese Vorzüge nicht verloren gehen. — Die *neunte* Rede (S. 197—220), am 1. Novbr. 1817, zur Säcularfeyer der Reformation, stellt nach dem Vorgange Luthers als die beiden hauptsächlichsten Pflichten der protest. Geistlichen die auf, die Wahrheit redlich zu erforschen und sie freymüthig zu verkündigen, und enthält manch goldnes Wort, was heute nicht weniger gilt als damals, z. B. über die Nothwendigkeit, das Volk zu belehren, welche biblische Bücher es lesen solle, über die Prefsfreyheit, indem *G.* wünscht, die Bekanntmachung der Gedanken durch den Druck werde überall durch nichts eingeschränkt, als durch das Recht, den Verläumder oder Beleidiger vor Gericht zu fodern, über die Verpflichtung auf symbolische Bücher, durch welche die Verkündigung der Wahrheit nicht gehindert werden dürfe u. s. w. Dabey wird erzählt, *G.* habe die symbol. Bücher nur mit den Worten unterschrieben: „Ich bekenne hiemit, dafs ich der lutherisch-protestantischen Kirche zugethan bin und zugethan bleiben werde!" und dieser Worte haben sich auch alle später angestellten Professoren des Johanneums zu gleichem Zwecke bedient. Sehr verwandten Inhalts und nur in mehreres Einzelne genauer eingehend, ist die berühmte Rede *über den Vernunftgebrauch bey dem Studium der Theologie*, am 18. April 1822 gehalten, welche hier (S. 251 bis 277) die *dreyzehnte* Stelle einnimmt. Die Rede ist sammt den durch sie veranlafsten Gegenschriften zu weit verbreitet und zu bekannt, als dafs hier noch et-

twas über sie zu sagen wäre; Hr. P. *M.* hat, um an ene Streitigkeiten nicht wieder zu erinnern, den poemischen Vorbericht weggelassen, und nur einen Anhang von der Hand des Vfs mitgetheilt, worin ieser den jungen Theologen sieben kurze Fragen orlegt, um sie zu überzeugen, dafs die ärgsten Widersacher der Vernunft sich ihrem Gebrauch in eligionssachen gar nicht entziehen können. Uebrigens kann wohl kein Unbefangener, welcher nun ach Jahren die Rede wieder liest, sich der Verwunderung erwehren, wie sie so heftigen Widerpruch habe erregen können, da sie durchaus ruhig nd leidenschaftslos gehalten ist, und selbst bey Angriffen der Gegner ganz historisch, mit reicher Nachweisung von Thatsachen, verfährt. Ueber viele ndre dieser Gegenstände ist auch von andern Theoogen in gleichem Geiste und nicht weniger trefflich eredet und geschrieben worden; bey einer ihm eigenthümlichen und auch in andern Reden schon beührten Idee verweilt indefs *G.* hier länger, und sie erdient gewifs öftere Auffrischung und Beherzigung: Rec. meint den Beweis (S. 269 f.), dafs die urch neuere kritische Forschungen beförderte Aufklärung in der Theologie, weil sie gelehrt, gründlich und ruhig Fortschritte gemacht hat, auch bey dem Volke Eingang gefunden, ohne dafs dadurch uf irgend eine Weise Unruhen wären veranlafst worden, welche z. B. in Frankreich durch die mehr witzige und scharf-satyrische Bestreitung des Aberglaubens allerdings erregt worden sind, — woraus das richtige Ergebnifs abgeleitet wird, dafs man ohne alle Besorgnifs die deutsche Methode gründlicher Forschung kann ihren ruhigen Gang gehen lassen. — Früher noch nicht gedruckt sind die beiden letzten Reden, von denen die erstere, am 12. Octbr. 1824 bey Entlassung einiger Jünglinge gehalten, sich ber die Consociationen der akademischen Jugend für politische Zwecke (S. 307 — 317) belehrend und warnend verbreitet, die letztere, am 31. März 1826 bey einer gleichen Veranlassung gehalten, den Jünglingen die Ermahnung: Werdet täglich gelehrter, ber auch weiser, besser und frömmer! (S. 318 bis 324) ans Herz legt; beide sind überzeugende Beweise davon, dafs *G.* in freysinnigen Grundsätzen nd in warmer Begeisterung für alles Gute und Wahre sich bis zum Ende seines Lebens völlig gleich eblieben ist. Die drey aus Programmen mitgetheilten Aufsätze führen zum Theil in frühere Zeiten zurück. Der *erste*, S. 354 — 365, über den zur Universität vorbereitenden Unterricht im Hebräischen, vom J. 1810, rügt Mängel, welche sich wenigstens uf preufsischen Schulen und wo irgend Schüler von *Gesenius* als Lehrer angestellt sind, nicht mehr inden, und empfiehlt das jetzt fast allenthalben ins Leben Getretene, wenn auch noch wenige Schulen, gleich dem Johanneum unter Gurlitt, drey Klassen für das Hebräische bestimmen können; übrigens inden sich hier manche praktische, durch Erfahrung bestätigte Winke, die vielen Lehrern des Hebräischen nützlich werden können. Der *zweyte* Aufsatz (S. 366 — 384), über Maturitätsprüfungen, wurde im J. 1804, als man diese am Johanneum einführte, geschrieben, und vertheidigt diese Maafsregel mit Gründen, welche nun allgemein anerkannt werden, und welche schon damals klar erkannt zu haben, dem Redner Ehre macht. Die Umstände waren freylich damals noch ganz anders und das Zudrängen zum Studiren noch nicht so übermäfsig geworden, wie jetzt; darum darf man sich nicht wundern, dafs er (S. 369, Anm.) mit gewohntem Eifer sagt: „Es ist ein zum grofsen Schaden für die Wissenschaften von einigen kurzsichtigen Financiers und Plusmachern erdachter Grundsatz: dafs niemand sich den Studien widmen solle, als nur der, welcher keiner Beyhülfe vom Staate benöthigt sey. Die Literaturgeschichte zeigt, dafs viele grofse Männer, wenn sie die gehörige Unterstützung erhielten, gerade aus jener ärmern Klasse hervorgingen." — Der *dritte* Aufsatz (S. 385 — 409), über das Bürgerrecht der Juden, empfiehlt die Ertheilung desselben unter der Bedingung, dafs sie von allem talmudischen und rabbinischen Aberglauben gereinigt werden und ihrem die völlige Ausübung der Bürgerpflichten hindernden, z. B. zu viele Festtage, die ganz der Unthätigkeit geweiht sind, auferlegenden Ceremonialgesetz entsagen. Man sieht leicht, dafs *G.* hier eine Lieblingsidee mit Eifer behandelt, und seine Entfesselung von allen conventionellen Vorurtheilen und alleinige Rücksicht auf die Grundsätze der Vernunft tritt hier deutlicher als irgendwo hervor. So findet Gurlitt es (S. 389) unbedenklich, dafs Ehen zwischen Christen und Juden, die in der heil. Schrift nicht verboten sind, gestattet werden, und entschuldigt (S. 390 f.) den Juden, der seiner Gesinnung nach ein Christ ist, sich aber doch nicht taufen lassen will, unter Anderm damit, dafs er vielleicht sich nicht überwinden könne, allen Glaubenssätzen irgend einer Kirchenpartey beyzutreten, dafs er in Onomolatrie zu verfallen fürchte, wenn er, anstatt alle Weisen aller Zeiten gleichmäfsig zu ehren, dem Einen schwören sollte, dafs er als Bekenner der reinen mosaischen Religion eine gute Sache verlassen würde, wenn er zu einer der christlichen Secten überginge, deren keine das reine Urchristenthum besitzt, u. s. w. Den Beschlufs macht ein sehr geistreich erfundner Traum eines alten Juden, von der Erscheinung eines friedliebenden Messias, welcher den Juden vorschlägt, Palästina vom türkischen Sultan zu erkaufen, und dort wieder einen unabhängigen, durch Einigkeit und Bürgertugend blühenden Staat zu bilden. Möchte immerhin diese menschenfreundliche Hoffnung des edlen Vfs nebst so manchen ähnlichen, für welche er begeistert war, in Erfüllung gehen!

Baireuth, auf Kosten des Vfs: *Geschichte der Errichtung des Straf- Arbeits-Hauses, mit der damit verbundenen Marmor-Fabrik zu St. Georgen bey Baireuth, und seiner dermaligen Einrich-*

richtung. Eine Gelegenheit-Schrift zur Jubel-Feyer der vor 100 Jahren erfolgten Erbauung dieses nützlichen Instituts. Vom Staats-Rathe, General-Commissär u. Regierungs-Präsid. *Fr. v. Welden*. 1830. 8.

Die formalen Geschäfte der General-Commissäre und Regierungs-Präsidenten in Baiern, wie der Vf. vorliegender Schrift ist, sind so zeitraubend, dafs man schriftstellersche Arbeiten von ihnen nicht erwarten kann. Desto mehr freut man sich, dafs der Vf. der vorliegenden aus seinem eigenen Wirkungskreise einen Gegenstand zu beleuchten Mufse fand, dessen gründliche Beschreibung wenigen Andern möglich gewesen wäre. Er verbreitet sich I. über die Geschichte der Errichtung des Straf-Arbeitshauses, und dessen innere Einrichtung unter der vormals markgräflichen und nachher K. Preufsischen Regierung von 1713 bis 1810. Der Markgraf *Wilhelm* v. Baireuth entschlofs sich 1713, das liederliche und herrnlose Gesindel aus dem Lande zu vertreiben, dem Rauben und Stehlen zu steuern, und die Sicherheit auf den Strafsen herzustellen. Er fand kein Mittel zweckmäfsiger, als durch Beyträge der Landstände, Gotteshäuser und Spitäler ein *Zucht- und Arbeits-Haus* zu errichten. Ob beide letztere aus ihren Ueberschüssen dazu beytragen dürften, darüber liefs er sich durch ein Gutachten der Universität Wittenberg in seinem Gewissen beruhigen. Zwar starb er 1726 vor der Vollendung des Werkes; desto weniger ermüdete sein Nachfolger *Georg Friedrich Karl*, und 1730 war das Zucht- und Arbeitshaus von 860 Fufs im Umkreise mit einem Kostenaufwande von 18,000 fl. Fränk. beendigt. Die innere Einrichtung war im oberen Stocke für Gemüthskranke, in den beiden übrigen Stockwerken für schwere Verbrecher wie für geringere, und für die ausgeartete Jugend, welche nur einer polizeylichen Zurechtweisung bedurfte. Die Beschäftigung dieser verschiedenen Klassen war Marmorschleifen, Holzhauen und tragen, Wollen-Kartetschen, Nähen, Stricken, Spinnen u. s. w. Die Zucht war streng, die Kost einfach; die Aufsicht, Anleitung zur Arbeit und die moralische Belehrung wurde im Verlaufe des vorigen Jahrhunderts erhöht. Der Marmor wurde nach und nach aus 16 Bezirken des Baireuther Landes für die verschiedensten Haus- und Kirchenbedürfnisse so schön bearbeitet, dafs Bestellungen ganzer Altäre für ferne Länder gemacht wurden. Obschon aber der Zweck, die öffentliche Ordnung und Sicherheit zu erhalten, in den ersten 60 Jahren erreicht wurde; so blieb doch bedenklich, Seelenkranke, schwere Verbrecher, leichtsinnige Polizey-Uebertreter und Bettler in einem Hause zusammen wohnen zu lassen. Der letzte Markgraf, *Alexander*, erwog die öfters mögliche Wiedergenesung der Wahnsinnigen zu sehr, als dafs er nicht gern einen abgesonderten Theil der Schlofsgebäude zu *St. Georgen*, das sogenannte Prinzessenhaus, für diesen wohlthätigen Zweck unentgeldlich hätte abtreten sollen (1788). Er bestimmte für die Einrichtung des Irrenhauses 20,000 fl. aus der landesherrlichen Kasse und den Beyträgen der Landstände, und noch 1500 fl. aus den Ueberschüssen der Stiftungen, nebst vielen kleinen fortlaufenden Beyträgen. Dieses neue Irrenhaus erlangte am Ende des vorigen und im Anfange dieses Jahrhunderts unter der Leitung des jetzigen geh. Staatsrathes *v. Langermann* den höchsten Ruhm, während das zugleich erweiterte Zucht- und Arbeitshaus durch die vervielfältigten Marmorarbeiten sowohl, als durch die beygefügte *Spielkarten-Fabrik* und *Brillenglas-Schleiferey* unter der Aufsicht von *Tornesi* und *Sotzmann* sich erhob.

Im *zweyten* Abschnitte werden die neueren Einrichtungen seit dem 1810 erfolgten Uebergange des Fürstenthums Baireuth an die Krone Baiern auseinandergesetzt. Zur Vereinfachung und gleichförmigen Behandlung wurde 1812 eine *Central*-Administration in München für sämmtliche Strafanstalten des Königreichs gebildet, deren Leitung und Aufsicht in polizeylicher und ökonomischer Hinsicht jener untergeordnet waren; daher auch das Straf-Arbeitshaus zu *St. Georgen* neu organisirt wurde. Im J. 1817 wurde der Wirkungskreis der Central-Administration wieder beengt, und die Aufsicht über die einzelnen Strafanstalten den Kreisregierungen übergeben. So wurde es möglich, dafs die mit dem Institute verbundene Marmorfabrik auch schöne Granite und Porphyre, nach den Winken des K. Regierungsraths Grafen *v. Münster*, unter der obersten Leitung unsers Vfs Fr. *v. Welden*, die vollkommensten Arbeiten um die möglichst geringen Preise lieferte. Man findet nicht nur marmorne Fufsböden in der Glypthothek zu München, sondern auch aufser Baiern, und Vasen, Tischplatten, Altäre u. s. w. aus Granit und Porphyr zu Petersburg, Hannover, Leipzig und Wien.

Am Schlusse folgen die neuen Dienst-Instructionen des Hausmeisters, Factors, Chirurgen, Zuchtdieners, Thorsperrers und Geistlichen. Möchte der Vf. bald Zeit gewinnen, auch die übrigen Provinzial-Institute so schön zu beschreiben, wie das Straf-Arbeitshaus zu St. Georgen in Baireuth.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1830.

MEDICIN.

PARIS, b. J. S. Chaudé u. Baillière: *De la percussion médiate et des signes obtenus à l'aide de ce moyen nouveau d'exploration dans les maladies des organes thoraciques et abdominaux.* Par *P. A. Piorry*, Doct. en méd., agrégé près la faculté de m[illegible] de Paris, Professeur de physiologie et de pa[illegible]logie etc. 8. 1820. X. u. 336 S.

WÜRZBURG, im Verl. der Stahel. Buchh.: *Die mittelbare Percussion und die dadurch erhaltenen Zeichen in den Krankheiten der Brust und des Unterleibs.* Von Dr. *P. A. Piorry.* Aus dem Franz. übersetzt von Dr. *F. A. Balling.* Mit 2 Steindrucktafeln. 1828. (1 Rthlr. 8 gGr.)

Auffallend, aber auch betrübend ist es, dafs in Deutschland erdachte Methoden — besonders im Reiche des ärztlichen und wundärztlichen Wirkens — gerade in ihrem Vaterlande am längsten unbeachtet bleiben, und dafs sie erst dann bey uns das Bürgerrecht erhalten, wenn Franzosen und Engländer sie würdigen, vervollkommnen und mit Nichtbeachtung des deutschen Erfinders als ihre Werke ausrufen.

Rec. hatte dieser Bemerkung nicht allein die von *Auenbrugger* in Anwendung gebrachte und in Deutschland ziemlich allgemein unbeachtet gebliebene Percussion im Sinne; die Heilung des künstlichen Afters durch Zerstörung der abnorm gebildeten Scheidewand vom vorgefallenen Darmstück, die Zerstückelung des Blasensteins innerhalb der Harnblase, die Staphyloraphie, die Excision der Metatarsen aus ihren Gelenkverbindungen mit den würfelförmigen Knochen und den Keilbeinen mögen den Ausspruch in den Augen der Leser rechtfertigen.

Piorry setzt auf die äufsern Bedeckungen der Brust- und Unterleibshöhle eine hölzerne oder eine metallene Platte, und klopft auf diese, um nach dem durch das Klopfen hervorgebrachten Klange die gesunde oder kranke Beschaffenheit der unter der Platte gelegenen Gebilde zu beurtheilen. Gewöhnlich bedient er sich jetzt einer runden, einer Linie dicken, elfenbeinernen Platte, die zwey Zoll im Durchmesser hat und mit einem Rande umgeben ist, welcher auf das Ende des von *P.* modificirten Stethoskopes pafst und an dasselbe festgeschraubt wird. Dieses Instrument nennt *P.* Plessimeter (von *πλήσσω*, schlagen, klopfen, und *μέτρον*) und das Klopfen darauf mittelbare Percussion. Die Regeln, welche der Vf. für die Anwendung der mittelbaren Percussion empfiehlt, beweisen, dafs Uebung und grofse Aufmerksamkeit nöthig ist, wenn der handelnde Arzt nicht in Irrthümer verfallen und falsche Resultate erhalten soll. Wenn er ferner behauptet, dafs die Klänge, welche mit Hülfe des Plessimeters hervorgebracht werden, verschieden sind nach *dem Organe*, das untersucht wird, nach der *gesunden oder kranken Beschaffenheit* desselben und nach *dem Individuum*, an welchem man die Percussion vornimmt, so beweist dieis ebenfalls, wie schwierig es ist, sichere und werthvolle Resultate für die Praxis zu erhalten, und wie sehr vielgeübte Hände und Ohren dazu erforderlich sind. Dieser Ausspruch wird noch mehr dadurch gerechtfertigt, dafs der Vf. späterhin den Satz aufstellt, dafs die Verschiedenheit der mit Hülfe der unmittelbaren Percussion hervorgebrachten Töne nur in einem *Mehr* oder *Minder* bestehen, dafs das Mehr den oberflächlich gelegenen und mit Gas angefüllten Organen, wie dem Magen, dem Blinddarme, das Mindere den dichtesten, tiefgelegenen, mit kleinen Höhlungen versehenen eigenthümlich sey.

Im Ganzen nimmt er drey Reihen von Tönen an, die durch die unmittelbare Percussion hervorgerufen werden: die *scharfen*, welche die Percussion auf harten Theilen hervorbringt; das *Flüssigkeitsgeräusch* (*bruit humorique*), welches Aehnlichkeit mit dem metallischen Klingen (*tintement metallique*) haben und namentlich dann beobachtet werden soll, wenn Flüssigkeiten und Gasarten sich mit einander berühren; endlich ein Ton, der nach *P.* sich nicht wohl beschreiben läfst und besonders auf Hydatidengeschwülsten wahrgenommen wird. Diese drey Reihen von Tönen stellt der Vf. nun in einer Tonleiter zusammen, und spricht von einem Schenkel-, Leber-, Lungen-, Herz-, Magen- und Knochentone u. s. w., welche Benennungen von der Stelle entlehnt sind, auf der jeder dieser Töne wahrgenommen wird.

Die bisher angenommene Eintheilung des Rumpfes nach Gegenden verwirft er als mangelhaft, da sich nach dieser die Lage der Organe nicht genau bestimmen lasse, und giebt eine andere Eintheilung an, der gemäfs die vordere Partie des Rumpfes siebzehn, die hintere eilf und jede Seitenpartie drey Regionen einschliefsen soll. Jede dieser Regionen erhält bestimmte Gränzen und einen bezeichnenden Namen. Tiefer in diese neuen Ortsbestimmungen des menschlichen Körpers und der hier wahrnehmbaren Nüancen des Klanges einzugehen, gestattet der Raum nicht, daher wir in dieser Beziehung die Leser auf das Werk selbst verweisen.

Nach diesen allgemeinen Bestimmungen beginnt der Vf. den speciellen Theil, und handelt hier zunächst von der Brusthöhle in Beziehung auf die mittelbare Percussion. Hier beschreibt er zuvörderst die physische Beschaffenheit der Pleura in ihrem gesunden und kranken Zustande, und macht auf die Klänge aufmerksam, welche man mit Hülfe der Percussion in den verschiedenen Krankheiten des Brustfells wahrnimmt. In dieser Weise geht er die Affectionen der Lungen, des Herzens, des Herzbeutels und der grofsen Gefäfse durch, bey jeder einzelnen Krankheitssippe die unter der Anwendung des Plessimeters wahrnehmbaren Erscheinungen hervorhebend, welche in Verbindung mit den übrigen Krankheitssymptomen vor Täuschungen in der Diagnose sicher stellen.

Es ist nicht in Abrede zu bringen, dafs die Diagnose mancher Unterleibskrankheiten ebenfalls durch die mittelbare Percussion gewonnen hat; dieſs gilt namentlich von dem Ascites, so wie von allen Uebeln, deren Wesen auf der Ergiefsung irgend einer Flüssigkeit beruht, gleichviel ob dieſs Blut, Eiter oder Serum sey. Dagegen dürfte bey der Diagnose der Hydatidengeschwülste und aller aus dem Peritonäum sich entwickelnden Geschwülste das Plessimeter keinesweges genügende Dienste leisten, und durchaus nicht alle übrigen Untersuchungsmethoden überflüssig machen. — Wenn der Vf. den Satz aufstellt, dafs der Leberton in einem mehr als gewöhnlich weiten Umkreise vernommen eine Hypertrophie und im entgegengesetzten Falle eine Atrophie dieses Organs anzeige, so scheint er unberücksichtigt gelassen zu haben, dafs bey keinem Organe die Gröfse und der Umfang in dem Grade variirt, wie dies bey der Leber der Fall ist. Auf ähnliche Weise sucht der Vf. die gesunde oder krankhafte Beschaffenheit der Milz, der Nieren, der Gallenblase, des Magens, der Gedärme, der Harnblase durch die Percussion zu ermitteln. In Bezug auf die Gebärmutter im gesunden und kranken, im schwangern und nicht schwangern Zustande finden wir nichts, was einigermafsen genügen könnte. Mit gröfserer Vorliebe dagegen scheint *P.* das Plessimeter bey der Bestimmung des Zustandes des Magens und des ganzen Darmkanals benutzt zu haben, seine Untersuchungen haben daher auch hier bessere Resultate gegeben. Ob es indessen wirklich möglich ist, durch die mittelbare Percussion zu bestimmen, ob die Dünn- oder Dickdärme der Sitz einer Krankheit sind (was der Vf. zwar versichert), mufs Rec. sehr bezweifeln. Dasselbe Urtheil dürfte die Anwendung des Plessimeters bey den Krankheiten der Stirnhöhlen, des Maxillarsinus, des Larynx, des Hodens treffen.

Soll Rec. sich im Allgemeinen ein Urtheil über die mittelbare Percussion und über vorliegende Schrift erlauben, so dürfte er einen ähnlichen Ausspruch über diese thun, als er an einem andern Orte über die Auscultation gethan hat: sie bringt wesentlichen Nutzen in den Krankheiten der Lungen und der Pleura, sie mag über manche Unterleibsübel einiges Licht verbreiten, aber sie sichert keinesweges vor Mifsgriffen in der Diagnose der Herzkrankheiten, die trotz ihr noch immer als ein *Opprobrium medicorum* dastehen.

Die Uebersetzung verdient Lob; Erläuterungen und Zusätze hat jedoch Hr. Dr. *B.* derselben nicht beygefügt.

F. H.

RELIGIONSSCHRIFTEN.

Hamburg, b. Herold: *Geschichte der göttlichen Offenbarungen für Bibelfreunde und zur Belebung des religiösen Sinnes.* Von *E. A. F. Krämer*, Dr. u. Prof. am Johanneum zu Hamburg. 1829. XXIV u. 219 S. 8. (20 gGr.)

Auch unter dem Titel:

Geschichte der Juden und ihrer Religion bis zur Erscheinung Jesu. Zum Gebrauch für Gymnasien und Realschulen.

Wenn, wie sich aus der Vorrede dieses Buches schliefsen läfst, der Vf. desselben, (der, so viel wir wissen, hier zum ersten Mal als Schriftsteller auftritt) unter den Lehrern der geachteten Anstalt, an welcher er arbeitet, zu denen gehört, welchen *vorzugsweise* der Religionsunterricht anvertraut *ist*: so darf man derselben auch in dieser Hinsicht Glück wünschen; denn es ist dieser wichtige Gegenstand bey ihm in den besten Händen: das beweist der lebendige Eifer und die Einsicht, womit er von demselben in der Vorrede spricht, so wie der achtungswerthe religiöse Sinn, der das ganze Buch durchdringt.

Es könnte auf den ersten Anblick auffallend scheinen, die grofse Anzahl der besonders seit den letzten Decennien erschienenen Lehrbücher über die biblische Geschichte noch durch ein neues vermehrt zu sehen; aber die Bedenklichkeit verschwindet, wenn man das berücksichtigt, was der Vf. in der sehr lesenswerthen Vorrede S. XVI ff. über die Einrichtung des Religionsunterrichts, wie er sie auf öffentlichen Schulen wünscht, mittheilt. Er setzt nämlich *vier* Cursus fest. Im *ersten* soll durch einzelne Erzählungen aus der Patriarchenwelt, aus dem Zeitalter der Propheten, vor Allem aus dem Leben Jesu und der Apostel das moralische und religiöse Gefühl geweckt, und damit eine populäre Seelenlehre verbunden werden; im *zweyten* sollen biblische Abschnitte nach einer zweckmäfsigen Folge der Hauptlehren der Religion (welche angegeben werden) durch akroamatischen und katechetischen Vortrag erläutert werden; der *dritte* Cursus aber soll die Erzählungen und Belehrungen der biblischen Geschichte nicht mehr vereinzelt geben, sondern einen streng zusammenhängenden Vortrag über das Alt- und Neutestamentliche Zeitalter aus den Schriften des A. u. N. Bundes, nebst einer darauf folgenden Kirchengeschichte. Dem *vierten* und letzten

Lehr-

ehrgange bleibt ein Vortrag über die Glaubens- und Sittenlehre in systematischer Ordnung vorbehalten, wobey, auf Gelehrtenschulen, das Lesen des N. T. in der Ursprache warm empfohlen wird. So wie nun dieser ganze Plan durch seine historische Basis und seine Einfachheit sich empfiehlt: so verdient namentlich das, was für die Wiederherstellung der Lectüre des N. T. in der Grundsprache in den obersten Klassen der Gelehrtenschulen gesagt ist, die Beherzigung aller Schulmänner. Mit Recht ist dasselbe aus den untern und mittlern Klassen verbannt, wo man es in frühern Zeiten zum Erlernen der Formen mifsbrauchte; aber es auch den höheren Klassen, aus übertriebener Scheu vor unreiner Gräcität, vorenthalten zu wollen, scheint eine offenbare Versündigung nicht an den künftigen Theologen, denen die Universität das Versäumte ersetzt, wohl aber an den Studirenden der andern Facultäten, da diesen so eins der vorzüglichsten Vergahrungsmittel gegen Unglauben und Aberglauben geraubt wird. Doch gegen die S. XXIII dargelegte Ansicht, dafs auch den Mitgliedern der obern Klassen die positiven Lehren des Christenthums nicht historisch-kritisch vorgetragen werden sollen, dürfte sich Manches einwenden lassen; auch steht dieselbe mit dem Vortrage der Religions- und Kirchengeschichte auf Gymnasien im Widerspruch. Bey dem Standpunkt der Bildung, auf dem wir uns wenigstens die Mehrzahl der Jünglinge in diesen Ordnungen auf wohlbestellten Gymnasien denken; bey der Art und Weise, wie dort andere Disciplinen behandelt werden müssen, dürften sich auch im theologischen Unterricht die Untersuchungen einer bescheidenen Kritik schwer abweisen lassen, wenn der Lehrer anders nicht blofs predigen will, wodurch hier zur Begründung einer echt sittlich-religiösen Ueberzeugung für das ganze folgende Leben gerade am wenigsten genützt wird. Auch glauben wir, dafs Jünglinge, die auf historisch-kritischem Wege zur Wahrheit geleitet werden, am wenigsten in Gefahr sind Religionsspötter oder Indifferentisten oder Mystiker zu werden.

Der Vf. hat nun sein Werk für den *dritten* der von ihm bezeichneten Lehrcursen bestimmt. Für diesen schien es ihm — und wir müssen ihm beystimmen, denn nur für die *israelitische* Jugend ist uns ein ungefähr ähnliches Lehrb. d. bibl. Gesch. von *Joseph Mayer*, Frankf. a. M. 1828, bekannt — in einem Buche zu fehlen, in welchem die biblische Geschichte nicht vereinzelt, sondern in einem strengen Zusammenhange erzählt, das stufenweise Fortschreiten der göttlichen Offenbarungen vom Unvollkommnen bis zur vollen Enthüllung der Wahrheit durch Jesus, der genaue Zusammenhang der Bibel nachgewiesen wäre. In dieser Absicht liefert er hier *die Geschichte der Juden bis zur Erscheinung Jesu*, welcher später die Religionsgeschichte der neutestamentlichen Zeiten und eine populäre Kirchengeschichte folgen sollen.

Die jüdische Geschichte ist in fünf Perioden abgetheilt: 1) von Abraham bis Moses (das Vor-Abrahamitische ist in der Einleitung abgehandelt), 2) von Moses bis Saul, 3) von Saul bis zum Untergange des jüdischen Staates, in zwey Abtheilungen: *a*) von Saul bis zur Theilung des Reichs, *b*) von der Theilung des Reichs bis zum Untergang desselben; 4) vom Untergang des jüdischen Staats bis zu Alexanders Tode; 5) von da bis auf Christi Geburt. In diese ist der reichhaltige Stoff mit grofser Umsicht so geordnet, dafs keine der wichtigeren Begebenheiten, welche die Schriften des A. T. und die Apokryphen darbieten, übergangen, ihr Zusammenhang aber und ihre Wechselbeziehung überall dargelegt ist. Zugleich ist von den Verfassern und der Abfassungszeit der einzelnen biblischen Bücher theils im Texte, theils in Anmerkungen kurze Nachricht gegeben, um so eine besondere Einleitung in die Bücher des A. T. entbehrlich zu machen. Am Ende eines jeden Abschnitts sind die Bibelstellen, welche das Erzählte enthalten, namhaft gemacht. Aus Allem geht der Fleifs des Vfs, so wie sein sorgfältiges Bibelstudium, deutlich hervor. Da die Tendenz des Buches durchaus die religiös-praktische ist, so sind kritische und historische Forschungen ausgeschlossen; es ist überall im Geiste der alten Urkunden erzählt. Der Historiker würde freylich zur Beurtheilung mancher Charaktere, wie des Esau, Jacob, Samuel, einen andern Maafsstab anlegen und für manche Handlung des Moses, Samuel u. s. w. andere Motive, als den unmittelbaren Befehl Gottes auffinden; der Philosoph Manches anders, z. B. die Ansichten der Sadducäer, milder beurtheilen. Aber dergleichen Untersuchungen gehörten nicht zum Zweck des Vfs, der eine Einleitung zum eigentlichen Religionsunterrichte geben und die Deutung des historisch vorgetragenen Stoffes den Ansichten des Lehrers überlassen wollte. Befriedigt hat uns vorzüglich die bey aller compendiarischen Kürze höchst anziehende Schilderung der prophetischen Periode und der einzelnen Propheten, in welcher man den mit den neueren Forschungen vertrauten Mann erkennt; so wie die gelungene Darstellung der Makkabäischen Zeit. Die dem Text untergelegten Anmerkungen erläutern theils manches Sachliche in gedrängter Kürze, theils haben sie einen praktischen Zweck und geben neben Belehrungen, Ermahnungen, Warnungen, Hinweisungen auf religiöse und moralische Wahrheiten, auch fruchtbare Winke auf die Folgezeit. Eine Bemerkung der letztern Art wäre vielleicht S. 86, wo die jüdischen Feste aufgezählt werden, an ihrer Stelle gewesen. Hier hätte auf die gleichnamigen christlichen Hauptfeste aufmerksam gemacht werden und angedeutet werden können, wie in jenen, den jüdischen, das Irdische und Zeitliche, in den christlichen Festen dagegen das Uebersinnliche und Geistige mehr hervortritt.

Der Vortrag ist klar, würdevoll, und zeugt von einer tiefgefühlten Hochachtung gegen die Religion; eine gewisse rednerische Fülle bey wich-

ti-

tigeren Ereignissen darf um so weniger getadelt werden, da das Buch zugleich Erwachsenen zur erwecklichen Wiederholung des früher Gelernten dienen soll.

Der Stil des Vfs ist rein. Einige Kleinigkeiten fielen uns auf, wie der Gebrauch des Relativums *was* bey vorhergehendem bestimmten Neutrum, für *das*, oder *welches*, z. B. S. 60. „das Wort, *was*"; S. 61 „in dem Buche, *was*"; S. 145 „das Unglück, was"; S. 219 „in dem Buche — — *was*, und oft; ferner 45 in der Note: „Gott ist gerecht und *als solcher* wird er sich — erweisen." Auch würde S. 200 für: „dafs sie (die Sadducäer) *durch ihre ausgestreuten* Lehren" richtiger durch die *von ihnen ausgestreuten* Lehren gesagt seyn. Der Druck des Buches ist sehr gefällig und correct. Nur einge wenige Buchstabenfehler sind uns vorgekommen, von denen der erheblichste S. 203 Rabbeniten statt Rabbaniten seyn möchte.

Wir sehen der Fortsetzung des empfehlenswerthen Werkes, das sich bey dem „Gebrauche der Vernunft rein an die Bibel und den Geist der Offenbarung hält" (S. XV), mit Vergnügen entgegen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

DARMSTADT, b. Göbel: *Geschichte des Grofsherzogl. Gymnasiums zu Darmstadt.* Womit zweyhundert Jahre nach dessen Stiftung zu den am 6ten, 7ten u. 11ten April d. J. Statt findenden halbjährlichen Schulfeyerlichkeiten einladet Dr. *J. F. K. Dilthey*, Grofsherzogl. hess. Prof., Dir. d. Gymnas. u. Mitgl. der Pädagogcommission der Provinz Starkenburg. Ohne Jahrzahl. 202 S. 4. (1 Rthlr. 8 gGr.)

Eine sehr dankenswerthe, actenmäfsige Darstellung der Specialgeschichte eines unter der Leitung des Herausgebers bekanntlich blühenden Gymnasiums, welche nicht blofs die äufsern Schicksale desselben, zu verschiedenen Zeitpunkten seines 200jährigen Bestehens, berücksichtigt, sondern auch interessante biographische Notizen über die an demselben wirksamen Rectoren und Lehrern giebt.

Ludwig V. der Getreue, der Stifter der Universität *Gieſsen*, kann auch gewissermafsen als der Begründer des Gymnasiums zu Darmstadt angesehen werden, indem er mitten unter den Stürmen des Krieges im Jahre 1622 zuerst daran dachte und in seinem Testamente festsetzte: „Zu Darmstadt soll unser Sohn und künftiger Landesregent, wofern wir es bey unserm Leben nicht selbst thun, eine feine Schul, die dem Pädagogio zu Marburg allerdings ähnlich und gleich sey, anordnen, damit die Knaben, wenn sie zu Darmstadt durch die *Classes* kommen, mit Ehren und Nutz zu Marburg (welches damals mit Gieſsen vereinigt war) *publicas lectiones* hören können. Solche Schul soll nicht nur eifrig angeordnet, sondern auch fort und fort steiff, fest und vätterlich darüber also gehalten werden; damit auch Adliche und andere vornehme Leute ihre Kinder dahin schicken, und den Bürgern Nahrung hieraus erwachsen und man in den Kirchen eine *Vocal-Musicam* haben möge!"

Was der Vater beabsichtigte, setzte der Sohn, Georg II. ins Werk; er gründete „Gott dem Allmächtigen zu Ehren, Lob und Preis, aus treuherziger, landesväterlicher Affection und Liebe gegen unser Land und Leute, und auch der lieben Posterität zu zeitlichen und ewigen Gedeihen und Wohlfahrt sodann seinem hochlöblichen frommen Herrn Vater zu Söhnlicher Reverenz, Ehrerbietung und Nachfolgung ein feines wohlbestelltes Pädagogium", welches am 12ten April 1629 eingeweiht wurde: Der Kanzler *Antonius Wolf von Todtenwardt* und der Rector M. *Balthasar Klinkerfuſs* hielten die Reden. In der Kirche hielt der Superintendent *Plaustrarius* „eine rührende und herrlich accommodate Predigt aus dem ersten Capitel Daniels über die Schule des assyrischen Königs Nebukadnezar!" Die zu gleicher Zeit ausgegebenen lateinischen *Schulgesetze*, nicht allein für die Schüler, sondern auch für die Lehrer, sind mitgetheilt. Die Namen der Rectoren bis auf die neuesten Zeiten sind: M. *Balthasar Klinkerfuſs* 1629—35. — M. *Joh. Dan. Arcularius* 1646—1650 (wegen der Kriegsunruhen blieb das Rectorat über 10 Jahre unbesetzt). M. *Heinr. Schröder*, 1650—63. M. *Heinr. Phasian*, 1663—67. M. *Jo. Ge. Petri*, 1667—70. M. *Joh. Otto Goro*, 1676—89 (das Rectorat wurde 6 Jahre von ihm als Tertius verwaltet). *Martin Michaelis*, 1690. M. *Greg. Dan. Gernand*, 1691—95. *Georg Matthäus Weiller*, 1696—1705, unter dem das Gymnasium sehr in Verfall gerieth, da er ein Stadtpredigtamt daneben bekleidete. Besonders war die Disciplin ganz gesunken, und die Schüler gaben Sonntags in der Kirche durch Ungezogenheiten öffentliches Aergernifs. Dr. *Joh. Konr. Arnoldi*, 1709—17, stellte die Mifsbräuche ab, unter ihm hob sich die Anstalt wieder. M. *Joh. Friedr. Makelius*, 1717—52. M. *Joh. Martin Wenck*, 1752—61. *Jakob Christian Walther*, 1762—66. M. *Joh. Christoph Stockhausen*, 1766—69. *Helfrich Bernh. Wenk*, 1769—1803; mit ihm begann die Blüthe der Anstalt. Dr. *Joh. Ge. Zimmermann*, 1803—1828. Dieser, der Vater des Herausgebers der Allgem. Kirchenzeitung, wurde seit dem genannten Jahre in Ruhestand gesetzt, und ihm folgte der Vf. der vorliegenden Schrift.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1830.

REISEBESCHREIBUNGEN.

WEIMAR, b. Hoffmann: *Neue Reise um die Welt in den Jahren* 1823, 24, 25 u. 26. Von *Otto v. Kotzebue*, Russisch-Kaiserlichem Flott-Capitain und Ritter. *Zwey* Bände mit zwey Kupfern und drey Karten. 1830. *Erster* Theil XXIV u. 92 S. *Zweyter* Theil 178 u. 34 S. 8. (3 Rthlr. 12 gGr.)

Die Leser, welche den Vf. aus dem Berichte seiner früheren auf dem Rurick auf Kosten des verstorbenen Grafen Romanzow unternommenen Reise als geschickten Seemann und genauen, aufmerksamen Beobachter kennen, erhalten hier die Beschreibung seiner letzten Weltumsegelung, welche für Geographie eben so wichtig ist, als jenes ältere Werk. Wenn auch vorliegende Schrift für den eigentlichen Naturforscher und Hydrographen von geringerm Werthe zu seyn scheint als jene ältere, indem mit Ausnahme eines kurzen Anhanges im zweyten Theile, die Uebersicht der zoologischen Ausbeute des Hn. Prof. *Eschscholz* enthaltend, keine weitern botanischen oder mineralogischen Bemerkungen vorkommen, so wird doch der Geograph und namentlich der Ethnograph, so wie ein jeder, der sich für das *Wohl* der Menschheit interessirt, der die Fortschritte und Rückschritte des menschlichen Geistes mit aufmerksamem Blicke verfolgt, darin viele sehr zu beherzigende Thatsachen finden, und Rec. mufs die Schrift allen denen empfehlen, welche sich mit einer Vergleichung des sittlichen Zustandes der Völker in früherer und späterer Zeit beschäftigen.

Ehe wir den Lesern einige der wichtigsten Bemerkungen des Vfs mittheilen, wollen wir in der Kürze seinen Weg angeben, welcher in der Schrift zwar kurz, vielleicht zu kurz und ohne die gewifs zahlreich angestellten physikalischen Beobachtungen angegeben wird. So vermissen wir namentlich Messungen über die Temperatur des Meeres, welche jetzt, wo so viele Untersuchungen über Vertheilung der Wärme auf der Erdoberfläche angestellt werden, von hohem Interesse seyn würden, zumal da wir aus der Südsee fast nur die vom Vf. auf seiner früheren Reise gesammelten Erfahrungen besitzen und mehrere derselben auf dem Wege nach Kamtschatka im April wegen des aus Norden kommenden Stromes jedenfalls zu niedrig sind, so dafs eine Controlle derselben im hohen Grade wünschenswerth wird.

Im Julius 1823 verliefs der Vf. auf dem Schiffe *Predpriatie* „die Unternehmung", welches die Gröfse einer Fregatte von mittlerem Range hatte, mit 24 sechspfündigen Kanonen ausgerüstet war und aufser den Officieren und Unterofficieren 115 Matrosen am Bord hatte, den Hafen zu Kronstadt. Aufserdem begleiteten ihn der Geistliche *Victor*, der Arzt *v. Siegwald*, der Professor *Eschscholz* als Naturforscher, Hr. *Preus* als Astronom, Hr. *Lenz* als Physiker und Hr. *Hofmann* als Mineralog, so dafs in allem 145 Personen auf dem Schiffe waren. Am 6. September verliefs er Portsmouth, wurde aber von einem heftigen Sturme genöthigt zurückzukehren; da sich das Wetter bald aufhellte, konnte er die Reise weiter fortsetzen. Er nahm seinen Weg nach Teneriffa, aber im Hafen von Santa Cruz erschien kein Lootse, und als er es wagte sich dem Lande zu nähern, fiel eine Kugel nicht weit vom Schiffe ins Meer, auch auf den Wällen wurden viel kriegerische Anstalten gemacht. Er ging daher sogleich nach Rio Janeiro, welches er am 1. November erreichte und am 28. desselben Monates verliefs. Von hier nahm er den Weg um's Cap Horn, welches er bey trefflichem Wetter dublirte, ohne dafs er etwas von jenen berüchtigten Stürmen bemerkte. Am 15. Januar 1824 erreichte er die Bai von Conception, wo das Schiff anfänglich für eine spanische Fregatte gehalten wurde, bald aber hellte sich das Mifsverständnifs auf, und die Reisenden wurden nun sehr zuvorkommend behandelt.

Von Chili aus ging der Vf. nach den Inseln des gefährlichen Archipels. In der Nähe der niederen Korallen-Inseln dieser Gruppe verlor er den SO Passat- und erhielt dafür W und NW Winde mit schlechtem Wetter; ja am 26. Februar hatte er in 16° S und 129° W bey Westwind ein fürchterliches Gewitter; starke Regengüsse stürzten auf das Verdeck und dieses Wetter hielt vier Tage an. „Bis jetzt ist man der Meinung gewesen, fügt der Vf. hinzu, dafs die Korallen-Inseln, wegen ihrer äufserst niedrigen Lage und geringen Masse, keine Veränderungen in der Atmosphäre hervorbringen konnten, und den Passatwind, dem sie kein Hindernifs in den Weg stellen, auch in ihrer Nähe ununterbrochen fortwehen müsse. Wiederholte Erfahrungen haben mir bewiesen, dafs das nicht der Fall ist, und dafs diese kleinen Inseln, wenigstens zu gewissen Jahreszeiten, in der gewöhnlichen tropischen Witterung Veränderungen hervorbringen." Hier entdeckte er in 15° 58′ 18″ S und 140° 11′ 30″ westlich von Greenwich eine niedere Korallen-Insel, welche bewohnt war und die er Predpriatie nannte. Die ungestüme Brandung machte das Landen unmöglich. Von hier segelte er nach den Palliser-Inseln, welche er im Vorbeyfahren genauer untersuchte, als *Cook* gethan hatte. Der Insel Otaheiti oder OTahaïti, wie der Vf. schreibt, widmet er einen eigenen Abschnitt aus dem wir sogleich mehreres mittheilen wollen. Sodann giebt er einen interessanten

Bericht über die Pittcairn-Insel und die Schicksale der Meuterer, welche den Lieutenant *Bligh* auf einem schlechten Boote und mit wenigen Lebensmitteln aussetzten.

Von Otaheiti ging die Reise nach den Navigators-Inseln; einer von ihm entdeckten Gruppe von Korallen-Inseln in 15° 48′ 7° S und 145° 30′ 0″ W (Greenw.) gab er den Namen Bellinghausen. Von den Navigators-Inseln giebt er eine sorgfältig gearbeitete Karte. „Alle diese Inseln sind höchst fruchtbar und ungemein stark bevölkert. In Ansehung des freundlichen Anblicks übertrifft *Ojalava* alle, die ich gesehen habe. Sogar Tahaïti steht in dieser Hinsicht zurück. *Pola* hat ein majestätisches Ansehen. Die ganze Insel besteht aus einem grofsen, hohen, oben rund geformten Berg, der mit dem Mauna-roa auf der Insel Owahy eine auffallende Aehnlichkeit hat. Er ist zwar nicht so hoch als jener, aber dem Pic von Teneriffa kann er den Rang streitig machen." Die Bewohner scheinen wenig civilisirt zu seyn, sie waren in der Nähe der Massacre-Bai, auf welche Kotzebue lossteuerte, anfänglich scheu, bald aber war er von den Nachkommen jener Leute umgeben, welche die von *la Pérouse* ans Land geschickte Expedition ermordet hatten. Nur durch Bajonette und Lanzen liefsen sich die Zudringlichen vom Erklettern des Schiffes abhalten; einigen der Verwegenen war es gelungen, unter muthiger Erduldung derber Prügel das Verdeck zu erreichen; sie erschienen unbewaffnet, Lanzen und Keulen aber waren in den Canots versteckt. Alle hatten bedeutende Narben und die sonst schönen Gesichter waren durch Züge von Wildheit und Grausamkeit entstellt. Immer ärger aber wurde der Tumult; um nicht in die Nothwendigkeit gesetzt zu werden, die mit Kartetschen geladenen Kanonen abzuschiefsen, hielt es der Vf. für das Beste, schnell fortzusegeln.

Die Inselgruppe Radack war der nächste Punkt, auf welchen der Vf. lossteuerte, und von hier nach Norden segelnd erreichte er am 7. Junius 1824 Petropaulowsk in Kamtschatka. Sodann ging er nach Neu-Archangel auf der Insel Sitcha, und hier fand der Vf. eine Bestätigung der schon von älteren Reisenden aufgestellten Behauptung, dafs die amerikanische Küste in gleicher Breite viel wärmer sey, als die Ostküste Asiens. In Neu-Archangel, welches er im August erreichte und wo er den Lieutenant Lasaref, welcher dort mit der Fregatte Kreisser den russischen Handel beschützen sollte, ablösen mufste, erhielt er die Nachricht, dafs er seine Zeit noch mehrere Monate frey benutzen könnte, und so besuchte er inzwischen Californien und die Sandwichs-Inseln. — Auf der Rückreise ging er über die Ladronen und Philippinen, um das Cap nach St. Helena, und erreichte am 10. Julius 1826 die Rhede von Kronstadt.

Unter den Bemerkungen, welche der Vf. über die von ihm berührten Punkte mittheilt, verdienen vorzüglich die über Neu-Archangel, Californien, die Sandwichs-Inseln und Otaheiti eine vorzügliche Beachtung, da er sich in diesen Gegenden längere Zeit aufhielt; da aber andere Gegenden, wie Rio Janeiro, Chili, von neueren Reisenden häufig besucht sind und wir eine grofse Menge von Bemerkungen über sie besitzen, so wollen wir sie hier ganz übergehn.

Ueber Neu-Archangel, dessen Lage der Vf. nach fünfmonatlichen Beobachtungen zu 57° 2′ 57″ N und 135° 33′ 18″ W (Greenw.) bestimmt, giebt er mehrere Nachrichten, welche zum grofsen Theile mit denen des Hn. *v. Langsdorff* übereinstimmen. Das Klima ist nicht sehr rauh, mitten im Winter steigt die Kälte nur auf wenige Grade und hält nie lange an. Aber es regnet sehr stark, ein trockner Tag ist selten. Die kleinen Thäler sind von hohen, steilen, mit dichten Waldungen bedeckten Granitbergen umgeben. Wer erinnert sich hier nicht der Fjorde Norwegens, wo ein völlig ähnliches Verhältnifs Statt findet, so dafs die verticale Höhe des in einem Jahre herabstürzenden Wassers in Bergen die Gröfse von 83 (drey und achtzig) Zollen übersteigt? Aber eben so wie dort in einiger Entfernung von den Fjorden die Seewinde zwar ihre Wärme aber nicht ihr Wasser mitbringen, so dafs daselbst einträglicher Ackerbau getrieben werden kann, so möchte es auch wohl hier der Fall seyn, und es scheint dem Rec. wohl der Mühe werth, den Anbau des Getreides in einiger Entfernung von der Küste zu versuchen. Bey den umwohnenden Kaluschen, welche noch eben so wild zu seyn scheinen, als zu der Zeit, wo *Langsdorff* sie kennen lernte, ist Vielweiberey Sitte; der Herr hat Gewalt über Leben und Tod seiner Sklaven. Nie offen kämpfen sie mit ihren Feinden, durch Hinterlist überfallen sie dieselben; daher schlagen sie ihre Wohnungen stets an Stellen auf, die von der Natur einige Befestigung erhalten haben. An den Kriegen nehmen die Weiber, welche während der Nacht Wache halten müssen, thätigen Antheil; sie feuern die Männer nicht nur zur Tapferkeit an, sondern unterstützen sie selbst im Gefecht. Aufser Raubsucht ist Blutrache die gewöhnlichste Ursache der Ueberfälle; Blut um Blut ist Gesetz. Die beiden folgenden Fälle mögen zur Charakteristik des Volkes dienen. Ein Vater ärgerte sich über sein in der Wiege schreyendes Kind und warf es in kochenden Wallfischthran. Ein andermal hatte ein Mädchen vier Liebhaber, deren Eifersucht in heftigen Streit ausbrach. Nachdem sie sich lange herumgeprügelt hatten und Keiner abstehen wollte, beschlossen sie die Geliebte zu ermorden, die auch sogleich unter ihren Lanzenstichen verblutete. Um den Scheiterhaufen, auf welchem der Leichnam verbrannt wurde, versammelte sich die ganze Horde und sang ein Lied, von dem einige Russen, die schon lange hier gewesen waren, die Worte verstanden: „Du warst zu schön. Du durftest nicht leben. Man brauchte dich nur anzusehen, um rasend zu werden."

Doch wir verlassen dieses Bild, um uns zu einem freylich nicht erfreulichern zu wenden, indem wir dem Vf. nach Californien folgen. Wären die Indianer im Stande, schriftliche Nachrichten von ihren

n Schicksalen zu hinterlassen, so würden die Na-
en eines Cortez und seiner Nachfolger mit bluti-
n Zügen in ihrer Geschichte verzeichnet seyn;
eder Vandalen, noch Hunnen, noch Mongolen
önnen in Europa solche Verwüstungen und so viel
reuel angerichtet haben, als die *Conquistadores*
der die *gente rational*, wie sich die Spanier be-
cheidener Weise im Gegensatze der *Barbaros* nen-
en, in der neuen Welt angerichtet haben. Jene
ber zogen aus, um Eroberungen zu machen und neue
Vohnungen zu suchen, während diese Europäer un-
r dem Panier des Kreuzes ihre Habsucht, Eitelkeit
nd Niederträchtigkeit zu verbergen suchten und
ich bemühten durch das Schwert eine Religion
uszubreiten, deren Stifter einst die Gebote gegeben
atte: „Liebe deinen Nächsten als dich selbst" und
Liebet eure Feinde."

Das uns so wenig bekannte Californien ist ein
chönes Land, das die Natur mit allen Mitteln zu
inem gemächlichen und selbst genufsreichen Leben
ür arbeitsame und industriöse Bewohner versehen
at (Th. II. S. 41). Nach der Eroberung wurde auch
ier das Christenthum, oder was die Mönche und
lissionäre so nennen, mit Feuer und Schwert ver-
reitet. Es giebt jetzt auf der Halbinsel etwa 25000
etaufte Indianer, über welche der Vf. Folgendes be-
ichtet: „Das Schicksal der hiesigen, sogenannten
hristlichen Indianer ist höchst beklagenswerth und
elbst das der Negersklaven nirgend härter. Der
neingeschränktesten Willkür tyrannischer Mönche
änzlich Preis gegeben, bleibt ihnen in Kummer
nd Leiden nicht einmal die Zuflucht zum Himmel;
enn auch da treten die geistlichen Herren als Pförtner in den Weg, und weisen ab, was ihnen nicht efällt. Ohne irgend ein Eigenthum zu besitzen, st das ganze Leben dieser Unglücklichen in Beten nd Arbeiten für die Mönche getheilt. Dreymal des Tages treibt man sie in die Kirche, um eine Messe n lateinischer Sprache anzuhören, die übrige Zeit erden sie zu Feld- und Gartenbau mit sehr mandelhaften plumpen Werkzeugen oder zu andern Arbeiten angehalten, und am Abend schliefst man sie n die überfüllten Kasernen ein, die, ohne Dielen, ager und Fenster, eher Viehställen als Menschenohnungen gleichen, und in denen sie kaum Platz um Schlafen haben. Ihre Kleidung besteht blofs in inem groben wollenen Hemde, das sie selbst verertigen müssen und dann von der Mission als Geschenk erhalten. Das ist das Glück, das die katholische Religion den armen Indianern gewährt, as sind die Freuden, die ihrer in der Mission warn, und wer es wagt, diefs Paradies zu verlassen, nd die früher genossene Freyheit unter seinen unekehrten Landsleuten wieder zu erlangen strebt, ufs den Frevel in Eisen geschmiedet büfsen, wenn erhascht wird." (Th. II. S. 48.)

Dabey sind die geistlichen Hirten sehr dafür esorgt, dafs ihrer Heerde kein Ungemach widerhre, namentlich sind sie die strengsten Wächter ber die Keuschheit der Jungfrauen. Die Mittel, elche dabey angewendet werden, sind echt pfäffisch. „In Santa-Clara sagt der Vf. fiel uns ein grofser viereckiger, von Häusern eingeschlossener Platz auf, der nach aufsen gar keine Fenster hat und blofs mit einer kleinen, sorgsam verschlossenen Thür versehen ist, wodurch er ganz das Ansehen eines Gefängnisses für Staatsverbrecher gewinnt. Hier halten die Mönche, als strenge Keuschheitswächter, die jungen unverheiratheten Indianerinnen unter ihrer besondern Aufsicht eingesperrt, und beschäftigen sie mit Spinnen, Weben und dergleichen Arbeiten. Dieser Kerker öffnet sich den Gefangenen nur, wenn sie zur Kirche müssen, welches täglich zwey oder drey Mal der Fall ist. Ich habe es einige Male angesehen, wie das Pförtchen sich öffnete und die armen Mädchen mit einer wahren Wuth herausstürzten, um wieder im Freyen athmen zu können, und wie sie dann von einem alten zerlumpten Spanier, mit einem Stöckchen in der Hand, gleich einer Heerde Schafe in die Kirche getrieben wurden, aus der sie nach Anhörung der Messe sogleich wieder in ihr Gefängnifs zurück müssen." (Th. II. S. 51.)

Wohin der Fufs des Europäers tritt, möge er Eroberer oder Missionar seyn, da wird alles zertreten; seit der Besiegung der Azteken sind dem Wahne der Missionäre viele Millionen von Menschen geopfert worden; das beweist uns Amerika vom hohen Norden bis dahin, wo die Besitzungen der Spanier vom ewigen Eise des Südens umkränzt sind. Es würde daher ein Wunder seyn, wenn sich nicht eine ähnliche Entvölkerung in Californien zeigte. Die Missionen sterben schnell aus; um aber die Zahl der Individuen nicht zu sehr abnehmen zu lassen, nimmt man seine Zuflucht zu den wilden Indianern, aber *nie* kommt ein neuer Jünger aus freyen Stücken in die Missionen, offenbar weil jene Stämme sehen, welch einen wenig wohlthätigen Einfluss die Segnungen des Christenthums auf ihre Landsleute äufsern; öfter wenden die Missionäre ein ähnliches Verfahren an, als die Vogelsteller; ein gut behandelter Indianer wird als Lockvogel unter die wilden Stämme geschickt, und diesem gelingt es dann zuweilen, ein neues Mitglied der Heerde zuzuführen. Die meisten Proselyten werden mit dem bekannten Laso gemacht; man schickt deshalb Dragoner in die Gebirge auf den Fang freyer Ungläubigen. „Ein solcher Jäger ist mit einer, aus starken Riemen verfertigten, mit dem Ende am Sattel befestigten, Schlinge versehen, die er sieben bis acht Faden so geschickt zu werfen weifs, dafs er selten sein Ziel verfehlt. Gelingt es ihm nun, einen Trupp Indianer zu beschleichen, so wirft er, ehe sie sich dessen versehen, einem von ihnen die Schlinge über den Kopf, giebt seinem Pferde die Sporen und jagt mit der Beute davon zur Mission, wo er denn manchmal nur mit einem Leichnam ankömmt. Ich mufs bezeugen, dafs die hiesigen Dragoner in der That zu den geschicktesten und muthigsten Reitern gehören, die ich je gesehen habe, und daher läfst sich's erklären, dafs sie selbst Bären und wilde Stiere mit ihren Schlingen einfangen, wenn sich

sich mehrere vereinigen. Zum Fang eines Indianers ist Einer hinlänglich." (Th. II. S. 59.)

Dafs unter diesen Umständen die Indianer in den Missionen auf einem sehr niedrigen Stande der Bildung stehen, folgt wohl von selbst. „Ihre Seelenkräfte liegen noch im tiefsten Schlummer, und *la Pérouse* übertreibt vielleicht nicht sehr, wenn er behauptet: wer von ihnen einsähe, dafs zweymal vier acht ist, könne schon für einen Descartes oder Newton unter seinen Landsleuten gelten." (Th. II. S. 53.) Jedoch glaubt Rec. nicht, dafs ein Mangel an Geisteskräften die Ursache dieser Unbeholfenheit sey; vielmehr sind die Mönche Ursache dieser Herabwürdigung, eine treue Bestätigung desjenigen gebend, was *Rousseau* im Anfange seines Emile behauptet. Denn weit höher stehen ja diejenigen Indianer, welche um die Russische Colonie Rofs in Californien (in 38° 33′ N) wohnen. „Dort kommen die Indianer zahlreich in die Festung und arbeiten für Tagelohn. Nachts halten sie sich gemeiniglich aufserhalb der Pallisaden auf. Sie verheirathen ihre Töchter gern an Russen und Aleuten. Dadurch sind eine Menge Verwandtschaften entstanden, die das gute Vernehmen noch mehr befestigen. Die Bewohner von Rofs gehen einzeln weit ins Land auf die Jagd, um Hirsche und anderes Wild zu schiefsen, und bringen die Nächte unter verschiedenen Indianerstämmen zu, ohne dafs ihnen je etwas zu Leide gethan würde. Das dürften die Spanier nicht wagen." (Th. II. S. 67.) Da übrigens die Spanier seit mehr als zwey Jahrhunderten in Californien nur an das Bekehrungsgeschäft gedacht haben, so haben sie nicht für andere mehr weltliche Dinge gesorgt. Alle Bedürfnisse mufsten aus dem Mutterlande geschickt werden, und als diese Zufuhren aufhörten, rissen sie sich von Spanien los. Nicht einmal für eine Schmiede ist gesorgt; alle Eisengeräthschaften lassen die Spanier für gute Bezahlung bey den Russen verfertigen oder ausbessern.

Die Wirkung der spanischen Missionen hat sich nicht über die Inseln der Südsee ausgebreitet, da Spaniens Seemacht zur Zeit der Entdeckung dieser Inseln bereits verschwunden war, und da hier keine Aussicht auf reichlichen Gewinn an Gold vorhanden war, hatten diese Inseln auch wenig Reiz für die Missionäre. Dagegen haben die Engländer und Amerikaner, also evangelische Christen, ihr Augenmerk auf diese Gegenden gerichtet und sich vielfach bemüht, das Christenthum hier auszubreiten; es sind ja auch seit einer Reihe von Jahren in öffentlichen Blättern von den Missionären herrührende Berichte über die sogenannten Fortschritte der Cultur in jenen Gegenden erschienen. Rec. leugnet nicht, dafs ihm diese Berichte stets sehr zweifelhaft vorkamen, und er konnte nach einer grofsen Masse von Thatsachen, welche ihm das Studium der Reisen und Missionsberichte gezeigt hatte, nicht umhin, den Missionar mit dem Pharisäer, den zu bekehrenden sogenannten Wilden aber mit dem Zöllner zu vergleichen; ja er sah sich genöthigt, die englische Missionsgesellschaft mit jenem zu vergleichen, der den Splitter in den Augen seines Nächsten sieht, aber dabey den Balken in seinen eigenen nicht bemerkt. Wir wollen gern zugeben, dafs die Absicht der englischen Missionsvereine gut war und dafs die Stifter von dem lebhaftesten Eifer beseelt waren, die Segnungen des Christenthums auszubreiten, aber wir begreifen nicht, weshalb diese Herren sich nicht in ihrem eigenen Vaterlande umsahen und dort zunächst auf den Pöbel Londons zu wirken und dessen Sitten zu verbessern suchten. Freylich hätte es dann nicht so viel Missionsberichte gegeben und die Herren mochten wohl einsehen, dafs ihr Name dann nicht ausposaunt würde, vielleicht mochte auch bey manchen Gliedern der im Schaafspelz verborgene Wolf bekannter seyn, als auf den Inseln der Südsee. Demjenigen aber, welcher den moralischen Zustand der Vereinigten Staaten kennt, mufs es sonderbar vorkommen, dafs gerade Amerikaner sich bemühen, das Christenthum und die Moral nicht in ihrem Lande, sondern aufserhalb zu predigen.

An den Früchten, die der Baum trägt, sollst *du* ihn erkennen; und so wollen wir denn diese Früchte zuerst auf Otaheiti betrachten. Wer auch vielleicht nie die Reisen von Bougainville, Wallis und Cook gelesen hat, kennt gewifs doch Auszüge in geographischen Werken, und alle Reisenden stimmen in dem Lobe dieses Volkes überein. Es war ein schön gebautes, mit trefflichen Anlagen aus den Händen des Schöpfers hervorgegangenes Volk; mit Liebe kamen sie den Fremden entgegen, nahmen sie mit Freundschaft auf und in harmloser Unschuld verlebten sie ihre Tage. Fehler hatten sie auch, und welcher Sterbliche, welche christliche oder heidnische Nation hat solche nie gehabt? Aber mehrere ihrer Fehler waren sehr zu entschuldigen, und selbst Reisende, welche von ihnen bestohlen waren, haben den Diebstahl, gerade den auffallendsten Fehler, entschuldigt. Ja wir sind vollkommen überzeugt, dafs *John Bull* nicht anders handeln würde, wenn in einem englischen Hafen ein Schiff mit ungeheuren Schätzen einliefe. Dafs Menschenopfer Sitte gewesen seyen, ist wenigstens nicht erwiesen. Und was hätte aus diesem Volke werden können, wenn man ihm zunächst christliche *Moral* beygebracht und dann die christliche *Dogmatik* hinzugefügt hätte? wenn tugendhafte Leute aus *wahrhaft religiöser Ueberzeugung* dieses unschuldige Volk dem Zustande der wahren Cultur näher gebracht und nicht damit angefangen hätten, dem Volke eine Masse von Gebeten vorzusagen, die vielleicht nicht einmal die Lehrer verstehen? Alle von dem Vf. mitgetheilte Thatsachen deuten aufs Bestimmteste darauf, dafs auch die Missionäre auf Otaheiti dieselbe Antwort vom Herrn erhalten würden, welche einst die Pharisäer erhielten, als sie die Jünger verklagten, welche das Brot mit ungewaschenen Händen äfsen: „Wohl fein hat von euch Heuchlern Jesaias geweissaget, wie geschrieben stehet: das Volk ehret mich mit den Lippen, aber ihr Herz ist ferne von mir." (Marcus 7, 6.).

(*Der Beschluss folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1830.

REISEBESCHREIBUNGEN.

Weimar, b. Hoffmann: *Neue Reise um die Welt in den Jahren* 1823, 24, 25 u. 26. Von *Otto v. Kotzebue* u. s. w.

(Beschluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Einer der wichtigsten Missionäre welchen der Vf. auf Taïti kennen lernte, hieſs Wilson, seinem Gewerbe nach ein Matrose, welcher sich schon seit 20 Jahren hier aufhielt. Uebrigens hätte Wilson sich keine bessere Lage wünschen können, denn er besitzt ein Stück Land, welches, von den Eingebornen (doch wohl umsonst) bearbeitet, ihm überflüssigen Unterhalt gewährt, und auſserdem erhält er, wie jeder andere Missionar jährlich 50 Pfund Sterling von der Londoner Missionsgesellschaft. So viel verdient ein Matrose bey Betreibung seines erlernten Handwerkes nicht.

Wenig bekannt ist die Art, wie das Christenthum eingeführt wurde; nicht Ueberredung, wie uns die Missionare wollen glauben machen, Gewalt war hier das wichtigste Mittel. „Nach vielen miſslungenen Bekehrungsversuchen seit 1797 gelang es endlich englischen Missionären, dem, was sie Christenthum nannten, bey den Tahaïtiern Eingang zu verschaffen, und selbst den König Tajo, der damals über beide Halbinseln in Ruhe und Frieden herrschte, für ihre Lehre zu gewinnen. Aber dadurch war der Funke in eine Pulvertonne geworfen, die eine furchtbare Explosion gab. Die neue Religion ward mit Gewalt eingeführt. Die Maraïs wurden plötzlich auf Befehl des Königs zerstört, wie alles, was an die bisher verehrten Gottheiten erinnern konnte. Wer nicht sogleich an die neue Lehre glauben wollte, ward ermordet. Mit dem Bekehrungseifer hatte sich Tigerwuth der sonst so sanften Gemüther bemeistert. Ströme von Blut flossen. Ganze Stämme wurden ausgerottet. Viele gingen selbst dem Tode muthvoll entgegen, ihn dem Aufgeben des alten Glaubens vorziehend. Einige Wenige entgingen ihm durch die Flucht auf die hohen unbewohnten Gebirge, wo sie noch, ihren alten Göttern treu, abgesondert leben. *Schiller's* Ausruf: „furchtbar ist der Mensch in seinem Wahn", erhielt die gräſslichste Bestätigung" (Th. I. S. 91). Das Verfahren der Missionäre, die Leute zum Besuchen des Gottesdienstes zu bewegen, ist dasselbe als in Californien. „Es ist nämlich ein besonderer Polizeyofficier angestellt, der darauf zu sehen hat, daſs die Leute vorgeschriebenermaaſsen in die Kirche und in das Bethaus gehen. Ich habe ihn in Function gesehen. Er ist mit einem dünnen Stock von Bambusrohr bewaffnet und treibt seine Heerde, wie der brutalste Hirt, auf die geistliche Seelenweide." (Th. I. S. 115.)

„Religion und Staatsverfassung können ein Volk schnell aus dem rohesten Zustande zu einer höheren Stufe der Civilisation erheben, können es aber auch, wie die Türken, in immerwährender Barbarey erhalten. Wie haben nun diese mächtigen Kräfte auf die Tahaïtier gewirkt? — Die Lehre der Missionäre ist nicht das wahre Christenthum, wenn sie gleich die zum Theil miſsverstandenen Dogmen desselben enthält. Eine Religion, die zu ihrer Einführung der Gewalt bedarf, kann schon deshalb die echt christliche nicht seyn. Eine Religion, die fast jede schuldlose Freude untersagt, die in fast immerwährendem Hersagen vorgeschriebener Gebete den Geist lähmt, verkennt den göttlichen Stifter des Christenthums, den milden Freund der Menschheit. So hat das falsche Christenthum der Missionäre auf Tahaïti zwar einiges Gute, aber viel Schlimmes hervorgebracht. Es hat den unvernünftigen Götterdienst und den heidnischen Aberglauben zerstört, aber wieder neuen Wahn an die Stelle gesetzt. Es hat den Lastern des Stehlens und der Unkeuschheit groſsen Einhalt gethan, dagegen aber Heucheley und Gleiſsnerey, so wie Haſs und Verachtung aller anders Glaubenden eingeführt, die sonst dem offenen und wohlwollenden Charakter der Tahaïtier fremd waren. Es hat die Menschenopfer abgeschafft, dafür sind ihm aber unendlich viel mehr Menschen geopfert worden, als je den heidnischen Göttern."

„*Forster* der Aeltere schätzte die Bevölkerung Tahaïti's auf wenigstens 130,000 Menschen. Wollte man auch annehmen, daſs er sich um 50,000 geirrt habe, so blieben dennoch 80,000 übrig; und da jetzt die Bevölkerung nicht über 8000 beträgt, so ist sie wenigstens um $^{9}/_{10}$ eingeschmolzen. Die von Europäern und Amerikanern eingeführten geistigen Getränke und die Krankheiten, mit denen sie ansteckten, haben freylich die Sterblichkeit sehr vergröſsern können; aber eine Menge von Inseln der Südsee werden von ihnen besucht, ohne daſs man eine Abnahme ihrer Bevölkerung bemerkt. Daſs Pocken oder Pest gewüthet hätten, darüber ist keine Nachricht vorhanden. *Es ist also die blutige Einführung der Missionär-Religion, welche hier die Stelle der verheerendsten Seuchen vertreten hat.* Ich glaube gern, daſs die frommen Leute selbst über die Folgen ihres Bekehrungseifers erschraken; aber sie haben sich

völlig getröstet und fahren fort, über die Aufrechthaltung aller Vorschriften ihrer Lehre mit der gröfsten Strenge zu wachen. Daher ist denn auch bey dem kleinen Ueberrest des gemordeten Volkes die freudige Lebenskraft und die vormals bewundernswerthe Industrie durch das viele Beten und das müfsige Hinbrüten über Gegenstände, welche die Lehrer so wenig verstehen, als die Belehrten, fast gänzlich untergegangen. Kaum verfertigen die jetzigen Tahaïtier noch etwas von dem papierartigen Zeuge, flechten einige Matten und bauen einige wenige Wurzeln an. Sie verlassen sich auf die überall wild wachsende Brotfrucht, die für ihre geringe Anzahl in Ueberfluís vorhanden ist. Die Seefahrzeuge, welche das Erstaunen der Europäer erregten, sind verschwunden. Nur kleine Canots zimmern sie noch, mit denen sie auf den Corallenriffen, die ihre Insel umgeben, fischen, und mit diesen, so wie mit einigen europäischen und amerikanischen Böten, machen sie auch ihre weitern Fahrten zu den übrigen Inseln. Der Industrie civilisirterer Nationen sind sie ebenfalls unzugänglich, so sehr sie auch manche Produkte derselben zu schätzen wissen. Vergebens bieten ihnen das Schaaf und die sehr wohl gedeihende Baumwollstaude Stoff zu Gespinnsten. Auf Tahaïti dreht sich noch kein Spinnrad, und kein Weberstuhl liefert ihnen Zeug zu Kleidungen, die sie lieber von Fremden für echte Perlen und alles Geld, das sie besitzen, kaufen. Einer unserer Matrosen bekam fünf Piaster für ein altes Hemd. — Noch existirte auf ganz Tahaïti nicht einmal eine Schmiede, so nothwendig sie auch wäre, um die eisernen Werkzeuge, welche die früheren steinernen längst verdrängt haben, wenigstens zu repariren. Sonderbar ist es, dafs die etablirten Fremden keine Art von Handwerk treiben. Sollten die Missionäre etwas dawider haben? — Durch das strenge Verbot der Missionäre ist die Flöte, die sonst zu Lust und Freuden rief, längst verstummt. Kein anderer Gesang darf erschallen als der kirchliche. Kein Tanz, kein Fechterspiel, keine dramatische Vorstellung darf mehr Statt finden. Dem Volke, das die Natur zum frohesten Lebensgenusse bestimmt zu haben schien, hat man jede Freude zur Sünde gemacht, die streng bestraft wird. Als einst einer von unsern Freunden ein Geschenk erhielt und darüber so froh ward, dafs er zu singen anfing, machten seine erschrockenen Kameraden ihn schnell aufmerksam, wie es ihm ergehen würde, wenn der Missionär das erführe." (S. 96—98.)

Interessant für den Psychologen würde es unstreitig seyn, wenn man ausmitteln könnte, wie denn der Matrose Wilson und Consorten früher gelebt haben; ob sie wirklich von Jugend auf eben so fromm gelebt haben und ohne eine Freude gekannt zu haben, diese so strenge untersagen, oder ob sie den Trappisten ähnlich sich bemühen, frühere Sünden des Fleisches durch das Fleisch abzubüfsen, oder wenn sie dieses auch selbst nicht thun, da es scheint, dafs sie es sich wohl vergehen liefsen, diese Sünden durch unschuldige Naturmenschen abbüfsen zu lassen! Wir müssen es also dahin gestellt seyn lassen, ob Herr Wilson von Jugend auf so fromm gelebt, oder ob er erst (so wie es ja von Jack in allen Häfen bekannt ist) das Leben genossen und sich darauf bekehrt habe.

Auch das gröfste Unglück von welchem ein Volk nach dem lauten Zeugnisse der Weltgeschichte heimgesucht werden kann, suchen die Missionäre hier einzuführen. Es ist dieses die Hierarchie; ganz deutlich geht dieses aus allen ihren Arbeiten hervor.

Und völlig ähnlich sind die Verhältnisse auf den Sandwichsinseln. Der Charakter des Volkes war dem auf Otaheiti ähnlich. Ob sie Menschenfresser gewesen seyen, ist wenigstens nicht erwiesen, denn das Zertheilen von dem Leichname des durch seine eigne Schuld erschlagenen *Cook* geschah gewifs nicht defshalb, um sein Fleisch zu essen, wahrscheinlicher möchte es wohl seyn, dafs ein jeder Stamm ein Stück des Leichnams ihres zurückgekehrten Gottes Rono als Heiligthum zu besitzen wünschte, so wie ja dieses auch mit dem Leichname des verstorbenen Königs Tameamea geschah. Bald nachdem die Schiffe Cook's abgesegelt waren, änderte sich das politische Verhältnifs dieser Inseln. Der *König Tameamea*, welcher sich bald zum Herrn *der ganzen* Gruppe machte, suchte als ein anderer Peter der Grofse seine Welt zu bilden; es entging diesem hellen Geiste nichts, was seinem Lande Vortheil bringen konnte, und er strebte mit aller Kraft, es den blühendsten Staaten, von denen er gehört hatte, gleich zu stellen. Jedes Schiff, das in seinem Hafen einlief, war eben so sicher vor Ungerechtigkeiten und Beleidigungen, als in einem europäischen, auch wohl noch sicherer, als in manchen von diesen. Sobald eins ankam, liefen in allen Ortschaften Schreyer herum, welche dem Volke ankündigten, dafs die Ankömmlinge Freunde seyen und dafs jede ihnen zugefügte Kränkung strenge bestraft werden würde (Th. II. S. 106). Und in diesem Lobe stimmen auch alle Reisenden überein, freylich blieb er Heide und war so wahrscheinlich für alle jene Leute ein Stein des Anstofses, welche behaupten, dafs die Heiden keine Tugenden haben könnten, sondern dafs alle sogenannten Tugenden derselben nur glänzende Laster seyen. Dafs er aber die wahrhaft christliche Moral geübt und in allen Fällen befolgt habe, davon erzählt unser Vf. selbst eine Thatsache in seiner früheren Reise, welche er auch hier wieder mittheilt. Indem er einst eine von den Statuen in seinem Marai umfafste, sagte er: „diese sind unsere Götter, die ich anbete. Ob ich recht oder unrecht daran thue, weifs ich nicht; *aber ich folge meinem Glauben, der nicht schlecht seyn kann, da er mir vorschreibt, keine Ungerechtigkeit zu begehen.*" (Th. II. S. 107.)

Peter der Grofse hatte einen Sohn, welcher nicht in seine Gesinnungen einging, aber glücklicherweise frühzeitig starb; ein solches Glück sollte dem Tameamea nicht zu Theil werden, das Land

hatte

ette das Unglück, dafs der ungerathene Sohn den Vater überlebte. Mehrere Reisende, welche zu Tameamea's Lebzeiten die Insel besuchten, fürchteten sehr für die Zukunft, die Zeit hat ihre Gründe zur Furcht bestätigt. Lio-Lio oder Rio-Rio, wie ihn andere nennen, hafste die Religion seines Landes, *weil sie ihm Zwang auflegte*, und beschlofs, sie zu vertilgen, nicht um eine bessere, zu der sein matter Geist sich nicht erheben konnte, an ihre Stelle zu setzen, sondern um sich und seine Unterthanen von Beschränkungen zu befreyen, die er sämmtlich für unnütz hielt, obgleich auch die Vorschriften der Moral mit unter ihnen begriffen waren.

„Mit Abscheu blickt jeder auf den blutgierigen Robespierre, welcher einst zur Stillung seines Durstes nach Blut das Gesetz gegeben hatte, es gäbe keine Religion mehr. Nicht anders handelte der von den Missionären öfter gepriesene Lio-Lio. „Mit einigen Häuptlingen, den Genossen seiner Ausschweifungen, schon einverstanden, veranstaltete er im fünften Monate seiner Regierung eine grofse Mahlzeit, zu der die vornehmsten Insulaner eingeladen wurden. Nachdem der Wein und der Rum ihre gehörige Wirkung gethan hatten, wurden (die sonst von den Mahlzeiten der Männer ausgeschlossenen) Weiber herbeygeholt und gezwungen an der Mahlzeit Theil zu nehmen. Diese armen Geschöpfe, welche die Absicht des Königs nicht erriethen, waren höchst erschrocken, eine Entheiligung begehen zu müssen, auf welcher Lebensstrafe stand. Indessen half ihr Widerstreben nichts. Sie mufsten sich nicht allein zu den Männern hinsetzen, sondern auch Schweinefleisch genieſsen, wodurch zum grofsen Erstaunen derjenigen Gäste, die nicht in dem Geheimnifs waren, ein doppeltes *Tabu* auf königlichen Befehl gebrochen wurde. Es entstand ein Murren, aber der gröfste Theil der Gäste war durch *die geistigen Getränke* gewonnen, und nun erklärte der König laut, was er eigentlich beabsichtigte. Furcht und Entsetzen ergriff einen grofsen Theil der Zuhörer. Man fragte ihn, was die Götter denn Böses gethan hätten, dafs er sie absetzen wolle, und suchte ihn zu bewegen, ihren Zorn nicht zu reizen, der ihn und dem ganzen Lande Verderben bringen werde. Da sprang der König mit wüthender Geberde auf und rief aus: „Ihr sehet, wir haben bereits strenge Tabu's gebrochen, und die Götter haben uns doch nicht bestraft, folglich vermögen sie es nicht; eben so wenig als sie im Stande sind, uns etwas Gutes zu erweisen. Unser Glaube war Irrthum und taugt zu Nichts. Kommt, lafst uns die Marais zerstören und von nun an sey keine Religion mehr." (Th. II. S. 110.)

Schiller's Ausspruch: „Verachtet den Zorn der Götter ja nicht", bestätigte sich auch hier. Innere Unruhen und Vergiefsen von Blut waren die Folge davon, der König selbst machte sich bekanntlich fort und reiste nach London. Die angekommenen amerikanischen Missionäre, von denen die Insel heimgesucht wurde, trieben hier dasselbe Wesen als die englischen auf Otaheiti. Die Wittwe Tameamea's, Nomahanna, nannte dem Vf. selbst den Nutzen des Christenthums; „*sie führte nämlich den Vortheil an, dafs das weibliche Geschlecht, welches ehemals blofs auf Hundefleisch eingeschränkt gewesen sey, seinen Appetit jetzt auch mit Schweinefleisch stillen könne.*" (Th. II. S. 113.)

Der wichtigste Missionar heifst Bengham, und dieser hat das Herz der Königin Kuhumanna gewonnen. Offenbar müssen wir also annehmen, dafs sie eins derjenigen Individuen sey, welche den Geist des Christenthums, das die Missionäre predigen, am besten aufgefafst haben. Nun hat diese Frau befohlen, dafs alle Bewohner der Insel, grofs und klein, jung und alt, nach der Hauptstadt Hanaruro kommen, um dort lesen und buchstabiren, oder, wie die Sandwichsinsulaner sagen, *pala pala*, zu lernen. „Ein siebenzigjähriger Greis lebte auf einem der Königin gehörigen, mehrere Stunden von Hanaruro entfernten Grundstücke als Pachter, und hatte seine Abgaben immer prompt entrichtet, glaubte aber sich wegen seines hohen Alters und der weiten Entfernung vom Besuchen der Schule und der Kirche dispensiren zu können. Kahumanna jagte ihn deshalb von ihrem Lande fort. Nun erschien er bittend vor der Königin, suchte ihr Mitleid mit seiner Hülfsbedürftigkeit zu erregen, und stellte ihr vor, dafs er in seinem hohen Alter nicht mehr im Stande sey, das Lesen zu begreifen. Alles umsonst! Kahumanna rief ihm mit zorniger Gebehrde zu: *wenn du nicht willst lesen lernen, so gehe und ersäufe dich!*" (Th. II. S. 145.) Wahrlich eine schöne Moral! Wir wollen zwar gern glauben, dafs die Missionäre selbst nicht solche Aussprüche thun, da ja auch die Väter der heiligen Inquisition dem weltlichen Gerichte die Bestrafung der Missethäter überliefsen oder diese verbrannten, weil ihnen das Blutvergiefsen untersagt war, aber ausgezeichnet kann die Moral solcher Leute nicht seyn, die den Ausspruch Christi: „Gebet Gott was Gottes ist, und dem Kaiser was des Kaisers ist" ganz vergessen zu haben scheinen.

Professor Dr. *L. F. Kämtz.*

SCHÖNE LITERATUR.

Stuttgart u. Tübingen, b. J. G. Cotta: *Schauspiele* von *Eduard von Schenk*. *Erster* Theil: Belisar, Kaiser Ludwigs Traum. 1829. 8. 206 S. (geh. 1 Rthlr. 4 gGr.)

In dem Trauerspiele Belisar, welches nun schon auf mehrern bedeutenden Bühnen nicht ohne Beyfall dargestellt worden ist, läfst Hr. v. *Schenk* die römischen Helden die unverdiente Schmach der Blendung und Landesverweisung erfahren, die, geschichtlich unerwiesen, hauptsächlich durch den einst in philosophisch-politischer Hinsicht bedeutungsvollen Roman Marmontel zu einiger Glaubwürdigkeit gebracht worden ist. Das Stück wird mit einem Chore zu Ehren des, siegreich aus dem Kriege mit dem Vandalen-Könige Gelimer, zurückkeh-

kehrenden Helden eröffnet. Belisar's Tochter, Irene, ist mit hoher Freude über den Triumph des Vaters erfüllt, an der jedoch seine Gattin Antonina nicht Theil nimmt; ja, wir erfahren sogar in einer darauf folgenden Scene mit Eutropius und Rufinus, welche dem Kaiser durch Dienstverhältnisse nahe stehen, dafs sie sich mit zu einer Verschwörung gegen ihren Gemahl vereinigt hat, welche widernatürliche Handlung durch den frühen Verlust ihres Sohnes Alexis veranlafst worden war. Ihre Ehe war Anfangs glücklich, doch kinderlos. Endlich erfreute ein Knabe das Herz der Mutter, das aber dieses Glückes nicht lange geniefsen sollte. Eines Abends erwachte sie aus einem tiefen Schlafe und fand den Knaben nicht mehr, der an ihrer Brust gelegen hatte. Man sagte ihr, er sey gestorben. Nur durch die Geburt einer Tochter konnte ihr Schmerz später gemildert werden. Während ihres Gatten Anwesenheit in Afrika entdeckte ihr ein erkrankter Sklav, dafs Belisar den Knaben durch ihn habe wollen ermorden lassen, da dieser, wie der Vater durch einen Traum belehrt worden, einst die Waffen gegen ihn und sein Vaterland führen und in den Sklavenstand hinabsinken werde. Der Sklav konnte sich jedoch zu dem Morde des unschuldigen Kindes nicht entschliefsen und setzte es an's Ufer aus. Während dieser Erzählung hört man den Jubelruf des Volkes und den nahenden Triumphmarsch. Der Held erscheint und wird vom Kaiser Justinian begrüfst, der ihn mit der Würde des Consulats beehrt; auch erhält Belisar die zwölf vandalischen Jünglinge, die seinen Wagen zogen, als Sklaven zum Geschenk. Er ertheilt ihnen die Freyheit; nur einer, Alamir, will ihn nicht verlassen, und Belisar, der ihn zum Sohne annimmt, umarmt wirklich sein Kind in ihm. Alamir weifs von seinem frühern Leben nur, dafs er ein Grieche ist, der, als Knabe am Meeresstrande ausgesetzt, von einem Karthager Schiffe aufgenommen wurde. Belisar's Glück dauert nicht lange. Er wird des Hochverraths angeklagt und unter seinen Anklägern erscheint zu seiner Bestürzung auch Antonina, die seine Schuld durch verfälschte Briefe bekräftigt. Er erfährt, dafs sie, um den ermordeten Sohn zu rächen, also handelt. Belisar kann diese That, die er aus übergrofser Vaterlandsliebe begangen, nicht läugnen. Liebe und Dankbarkeit, die erwiesen scheinende Schuld Belisar's, versetzen den Kaiser in Unentschlossenheit. Indessen verlangt das Volk auf eine stürmische Weise Gnade für den gefeyerten Feldherrn. Der Kaiser beruhige es bald durch seinen Anblick; verreifst das Todesurtheil und gebietet dem Eutropius und Rufinus, dafür zu sorgen, dafs *Belisar sein Angesicht nicht mehr erblicken könne.* Diese beiden Feinde verdrehen nun den Beschlufs des Kaisers dahin, dafs sie ihn blenden, lesen und des Landes verweisen. Irene, als Knabe verkleidet, wird des unglücklichen Vaters Führer. Alamir, um den geliebten Pflegevater zu rächen, flieht von Byzanz zu den Alanen und wiegelt diese gegen Byzanz auf. Rufinus erhält den Auftrag, gegen die Anhänger Belisar's auszuziehen. Der Kaiser, der bisher noch einige Neigung für Belisar empfanden, giebt ihn nun auch verloren und erhält in diesem vermeinten neuen Verrathe die Bestätigung der frühern Vergehen. Dem Zuge der Alanen, von Octar und Alamir geführt, begegnet der blinde und verwiesene Belisar. An einem Kreuze auf der Brust Alamir's, das ihm Irene beschreiben mufs, erkennt er in ihm seinen Sohn. Dieser gehorcht seinem Gebote und trennt sich von dem Heere der Alanen, welche unter Octar ihren Zug gegen die Hauptstadt des oströmischen Reiches fortsetzen. Rufinus wird besiegt. Antonina, von Gewissensbissen gefoltert, entdeckt dem Kaiser die Unschuld ihres Gatten. Die beiden falschen Ankläger werden ihres Verbrechens überführt und bestraft. Das Volk jubelt über Belisar's anerkannte Unschuld, aber ihn selbst sucht man vergebens. Indessen hat er ein neu gebildetes, von zweyen seiner Freunde befehligtes Heer gefunden. Ihm wird der Feldherrenstab von dem jauchzenden Heere übergeben, sein Name begeistert Alles, der Sieg wird errungen; Belisar aber ist tödtlich durch einen Pfeil verwundet worden und wird sterbend von Justinian angetroffen. Im Tode empfiehlt er diesem seine Kinder, er glaubt eine Engelsgestalt — seine entsündigte Gattin, die ihrer Verzweiflung erlegen — zu erblicken und stirbt.

Der Dialog ist durchaus edel, des einfach rührenden und dennoch erhabenen Gegenstandes würdig gehalten. Oft tritt eine blühende Lyrik, wenn auch üppig, doch nicht wuchernd hervor. Das Schwankende in dem Charakter Justinian's konnte bey *dieser* Gestaltung des historischen Stoffes nicht vermieden werden. Eben so wenig das Harte in der Person der Antonina. Höchst liebenswürdig erscheinen dagegen Irene und Alamir, so wie denn auch der Held selbst, am meisten im Zustande seiner Blindheit, wahrhaft grofsartig und edel dargestellt ist. —

Das Festspiel: *Kaiser Ludwigs Traum*, erfüllt alle Forderungen, welche an Poesieen dieser Art gerichtet werden können. Es ist geistreich erfunden, anmuthig dialogisirt und in sich abgerundet.

K.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

April 1830.

GESCHICHTE.

1) Paris, b. Béchet: *Histoire de Napoléon, d'après lui-même*, publiée par *Leonard Gallois*. 1825. 608 S. 8.

2) Frankfurt a M.: *Die Geschichte Napoleons, nach dessen eigenen Angaben*. Von *Leonhard Gallois*. Aus dem Französischen frey übersetzt. 1829. *Erster* u. *zweyter* Band. XII u. 545 S. 8.

Ueber Zweck und Inhalt dieses Werks erklärt sich ler Herausgeber in der Vorrede zur ersten Ausgabe vie folgt: „Napoleon hat seine Geschichte nicht elbst geschrieben. Aber mehrere vollständige lauptabschnitte derselben, nebst einer Menge Erterungen, Bemerkungen, Aufschlüsse und Comentarien über die zwanzig Jahre seines politischen ebens wurden von ihm den Gefährten seiner Verannung dictirt, und finden sich in den durch die enerale *Montholon* und *Gourgaud* bekannt gemachn Denkwürdigkeiten aus der Geschichte Frankichs unter *Napoleon*, in dem von *Las-Cases* herisgegebenen Memorial von St. Helena, in den Erhlungen der Aerzte *O'Meara* und *Antommarchi*, den Manuscripten des Baron *Fain* und in mehren andern glaubwürdigen Schriften verzeichnet. ber nicht aus *Napoleons* unmittelbaren Dictaten, ch aus seinen mündlichen Erzählungen hat man ar viele wichtige Thatsachen und höchst interesite Umstände gesammelt, welche auf die Begebeniten seines Lebens ein klares Licht werfen. Von n selbst sind also alle einzelnen Züge seiner Geichte gezeichnet, die Materialien aber, woraus vollständiges Gemälde derselben zusammen zu en ist, waren in mehr als vierzig Bänden, ohne dnung und Verbindung zerstreut. Diese Mateien zu sammeln und daraus ein Ganzes zu bilden, e ich mir zur Aufgabe gesetzt. Dieses Sammeln ste in dem Grade mühsamer werden, als ich es zum Gesetz gemacht hatte, in diese Geschichte oleons, welche nur dessen eigene Angaben zur lle haben sollte, nichts, durchaus nichts aufzumen, was nicht durch ihn selbst dictirt, berich, näher entwickelt und erläutert, oder aus desmündlichen Erzählungen geschöpft war. — Ich die Gewissenhaftigkeit bis dahin ausgedehnt, auf das Genaueste zu copiren, nichts an dem zu ändern, und ihn ganz so beyzubehalten, wie hn vorfand. Daher die hier und da bemerkbare llende Verschiedenheit zwischen demjenigen, was im Kabinete dictirt und nach genommener Durchsicht verbessert, und demjenigen, was aus den gewöhnlichen mündlichen Unterhaltungen gesammelt wurde. — Was daher zum Lobe, oder zum etwanigen Tadel dieses Werks gesagt werden könnte, daran habe ich keinen Antheil. — Ich hatte damit begonnen, diejenigen Werke anzugeben, aus welchen die einzelnen Stellen, die dieses Buch bilden, geschöpft worden. Da diese Citate sich öfters auf derselben Seite so häufig wiederholt, so habe ich sie weggelassen."

Dafs eine solche Zusammenstellung von dictirten Geschichtsereignissen und mündlichen Aeufserungen Napoleons eine höchst mühevolle Arbeit war, ist nicht zu verkennen. Eine andere, weit wichtigere Frage würde *die* aber seyn, zu untersuchen, ob sie für Geschichtsforscher nützlich seyn, und ob man nach ihr in Nacht und Zweifel verhüllte Veranlassungen zu überraschenden Ereignissen enthüllen könne? Wir glauben dieses im Allgemeinen bejahen zu können, obwohl Manches einseitig dargestellt und vieles Andere nicht enthüllt worden ist. Auf die philanthropischen Plane des Exkaisers, nach St. Helena verbannt, wird ohnehin ein Vernünftiger wenig Gewicht legen. Jeder weifs es, dafs manche mit den früheren Gesinnungen und Thaten im grellesten Wiederspruche stehen. *Napoleon* war nie geneigt, gleich *Rousseau*, Confessionen zu schreiben. Diesen hielt er für einen unpraktischen Metaphysiker, indem er oft dessen politische Träume verspottete. In der Kunst seine Plane und Entwürfe im Innern zu verschliefsen und seine Gegner so zu täuschen und irre zu führen, hat es *Napoleon* zu einem fast noch nie erreichten Grade von Virtuosität gebracht. Das vor uns liegende Werk giebt auch denjenigen, welche mit Nachdenken solches lesen, hiervon treffende Beweise. Der Vf. wollte eine Autobiographie *Napoleons* geben, die uns fehlte. Diese Aufgabe hat er gelöst, so weit es zu thun möglich war. Unbillig würde es seyn, ihm den Vorwurf zu machen, dafs diese Autobiographie nicht ein Fragment blieb, dafs sie viele Lücken enthält, die ungern bemerkt werden, und endlich, dafs Ursache und Wirkung mancher Begebenheiten nicht vollkommen dadurch enthüllt worden sind. Wir wiederholen es, dieser Vorwurf kann den Vf. nicht treffen, indem er die zur Zeit der Herausgabe seines Werks vorhandenen Materialien vollständig benutzte, und es aufser seinem Plane lag, über die Thaten, Plane und Maximen des Helden, dessen Leben er beschreibt, sein eigenes Urtheil zu fällen. An sich war es schon ein verdienstliches

liches Unternehmen, die Begebenheiten, welche dieser aufserordentliche Mann herbeyführte, im Zusammenhange darzustellen. Diese haben auf das Schicksal Europas einen so bedeutenden Einfluss geäufsert, dafs dessen Wirkung noch fortdauert. Die Zeitgenossen, welche seine Geschichte schreiben, haben, auf Autopsie sich stützend, das, was sie sahen, oft so verschiedenartig erzählt, dafs die historische Wahrheit offenbar dadurch gewinnen mufs, wenn auch derjenige, der bey diesen Begebenheiten die Hauptrolle spielte, nur das Gesagte bestätigt oder unrichtige Ansichten oder Erzählungen berichtigt. Die Jugendgeschichte Napoleons, wie jede andere, von wenigem Interesse, ist ausführlich erzählt, doch seines Gefährten *Bourienne* hierbey nicht erwähnt worden. Der Anlafs der Bekanntschaft mit seiner ersten Gemahlin *Josephine* wird ganz verschieden von dem angegeben, was Andere erzählt haben, und trägt wenigstens das Gepräge der Wahrscheinlichkeit. Der Vf. sagt (S. 62), dafs *Napoleon* in seinem ersten italienischen Feldzuge nur 300,000 Franken erworben habe, da er wohl 10 bis 12 Millionen hätte mitbringen können. *Bourienne*, welcher während dieser Epoche ihm nahe stand, hat diese Angabe für unwahr erklärt. Wer hat Recht? Bekannt ist es, dafs *Napoleon* den Plan der Mehrzahl der Mitglieder des Directoriums zur Revolution vom 18ten Fructidor unterstützte. Der Vf. referirt hierin aus Napoleons Munde Folgendes: „Eine einflufsreiche Partey suchte *Napoleon* zu bewegen, das Directorium zu stürzen, und die Zügel der Regierung zu übernehmen, was er auch, an der Spitze einer durch seine Siege mit Lorbeern bedeckten, ihm treu ergebenen Armee wohl auszuführen und durch deren Hülfe alle etwanige Hindernisse zu überwinden, würde im Stande gewesen seyn, allein schon damals, wie immer, waren die Unabhängigkeit, die Macht und Wohlfahrt Frankreichs sein vorherrschender Gedanke. Diesem liefs er auch jetzt durch die Unterstützung des Directoriums zur That werden." Diese Darstellung, obgleich mit einer spätern Aeufserung *Napoleons* wörtlich übereinstimmend, scheint aus dem Grunde unwahrscheinlich, weil die Macht des Directoriums damals in der öffentlichen Meinung noch so fest begründet war, dafs ein Versuch dasselbe zu stürzen den Tollkühnen auf das Blutgerüst gebracht haben würde. Erst allmählig und die Umstände reiflich erwägend, konnten *Napoleons* Plane reifen. Er war zu vorsichtig, um durch Uebereilung Alles auf's Spiel zu setzen.

Es ist gewöhnlich, bey einem Unfalle die Schuld von sich auf Andere zu wälzen, und so Andere zu täuschen. So geschah es, dafs *Napoleon* dem Admiral *Brueys* den Verlust der Flotte bey Abukir zurechnete, weil er gegen den von ihm erhaltenen Befehl gehandelt habe. Der Ungrund dieser Beschuldigung ist durch wohl unterrichtete Personen vollständig erwiesen worden. „Als sich, erzählt der Vf., (S. 161) im Anfange der Belagerung von Jaffa im französischen Lager Symptome der Pest gezeigt hatten, liefs *Napoleon* sogleich für die davon Angesteckten ein Spital errichten, in welchem jene denkwürdige Scene vorfiel, welche Herr *Gros* durch sein Gemälde verewigt hat. Da es nämlich, um die *kranken* Soldaten mit Muth und Hoffnung zu beleben, besonders darauf ankam, ihnen die Furcht vor der Pest zu benehmen, so besuchte der Obergeneral alle Säle der Pestkranken, und wufste sie durch seinen Zuspruch, selbst durch ihre Berührung, so zu beruhigen, dafs von diesem Augenblick an der Soldat alle Furcht vor diesem Uebel verlor." Diese Geschichte, absichtlich erdacht, um den gesunkenen Muth der *Gesunden* neu zu beleben, hat, so unwahrscheinlich sie auch war, so lange Glauben gefunden, bis *Napoleon* selbst solche für eine Fabel erklärt hat.

Merkwürdig ist folgende Beurtheilung der Revolution vom 18ten Brumaire. „Man unterwarf einer metaphysischen Untersuchung die wohl nie erschöpfend zu beantwortende Frage: ob nicht bey dem vorliegenden Falle die Gesetze durch die Militärmacht verletzt worden, und ob daher die Generale nicht strafwürdig seyen? — Ueber dergleichen Theorieen mag man in Büchern und auf den Rednerbühnen immerhin streiten, durch das Gesetz der Nothwendigkeit sind sie praktisch entschieden. Oder wollte man den Seemann auch strafwürdig finden, der, um nicht im Sturme unterzusinken, seine Masten zu kappen genöthigt ist? — Die Militärs retteten das ohne sie verlorne Vaterland, und dieſs ist der Gesichtspunkt, der die Frage entscheidet. Urheber und Theilnehmer an dieser denkwürdigen Staatshandlung bedürfen daher der Entschuldigung oder Rechtfertigung nicht. Sie können und dürfen sich damit begnügen, ihren Anklägern, wie jene Römer, mit gerechtem Stolze zu antworten: Wir betheuern es feyerlich, dafs wir das Vaterland gerettet haben, — lafst uns deshalb gemeinschaftlich den Göttern dafür ein Dankopfer bringen." Auf diese Art wird gewöhnlich jedes Unternehmen nach dem Erfolge beurtheilt. Wäre es mifslungen, so würden die Urheber als Verbrecher auf dem Blutgerüste geendet haben.

Ueber die Umstände der Hinrichtung des Herzogs von *Enghien* ist nichts Neues gesagt. Sie wird mit Gründen entschuldigt, die wirklich Erstaunen erregen müssen. Es wird behauptet, dafs hierbey alle gesetzliche Formen genau und pünktlich beobachtet worden seyen, und dafs die Verletzung des Baden'schen Gebiets durchaus in keinen Betracht komme, weil der Souverän desselben davon keinen Gebrauch machte — (welches aber aus Furcht vor dem übermüthigen Herrscher wohl allein unterlassen worden ist).

Ueber die Stiftung des kaiserlichen Adels wird Folgendes gesagt: „Um Alles, was auf die Organisation des Kaiserreichs und die neue Würde des Staatsoberhauptes Bezug hatte, in vollkommene Uebereinstimmung zu bringen, wurde ein neuer Adel gestiftet. Diese Stiftung (Institution) war eine seiner

seiner grofsartigsten, ihrem Zwecke entsprechendsten und glücklichsten Ideen, die jedoch nur wenig in dem Geiste ihres Stifters aufgefafst wurde. Der Adel des Kaiserreichs war eine dem Volke gegebene Würde, indem *Napoleon*, ohne Unterschied, den Sohn eines Pachters oder Künstlers, je nachdem sich dieser durch Verdienst oder Talent dazu befähigt zeigte, zum Range eines Marschalls oder Herzogs erhob. Bey der Einführung seines Adels hatte der Kaiser drey gleich wichtige Zwecke im Auge. Er wollte durch diese scheinbare Annahme der im übrigen Europa eingeführten Sitte Frankreich mit diesem wieder aussöhnen, durch dieses Bindemittel die neuen Institutionen mit jenen des alten Frankreichs verschmelzen und endlich den naturwidrigen sich allein durch seinen anmafsenden Unterdrückungsgeist auszeichnenden Feudal-Adel (der aber in Frankreich nicht mehr existirte) ganz dadurch abschaffen. — Beherzigungswerth sind die Abschnitte, worin über *Napoleons* Moralität, Finanzverwaltung und seine Ansichten über das Anleihesystem gehandelt wird, auf welche wir die Leser aufmerksam machen. Nach dem bisher Abgeführten wird man das folgende Urtheil über die Thronveränderung in Spanien weniger auffallend finden: „Da es daher dem, nur mit Mühe dem Tode entronnenen Friedensfürsten nicht schwer fallen konnte, Karl IV und die Königin, welche bey jenem Tumulte selbst in Lebensgefahr waren, zu der Reise nach Bayonne zu überreden, und anderer Seits *Escoiquiz* (der Günstling Ferdinands) als der wahre Urheber alles über Spanien verbreiteten Ungemachs, nur noch eifriger bemüht seyn mufste, den jungen König zu diesem Schritte zu bewegen, indem er auf den Fall, dafs die Thronentsagung Karls IV als ungültig erkannt würde, nur das Schaffot zu erwarten hatten — so fällt es von selbst in die Augen, dafs *Napoleon* gar keiner unedlen oder heimlichen Mittel bedurfte, um die königliche Familie nach Bayonne zu locken. Im Gegentheil, wenn *Napoleon* ein Vorwurf trifft, so ist es vielmehr der, mit zu grofser Energie und zu kühner Freymüthigkeit dabey zu Werke gegangen zu seyn. Bayonne war nicht der Schauplatz eines hinterlistigen, wohl aber eines offenen, mit unermefslichen Folgen verbundenen Staatsstreichs." Wir finden es kaum nöthig, bey diesen und andern Apologieen zu erinnern, dafs gerechte Handlungen einer Entschuldigung nicht bedürfen, und dafs diese wirklich eine Anklage enthält, die aus dem Gewissen kommt. Dem Werke ist das Testament *Napoleons* angehängt.

Die deutsche Uebersetzung nach der vierten Auflage des Originals ist gut gerathen. Nur ist zu rügen, dafs an manchen Stellen französische Worte statt der richtigen deutschen beybehalten worden sind, wie z. B. Combattanten statt streitbare Mannschaft. Als Probe der Uebersetzung geben wir zur Vergleichung folgende Stelle:

Heureusement l'humeur des Français finit par s'exhaler en mauvaises plaisanteries. Caffarelli avait une jambe de bois, ayant perdu la sienne sur les bords du Rhin. Toutes les fois, que les soldats le voyaient passer, ils s'écriaient aussitôt: Celui-là ce, moque bien de ce qui arrivera, il est toujours bien sûr d'avoir un pied en France. Les savans étaient aussi l'objet de leurs brocards. Les ânes étant fort communs en Egypte, presque tous les soldats en avaient à leur disposition; ils les nommaient toujours leurs demi-savans. La première fois que l'armée traversa le desert, les soldats se rappellant la proclamation du Général en chef, par laquelle il leur promettait à chacun sept arpens de terre: „Si c'est ici que doivent être situés nos domaines, disaient-ils, le gaillard pouvait bien assurement nous promettre du terrain à discrétion, nous n'en aurons pas abusé. C'est par ces sortes de plaisanteries que les Français oubliaient leurs fatigues en Egypte. Quant à la conduite de l'armée devant l'ennemi, elle a toujours été admirable.

Die üble Laune der Franzosen läfst sich zum Glück in scherzhaften Einfällen aus. Caffarelli hatte in einem Gefecht am Rhein einen Fufs verloren und trug daher ein hölzernes Bein. Wenn ihn nun die Soldaten erblickten, so riefen sie alsbald: „Dieser da bekümmert sich wenig um das was uns bevorsteht, denn einen Fufs hat er beständig in Frankreich." Die Gelehrten waren gleichfalls das Stichblatt ihres Witzes. Die Esel, deren es in Aegypten eine solche Menge gab, dafs fast jeder Soldat sich eines solchen bediente, nannten sie ihre Halbgelehrten. Als die Soldaten bey dem ersten Marsche durch die Wüste sich der Proclamation erinnerten, in welcher der Obergeneral einem Jeden von ihnen sieben Morgen Landes versprach, sagten sie: „Wenn wir hier unsere Güter erhalten sollen, so hätte er ohne Gefahr es uns überlassen können, davon nach Gefallen zu nehmen, sicher hätte keiner von der Erlaubnifs Mifsbrauch gemacht. Durch dergleichen Scherze suchten die Franzosen die Beschwerlichkeiten in Aegypten zu vergessen. Sobald sie aber vor den Feind kamen, war ihr Betragen unübertrefflich.

Der Uebersetzer sagt in der dem ersten Theile vorgesetzten eigenen Vorrede, dafs es seine Hauptaufgabe gewesen sey, die Thatsachen auf eine dem Sinne des Originals entsprechende Weise in unsere Sprache zu übertragen, ohne sich ängstlich an die Worte zu binden. Wir müssen bezeugen, dafs er diese Aufgabe gut gelöst hat. *F. W.*

REISEBESCHREIBUNG.

Dresden u. Leipzig, b. Arnold: *Reise durch die Schweitz* von *J. Carne*. Aus dem Englischen übersetzt von *Wilhelm Adolf Lindau*. 1828. II u. 192 S. kl. 8. (1 Rthlr.)

Wir begreifen nicht, dafs eine so völlig werthlose Schrift, als diese unzusammenhängend hingeworfenen flüchtigen, seichten und schiefen Bemerkungen über Genf, Chamouny, die Gletscher, Bern, den Thunersee, das Simmenthal, das Kanderthal, Leuck, Lauterbrunnen, Schmadribach, Grindelwald, das Faulhorn, Meyringen, die Grimsel, den Griefsbach bey Brienz, Interlacken, den Brünig, Unterwalden, Luzern und Basel, hat einen Uebersetzer finden können. Fast eben so räthselhaft kommt es uns vor, dafs ein Mann, den durch seine *Letters from the East* (die ebenfalls von dem Hn. *Lindau* unter dem Titel: *Leben und Sitte im Morgenlande*. Dresden und Leipzig 1826—1827. 4 Theile 8. in's Deutsche übersetzt worden sind) — nicht unvor-

vortheilhaft bekannt war, es wagen konnte, seinen jämmerlichen Reisebericht drucken zu lassen. Er erschien zuerst im *New Monthly Magazine* 1828, und hätte um so mehr darin vergraben bleiben sollen, als er auch nicht eine einzige Thatsache enthält, durch welche die Kunde der berühmten Orte bereichert worden wäre. Alle Vorurtheile eines Engländers, Mifsmuth, üble Laune, eine mehr als gewöhnlich trübe Weltansicht begleiten den Reisenden. Aus diesem Grunde vermag er denn auch weder das Gesehene richtig zu schildern, noch unbefangene Sitten, Volkseigenthümlichkeiten und gesellschaftliche Verhältnisse zu würdigen, die von denen seiner Landsleute abweichen. Wen dieses Urtheil zu hart dünkt, den verweisen wir ausdrücklich auf den S. 117 beginnenden *Anhang*, in welchem ein wackerer Schweizer, der Königl. Sächsische Bibliothekar in Dresden, Hr. *Carl Constantin von Falckenstein* aus Solothurn, unter dem angenommenen Namen *Karl von Jura*, dem gewandten Uebersetzer seine Ansichten über das englische Machwerk nicht nur mit unverkennbarer Sachkunde mittheilt, sondern auch werthvolle Bemerkungen über die physischen Eigenthümlichkeiten der helvetischen Alpenwelt und ihrer Bewohner beyfügt. Gelungen ist ihm vorzüglich die Schilderung mehrerer Sitten und Gebräuche, die aufserhalb der Schweiz kaum dem Namen nach bekannt sind. Nicht minder gelungen sind die eingestreueten Erzählungen über die Erklimmungen des Gipfels der Jungfrau und des Finsteraarhorn. Der letzte ward wirklich am 16. August 1812 erstiegen. Wir danken dem Hn. *Lindau*, dem Alpensohne Gelegenheit verschafft zu haben, den Eindrücken und Ansichten, die er von seinen heimathlichen Bergen mitgebracht hat, Worte zu geben. Wir erwarten aber auch mit Ungeduld das verheifsene ausführliche Gemälde der Schweiz aus der sachkundigen Feder des Hn. *von Falckenstein*.

SCHÖNE LITERATUR.

STUTTGART, b. d. Gebr. Franckh: *Phantasien und Skizzen* von *Wilhelm Hauf*. 1828. IV u. 208 S. kl. 8. (1 Rthlr. 6 gGr.)

Unter diesem Titel findet man ein Viertelhundert vermischter Gedichte und einige prosaische Aufsätze aus dem Nachlafs des frühverstorbenen *Hauff* zusammengedruckt. Die letztern erinnert sich Rec. meistens schon im Morgenblatt, vielleicht auch noch anderswo, gelesen zu haben. Ob ihr Wiederabdruck gerade nöthig war, will er nicht entscheiden; unwerth sind sie desselben nicht. Es sind gelungene Federübungen eines gewandten Talents, der Stoff an sich fast ganz unbedeutend, aber durch die Behandlung gehoben. Man liest sie und fühlt sich angezogen; hat man aber ausgelesen, so bleibt dem Geiste wenig Ausbeute zurück. Der Vf. führt uns in eine Leihbibliothek; er stellt sich ans Fenster seiner Wohnung und berichtet uns, was er in den einzelnen Zimmern der gegenüberliegenden beobachtete; er erzählt uns von seiner Reisegesellschaft auf einem französischen Postwagen. Ueberall beobachtet er gut, und die muntere Laune der Darstellung schliefst das ernste Gefühl nicht aus. In dem ersten Aufsatz über das Publicum der Leihbibliotheken (ein Stoff, den ungefähr zu derselben Zeit auch *Castelli* mit noch derberer Komik behandelte) hat uns besonders ein Urtheil über *Jean Paul* angezogen, dem wir beystimmen müssen. „Alles, läfst der Vf. seinen Leihbibliothekar sagen, hat er in sich vereint, um auch die verschiedensten Gaumen zu befriedigen; tiefen Ernst und Humor, Wehmuth und Satire, Empfindsamkeit und leichten Scherz; aber er hat jene Ingredienzien klein gehackt, wunderlich zusammengemischt und mit einer Sauce piquante gekocht; als es fertig war und das Publicum kostete, fand man es wohlschmeckend, delicat, aber es widerstand dem Magen, weil niemand seine Kraftbrühen, den sonderbaren dunkeln Stil, ertragen konnte. Dort stehen alle seine Gerichte unberührt, und nur einige Gourmands im Lesen nehmen hie und da ein Kampanerthal oder einen Titan nach Hause und schmecken allerley Feines heraus, das ich und mein Publicum nicht verstehe." — — Die Gedichte *Hauff's* haben uns meist angesprochen; sie sind einfach und *natürlich*, frey von dem gezwängten und geschraubten Wesen, das man jetzt bey jungen Dichtern so häufig antrifft, meist leicht und anmuthig, doch fehlt es auch an Kraft nicht, wo es ihrer bedarf. Der Vf. hat sie, wie uns der kurze Vorbericht meldet, meistens vor seinem ein- und zwanzigsten Jahre gedichtet und nie für den Druck bestimmt. Sie sollen hier gesammelt, den vielen Freunden des Verstorbenen sein Andenken zurückrufen und wir wünschen, dafs man sie auch anderwärts nicht ganz übersehe, was bey dem grofsen Reichthum der deutschen Lyrik, und der schwachen Theilnahme des Publicums an derselben, so leicht geschehen kann. *R—e.*

DEUTSCHE SPRACHLEHRE.

LEIPZIG, b. Hartmann, *Praktische Anweisung zur deutschen Orthographie* nebst einem Anhange der gebräuchlichsten Fremdwörter und Synonymen, zum Gebrauch in Schulen bearbeitet von *Karl Aug. Grauert*, 1829. XII u. 228 S. 8. (16 gGr.)

Ein recht zweckmäfsiges Büchlein, besonders Lehrern in Bürger- und Volksschulen zu empfehlen. Das Bekannte ist faslich vorgetragen. Das ist besser, als etwas Neues, welches sich noch nicht bewährt hat, als Regel anführen. So begreift Rec. nicht, wie ein sonst so trefflicher Pädagog, H. CRath *Zerrenner*, in dem 2ten Theile seines Kinderfreundes das ſſ am Schlusse einsylbiger Wörter statt des ß gewählt hat, und *Daſſ*, *Muſſ* statt: *daſs*, *muſs* u. s. w. schreibt. Der Anhang giebt ein Register von Fremdwörtern nebst Erklärung und Synonymen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1830.

KUNSTGESCHICHTE.

MÜNSTER, im Verl. der Coppenrath. Buch- und Kunsth.: *Archäologisch-liturgisches Lehrbuch des Gregorianischen Kirchengesanges*, mit vorzüglicher Rücksicht auf die Römischen, Münsterschen und Hochstift Kölnischen Kirchengesangsweisen, von *Joseph Antony*, Prof. u. Chordirect. an der Cathedralkirche zu Münster. 1829. 244 S. 4. (2 Rthlr. 16 gGr.)

Das vorliegende Werk ist zunächst für die Amtsder des Vfs bestimmt, doch auch, wie sich das n selbst versteht, für alle Freunde katholischen irchengesanges. Der Vf. nennt es ein Ergebnifs ehrjähriger Bemühungen und spricht von mannigltigen Beschwernissen, die ihm bey Abfassung desben entgegentraten. Wir glauben ihm das um so ehr, je länger wir selbst in diesen Gegenständen arbeitet haben und aus Erfahrung von den Schwiigkeiten reden können, die eine solche Aufgabe thwendig mit sich bringt. Was würde der Vf. erst gen, wenn er sich vorgesetzt hätte, die hieher gerenden Gegenstände nach den Quellen selbst zu arbeiten? Das hat er nicht gethan: alle seine Anben sind meist aus Quellen der zweyten und drit- Ordnung geflossen, oder die Sachen sind ohne auere Vergleichnngen nach alten, nicht immer örig beweisenden Angaben hingestellt, oder auch neueren Untersuchungen ausgehoben worden. her Unbekanntes ist auch unbekannt geblieben. noch ist das Werk ein äufserst nützliches und e Zusammentragungen verdienen allen Dank. Alles, hoffen wir, wird sich aus der nähern gabe des hier Geleisteten klar ergeben. Der Vf., über die jetzige Vernachlässigung des kirchen Gesanges schwere Klage führt und ihm nach ften aufhelfen möchte, wurde 1819 von einem en Ministerium nach Berlin gerufen, damit er in der Tonkunst und dem Choralgesange weiunterrichte. Er benutzte die dortigen Hülfsmitbemühte sich, seinem Werke Vollständigkeit Brauchbarkeit zu geben, eifert sehr gegen unser rnwesen und erhebt die alten Tonarten über Alwobey er vorzüglich des Werkes von *Mortimer* ines klassischen gedenkt. Dafs er alle von den stern. am Altare zu singenden Formeln, Col-n, Episteln u. s. w. als Denkmäler echter Kunst eines reinen Christensinnes ansieht und sie über s setzt, gehört zur Ordnung. Ohne diese Ueberung würde er wohl kaum bis zur Hälfte des Werks gekommen seyn, da ihn der Reiz eigener kritischer Untersuchungen nicht begeisterte. Der erste Theil des Buches ist theoretisch und geschichtlich. Das erste Kapitel enthält die Erklärung und Eintheilung der Musik. Obwohl sich Manches darüber sagen liefse, so übergehen wir es doch, um Raum für Wichtigeres zu gewinnen. Das 2te Kap. hat die Ueberschrift: „Gregor der Grofse, als Verbesserer und Einführer (?) des Choralgesanges." Dafs sich über die Einrichtung des Ambrosianischen Gesanges bis jetzt nicht viel Gewisses bestimmen lasse, darüber sind wir mit dem Vf. einig, so wie darüber, dafs er durch Schuld der Sänger, vorzüglich durch üble Verzierungen, zu Gregor's Zeiten schon verderbt gewesen sey. Darum bemühte sich Gregor aus allen Kräften, den entarteten Gesang wieder zu veredeln. Deshalb wurde er jedoch noch nicht *Einführer* des Choralgesanges. Der Vf. widerspricht sich in der Folge auch selbst. Er hätte also die Ueberschrift anders stellen sollen. Dafs aber der *cantus firmus* oder *planus*, der nur einstimmig in Tönen von gleicher Währung, ziemlich tactlos vorgetragen wurde, auch *choralis* hiefs, weil man sich seiner bey Abhaltung der Kirchenämter bediente, wo die Geistlichkeit im Chor versammelt ist, ist eben so richtig bemerkt, wie der Ausdruck *cantus romanus*, weil er von Rom aus im ganzen Occidente sich verbreitete. — Kap. 3. Innere Beschaffenheit des Choralgesanges. Die authentischen d. i. echten oder selbstständigen Tonarten sollen ambrosianische seyn, zu welchen vieren Gregor d. Gr. die 4 plagalischen gefügt haben soll, d. i. abgeleiteten, weil sie sich aus jenen bildeten und einen höhern Umfang hatten. Die Sache ist oft behauptet worden: es wäre besser, wenn sie einmal bewiesen worden wäre. Darauf giebt der Vf. der alten gregorianischen Gesangsweise das höchste Lob. Wir gehören zu den Liebhabern und Vertheidigern der alten kirchlichen Gesangsweise: finden aber doch das Lob etwas übertrieben und sind überzeugt, dafs das der guten Sache keineswegs aufhilft. — Kap. 4. Tonarten des Choralgesanges. Italienische und deutsche Tabulatur, nebst Anwendung der letztern zur nähern Erklärung der 4 authentischen und 4 plagalischen Tonarten, oder der sogenannten 8 Kirchentöne. Sie sind deutlich nach gewöhnlicher Weise erklärt. Was aber der Vf. von der Bezeichnungsart der Noten (Tonzeichen) sagt, die Gregor der Gr. eingeführt haben soll, dafs nämlich die tiefe Octave mit Versalbuchstaben (C D E F G A H), die 2te Octave mit kleinen Buchstaben, die 3te mit einem Querstrich über den kleinen Buchstaben bezeichnet worden wäre,

ist durchaus falsch, so allgemein auch die Annahme dieser Behauptung bisher gewesen ist. Man lese nur, um sich von der Unrichtigkeit dieser Annahme vollkommen zu überzeugen, die merkwürdige Abhandlung in der Leipziger allgem. musik. Zeitung Nr. 25 u. s. w. vom Jahre 1828: „Berichtigung eines in der Geschichte der Tonkunst fortgepflanzten Irrthumes, die Tonschrift des Papstes Gregor des Gr. betreffend." Nach der in St. Gallen aufgefundenen ältesten Handschrift eines gregorianischen Antiphonars ist es aufser allen Zweifel gesetzt, dafs Gregor's Notenzeichen nichts anders als die Neumen seiner Zeit waren. — Auch ist die Angabe falsch, *Alcuin* sey ein Schüler des *Beda* gewesen, die sich ebendaselbst gründlich widerlegt findet. — Kap. 5. Verschiedener Charakter der 8 Tonarten. Hauptmerkmale, woran man sie unterscheidet. Die ungeraden (1, 3, 5, 7) sind *modi authentici*, die geraden *plagales*. Das Charakteristische jeder Tonart wird weitläufig durchgegangen, hauptsächlich nach *Gerbert's* Schriften, z. B. *Primus* (*tonus*) *faecundus, item modestus severus; quintus delectabilis, laetus, jubilans* etc. — Kap. 6. (S. 32) Karl d. Gr. als Beförderer des Kirchengesanges in Frankreich und Deutschland. Guido von Arezzo im 11ten Jahrh. Auch hierüber würde der Vf. in der oben angeführten Abhdl. der Leipz. musik. Zeit. manche Berichtigungen gefunden haben, wenn sie ihm zeitig genug zu Gesicht gekommen wäre: denn dafs er sie übersehen haben sollte, ist kaum zu glauben, da es sich aus andern Dingen ergiebt, dafs er die Untersuchungen dieser Zeitschrift benutzt. So werden noch die beiden römischen Sänger, die sich Karl M. von Hadrian zur Verbesserung des fränkischen Gesanges erbat, Theodor und Benedict, wie fast überall, genannt, während sie in der Handschrift zu St. Gallen Petrus und Romanus heifsen, davon ersterer nach Metz kam und eine Gesangschule errichtete, die auch die vorzüglichste in Frankreich blieb: Romanus hingegen blieb Kränklichkeit halber in St. Gallen und eröffnete da eine Singschule. Auch von Guido Aretinus wird das Gewöhnliche berichtet. Die bekannte guidonische Hand findet man abgezeichnet. Sonderbar ist es, dafs die alten Chinesen auch schon nach einer ähnlichen musikalischen Hand lehrte. (S. *G. W. Fink's* Abhdl. über chinesische Musik in der allgem. Encyklop. von *Ersch* und *Gruber*.) — Kap. 7. (S. 44) Eintheilung des Choralgesanges in *Accentus* und *Concentus*. Classification der einzelnen Gesangsnoten. Gesangbücher. — Das Singen der Collecten, Episteln, Evangelien, überhaupt des Priesters am Altare, war in früheren Zeiten mehr eine feyerliche Recitation, die man nach den alten Lehrbüchern nicht einmal zum Gesange rechnete; da sie denn gewöhnlich die Aufschrift führt: *De modo legendi choraliter*. (Vergl. das letzte Kapitel im Enchiridion von *Georg Rhau*.) Daraus entstand nun folgende Abtheilung: *Concentus* fafste die Melodieen des Gesammtchores in sich; *Accentus* den nach grammatischen Interpunctionen eingerichteten Leseton, der mit der Zeit eine geregelte melodische Form erhielt, wie in den Präfationen, Intonationen, der Segensformel u. s. f. Zum Concent gehören: 1) die Responsorien, gröfsere und kleinere; (das gröfsere *responsorium* folgt auf die gröfseren Lectionen und heifst zuweilen *historia*; das kleinere ist entweder an sich kleiner, oder es folgt auf kleinere Lectionen, hat aber mit jenem gleiche Einrichtung, obwohl auch in der Behandlung zuweilen geringe Unterschiede Statt haben;) 2) die Antiphonieen (Wechselgesänge an sich, oder auch weil sie mit den Psalmen wechseln); 3) die Psalmodie und Hymnologie, wohin auch die Litaney gerechnet wird, als Nachbildung des 135sten Psalms; 4) die *Cantiones missales* oder die Mefsgesänge des Chors; 5) die langsamen rhythmischen (nicht rhytmischen) Recitationen der Tagzeiten, welches *canere indirectum*, oder cursiren und accentuiren genannt wird und die Mitte zwischen Gesang und Lesevortrag hält, was bey dem Seelenamte für Verstorbene und in der Charwoche Statt findet. Hierauf wird kurz eine Erklärung der katholischen Notenbücher gegeben, z. B. *Antiphonar, Graduale, Psalterium* etc. — Kap. 8. (S. 51) Vorzügliche Gesänge bey den kirchlichen Aemtern. Der Eingang der h. Messe. *Introitus*. In den ersten christlichen Zeiten hat die Messe der Verfolgungen wegen wohl keinen Gesang gehabt, was auch *Amalar* und *Rabanus Maurus* behaupten. Reden der Kirchenväter können kaum etwas dagegen beweisen, denn eine Rede verschönert gern, historische Untersuchung ist nicht ihre Sache; es wird hierin sehr häufig etwas allgemein ausgedrückt, was doch nur einer kleinern, spätern Zeit gilt u. s. f. Im 8ten Buche der apostol. Constitut. heifst es: *Si neque domo neque in ecclesia congregatio potest agitari, unusquisque apud se psallat, legat, precetur; vel duo aut tres simul.* Der Papst Coelestin soll den Introitus eingeführt haben. Die Art desselben ist ungewifs. Jetzt besteht er aus Versen der Psalmen, oder aus Sprüchen irgend eines Kirchenvaters. (Das letzte jedoch weit seltener.) An hohen Festen bedient man sich auch der Tropen. Sie bestanden aus einigen Versen, die vor dem Introitus oder zwischen demselben gesungen wurden und zwar am wahrscheinlichsten von einem Doppelchor. — Kap. 9. (S. 54) Das *Kyrie eleison* oder die Litaney (wie es von mehrern Liturgen genannt wird) folgt gleich nach dem Introitus. Schon im A. T. finden sich dergl. Formeln. Sehr häufig trifft man es in den Liturgieen der Morgenländer z. B. der Syrer, Armenier u. s. w. Der Gebrauch dieser Formel schon vor Gregor dem Gr. auch unter den Lateinern ist erwiesen. Dafs aber das Kyrie eleison von den Griechen zu den Lateinern übergegangen ist, ist nicht blofs wahrscheinlich, wie der Vf. sich ausdrückt, sondern so gewifs, als es irgend eine historische Sache seyn kann. — Kap. 10. (S. 55) *Hymnus angelicus, Gloria in excelsis Deo*, oder die grofse Doxologie. Wer der Vf. der Zusätze zu derselben ist, läfst sich nicht gewifs bestimmen. Man schreibt die Einführung dieses Lobgesanges dem Papste Telesphorus zu. Im 7ten Jahrh. wurde er bey jeder Messe eingeführt, doch so, dafs

er

er nur von den Bischöfen gesprochen wurde, am h. Osterfeste auch von den übrigen Priestern. Erst im 11ten Jahrhundert fielen diese Bestimmungen weg und er wurde bey jeder Messe gesungen. In diesem Kapitel wird noch weitläufig vom Kyrie gehandelt, was früher hätte geschehen sollen. Namentlich ist das *Kyrie Apum* zu bemerken, das richtig durch *apostolicum* erklärt wird. Ueber das *Gloria* selbst hätten wir mehr zu lesen gewünscht; es ist zu oberflächlich abgefertigt. Die verschiedenen Arten des Kyrie sind dagegen fleifsiger durchgeführt. — Kap. 11. (S. 66) *Graduale.* Der Lesung der Perikopen, vorzüglich aus dem A. T., folgte schon in den ersten christlichen Zeiten ein *responsorium;* in der Messe auch vor dem Lesen des Evangeliums. Es wird Graduale genannt, weil es auf den Stufen eines erhöheten Platzes, des Pultes oder doch auch wohl des Altars gesungen wurde. Man bediente sich dazu der Psalmen, auch der Aussprüche der Kirchenväter. Die echte Art des Gradual-Gesanges ist so ganz von der Art unserer Figuralmusik verschieden, dafs er defshalb jetzt auch wohl von solchen, die den Choralgesang lieben, nicht, wie er es verdient, anerkannt wird. — Kap. 12. (S. 68) Das *Alleluja.* Was darüber gesagt wird, ist allermeist aus dem 5ten B. der Denkwürdigkeiten aus der christl. Archäologie von *Augusti* genommen. Hierbey wird mit allem Rechte der *Neumen* Erwähnung gethan, die aber keineswegs nur einigermafsen genau erörtert worden sind: der Vf. hat nur so viel von ihnen gesagt, als zum Alleluja nothwendig gehört. Es wird demnach hier nichts weiter unter diesem Ausdrucke verstanden, als die oft sehr langen Gesangsverzierungen, die man auf den einzelnen Sylben dieses Wortes anzubringen gewohnt war. Im 10ten Jahrh. entstanden aus diesen verzierten Jubelgesängen die Sequenzen, wozu wir nur bemerken, dafs man hier das Wort in engerer Bedeutung zu nehmen habe. Hier hätte nun doch wohl auch (und öfter) *Durandi rationale* c. 21 angeführt werden sollen, besonders da das Werk von den Katholiken, für welche der Vf. zunächst schrieb, unter die klassischen gerechnet wird. Gleich damit ist der *tractus* verbunden, der zur Fastenzeit anstatt des Alleluja gesungen wird und von *trahendo* seinen Namen hat. Es ist also ein trauriger, langsam fortschreitender Gesang, die Mühen dieses Erdenlebens darstellend, wie der sehr allegorisirende *Durand,* der auch hier hätte benutzt werden sollen, anmerkt. — Kap. 13. (S. 72) Prosa oder Sequenz. (Vergl. des *Durand* angezogene Schrift.) Ihr Urheber (im engern Sinne des Wortes) ist *Notker balbulus,* von welchem es nicht unerwähnt hätte gelassen werden sollen, dafs er als Abt zu St. Gallen starb. Die Sequenzen *Notker's* (oder *Notger's*) werden darauf aus *Petz Anecdot.* angeführt. Darauf heifst es weiter: „Aufser dem Sequenzenbuche des *Notker balb.* findet man auch Nachrichten über die Liederdichter in *Clichtovaei elucidatur ecclesiasticus.*" *Clichtoväus* Sammlung ist zwar nicht ganz unwichtig: aber genau nimmt es der Mann auch nicht; am allerwenigsten gehört er unter diejenigen, die sich auf Untersuchungen einlassen. Was er vorfindet, wird ohne Weiteres angegeben und das Uebrige wird unerörtert gelassen, wie es unser Vf. auch thut. Freylich haben Nachforschungen der Art ihre besondern Schwierigkeiten und erndten in der Regel so wenig Dank, dafs man sich nicht wundern kann, wenn nur sehr Wenige aus eifriger Liebe zur Sache sich damit befassen. S. 75 werden die bekannten 5 Hauptsequenzen namentlich angegeben, die von der römischen Kirche aus der Menge derselben beybehalten worden sind. Auch über diese sind keine neuen Erörterungen versucht worden; was bis jetzt ununtersucht geblieben ist, wird nicht im geringsten aus dem Dunkel gezogen. Die Ostersequenz: *Victimae paschali laudes,* ist daher ganz kurz abgefertigt worden und harret noch auf geschichtliche Begründung. Uebrigens ist eine schlechte deutsche Uebersetzung (aus *Rambach's* Anthologie B. 1. S. 250) beygefügt. Die Pfingstsequenz: *Veni St. Spiritus,* ist gleichfalls ungewifs gelassen. Dagegen sind die neuern Untersuchungen der Lieder des Mittelalters von *Mohnike* und von *G. W. Fink* (s. Leipz. allgem. musik. Zeitung von den Jahren 1826 und 1827, ferner: Magazin für christl. Prediger. Hannover u. Leipzig B. 4.) wohl benutzt und die Ergebnisse genau, oft wörtlich, in der Darstellung der beiden Sequenzen „*Stabat mater dolorosa* und *Dies irae, dies illa*" u. s. w. angeführt worden. Vom *Stabat mater* sind mehre Melodieen mitgetheilt worden und vom *Dies irae* eine. Darauf folgt der Index der Sequenzen des Münsterschen Graduals vom Jahre 1536. — Kap. 14 (S. 94) das *Symbolum.* Es ist hier vom grofsen oder Nicaenischen Glaubensbekenntnisse die Rede, wovon das Gewöhnliche nach Cardinal *Bona, Mabillon* u. A. beygebracht worden ist. Auch hier ist *Durandus* nicht angeführt. Den Schlufs machen 2 alte Melodieen zum *Credo,* die erste zum lateinischen, die andere zum deutschen Texte. — Kap. 15. (S. 99) *Offerenda* oder das Offertorium, so genannt, weil sonst während dieses Gesanges die Christen ihre Gaben, die in Brot und Wein bestanden, auf dem Altare niederlegten und zwar in weifsleinenen Tüchern. Es war schon vor Gregor dem Gr. gebräuchlich und ist von ihm beybehalten worden. In seinem Antiphonal steht für jede Messe ein Offertorium. Erst hier wird *Durandus* angeführt. Der aus *Gerbert's musica sacra* T. 1. p. 436 mitgetheilte Gesang gehört wohl nach des gelehrten Abtes Ausspruche zu den Seltenheiten, wird uns jedoch schwerlich so ansprechen können, als der folgende einfachere. Uebrigens hat ihn Gradual im Biscantu, während er hier nur einstimmig, wie Alles, abgedruckt worden ist. — Kap. 16. (S. 101) die Präfation oder Vorbereitung zur heil. Handlung. Sie ist überall angenommen worden und nur an verschiedenen Orten der Form nach verschieden. Wer sie eingesetzt hat, ist nicht bekannt, schreibt der Vf. Abt Gerbert schreibt sie im 1. T. seiner *Mus. sacra* dem Papst Gelasius zu, nennt 9 solcher Präfationen gesetzlich und die 10te von Urban II. zum

Lobe

Lobe der Jungfrau Maria hinzugefügt. Später erwähnt der Vf. selbst Einiges davon und ermahnt mit Recht, man solle des *Durand* 4tes B. im 33. C. und den oben genannten *Gerbert* vergleichen. Es wäre jedoch besser gewesen, er hätte das Wichtigste selbst genauer ausgehoben und zusammengestellt. Fast mit denselben Worten findet sich schon die Präfation in der *constitutio apostolica*, was auch aus dem 8ten B. S. 111 der Denkwürdigkeiten von Augusti nachgelesen werden kann. Die angeführte Bezeichnungsart der alten Noten wird nach *Gerbert* und nach *Forkel* (der des Abts Schriften benutzte) auf alle Fälle zu früh in's 10te und 11te Jahrh. gesetzt. Die Noten und der Zusammenhang sind im Buche selbst nachzusehen. — Kap. 17. (S. 106) Das *Sanctus*. Zu dem Bekannten über diesen Gesang kommen hier noch einige Melodieen solcher Lieder, die dahin zu passen und aus dem *Trisagion* entstanden zu seyn scheinen. Die *Oratio dominica* ist hier zugleich mit abgehandelt worden. Mit Recht wird ihr Gebrauch als sehr alt bezeichnet. Die Melodie dazu ist bekanntlich collectenartig. — Kap. 18. (S. 110) *Agnus Dei*. Nach *Durand*, dem Pontifical, *Gerbert* etc. wird Papst Sergius im 7ten Jahrh. für den Anordner dieses Gesanges gehalten; auch werden einige Zusätze erwähnt, z. B. *miserere nobis*. Dazu wird die *Communio* oder die Antiphonie zur Communion genommen, die vom Sängerchor vorgetragen wird, nach *Mabillon* schon aus Gregor's Zeiten stammt und aus einem Psalm und einer dazu schicklichen Antiphonie bestand. Später, als die Volkscommunion aufhörte, verschwand der Psalm und es blieb nur die Antiphonie übrig, deren Inhalt meist eine Einladung zum würdigen Genufs des heil. Abendmahls ist. Ferner wird ein Hymnus zur Communion mit der deutschen Uebersetzung aus *Rambach's* Anthologie (Th. 1. S. 132) mitgetheilt, der einem wenigstens 1100 Jahre alten Antiphonar des irländischen, einst berühmten Klosters Banchor entnommen und in seiner Art merkwürdig ist. Wenn der Vf. die folgende römische Melodie jener vorzieht: so müssen wir bekennen, dafs unser Geschmack ein anderer ist. Am Schlusse werden diejenigen, die mehr über diesen Gegenstaud wissen wollen, wieder auf *Gerbert* verwiesen. — Kap. 19. (S. 114) *Ite Missa est*. — Kap. 20. (S. 115) Summarische Classification der üblichen Mefsgesänge nach dem Tonal des Abtes Berno von Reichenau aus dem 11ten Jahrh. — Kap. 21. (S. 126) die Psalmodie. Die Kirchenväter spenden bey jeder Gelegenheit den Psalmen das verdiente Lob und haben uns die reichhaltigsten Commentare darüber hinterlassen. Auch finden sich Beyspiele des Gebrauchs derselben in der heil. Schrift. Auch aus Plinius Schriften zeigt es sich, dafs sie in der ersten Kirche schon vorgetragen wurden. Dann wird der Antworts-Psalmen gedacht und der 4 Arten, die Psalmen zu singen. Eine Anzeige der Psalmenordnung nach dem nämlichen Brevier macht den Beschlufs. Dazu werden drey Gesänge aus dem N. T. gerechnet: das Magnificat der Jungfrau Maria, das Loblied des Zacharias (Luc. 1.) *Benedictus dominus Deus Israel* und der Lobgesang Simeons „*Nunc dimittis*" (Luc. 2.). — Kap. 22. (S. 135) Hymnologie. Meist aus dem 6ten B. der christlichen Archäologie von Augusti, zu welcher *Herder's* Aussprüche noch fleifsig ausgezogen worden. Erst im 12ten Jahrh. liefs die römische Kirche den Gebrauch der Hymnen beym Gottesdienste zu, aufser beym Completorium. — Kap. 23. (S. 138) Die Hymnologen der lateinischen Kirche. Ihre Reihe beginnt mit Hilarius von Poitiers zu Anfang des 4ten Jahrhunderts. Von allen ist das Bekannte wieder erzählt: aber auch unter diesem hätte Einiges genauer genommen werden sollen. So wird noch immer der *Jubilus de nomine Jesu* (*Jesu, dulcis memoria*) dem heil. Bernhard zugeschrieben, dem wir es, schon des Untereinandergeworfenen wegen, nicht beymessen möchten. Viel wahrscheinlicher ist es, dafs dieses sehr lange Lied, das stets wieder von Neuem anhebt, eine Nonne zur Verfasserin hat, was sich auch auf alle Zeugnisse stützt. Endlich wird etwas aus *Jacob Wimpheling's* seltenem Werke: *De hymnorum et Sequentiarum auctoribus, generibus carminum, quae in hymnis inveniuntur, brevissima erudiuncula*, mitgetheilt, wovon nur das Kapitel über das Metrische in den Hymnen von einigem Werthe ist.

Mit dem 24sten Kapitel beginnt der praktische Theil, wo zuerst eine Darstellung der verschiedenen im Choralgesang üblichen Tonleitern mit einigen vorläufigen Bemerkungen über Kirchengesang gegeben wird. Das 25ste Kapitel handelt von der Stimmbildung und Erhaltung hauptsächlich nach *Hiller's* Anweisung zum musikalisch richtigen Gesange (Leipzig 1774). Das 26ste Kapitel beschäftigt sich mit den allernothwendigsten Regeln, die bey Haltung des canonischen Officiums zu beobachten sind, wozu im 27sten Kapitel die verschiedenartigen Gesangs- und Leseordnungen kommen, nach Verschiedenheit der jedesmaligen Festfeyer. Das Beachtenswertheste sind die Anzeigen der Abkürzungen in manchen Psalterien (auch andern alten Schriften), die manchem Anfänger Schwierigkeiten machen. Uebrigens enthält dieser zweyte Theil meist Accent-Gesänge, die man im Buche selbst nachzusehen hat.

φγχκ.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1830.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

Weimar, im Landes-Industrie-Compt.: *Versuch über die einfachste und zweckmäfsigste Art, die Geschützladungen mittelst Percussion zu entzünden;* von *C. v. Metsch*, Grofsherzogl. Sächs. Hauptmann der Artillerie. 1828. XVI u. 336 S. 8. Mit fünf Tabellen und drey Tafeln Abbildungen. (1 Rthlr. 21 gGr.)

Schon vor geraumer Zeit hat man die heftige detonirende Eigenschaft und die Entzündlichkeit der Knallsalze erkannt, und diese zu Verfertigung eines kräftigen Schiefspulvers anzuwenden versucht; denn 1788 kostete ein solcher Versuch mit *Berthollet's* Mischung, bey der sich anstatt des Salpeters Chlorine befindet, durch Auffliegen der Pulvermühle zu Essaunes dem genug bekannten Chemiker *Lavoisier* beynahe das Leben. Man begnügte sich daher, sie zum Anzünden der Pulverladungen bey Schiefsgewehren anzuwenden, weil sie diesen Dienst auch im Regenwetter leistete und daher dem Versagen weniger ausgesetzt war, als die gewöhnliche Zündart vermittelst des Funkens aus Stein und Stahl. Bey dem Geschütz hat man ganz neuerlich erst angefangen, sich der Zündungsart durch Knallpulver zu bedienen, und zu dem Ende bey verschiedenen Artillerieen — mit mehr oder weniger Erfolg — Versuche angestellt, von denen die bey der Grofsherzogl. Sachsen-Weimarischen gemachten hier mit nöthiger und lobenswerther Genauigkeit beschrieben werden.

Der Vf. hat zu dem Ende sein Werk in fünf Abschnitte getheilt, deren *erster* die Mängel der bis jetzt üblichen Zündungsart kurz angiebt; der 2te das Abfeuern durch die zum Gebrauch der Jagdgewehre eingeführten *Zündhütchen*, darlegt und die damit 1824 in Weimar angestellten Versuche beschreibt; der 3te geht zu dem Losbrennen des Geschützes durch *Schlagröhre* über, deren Kopf mit Knallpulver gefüllt, das Rohr aber mit feinem Schiefspulver ausgeschlagen war; der 4te giebt eine Vergleichung der beiden eben erwähnten Zündungsarten und endlich der 5te eine Uebersicht der Bereitung der verschiedenen, als Zündungsmittel dienenden Knallpulver, und eine Gegeneinanderstellung ihres Werthes.

Es bedarf keiner weitläuftigen Auseinandersetzung, dafs die bis daher allgemein gewöhnliche Art, das Geschütz vermittelst der Lunte abzufeuern, wegen des dabey nöthigen Einpuderns höchst unbequem und bey starkem Winde oder Regen gar nicht ausführbar ist. Es hat daher auch Rec. stets Wunder genommen, dafs man noch immer bey den meisten Artillerieen dieses Verfahren beybehalten und den Gebrauch der Zündlichter nicht allgemein eingeführt hat, bey denen nur allein ein regelmäfsiges Feuer möglich ist. Doch bleibt auch hier noch der Uebelstand, dafs bey Regenwetter die Lunten leicht verlöschen, wenn man nicht — wie bey der sächsischen Artillerie — zwey bey jedem Geschütz brennend hat, und sie durch besondere Luntenverberger gegen die Nässe schützt. Dafs dafs möglich sey, beweist das Treffen bey Dresden, wo das herabströmenden Regens ungeachtet das Kanonenfeuer keinen Augenblick stockte, weil allgemein mit Zündlichtern gefeuert ward. Selbst mit diesen aber ist ein Uebelstand nicht zu vermeiden: dafs nämlich bey nächtlichen Ueberfällen, wofür die Zögerung eines Momentes nachtheilig wird, erst das Zündlicht an der Lunte angebrannt werden mufs, ehe man das Geschütz damit abfeuern kann. Bey dem Ueberfall 1798 auf die sächsische Batterie in der Gustavsburg ward der Artillerist während dieser Verrichtung von den durch die Schiefsscharte hinein kriechenden Franzosen niedergestochen, wo es bey der Percussionszündung blofs eines Hammerschlages bedurft hätte, um die stürmenden Feinde wieder durch die Scharte hinaus zu blasen. Die bemerkte *Zündung* verdient daher *für das Geschütz* alle mögliche Aufmerksamkeit, und der Vf. den Dank aller Artilleristen, dafs er die letztere durch die Darstellung der hierüber gemachten Versuche zu erregen und zu fixiren sucht. Was jedoch die Anwendung der Percussionsschlösser für das Soldatengewehr betrifft, so scheint es Rec., dafs wohl kein praktischer Kriegsmann dafür stimmen kann, weil ihn eben *das* entgegensteht, was das Knallpulver als Zündung für das Geschütz empfiehlt. Wenn hier das Abfeuern durch jenes kürzer und einfacher ist, verhält es sich bey dem kleinen Gewehr gerade umgekehrt, und es ist nicht abzusehen, woher dem gemeinen Infanteristen im Gefecht die zum Aufsetzen des Zündhütchens unentbehrliche Ruhe und Genauigkeit kommen soll? Schon das *nicht selbst aufschüttende* Soldatengewehr führt den wichtigen Nachtheil mit sich, dafs es sich nicht zu nächtlichen Gefechten eignet, und dafs auch am Tage Sturm und Regen einen Gebrauch unmöglich macht. (Hierin liegt auch wohl der Grund, dafs gerade bey Regenwetter die Franzosen am leichtesten

sten geschlagen wurden, S. 15, und dafs bey Dresden die linke Flügelcolonne der Oesterreicher ohne Widerstand von der französischen Kavallerie gefangen ward.) So darf man wohl mit Grund behaupten, dafs das *selbst aufschüttende* Gewehr mit trichterförmigem Zündloche das einzig brauchbare für den Felddienst sey, weil seine Mängel weit von den wesentlichen Vortheilen überwogen werden: 1) nicht leicht zu versagen, 2) in der nahen Gegenwart des Feindes die Schnelligkeit der Ladung zu befördern und augenblicklich schufsfertig zu machen; endlich 3) bey nächtlichen Ueberfällen das Feuern eben so gut als am hellen Tage möglich zu machen.

Wir wenden uns jedoch zu den im *zweyten* Abschnitt beschriebenen Versuchen *mit Zündhütchen*, zu welchen bey einem metallenen Sechspfünder das Zündloch auf die Hälfte seines gewöhnlichen Durchmessers (0,25) verkleinert und ein stählerner, gut gehärteter, in Quecksilber abgelöschter, Zündlochstolln eingeschraubt wird, in welchen man nachher bey dem Abfeuern das Hütchen einsetzt und durch den Schlag eines dazu bestimmten oder auch eines gewöhnlichen Hammers entzündet. Die Zündhütchen waren aus 0,03″ starkem Kupferblech, vermittelst einer *Pumpe* getrieben und mit 4 Gran eines Satzes von 60 chlorinsaurem Kali, 6 Schwefel, 5 Kohle ausgestopft. Durch die Versuche im Jahr 1824 ergab sich nun: 1) dafs es bey wenig Uebung dennoch leicht sey, den 2 Pfd schweren Hammer richtig auf das Zündhütchen zu führen, denn unter 60 fanden nur 4 Fehlschläge Statt. Ein gleiches fand sich bey ganz finsterer Nacht, wo jedoch bey 20 Malen in 4 Minuten das Hütchen vier Mal gefehlt ward. 2) Dafs die Zündhütchen die Ladung allezeit entzündeten und diese schnell zusammenbrannte; obgleich die Hütchen in einem feuchten Keller, ja sogar in einem Eimer mit Wasser gelegen hatten. 3) Weil bey dieser Art des Abfeuerns der Geschütze das Durchstechen der Patrone und das Einpudern des Schlagröhrchens erspart wird, konnten binnen 2 Minuten 13 Schufs mit Manöver-Kartuschen geschehen, der vierzehnte aber war geladen; bey einem spätern Versuch geschahen in *Einer* Minute mit dem Zündhütchen 9, mit dem gewöhnlichen Schlagröhrchen und einem Zündlichte aber 6 Schufs. Selbst dann, wenn bey dem Feuern auf die gewöhnliche Weise das Durchstechen der Kartusche hinwegblieb, konnte allezeit bey der Percussionszündung in jeder Minute *Ein* Schufs *mehr* gethan werden. 4) Dafs, vielleicht durch das schnellere Zusammenbrennen der Ladung, bey der Percussionszündung mit übrigens gleicher Ladung und Richtung, hier immer die Schufsweiten um einige Schritt gröfser ausfielen, als bey der gewöhnlichen Zündungsart; jedoch war die Verschiedenheit nur unbedeutend. Es scheinen demnach nur zwey Mängel der Zündungsart durch Percussion eigenthümlich zu seyn und ihrer allgemeinen Einführung entgegen zu stehen: das Herausfallen des Zündsatzes aus dem Hütchen beym Transport, und die frühe Zerstörung des Zündlochkornes durch den heftigen Feuerstrahl. Dem Letztern ward durch eine zweckmäfsige vollkommen cylindrische Form des Zündlochstollns und des Zündloches, so wie durch das Ausfuttern mit Kupfer abgeholfen; dem Erstern ward durch einen Kitt vorgebeugt, welcher den Zündsatz in dem Hütchen festhält. Auch das Zerplatzen der Zündhütchen ward durch Anwendung zäheren Kupfers, Verringerung der Masse des Satzes und Erweiterung des Zündloches über 0,13″ vermieden.

S. 201 wird die verschiedene Bedienungsart des Geschützes bey dem Abfeuern durch die Lunte oder durch Percussion verglichen, wo nothwendig das Resultat zum Vortheil der letztern ausfällt. Jedoch kann Rec. in Hinsicht der Nachtheile der *Zündlichter* unmöglich die Ansicht des Vfs theilen. *Gefahr* wird eigentlich durch ihren Gebrauch nicht herbeygeführt; es ist Rec. kein Fall bekannt geworden, dafs durch *sie* ein Munitionskarren oder eine Protze entzündet worden wären. Dieis geschah immer durch feindliche Granaten, oder herumfliegendes Feuer, wenn der beym Protzkasten stehende Artillerist den Deckel desselben offen stehen liefs.

S. 236 geht der Vf. zu einer andern Zündungsart über, bey der anstatt der Zündhütchen das bisher gewöhnliche übliche blecherne Schlagröhrchen, oben mit Knallpulver, unten aber mit gewöhnlichem *F.* Pulver gefüllt, angewendet ward. Auch hier war das Resultat der Versuche dasselbe: die Ladung ward jedesmal augenblicklich durch den Schlag des Hammers entzündet. Es zeigte sich kein nachtheiliger Umstand; vielmehr bedarf man hier eines einfacheren und weniger künstlich eingerichteten Zündlochstollens, so dafs diese Zündart gegen die durch Zündhütchen als vorzüglicher erscheint, wie auch aus der Vergleichung beider im *vierten* Abschnitte hervorgeht, wo als der Hauptvortheil der Percussions-Schlagröhrchen angeführt wird, dafs sie *niemals* versagten, welches zwar bey den Zündhütchen ebenfalls nur selten, doch aber einige Male, und zwar im Verhältnifs von 2: 100, geschehe.

Eben so befriedigend, wie das übrige, ist auch der *fünfte* Abschnitt, der sich mit den verschiedenen, zu den Percussionszündungen dienenden, Knallpulvern und ihren Bestandtheilen beschäftigt. Es werden S. 308 zwanzig verschiedene Mischungsverhältnisse des Pulvers aus salzsaurem Kali gegeben, mit Bemerkungen über seine Bereitung und sein Verhalten beym Gebrauch. Hierauf folgt die Bereitung und Anwendung des Knallquecksilbers, und des *Knallsilbers*, von dem jedoch der Vf. selbst sagt: es sey für den Militärgebrauch ganz unpassend; daher es auch wohl füglicher ganz unerwähnt geblieben wäre, um nicht Unkundige zu einem so höchst gefährlichen Versuche zu verleiten.

Das Knallquecksilber äufsert zwar keinen nachtheiligen Einfluss; Eisen und Stahl eignen sich jedoch aus andern, wichtigen Gründen nicht zum Zündmittel für's Geschütz, so wie auch schon seine

grofse Neigung zum Explodiren seiner Anwendung beym kleinen Gewehr entgegensteht, wenn sie nicht schon die Seltenheit und Kostbarkeit des Quecksilbers hinderte. Es bleibt daher nur allein das *muriatische* Knallpulver für den bemerkten Zweck als Zündmittel der Geschütze und Soldatengewehre, wo jedoch in Hinsicht der letztern schon oben Rec. seine Meinung ausgesprochen hat.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

- HAMBURG, b. Herold: *Grundsätze der Schullehrer-Bildung in Seminarien; mit besonderer Beziehung auf Hamburg.* Ein philosophischer Versuch von *Aug. Klaucke*, Pastor zu Hamm und Horn bey Hamburg. 1829. XIX u. 340 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gGr.)

Unter den freyen Städten Deutschlands hat seit 1815 zuerst Bremen, später Frankfurt, eine Reform seines Schulwesens vorgenommen, und wenn diese sich dort auf eine bessere Gestaltung des höhern Schulwesens beschränkte, so trug Frankfurt dagegen neben seiner trefflichen Gelehrtenschule, durch rüstigen Aufbau von unten auf und nach allen Seiten hin, für eine tüchtige Volks- und Bürgerbildung wahrhaft landesväterliche Sorge. Auch in Lübeck kam, obgleich keine durchgreifende Verbesserung, doch eine theilweise Reform des Volksschulwesens zu Stande. Hamburg allein, die reichste und bevölkertste unter den Schwesterstädten, war bis jetzt mit der zeitgemäfsen Umschaffung oder richtiger Neubildung seines Volksschulwesens fast gänzlich zurückgeblieben; so sehr sich diese Stadt sonst durch ihre frömmen Stiftungen und die Leiden der Menschheit mildernde Anstalten auszeichnet.

Eine dreyfache Jubelfeyer in den Jahren 1828 und 29, durch vormalige zeitgemäfse Verbesserungen des hamburg. Schulwesens herbeygeführt, war, nach der Vorrede, die nächste Veranlassung zu dieser Schrift, welche die Verbesserung des Volksschulwesens und die damit zusammenhängende Gründung eines Seminars in Hamburg öffentlich zur Sprache bringen will, um ein allgemeines Nachdenken und Interesse über und für das, was Noth thut, zu wecken.

In dem *ersten* Abschnitte der Schrift, der Einleitung, welche über die Grundsätze sich verbreitet, nach denen ein Seminar einzurichten, und die Unterrichtsgegenstände der Volksschulbildung im Allgemeinen aufzählt, hätte ohne Nachtheil des Ganzen Einzelnes wegbleiben können, Manches sich kürzer fassen lassen. Ueberhaupt erscheint die Schrift mit langen Citaten und Anmerkungen, zu denen oft noch durch Asterisken bezeichnete längere oder kürzere, nicht immer genau zur Sache gehörige Abschnitte kommen, viel zu sehr überladen.

Rec. kann hier nur Einzelnes ausheben. §. 36 redet der Vf. der Organisirung von Mädchenschulen in Hamburg mit hohem Rechte das Wort. Man wird es an vielen Orten kaum glaublich finden, dafs 150 Mark der gewöhnliche jährliche Schulgeldsbetrag in den mangelhaft organisirten Privatanstalten für weibliche Schulbildung sind. Unmöglich läfst sich billigen, wenn nach §. 37 der Unterricht in solchen Mädchenschulen nur Seminaristen oder examinirten Candidaten gestattet werden soll. Des Ganzen Seele sollte ein tüchtiger Director seyn, der Haupttheil der Bildung aber den Lehrerinnen und aufser ihnen in den Oberklassen für die intellectuelle und ästhetische Schulbildung ausschliefslich verheiratheten Lehrern überlassen bleiben. Für die Unterklassen würden tüchtig vorgebildete und mit Lehrtalent begabte Seminaristen gute Dienste leisten können. Der Abschnitt über Staat und Kirche von S. 75 — 115, den man am wenigsten in dieser Ausführlichkeit hier erwartet, hat nur locales Interesse.

Nachdem der Vf. im 1. Kap. über den Zweck des Seminars, die intellectuelle, pädagogische und moralische Bildung der Zöglinge, im Ganzen auf eine beyfallswerthe Weise, sich ausgesprochen hat, entwickelt er die Mittel, diesen Zweck zu erreichen, im Allgemeinen. Wenn er die Seminaristen sämmtlich unter Clausur gehalten wissen will, so wird ihm darin jeder Kundige beystimmen, eben so wie in der Forderung, dafs die Anstalt nur unter den Auspicien des Staats gedeihen könne. Die letzten 6 Kapp. sprechen über den Ort, wo das Seminar am besten zu errichten sey, über den Unterricht, das Lehrerpersonal, die innere Einrichtung und die obrigkeitliche Aufsicht. Der Vf. will das Seminar auf's *Land* verlegt wissen. Wir können ihm darin nicht beystimmen, selbst wenn er das Beyspiel Jesu, der sich vor dem Antritt seines Lehramts in die Stille des Landlebens zurückgezogen habe, zur Unterstützung seiner Behauptung geltend machen will. Schon die allgemeine Erfahrung redet den Mittelstädten das Wort, und wir würden daher, wenn nicht viele wichtigere Gründe für die Verlegung nach Hamburg selbst sprächen, (wie klein ist z. B. die Zahl der Landschulstellen auf dem Hamb. Gebiet!) Bergedorf, vielleicht im Verein mit Lübeck, oder das nahe St. Georg immer lieber, als das dringend empfohlene Hamm, dazu in Vorschlag bringen. Die Hauptsache, der Weg praktischer Bildung durch eigene Uebernahme von Schulunterricht für die reiferen Seminarzöglinge unter Aufsicht des Directors, fehlt auf dem Lande fast gänzlich, und nicht genügend erscheint, was der Vf. darüber unter §. 81 u. a. O. beybringt.

So wenig Rec. auch den Werth der Theorie in Abrede stellen will, so kann er doch nicht umhin, den Vf. auf die Ueberschätzung derselben bey einem Gegenstande aufmerksam zu machen, bey dem die Erfahrung mit Recht eine bedeutende Stimme hat, welche der Vf. selbst anerkennt (S. 274. 300). Beides zusammen — „eine aus dem Leben geschöpfte Theorie" — in dem gehörigen Verhältnisse kann auch hier nur das Rechte und Gedeihliche

liche finden lehren. Wie der Vf. dazu kommt, S. 199 *den gesunden, schlichten Menschenverstand* so hart anzulassen und zu meinen, als sey er nirgends und bey Keinem auf Erden zu finden, begreifen wir nicht.

Das Gebiet des Seminarunterrichts, dessen einzelne Gegenstände der Vf. einer kurzen Kritik unterwirft, scheint dem Rec. einer Seits viel zu weit angelegt und anderer Seits ungebührlich beschränkt. Wenn auch alle hier aufgeführten Wissenschaften nicht auf einmal, sondern stufenweise, getrieben werden sollen, wie will der Vf. selbst bey einem dreyfachen Cursus für das, was S. 235 bis 237 aufgeführt ist, ausreichen! Was sollen den Seminaristen des 1sten Cursus (sie sind mit 17 Jahren aufnahmsfähig) schon Didaktik und Methodik in vier wöchentlichen Stunden, dagegen aufser zwey prakt. St. für deutsche Aufs. und einer Lesestunde nur zwey St. deutsche Sprache. Für den 2ten und 3ten Cursus fällt dieser Unterricht ganz hinweg und doch verlangt der Vf. S. 220 1) Kenntnifs des Geistes unsrer Sprache; 2) die Gewandtheit in *allen* Stilarten, ein Gegenstand, dem nie zu viel Zeit geschenkt werden könne; 3) einen guten Vortrag im Lesen und Reden; 4) eine deutliche Uebersicht der Prosodie — und meint, keines dieser Stücke dürfe dem Lehrer fehlen, ohne eine grofse Lücke in seiner Berufsbildung zu lassen. Dennoch würde Rec. Nr. 4. ganz und 2. theilweise fallen lassen. In ähnlichen Verhältnissen stehen die übrigen Unterrichtsgegenstände des 1sten Cursus, z. B. vier St. Geschichte und daneben zwey St. Schreiben, drey St. Rechnen, Zeichnen im Sommer zwey, im Winter nur eine St.!! Ein wichtiger Zweig seminarischer Bildung, der Musikunterricht, wird ebenfalls höchst obenhin behandelt. Schon das Angeführte wird hinreichen, um unser Urtheil zu begründen und den Vf. zu überzeugen, dafs die Seminaristen, 30 nach der angenommenen Zahl, auf diese Weise recht eigentlich mit dem Eilwagen durch das theoretisch-praktische Gebiet ihrer Berufsbildung gefördert werden. Nichts aber führt so sicher zur Einseitigkeit, Aufgeblasenheit und zu dem so oft beklagten Schulmeisterdünkel, als eben die Eile, womit die seminarische Bildung nicht selten betrieben wird. Den Privatfleifs, so wie die eigentliche Kraftbildung der Seminaristen, scheint der Vf. nicht hinlänglich berücksichtigt zu haben. Dagegen verdient durchaus Beyfall, was §. 118 über die geisttödtende Methode des Dictirens und des unseligen Aufhäufens von Heften beym Seminarunterricht gesagt wird.

Des Vfs Ansichten über Zusammensetzung des Lehrerpersonals Kap. 5 mufs Rec. nach eigener vieljähriger Erfahrung durchaus verwerfen.

An der Spitze der Anstalt soll ein Director stehen, dessen Wichtigkeit der Vf. so hoch stellt, dafs ihm ein Mifsgriff bey dessen Wahl für die Staatswohlfahrt nachtheiliger erscheint, als bey der irgend eines andern Staatsbeamten. Gleichwohl will er ihn, „da er doch immer Mensch bleibe und wegen der Gröfse seines Geistes leicht verleitet werde, die rechten Grenzen seines Wirkens zu überschreiten", einer Aufsicht — und das mit Recht! — zunächst aber der des Ortspfarrers, welcher zugleich Curator und Religionslehrer seyn soll, unterwerfen. Deshalb soll nach dem Vf. der Director auch kein Theolog, ja nicht einmal ein Studirter seyn, etwa, damit er sich desto leichter den Ansichten des Curators füge, der doch auch immer Mensch bleiben wird! Schon dafs „die meisten Seminardirectoren in Deutschland Gelehrte und Theologen — sind, und (zugleich als wackre Schulmänner) Tüchtiges leisten" hätte den Vf. auf den richtigen Weg, freylich den der Erfahrung, bringen sollen. Wie Vieles wäre hier noch zu sagen, genügte der Raum!

Das folgende Kap. 6 befriedigt bey weitem mehr, weil sein Inhalt meistens der Praxis nach, der Einrichtung des Seminars in Friedrichsstadt, Dresden, entnommen ist.

Ueber einen wesentlichen Punkt aber sieht man sich hier nach der nöthigen Aufklärung vergebens um. Dieser betrifft das richtige Verhältnifs der Zahl der Seminaristen zu den Bedürfnissen des Staats.

Das 7te und letzte Kap. beschäftigt sich mit Erörterung der Oberaufsicht, unter welche das Seminar zu stellen ist. Mit Recht will der Vf. alles Hemmende und Beschränkende dabey zurückgewiesen wissen, das aber gerade bey dem Einzelnen, als Curator oder Inspector, gleichviel geistlichen oder weltlichen, am meisten zu fürchten wäre. Wir wüfsten doch in der That nicht, was sich gegen die Ober- und Special-Aufsicht des *Collegii scholarcholis* sagen liefse, das hier in sich verkehrt organisirt heifst.

Möge die Schrift, ungeachtet der angezeigten Mängel, dazu beytragen, dafs recht bald die so nothwendigen zweckmäfsigen Verbesserungen des Volksschulwesens in H. eingeleitet werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1830.

SCHÖNE LITERATUR.

1) Breslau, b. Max u. Comp.: *Die Familien Walseth und Leith.* Ein Cyklus von Novellen von *Henrich Steffens.* 3 Bde. 1827. 8. (geh. 5 Rthlr.)

2) *Ebendas.*, b. Ebendems.: *Die vier Norweger.* Ein Cyklus von Novellen von *Henrich Steffens.* 6 Thle. 1828. (5 Rthlr. 20 Ggr.)

Gewifs ist es für viele, die den Naturphilosophen *Steffens* noch nicht als anmuthigen Märchenerzähler kannten, eine unerwartete und überraschende Erscheinung gewesen, ihn plötzlich als Novellendichter mit zwey so bedeutenden Werken, wie die vorliegenden, hervortreten zu sehen. Auch hier steht wiederum der Brite Walter Scott im Hintergrunde, und wenn er Hn. *Steffens*, wie so vielen andern, die Richtung vorgezeichnet hat, in welcher dieser gewandelt; so findet hier nur der wesentliche Unterschied Statt, dafs er einen Geist zur Nachahmung reizte, der in seiner grofsen Weltanschauung bald die engen Schranken des Walter Scott'schen historischen Romans durchbrach und durch eine kühne Erweiterung der Grenzen, durch eine reiche Befruchtung des gewonnenen weiten Gebietes, durch ein allseitiges und nicht blofs individuelles historisches Interesse, selbständig erscheint. Alles ist breiter und grofsartiger gehalten: und wenn wir auch im Allgemeinen die poetische Tiefe vermissen, die Verlebendigung der Gemüthslagen und Seelenzustände, wie sie Göthe in klarer Objectivität, Tiek in scharfen ruhigen Zügen, Novalis in mystischer Idealisirung geben; so steht doch der britische Novellist dem deutschen in diesen Eigenschaften nicht vor, so erreicht er selbst bey weitem noch nicht die besonnene Herrschaft, welche Hr. *St.* auf seinen Stoff übt, den ordnenden Geist, der in dem ganzen umfangsreichen Gemälde verständig bildend waltet. Dagegen müssen, wie uns scheint, dem Britten unwidersprechliche Vorzüge als Charakterzeichen eingeräumt werden. Er wirft ein scharfes, bestimmtes Bild hin, wo Hr. *St.* nur leicht skizzirt; er hält dieses Bild in aller Wandelbarkeit der Verhältnisse fest, wenn Hr. *St.*, diesen zu gefallen, an seiner Skizze oft ändert, hier und da einen Strich zugiebt oder hinwegnimmt. Am meisten gelingt ihm noch die Darstellung männlicher Charaktere; *die* der Weiber unterscheiden sich wenig von einander, und wo einmal eins der Frauenzimmer, deren Bekanntschaft wir machen, über das gewöhnliche Geleis hinaustritt, so erscheint es unbestimmt, kalt und ohne Lebensfrische. Ueberhaupt ist Hr. *St.* mehr Landschafts- als Portraitmaler. Mit meisterhaften Zügen schildert er die wunderbare Gebirgsnatur Norwegens, seine lieblichen Thäler, seine Küsten und Ströme. Wir wandern gern mit ihm über einsame Eisfelder, zwischen wunderbar geformten Felsenmassen, auf Klippen, von denen sich eine farbenreiche Aussicht in die heitern Thäler mit ihren Meerbusen, mit ihren Flecken und reichen Bauerhöfen, mit ihren kräftigen, treuen und gastfreyen Bewohnern, eröffnet. Es ist nicht eine blofse trockene Darstellung, die hier gegeben wird. Mitten in dieser grofsartigen Natur treten die handelnden Personen auf, erleben Begebenheiten, die auf ihr Schicksal einen entscheidenden Einfluss haben und werden selbst durch die Oede dieser Gebirgswelt unterstützt, sich irgend einer Gefahr, die sie bedroht, zu entziehen. So erleben wir, in unserer Theilnahme an den Hauptpersonen, ihre Freude, ihre Bewunderung bey diesen grofsartigen Naturscenen *mit*, wir sehen, wir geniefsen, wie sie selbst.

Die Idee, welche aus beiden Novellenfolgen zum Grunde gelegt scheint, ist die des Lebens überhaupt: dafs es sich durchringen müsse durch Hindernisse und Widerwärtigkeiten zum Hafen der Ruhe, der in dem befriedeten Gemüthe seinen Sitz hat und das allein wünschenswerthe Glück auf Erden bietet. Indem Hr. *Steffens* mit umfassender Kraft die wichtigsten Erscheinungen der Zeit, in welche er den Gang und Schluss der geschilderten Begebenheiten einrahmt, sowohl aus dem öffentlichen, wie aus dem bürgerlichen Leben, aus Politik und Geschichte, aus Kunst und Wissenschaft, aus Sitte und Religion, zur Sprache bringt, gewinnen seine Romane ein welthistorisches Interesse, gehen ihre Gestalten wie Bekannte aus frühern Tagen an uns vorüber und grüfsen uns vertraulich, an Vieles wieder erinnernd, was schon wie ein halbvergessener Jugendtraum hinter uns lag. Freylich kann nicht leicht bey der Darstellung geschichtlicher Ereignisse, offenkundiger Ergebnisse in Kunst, Literatur und im sonstigen Zustande des geselligen Lebens eine gewisse Trockenheit vermieden werden, die ermüdend sich in den Gang der Hauptbegebenheit eindringt und diesen lähmt; aber hier mufs der Dichter aus seinem Stoffe hervortreten und diesen mit dem Zauber des poetischen Lebens bekleiden, der das Ideelle mit dem Wirklichen harmonisch verbindet. Nach dem, was wir oben andeuteten, scheint die

rleihung dieses Zaubers nicht in dem Vermö-
s Hn. *Steffens* zu stehen. Am meisten empfin-
ir diesen Mangel in dem zweyten Novellen-
der *vier Norweger*, in welchem Alles, was die
ifsvolle Periode von 1806 bis 1814 in ihren wir-
iegerischen Richtungen, in allen Beziehungen
fentlichen Lebens und seiner Wirkungen auf
milienleben enthält, fast gewaltsam eingepreſst
n ist. Weniger fühlen wir ihn in *Walseth*
eith; hier hauptsächlich in den Darstellungen
m siebenjährigen Kriege und dem Anfange der
sischen Revolution.

Wir lassen nun, nachdem wir im Allgemeinen
ht, die Gattung, welcher die Steffens'schen
ne angehören und die Eigenthümlichkeit des
ssers selbst zu bezeichnen, unser näheres Ur-
über die beiden vorliegenden Productionen
.

er Roman — oder, wie Hr. *Steffens* will, der
lencyklus — von *Walseth und Leith*, den Vä-
und Söhnen, umschlieſst einen Zeitraum von
als funfzig Jahren. Er beginnt in dem dritten
ehend des vorigen Jahrhunderts und schlieſst mit
tzten Regungen der französischen Revolution.
r ersten Abtheilung oder Novelle, deren Scene
Kopenhagen und dem hohen Norwegen verlegt
n ist, werden wir sogleich zum Schlusse des
en geführt, wohnen wir der Entwickelung ei-
nabens bey, dessen geheimniſsvoll und wun-
h gesponnene Fäden uns mächtig anziehen, so
wir ihnen gern durch die übrigen Abtheilungen
f, bis zu ihrem Ursprunge folgen.

n dieser Anlage und in der Art, wie er sie
geführt hat, ohne dem Interesse des Ganzen
he zu treten, müssen wir die ruhig und sinnig
nde Kunst des Vfs bewundern. Ein ah-
svolles Mitgefühl ist in uns erregt worden, von
wir uns erst dann befriedigt trennen können,
wir den letzten Zweifel gelöst, das dünnste
hen, das mit an jenem Knaben hielt, in seinem
runge erkannt haben. Natur und Leben in den
ern und Bergen von Norwegen spricht durch
eiz der Neuheit und der frischen Schilderung
mein an. Mit kühnem, kräftigem Pinsel ist der
e Schlofsbrand in Kopenhagen geschildert, der
naus nicht als ein Hors d'oeuvre erscheint, son-
, Alles entscheidend und lösend, in den Gang
Begebenheiten greift. Die zweyte Novelle erst
zu dem Anfange der Geschichte. Adelstolz,
tesleerheit, ein Daseyn, das nur in starren For-
und jämmerlichem Ceremoniell sich repräsen-
tritt uns in der sächsischen Grafenfamilie von
ifels entgegen. Welche Erbärmlichkeit im In-
, welche Gleifsnerey in allen Aeufserlichkeiten,
ler Götze des Anstandes als unerläfsliches Opfer
chtet! Wir würden uns zurückgestofsen füh-
von diesen Larven, hinter denen sich die ver-
lichsten Begierden, die Regungen des verwor-
fensten Egoismus verbergen, wenn nicht hier, als
milderndes, sanft und anmuthig erhebendes Princip,
die Person des Grafen Zinzendorf in dieses Haus der
ekelhaftesten Förmlichkeit träte. Sein, von Spe-
ner genährter, bis zum Herrnhutianismus geläuter-
ter, frommer Sinn wirkt ergreifend auf zwey Glie-
der der gräflichen Familie. Diese, Bruder und
Schwester, entfernen sich aus ihrem Schoofse, in-
dem der erste, seinen mütterlichen Namen *Leith* an-
nehmend, sich in der Welt versuchen will und die
andere, durch die Hülfe eines wackern, kräftigen
norwegischen Jünglings aus der Gewalt des gräfli-
chen Ehepaars und eines mit diesem verbündeten,
eben so niedrig denkenden Barons befreyt, einer
freylich nur flüchtigen Liebe zu jenem Jünglinge ent-
sagend, in die Schwestergemeinschaft zu Herrnhut
tritt und sich sogar entschliefst, als die Frau eines
nach Grönland gesandten Missionärs, dessen Ge-
fahren und Mühseligkeiten zu theilen. Ihren Bru-
der finden wir, nachdem er sich, ohne eigentlichen
Beruf, in Amsterdam dem Handelsstande widmen
wollen, durch den Versuch aber eben in neue Ver-
hältnisse verwickelt worden, als Freund und Waf-
fengenossen des abenteuerlichen Sommerkönigs
Theodor, auf Corsika wieder. Jugendlicher Muth,
Hoffnung auf zu erringenden Ruhm und vor Allem
eine glühende Leidenschaft zu der Begleiterin des
Königs, einem gefallenen Engel, fesseln ihn an eine
Sache, deren letzte schwache Pulsschläge ihm ihren
baldigen Untergang anzeigen. Hier auf der süd-
lichen Insel, wo wir Alles in einem frischen reichen
Farbenglanze erblicken, bildet sich ein inniges
Freundschaftsbündnifs zwischen Leith und dem
Norweger Walseth, der jenem als sein schützender
Genius zur Seite steht. Was Anziehendes Natur und
Leben jener Zeit auf Corsika bietet, vereinigt sich
in *einem* umfassenden Bilde. Wir treten in die cor-
sischen Gebirge mit ihren duftigen Landschaften,
ihren reizenden Seefernen, wir sehen uns unter ein
Volk eingeführt, in dessen Herzen Liebe und Hafs,
Freyheitssinn und Selbsthülfe, Familienfreundschaft
und Blutrache, wild und glühend einander gegen-
überstehen. Wir lernen Paoli kennen; wie verhei-
fsende Gestalten einer wunderlichen Zukunft, gehen
Buonaparte's Grofseltern an uns vorüber, das wilde
Treiben des Krieges eröffnet die mannichfaltigsten
Scenen, gemildert und versöhnend erscheinend
durch den Zauber und Reiz der Natur. Die vierte
Novelle versetzt uns nach Norwegen zurück. Hier
spricht sich erhaben und einfach die Gröfse der
Schöpfung, im Gegensatze zu dem romantischen
Charakter, den sie auf der südlichen Insel trägt, aus.
Wir wandeln in Felsenschlünden, zu deren beiden
Seiten Klippenwände himmelan steigen, wir hö-
ren die Gebirgsmassen rauschen, wir sehen Fel-
senstürze und Schneefälle, wir erleben Stürme,
in welchen die Menschen wie durch ein Wunder
an die Felsenküste gerettet werden. Hier finden wir
auch die Schwester-Leith's, jene Amalie, wieder,
die

die als Gattin des Missionspredigers nach Grönland gegangen war. Sie war auf der Rückfahrt von Grönland und, nachdem ihr Mann gestorben, auf einem schiffbrüchigen Fahrzeuge in Norwegen gelandet. Unter den gütigen, hülfreichen Menschen, welche sich um sie versammeln, tritt ihr auch der nordische Jüngling entgegen, der sie einst aus der Gewalt ihrer Verwandten befreyete. Die flüchtige Liebe, welche sie damals empfand, wird nun zu einer tief eingreifenden, Neigung und sie reicht nach einiger Zeit dem jungen Lögh — so nennt sich der Nordländer — ihre Hand. Julius Leith, ihr Bruder, hat auch aus seinem sturmbewegten Leben sich auf die friedlichen Inseln Norwegens gerettet, und Walseth besucht regelmäfsig von Drontheim aus, wo er sich niedergelassen, die Freunde. So könnte jetzt die Geschichte geschlossen erscheinen, wollte der Vf. nicht auch in den Schicksalen der Söhne, Walseth und Leith, uns ein neues grofses Bild vorführen, auf welchem wir manche frühere Andeutung erfüllt, manches Lebensverhältnifs theilnehmender Personen entwickelt finden. Wir können nicht läugnen, dafs diese Art, den Roman durch zwey Generationen hindurchzuführen, uns an die alten Liebesgeschichten des *Herkules und der Valiska*, und ihrer Kinder *Herkuliskus und Herkuladiska* erinnern und nothwendig das Abenteuerliche in ihrem Gefolge haben mufs, das wir jenen in der Kinderzeit unserer schönen Literatur entstandenen Producten verzeihen, den Novellen des Hn. *Steffens* aber nur ihrer sonstigen grofsen Vorzüge wegen zu gute halten können. Noch einmal sehen wir uns nach einem kurzen Verweilen in Paris, zu den Zeiten der Pompadour, nach Corsika versetzt, wo die Entscheidung des lange gewährten alten Kampfes nahe ist. Wir blicken in das Gewühl des siebenjährigen Krieges, Friedrich der Einzige begrüfst uns, Lessing befreundet sich mit einem der Helden, die französische Revolution bricht an, die Septembertage erhalten ihre blutigen Hekatomben, und endlich wohnen wir jenem, zu Anfange erwähnten, Schlofsbrande zu Kopenhagen bey, wo sich ein entsetzliches, sinnverwirrendes Geschick, das indessen den jüngern Walseth getroffen, erfreulich und befriedigend löst. — Diese in kurzen Zügen hingeworfene Schilderung des Verlaufs der Begebenheiten wird hinreichen, den Leser zu überzeugen, welchen Reichthum, welchen Wechsel an Scenen er hier zu erwarten hat, wie Alles, was sich bedeutungsvoll in einem weiten Zeitraume zum Leben gestaltet, ergreifend ihm nahe tritt, wie das Interesse des Ganzen sich vielseitig bildet und bewegt! Schade nur, dafs eben diese Vielseitigkeit des Interesses auch wiederum die Aufmerksamkeit zersplittert, dafs wir uns nach zu verschiedenartigen Richtungen hingezogen fühlen, um uns einem reinen Kunstgenusse hingeben zu können! Was die Darstellung betrifft, so könnte diese im Allgemeinen ruhiger und gerundeter seyn. Vieles übereilt sich, wo eine leichte Vorbereitung wohlthuend wirken würde, Anderes stellt sich wiederum in ansehnlicher Breite fest hin, wo der Gang der Begebenheiten rasch vorschreiten sollte. Uebrigens vergiebt man einem Werke, das mit so vielen schönen und glänzenden Eigenschaften ausgestattet ist, seine Schwächen gern und erfreuet sich mit gutem Willen des Guten und Grofsen, das es darbietet.

Die Eigenthümlichkeit des zweyten Novellencyklus der *Vier Norweger* erlaubt uns nicht, den Raum, der uns in diesen Blättern vergönnt ist, zu einer geschichtlichen Darstellung des Inhaltes zu benutzen. Wenn wir schon darüber klagten, dafs in *Walseth und Leith* das Interesse sich zersplittre, so scheint es in den *vier Norwegern* so weithin zerrissen, so sehr auseinander gedrängt und fernhin reichend, dafs wir zu einer blofsen Skizzirung selbst ein kleines Buch schreiben müfsten. Die Begebenheiten beginnen im Jahre 1806, oder schliefsen sich vielmehr in der nachträglichen Erzählung früherer Schicksale einzelner Personen, an jene Zeit an, in welche der Schlufs des ersten Novellencyklus fiel. Sie schreiten bis zum Jahre 1815 fort, und so hat also Hr. *Steffens* mehr als drey Viertheile eines Jahrhunderts in ihren öffentlichen Erscheinungen aufgefafst und zu der oft allzureichen, die Hauptfiguren entrückenden Staffage seiner Bilder benutzt. Der Mangel an hinreichender Charakteristik ist in den *vier Norwegern* noch empfindlicher, als in *Walseth und Leith*, wo doch der jüngere Walseth in seinem reizbaren Ehrgefühle, in seinen leidenschaftlichen Empfindungen, seinem Hinneigen und endlichen Versinken in schrecklichen Wahnsinn eine bedeutungsvolle Erscheinung ist. Dagegen finden wir auch hier herrliche Naturschilderungen, ein frisches behagliches Leben und Treiben in den Thälern Norwegens wieder. Die Darstellung einer Reise über die Schneeberge, eines wüthenden, lange andauernden Sturmes scheint uns noch weit gelungener, als Alles, was der Vf. in dieser Art dem erstern Romane geleistet hat. Die Scene der Ereignisse eröffnet sich in Norwegen, dann schreitet sie über das Meer nach Deutschland, weilt in Sachsen, führt uns in Folge der unglücklichen Schlacht bey Jena in das neugeschaffene Königreich Westphalen, entfernt sich im Befreyungskriege bis in das Innere von Frankreich und kehrt über Hamburg in die norwegische Heimath zurück, wo die vielgeprüften Helden und Heldinnen ein glückliches Stillleben finden. Ultramontanische Proselytenmacherey, Kunstverirrungen, philosophische Richtungen der damaligen Zeit, Schill's und des Herzogs von Braunschweig-Oels verwegene Züge, der Bauernaufstand in Westphalen, Napoleon auf seiner Rückkehr aus Rufsland, der heilige Krieg, Sectirereifer und Magnetismus: kurz! jene ganze Periode, deren Anfangs- und Endpunkte wir angeben, erscheint, was ihr öffentliches Leben betrifft, in dem Mikrokosmus dieses Romans. Dafs, um alle weithin verbreiteten Einzel-

zelheiten zur Anschauung zu bringen, die vier Hauptheiden und ihre Freunde nach allen Richtungen hin vertheilt werden müssen, dünkt uns aus der Natur der Sache hervorzugehen. Eine schlimmere, auch kaum zu vermeidende Folge hiervon ist die Gewaltsamkeit, mit welcher die zerstreuten Personen oft wieder zusammengeführt werden. Diese geht häufig über das Recht, welches wir im Romane dem Zufalle einräumen, hinaus. Abenteuerliches auf Abenteuerliches drängt sich, damit der romantische Vorwurf sich dem Gange der Geschichtsereignisse anreihe. Gleich Anfangs hat der Verfasser nicht verschmäht, eine verborgene Pforte, eine geheime Treppe in einem norwegischen Landhause anzubringen, die dazu dienen, ein gewaltthätig behandeltes Mädchen in Freyheit zu setzen. Wenn wir erwägen, dafs die meisten solcher auffallenden und störenden Erscheinungen dieser grofsartig auftretenden Gattung von Novellen, die uns die Weltgeschichte in einem freundlichen, idealischen Gewande vorführt, eigen seyn *müssen;* so nehmen wir sie gern hin, indem wir des Dankenswerthen genug finden, das kleine Mängel nicht allein ausgleicht, sondern sie bey weitem überwiegt. Die Steffens'schen Novellen erscheinen uns wie ein wunderheller Garten, in dem wir uns erst nach mehrmaligem Besuche, nach öfterm Verweilen — wenn wir uns auch gleich Anfangs an einzelnen Stellen heimisch fühlten — zurecht finden können. Köstliche Früchte, in Wissen und Nachdenken gereift, bieten die Bäume des Gartens, aber um zu ihnen zu gelangen, müssen wir Irrwege durchwandeln, durch Gesträuch den rechten Pfad suchen, über weite Wiesen hin lange das lockende Ziel vor uns sehen. Doch auch diese Irrgänge haben ihre Reize, diese Gesträuche bieten duftige Beeren, und auf den Wiesen sind freundliche Blümchen zu pflücken! X.

Berlin, b. Laue: *Gedichte eines fahrenden Schülers.* Herausgegeben von *Wilhelm Wackernagel.* 1828. VIII u. 125 S. 8. (18 gGr.)

Diese kleine Sammlung von Gedichten hat uns im Ganzen wenig Befriedigung gewährt. Der Vf. derselben möchte gern überschwenglich tief und innig seyn und dabey den Geist der ältern deutschen Volkspoesie heraufbeschwören, aber dem guten Willen mangelt gröfstentheils die Kraft. Er ist meist gekünstelt und manierirt-alterthümlich, nicht selten völlig starr und trocken, oft auch barock, verworren, ja dunkel und unverständlich. Mitunter, z. B. S. 54 und 58, fällt er auch in das Läppische und Kindische; nicht minder haben wir auch über Eintönigkeit zu klagen, besonders kommen Blumen, Vögelein und Nachtigallen fast auf allen Seiten vor. Ganz ungeniefsbar, erkünstelt und verworren sind die Romanzen. So lange jedoch der Vf. ernst bleibt und seine Erzeugnisse gleichsam mit dem Rost des Alterthums künstlich überzieht, behauptet er immer noch einige Haltung; wenn er aber in moderner Sprache über ephemere Erscheinungen zu Berlin u. d. gl. die satirische Geifsel schwingen will, wird seine Poesie gerade zu kläglich. Zu den minder verkünstelten, herzlichen, wenn auch nicht hoch bedeutenden poetischen Ergüssen gehören *Goldringelein* S. 48; *Letztes Wiegenlied* S. 68; *Wanderers Nachtlied* S. 71; *Das eine Lied* S. 73. R.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Aschersleben, b. Lorleberg: *Wie man grofses Unglück ohne Sünde ertrage.* Eine *Predigt,* nach der verwüstenden Wasserfluth zu Aschersleben, gehalten am Sonntage Reminiscere 1830 von *Joh. Christoph Greiling,* K. Pr. Superint., Oberpred. u. R. d. r. Adlerord. 3. *Zum Besten der durch Wassersnoth Verunglückten zu Aschersleben.* 1830. II u. 24 S. 8. (5 Sgr.)

Der als Kanzelredner ausgezeichnete Vf. wollte auch an seinem Theile den zahlreichen Nothleidenden in seiner Nähe (795 Einwohner wurden durch die Wasserfluth in die Nothwendigkeit versetzt, ihre Wohnungen zu verlassen und andere wurden, öffentlichen Nachrichten zufolge, bald darauf durch eine Feuersbrunst, welche 16 Häuser mit vielen Nebengebäuden in Asche legte, ihres Obdachs beraubt) durch die vorliegende Predigt zu Hülfe kommen; und wer möchte nicht gern den menschenfreundlichen Zweck des edeln Vfs nach Vermögen mit fördern helfen, da er durch eine so gehaltreiche dargebotene Gegengabe dazu aufgefordert wird. Trefflich zeigt der Vf., nach Hiob 1, 13—22, „wie das eingetretene Unglück und dessen noch zu befürchtende Folgen leicht eine Versuchung zur Sünde werden", *erstlich* den Unglücklichen selber, *zweytens* denen, die verschont blieben, und wie beide, sowohl die Unglücklichen, als die Verschonten, sündenrein aus dieser Versuchung hervorgehen können. Schon diese allgemeine Inhaltsangabe wird hinreichend seyn, die Leser auf den Werth dieser neuen gediegenen homiletischen Gabe des Vfs aufmerksam zu machen, deren speciellere Würdigung wir homiletischen Zeitschriften überlassen müssen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1830.

FREYMAURERSCHRIFTEN.

Ilmenau, b. Voigt: *Asträa*, Taschenbuch für Freymaurer auf das Jahr 1830. Herausgeg. von *Fr. v. Sydow*. *Fünfter* Jahrgang. VII u. 400 S. kl. 8. (1 Rthlr. 12 gGr.)

In der diesjährigen *Asträa* erhalten die Leser I. *Eine Novelle für Freymaurer*, woraus sie denn schon erkennen, wie der Vf. mit dem Geiste der Zeit fortschreitet, da Novellen, und nur Novellen, das Publicum verlangt. Uebrigens könnte die vorliegende zwar auch eine Erzählung, eine Skizze heifsen, jedoch müssen wir ihr zugestehen, dafs sie den Titel, den sie führt, wenigstens mit weit mehr Recht verdient, als manche andere sogenannte Novelle. Hier sehen wir einen jungen Referendar, *Fedor Werthemann*, zufällig das Gespräch zweyer Freymaurer hören, welches ihn, der für das Geistigere, Vollkommnere im Menschen Sinn hat, bestimmt, sich zur Aufnahme zu melden. Durch den erlangten Beytritt zur Gesellschaft fühlt er die frühere Leere seines Gemüthes angenehm ausgefüllt, er sieht einen Zweck für sein reinmenschliches Streben vor sich, und in Folge der Ereignisse, die ihn nun treffen — er geht als Freywilliger ins Feld — übt die Maurerey überall ihre freundliche, stärkende, tugendliche Gewalt auf ihn aus. Das alles würde auch ohnedies geschehen seyn! rufen die Ungläubigen und Spötter, und wir geben es zu; denn der junge Mann *erhielt* wohl nichts vom Logenwesen was er nicht schon besafs, allein dies bildete aus, beförderte, erhöhte die guten Gesinnungen, und führte ihm denn doch (wie man lesen kann) manche freundliche Stunden, heitre Genüsse, ernste Betrachtungen zu, die aufser der Verbindung in dieser Maafse nicht sein werden konnten. Also zu *loben* ist diese maurerische Novelle in Zweck und Anlage, die Ausführung jedoch blieb sehr mangelhaft; denn wenn der Vf. nur etwas seine Phantasie anstrengen, und nicht blofs gar zu gemächlich wollte spatzieren lassen, so hätten wir, da der Stil recht gut ist, wirklich etwas noch weit Besseres erhalten können. II. *Die Auszüge aus Fefsler's Rückblicken auf seine siebzigjährige Pilgerschaft*, sind — Auszüge. Gegen die III. *Biographieen würdiger Freymaurer* würden wir nichts einwenden, vielmehr ist der Gedanke, solche in diesem Taschenbuche mitzutheilen glücklich zu nennen, aber mit aller Achtung gegen die Bbr. *Jagemann* und *Riedel*, hätten wir doch, besonders beym Anfange, Nekrologe von Maurern gewünscht: die entschieden auf oder in dem Orden gewirkt haben, weil es ja hier darauf ankommt, maurerischer Vorfälle von Interesse zu erwähnen. IV. *Beleuchtung einiger geheimen Gesellschaften, welche zum Theil fälschlich als verbunden mit der Freymaurerey angesehen werden, zum Theil auch damit verbunden waren.* Es sind 1) die Agape, (viel zu weitläuftig behandelt, da sie mit der Maurerey wohl kaum in irgend eine Verbindung zu bringen ist); 2) die Pythagoreer (da diese in besondern Broschüren, namentlich aber durch den Br. *v. Wedekind* ausführlich beschrieben worden, so ist es zu loben, dafs sich der Vf. dabey kurz fafste); 3) die Eleusinier; 4) die Essäer; 5) die Culdeer, sind ausführlich dargestellt, besonders aber müssen wir hier das rühmen, was der Herausgeber gegen die Wahrscheinlichkeit, *dafs Jesus ein Essäer gewesen*, so klar als überzeugend beybringt; 6) der Bund scientifischer Freymaurer, steht hier mitten ziemlich wunderlich da, denn es folgen nun 7) die Engelsbrüder; 8) *Francs régénérés;* 9) Harmonieorden; 10) Damen vom Hospital, die alle zusammen gar nicht erwähnt zu werden verdienen. Jener *scientifische Bund* aber, den Hr. *v. Sydow* nicht uneigentlich einer maurerischen Akademie vergleicht, existirt noch und hat allerdings, wenigstens früher mehr noch als jetzt, Einfluss auf Belebung des Studiums der Freymaurerey gehabt. 11) Die Carbonari, nehmen zwar den starken Raum von S. 198 — 245 weg, aber es thut nichts! Rec. weifs dem Herausg. vielmehr für die Mittheilung Dank; denn es kann nicht fehlen, dafs hierdurch nicht allein das maurerische, sondern, was mehr sagen will, auch das nichtmaurerische Publicum aufgeklärt werden kann, und wie viele davon, selbst aufser Miguelisten und Congregationisten, werfen Maurer und Carbonari noch immer in Eine Klasse zusammen! Was V. die *Blicke in die Freymaurer-Literatur* betrifft, so wäre zu wünschen, dafs solche reichhaltiger, die Beurtheilungen dagegen gedrängter als die der „freyen Bekenntnisse eines Veteranen der Freymaurerey u. s. w." darin ausgefallen wäre, weil man in einem Taschenbuche *Originalarbeiten und leichte Ueberblicke*, weniger jedoch Auszüge aus andern Büchern zu lesen wünscht. VI. Unter den *Gedichten* von *Kummer*, hat uns „der Nachtwächter in der Neujahrsnacht" gar wohl gefallen. VII. *Maurerische Fragmente.* Es sind Bruchstücke aus der gewöhnlichen Logenrhetorik. VIII. *Friedrich des Grofsen Ansicht von der Freymaurerey.* Dieser Aufsatz ist, wie der Herausg. in einer Note bemerkt, dem rheinisch-westphälischen

Anzeiger entnommen, und führt zwey Schreiben des grofsen Königs, welche für die Maurerey sehr günstig lauten, an. Zu bedauern ist, dafs dem ersten nicht allein der Schlufs fehlt, sondern auch die näheren kritischen Beweise, dafs ihn Friedrich wirklich geschrieben hat. In der kurzen Einleitung hierzu kommt jedoch eine Stelle S. 352 vor, von der wir nicht begreifen, wie sie der Herausg., so wie sie da steht, konnte stehen lassen, und nicht wenigstens mit einer Note versehen. Sie heifst wörtlich: „Bekannt ist es, dafs die im Mittelalter aufgehörte Loge (kein besonderes Deutsch) zu Aachen im J. 1778 wieder erneuert u. s. w." Da es nun aber notorisch ist, dafs von dem Jahre 1725 — als wo in Paris die erste Loge von England aus errichtet wurde — keine Freymaurerloge auf dem Continente existirte, das Mittelalter jedoch sich nur bis zur Reformation erstreckt; so fragen wir: was ist dies hier für ein gemeintes Mittelalter? Durch dergleichen Versehen können sich leicht Irrthümer bey noch unerfahrnen Freymaurern verbreiten. IX. *Maurerphantasie*, ein Bild des Maurerbundes wie er nach des Vfs Ansicht seyn sollte. XII. *Uebersicht der vom Jahre 1737 bis 1827 errichteten, noch bestehenden und eingegangenen Freymaurerlogen des deutschen Logenverbandes.* Der Herausg. erklärt am Schlufs in einer Note, er glaube in dieser Uebersicht seinen guten Willen zur Mittheilung den Logenzustand betreffender Notizen zu zeigen; allein es sind in dieser Uebersicht Fehler begangen, die von Unkraut der maurerischen Verfassung zeigen. So z. B. ist unter d. *zum Fefsler'schen System gehörig*, 1. die grofse Loge Royal-York bezeichnet, womit diese Rubrik aufhört, dagegen sind unter g. *zum System der grofsen Loge Royal-York gehörig*, in den Unterabtheilungen deren Logen allerdings aufgeführt. Wer die maurerischen Verhältnisse nicht kennt, weifs also nicht woran er ist, und mufs *d.* und *g.* für zwey verschiedene Systeme nehmen. In gleicher Weise ist mit dem System der grofsen National-Mutterloge zu den 3 Weltkugeln verfahren. Das Wirkliche an der Sache ist: dafs weder ein Fefsler'sches noch ein Zöllner'sches System bey beiden grofsen Logen existirt, wohl aber *Fefsler* und *Zöllner* die entschiedenste maurerische Wirksamkeit auf das Innere derselben geübt haben. Die Uebersicht ist überhaupt etwas unklar ausgefallen, die Schottenlogen sind unter die Johannislogen gemischt und dabey selbst von ihrer ursprünglichen Loge getrennt worden, wie z. B. bey der Loge und Schottenloge zu Halle der Fall ist. Rec. weifs wohl, dafs der Herausg. die Logen nach dem Stiftungsjahre classificirt aufführt, allein er hätte doch die Schotten- und Johannislogen trennen und sie dann auf einander folgen lassen können.

So glauben wir auf das Gute und Fehlerhafte dieses Jahrgangs aufmerksam gemacht zu haben, wobey wir jedoch die Ueberzeugung aussprechen: dafs ersteres überwiegend sey. Wenn nun in der Vorrede der Herausg. über Mangel an Beyträgen von Seiten der Brüder sowohl, als darüber klagt, dafs die Verhältnisse ihm nicht gestatten, sich durch eignen Aufwand Quellen zur Ausstattung der Astrâa zu eröffnen; so ist dieis freylich schlimm, indefs sollten wir doch glauben, dafs sein Verleger, um seines eignen Vortheils willen, gern bereit seyn würde, nach Angabe des Herausg., diesem unentgeldlich interessante maur. Druckschriften zur Benutzung zukommen zu lassen, und Letzterer auch Gelegenheit finden dürfte, aus Logenarchiven u. s. f. unterstützt zu werden, damit sein Taschenbuch, das besonders für angehende Maurer nicht werthlos ist, sich belebend erhalte, was wir ihm wünschen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Brockhaus: *Anekdoten aus dem Leben des Fürsten Italinsky, Grafen Suworoff-Rymniksky*, Russisch kaiserlichen Feldmarschalls. Aus dem Russischen. Mit dem Bildnisse Suworoffs. 1829. 8. (1 Rthlr.)

Es dürfte vielleicht auffallen, jetzt, wo neuer Ruhm den alten beynahe ganz vergessen gemacht hat, in einer so geachteten Buchhandlung Anekdoten von *Suworoff* herauskommen zu sehen, und schwerlich dürften sie sich denkende Leser versprechen, läge ihnen nicht eine tiefere Bedeutung zum Grunde. Einmal nämlich ist der Herausg. derselben der bekannte russisch kaiserliche wirkliche Etatsrath *von Fuchs*, der in einer langen Jahrenreihe bey dem Generalissimus als Director seiner Kanzley angestellt war, sein unbegrenztes Vertrauen genofs und in dessen Armen Suworoff starb — also ist hier mehr als Gewöhnliches, und dabey reine Wahrheit zu erwarten; dann aber, und dies ist das Wichtigere, löst uns *Fuchs* das bisher unerforscht gebliebene Räthsel des sonderbarsten Charakters, den wohl je ein berühmter Mann gehabt hat, und giebt hierauf, wie zur Probe, seine Anekdoten. Wir sehen aus denselben, dafs Suworoff in allen Zweigen des Wissens erfahren war, dafs er die Alten, selbst ihre Gedichte, studirt hatte, dafs er vier Sprachen mit Fertigkeit redete, und mit grofser Schärfe des Geistes in die verwickeltsten Materien einzudringen verstand. Bey seinem Feldherrntalente, seiner Kühnheit, seiner Rastlosigkeit, seiner Uneigennützigkeit, seinem Ernst bey Geschäften, der Einfachheit und Mäfsigkeit seines Lebens, mufs es um so mehr auffallen, ihn im gewöhnlichen Leben sich mehrentheils wie ein Verrückter betragen, und die lächerlichsten, tollsten Streiche angeben zu sehen. Alle grofse Feldherren älterer und neuerer Zeit besafsen zwar ihre Eigenheiten, ohne welche sie sich nicht von der Menge unterschieden hätten; sie entzogen sich aber nicht den Sitten ihrer Zeitgenossen.

„Unser Held hingegen" sagt sein Biograph, „ist gleichsam aus dieser Sphäre herausgetreten, erscheint wie ein ungewöhnliches und einziges Phänomen, unbesiegbar auf dem Felde der Ehre, unbegreiflich in sei-

seinem Kabinette. Männer wie Rumänzoff, Turenne u. a. kennen wir; denn sie haben gehandelt, sind mit Menschen umgegangen wie Menschen und haben unsere Sprache geredet; die Feinheiten und Geheimnisse ihres Genie's liegen offen vor uns da. Suworoff aber bleibt, wie *Clinton* sagt, auch für die Nachwelt eine Hieroglyphe. Frage man alle noch lebenden Greise, die ihn persönlich gekannt haben, und wir werden über ihn die widersprechendsten Urtheile hören: einige werden ihn bis in den Himmel erheben; andere hingegen, und besonders solche, die ihn nur einmal gesehen haben, halten ihn für einen Menschen ohne gesunden Verstand. Ich selbst gehörte Anfangs zu denselben. Meine erste Zusammenkunft mit ihm machte einen sehr unvortheilhaften Eindruck auf mich. Der General von der Infanterie, Rosenberg, stellte mich ihm vor. Suworoff kam im Hemde herausgelaufen, und indem er sein Gesicht mit einem Lappen abtrocknete, fragte er: Wer ist das? — Der Etatsrath Fuchs, war die Antwort. — Ach, dafs sich Gott erbarme, wie du mager bist! du mufst mit mir herumreiten. — Diese Anrede setzte mich aufs Neue in Verlegenheit; in meinem ganzen Leben hatte ich noch nicht geritten. Drauf fragte er Rosenberg wieder: Wer ist denn der Herr da? Es war der Etatsrath Baschloffsky. — Aber wie du dick bist, sagte er zu diesem, ich werde zu dir in den Bauch kriechen, um mich dort zu wärmen, wenn ich friere. Ein solcher Anfang unserer Bekanntschaft gefiel mir gar nicht. Ich habe mich bemüht, von mehreren Personen zu erfahren, welchen Eindruck sein erster Empfang auf sie gemacht habe, und alle stimmen mit meinen Gefühlen überein. Man hat sich vielleicht unwillkürlich vorbereitet ihm etwas Schmeichelhaftes zu sagen, doch wo befindet man sich plötzlich? in einer Hütte, oder in einer ganz gewöhnlichen Stube; ein Greis, in einer Soldatenjacke oder im Hemde kommt, ohne dafs ihm Jemand gemeldet wird, herausgelaufen, umarmt uns, fängt an allerley Sonderbarkeiten und Mährchen zu erzählen, spricht, dreht sich im Kreise herum und thut die allerunpassendsten Fragen. Man befürchtet eine falsche Antwort zu geben, und den *Nemogusenaika's* (den „ich weifs nicht" Antwortenden, ein von ihm selbst gebildetes Wort) beygezählt zu werden. Sieht man ihn, indem er eine Audienz ertheilt, so läuft er bald da- bald dorthin, dann auf einmal fängt er aus einem Winkel an die alten Griechen und Römer mit einander zu vergleichen, erzählt wieder plötzlich von einem Tanze, den er im boworitzkischen Kreise einmal gesehen hat, geht auf ein Gefecht über u.s.w. Wo ist denn da nun eigentlich *Suworoff?* — Er ist in seinem Kabinette; hier hört alles auf, was bisher gesehn und gehört worden. Als ich mir hier einst einen unzeitigen Scherz erlaubte, sagte er zu mir: Warum bewahrst du diesen Spafs nicht lieber bis zum Mittagsessen auf; jetzt ist es Zeit zum arbeiten. — Hier ist es, wo er die Anordnungen zu einer Schlacht dictirt, in seinem Geiste die Kräfte des Feindes erwägt, die Position seiner Truppen bestimmt, ihnen neue Operationen vorschreibt und mit eigener Hand Pläne entwirft oder die Fehler seiner geschicktesten Generalquartiermeister verbessert. — Wenn man ihn sieht, zeigt sich das seltene Phänomen: eines Menschen in doppelter Person. Aus welchem Grunde aber tritt ein so grofser Mann als Sonderling auf? Darüber will ich sagen, was ich weifs, sollte ich auch die Neugier nicht ganz befriedigen. Mehrere alte Leute haben mir erzählt, dafs er diese Sonderbarkeiten seit der Zeit annahm, als er einst, schon als Oberster, mit seinem Regimente ein Kloster belagerte und mit Gewalt erstürmte. Es bleibt uns nur übrig zu erstaunen, wie er so lange Zeit und bis an sein Ende diese Maske eines Sonderlings tragen konnte. Es scheint, er habe sie nicht ablegen wollen, um nicht aufzuhören Suworoff zu seyn. Er wollte, sagte mir der alte General Derfelden, der 35 Jahre lang sein Waffengefährte war, einzig in der Welt, und Niemandem ähnlich seyn. — In dieser Absicht durchlief er das weite Feld der Geschichte aller Zeitalter, studirte die Biographieen aller grofsen Männer; jedoch für seinen eignen Ruhm bahnte er sich einen neuen, bis dahin noch unbetretenen Weg. Er weifs wohl, dafs ihm sein Aeufseres nie erlauben wird, sich Rumänzoff's würdevollen Anstand und Talent der Beredtsamkeit anzueignen; dafs, um sich Potemkin an Pracht und ungeheuern Plänen gleichzustellen, Millionen Goldes nöthig sind. Dieser vermeintliche Feind des Spiegels fafste schon damals, als er zum ersten Male darin sein unansehnliches Aeufsere erblickte, den Entschlufs seine jetzige Rolle zu spielen. Wir alle sahen ja sein unermüdliches Bestreben ein Held zu seyn, und ein Sonderling zu scheinen! Noch füge ich einige Worte hinzu über den Nutzen, der aus seinen Bizarrerieen hervorging. Oefters habe ich Generale der alliirten Truppen zu ihm kommen sehen mit Klagen, die unangenehme Folgen, ja sogar einen völligen Bruch herbeyführen konnten. Aber ein einziges unerwartetes witziges Wort aus seinem Munde, irgend eine komische Erzählung, einige possierliche Sprünge, erstickten die Flamme der Zwietracht in ihrem Entstehen. Mehrere hier mitgetheilte Anekdoten zeigen, dafs er nicht den Feldherren gleichen wollte, von denen man nur spricht, so lange sie an der Spitze eines Heeres stehen. Nein, er wollte der Gegenstand der unaufhörlichen Gespräche seiner Krieger seyn, wollte in ihren Herzen leben, und das Buch seyn, welches sie in ihrer Kammer studiren sollten. Belustigen wollte er und Staunen erregen; seinem kriegerischen Geiste sollte das Auffallende seines Charakters gleich kommen. Eine solche, von Niemandem entlehnte, selbstgeschaffene Rolle zu spielen, sie bey allen Launen des Schicksals, während eines langen Lebenslaufes, durchzuführen und sie sich zur zweyten Natur zu machen, ist in der moralischen Welt eine wunderbare Erscheinung! und diesem Zwecke opferte er seinen Versand, seine intellectuellen und physischen Kräfte, seine Ruhe,

und

und so zu sagen, sein ganzes Seyn auf." — In einer der von Hn. *v. Fuchs* mitgetheilten Anekdoten, sagt Suworoff, dafs Alexander Athen nicht defshalb verbrannt habe, damit man in den dortigen Wirthshäusern von seinen Harlekinaden reden solle, und fügt hinzu: Möge man sich von meinen Soldatenstreichen selbst in den Artels (Vereine, Zusammenkünfte der Soldaten) unterhalten. Dieſs drückt wohl deutlich sein Streben aus, im Munde der Masse sowohl durch Tradition seiner Eigenheiten, als in den Blättern der Geschichte durch seine Heldenthaten zu leben.

Von diesem angegebenen Gesichtspunkte aus betrachtet, glauben wir, wie schon im Eingange angedeutet wurde, werden die Leser mit doppeltem Interesse das Buch zur Hand nehmen und mit gröſserer Befriedigung, als wohl aufserdem der Fall seyn könnte, es beendigt weglegen.

RÖMISCHE LITERATUR.

Bonn, b. Weber, u. Leiden, b. Luchtmanns: *Davidis Ruhnkenii in Terentii Comoedias Dictata, Brunsiano exemplo emendatius multisque partibus integrius ex apographo Hamburgensi edita.* Cura *Ludov. Schopeni*, Phil. D. Gymnas. reg. Bonn. Collega. 1825. VI u. 285 S. 8. (1 Rthlr. 4 gGr.)

Von diesen Dictaten des sel. Ruhnken mag freylich das Urtheil gelten, welches über ähnliche, zum Suetonius, der verst. *Wolf* aussprach: „überall sieht man, dafs Ruhnkenius *seine* Kraft geschont hat, und zu den Kräften der Zuhörer sich herabgelassen: aber auch so ist ein Mann nicht zu verkennen, dessen Schärfe, Feinheit und Anmuth des Geistes selbst das Bekanntere erfreulich aufzuhellen vermochte." Und da bereits ein wenig genauer, unvollständiger, durch den beygefügten Text unnöthig vertheuerter Abdruck vorhanden war, so verdient Hr. *S.* Dank, dafs er einen richtigen, unverstümmelten, und nach der neulichen Ermäfsigung des Preises überaus wohlfeilen veranstaltete. Durch Vermittelung des Hn. Prof. *Heinrich* wurde diese bessere Abschrift ihm von dem sel. *Gurlitt* zu Theil, welchem das Buch auch gewidmet ist.

Wenn nun, wie angedeutet, für den Gelehrten es lesenswerth, mehr aus einem methodischen oder historischen Gesichtspunkte gelten kann: wie fern nicht uninteressant ist, was Ruhnken der Erläuterung werth hielt, zu bemerken, seine Ansichten über streitige Punkte der Grammatik, über Bentleysche Verbesserungen zu kennen, überhaupt die Lehrart auf holländischen Universitäten zu betrachten: so darf doch jüngern Lesern in obern Klassen der Gymnasien und auf Universitäten der Gebrauch als sehr nützlich empfohlen werden. Vornehmlich, zum *feinern grammatischen Verständnifs.* Die Erklärungen übergehen nicht leicht Wichtiges, sind kurz, und dringen, so weit dieſs ohne Weitläufigkeit lateinisch möglich ist, in den Geist der Wörter ein. Nicht minder, zu einem *reinen lateinischen Ausdruck*, der bey Ruhnkenius, wie bekannt, bis in den kleinsten Satz klassisch ist, in den Schriften jüngerer Philologen noch immer groſser Nachhülfe bedarf. Endlich überhaupt, um auf dem weiten philosophischen Gebiete manchem Vorwurf des *inepte moliri* glücklich zu begegnen. Wir berühren nur eins. Wenn die Last nichtssagender Citate in philologischen Schriften oft ein Aergernifs giebt, und (wir möchten sagen) die inhumane Humanität, wenn ein *Ruhnken, Bentley, Valkenaer* u. s. w. mit den Verfassern gewöhnlicher Schulbücher in einer Zeile wie Hand in Hand erscheint, so findet man bey Ruhnkenius dagegen nur eine kleine, aber erlesene Gesellschaft, wo es Niemandem unheimlich werden kann, jeden an seinem Platz, und überall Befriedigung in ihrer Belehrung.

Man hat die Frage aufgeworfen, ob nicht *Wyttenbach* diesen Dictaten ein übertriebenes Lob spendete, als er in Holland, gegen deutsche Universitäten, gefunden zu haben glaubte, *quantum aera distent lupinis;* die Antwort ist nicht ohne Verlegenheit ertheilt worden. Indefs darf man nur die Zeit betrachten, wo *Winkelmann* der Alterthumskenntnifs neue Regionen eröffnete, und eine Zahl unberufener Nachfolger, die in Deutschland kaum wieder etwas gründlicher getriebene Sprachkenntnifs abermals zu verflachen drohte; man darf zugleich das Bedürfnifs erwägen eines für Sprache offenen jungen Kopfs, dem vor allem Sachen- und Ideenkram erst in feinerer Sprachkenntnifs ein sicherer Grund unentbehrlich schien: so wird jenes Urtheil nicht unwahr erscheinen. Seine Kenntnisse mufste der Jüngling bereichert, seinen Sprachsinn überhaupt lebhaft angeregt fühlen: der gute Eindruck konnte in späterer Zeit fortdauern. Wollte man von dem Standpunkt erweiterter Anforderung an den Universitätslehrer fragen, ob die Aufgabe der Erklärung eines Komikers *so* gelöst sey, seit die metrischen Studien eigene Ansprüche machen; ob der scenischen Erklärung genügt sey (für die Hr. Hofr. *Böttiger* schöne Aussichten eröffnete, aber noch nicht befriedigte); ob endlich Vorlesungen dieser Art nicht auch Belege geben sollen von einer guten Dosis Humor und Witz, um den Glauben zu wecken, dafs, wie die Verse zum Klange, so auch die Charaktere geistig zur Anschauung gebracht worden; so würde man Gesichtspunkte aussprechen, die, das Eigenthum einer spätern Zeit, den Maafsstab nicht liefern dürfen für die Leistungen einer frühern; die überdiefs nur höchst selten Befriedigung, und kaum überall Anerkennung finden möchten. — Die Genauigkeit des Herausg. in der Anfertigung der Handschrift zum Druck hat kaum etwas zu wünschen übrig gelassen. In der kleinen, wohlgeschriebenen Vorrede ist uns nur *exemplar sibi in meum usum conciliavit* aufgefallen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1830.

PHYSIK.

Wien, b. Heubner: *Die Naturlehre nach ihrem gegenwärtigen Zustande mit Rücksicht auf mathematische Begründung.* Dargestellt von *Andreas Baumgartner*, Dr. philos., öffentlichem Professor der Physik und angewandten Mathematik, aufserordentlichem Professor der Mechanik für Künstler und Handwerker an der Wiener Universität u. s. w. *Dritte*, umgearbeitete und vermehrte Auflage. 1829. XVI u. 784 S. 8. Mit 8 Kupfertafeln. (3 Rthlr.)

Es ist in hohem Grade erfreulich, unter der grofsen Menge von Lehr- und Handbüchern, deren Zahl noch jedes Jahr bedeutend zunimmt, eins zu finden, dessen Brauchbarkeit sich auch über die Gränzen des Auditoriums des Vfs hinaus bewährt, in welchem nicht blofs einseitige, nur ein System begünstigende Ansichten mitgetheilt werden, sondern in welchem der Anfänger den jetzigen Zustand der Wissenschaft und nicht blofs so, wie ihn der Vf. für naturgemäfs hält, kennen lernt. Das vorliegende Handbuch, in welchem der Vf. sich ganz dem Titel gemäfs bemüht hat, die Naturlehre nach ihrem gegenwärtigen Zustande vorzutragen, kann daher nicht blofs jedem Anfänger ohne Bedenken empfohlen werden, sondern auch derjenige, welcher sich schon längere Zeit mit dem Gegenstande beschäftigt hat, wird diese Schrift selten ohne Belehrung zu Rathe ziehen. Es scheint auch die allgemeine Stimme dieses Urtheil zu bestätigen; denn es gehört in unsern an Compendien so reichen Zeiten allerdings zu den seltenen Fällen, dafs von einem Lehrbuche in Zeit von fünf Jahren drey Auflagen erscheinen. Indem Rec. hiemit sein allgemeines Urtheil über diese Schrift ausgesprochen hat, geht er zu dem Inhalt derselben über und erlaubt sich einige Bemerkungen mitzutheilen, welche sich ihm bey Benutzung derselben in seinen Vorlesungen theils über die ganze Physik, theils über einzelne Theile derselben aufgedrängt haben.

Die erste Auflage dieser Schrift erschien in drey Bändchen, in deren erstem der Vf. die Ponderabilien, im zweyten die Imponderabilien, im dritten die physische Astronomie und Geographie behandelte. Diese zweckmäfsige Eintheilung hat der Vf. auch in den folgenden in einem Bande erschienenen Ausgaben beybehalten.

Im *ersten* Abschnitte des *ersten* Theiles handelt der Vf. von den Körpern überhaupt. *Erster* Abschnitt. Allgemeine Eigenschaften der Körper. Ausdehnung, Figurabilität und Undurchdringlichkeit nennt der Vf. wesentliche allgemeine Eigenschaften der Körper; Trägheit und Beweglichkeit, Porosität, Ausdehnbarkeit und Zusammendrückbarkeit, Theilbarkeit und Schwere werden zufällige allgemeine Eigenschaften genannt. Indem wir diese Eintheilung im Allgemeinen sehr zweckmäfsig finden, können wir es nur billigen, dafs der Vf zu den allgemeinen Eigenschaften der Körper die Ausdehnbarkeit und unter diesen namentlich die Ausdehnbarkeit durch Wärme rechnet, wie dieses bisher nur von wenigen Physikern geschehen ist; denn es ist allerdings dem Anfänger stets auffallend, wenn er diese Eigenschaft nicht schon hier kennen lernt und in der Folge hört, dafs alle uns bisher bekannten Körper durch Erhöhung der Temperatur ein gröfseres Volumen annehmen, sobald nur diese Körper dieselben bleiben. Wenn man die vom Vf. gewählte Anordnung befolgt, so kann man sogleich im Anfange die Beschreibung des Thermometers geben und entgeht dadurch dem in den Vorlesungen sonst schwer zu vermeidenden Uebelstande, das Thermometer öfter zu erwähnen, ohne dafs der Anfänger seine Einrichtung kennt. Nur hätte Rec. gewünscht, dafs der Vf. hier auch sogleich die Gröfse der Ausdehnung fester Körper mitgetheilt hätte, dann wäre es möglich gewesen, schon hier die Einrichtung des Pyrometers von *Daniell* und ähnliche Apparate anzugeben, während man sich bey der jetzigen Einrichtung des Lehrbuches genöthigt sieht, die Beschreibung sämmtlicher Apparate dieser Art bis zur Lehre von der Wärme zu verschieben. Unter den verschiedenen Pyrometern erwähnt der Vf. S. 21 auch das von *Schwartz*, wonach man die Temperatur durch die Gröfse der Erkaltung messen soll, die ein heifser Körper in einer Flüssigkeit erleidet. Dieses Verfahren, welches wegen der bekannten Aenderung der Wärme-Capacität der Körper mit Erhöhung der Temperatur keine ganz scharfen, aber doch der Wahrheit gewifs ziemlich nahe kommenden Resultate geben wird, ist jedoch älter, indem schon *Coulomb* sich desselben bey seinen Untersuchungen über den Magnetismus bediente (*Biot Traité de physique* III, 107), und *Biot* giebt auch die zur Berechnung nöthigen Formeln (l. l. IV, 697). — *Zweytes* Kapitel. Verschiedenheit der Körper im Allgemeinen. *A.* Aggregationszustand; *B.* chemische Beschaffenheit der Körper.

Zweyter Abschnitt. Gleichgewicht der Kräfte an Körpern. *Erstes* Kapitel. Parallelogramm der

Kräfte. *Zweytes* Kapitel. Theorie der Schwere und Gleichgewicht fester schwerer Körper. *Drittes* Kapitel. Gleichgewicht der Kräfte an Maschinen. *Viertes* Kapitel. Theorie der Cohärenz und Gleichgewicht der Theile fester Körper unter einander. Hier giebt der Vf. die gewöhnlichen Gesetze an, um die Cohäsion der Körper von verschiedenen Dimensionen auf einander zu reduciren, Gesetze, welche bekanntlich der Natur nicht entsprechen, indem z. B. ein dicker Eisendraht zum Zerreifsen ein Gewicht erfordert, das bey weitem geringer ist, als dasjenige, welches man nach dem bekannten Gesetze aus dem Gewichte herleitet, das zum Zerreifsen eines bey weitem dünneren Drahtes erforderlich ist. Wünschenswerth scheint es uns, dafs der Vf., welcher unserer Meinung nach die richtige Ansicht vom Vorgange beym Zerbrechen hat (oben Zerreifsen, unten Zerdrücken), in einer folgenden Ausgabe die interessanten Versuche von *Duhamel* (*Robison System of mechanical philosophy* I, 439 und Allgemeine Encyklopädie von *Ersch* und *Gruber* XVIII, 212) erwähnt, wonach die Festigkeit von Holzstäben beym Zerbrechen sehr vergröfsert wird, wenn man auf ihrer untern Seite einen Einschnitt macht und in diesen einen Keil von hartem Holze treibt; es scheint uns dieses eine der besten Erfahrungen zu Gunsten der gegebenen Theorie und gegen die gewöhnliche Annahme, nach welcher das Zerbrechen weiter nichts ist als ein Zerreifsen, bey welchem der Balken nebst dem an ihm befestigten Gewichte die Stelle des einen Hebelarmes, ein unterer Punkt die Stelle des Stützpunktes, der Queerschnitt nebst der Cohäsion beym Zerreifsen die Stelle des Lastarmes vertreten. — In diesem Kapitel betrachtet der Vf. auch die Gesetze der Krystallisation. — *Fünftes* Kapitel. Hydrostatik. *Sechstes* Kapitel. Aerostatik. In diesem Kapitel behandelt der Vf. zugleich die Elasticität der Dämpfe und die Hygrometer, nur glauben wir, dafs das Schwefelätherhygrometer und das Hutton'sche Verdunstungshygrometer (*August's* Psychrometer) zweckmäfsiger bey der latenten Wärme der Dämpfe behandelt wären, da der Anfänger hier nicht die Theorie derselben verstehen kann.

Dritter Abschnitt. Dynamik. *Erstes* Kapitel. Allgemeine Bewegungsgesetze, die der festen Körper insbesondere. *A.* Bewegung durch momentan wirkende Kräfte; *B.* durch stetig wirkende Kräfte (Fall und Pendel); *C.* durch stetig und momentan wirkende Kräfte zugleich; *D.* Stofs. *Zweytes* Kapitel. Hindernisse der Bewegung. — *Drittes* Kapitel. Hydrodynamik. *A.* Fortschreitende Bewegung. *B.* Wellenbewegung, — *Viertes* Kapitel. Aerodynamik. — *Fünftes* Kapitel. Akustik. *A.* Vom Schalle überhaupt. *B.* Fortpflanzung des Schalles. *C.* Der Schall in Beziehung auf Höhe und Tiefe. *D.* Der Schall in Beziehung auf seine Stärke. *E.* Schwingungen selbsttönender Körper. *F.* Schwingungen mittönender Körper. *G.* Empfindung des Schalles.

Zweyter Theil. Von den unwägbaren Stoffen. *Erster* Abschnitt. Licht. Dieser Abschnitt gehört ohne Zweifel zu den besten der Schrift, und Rec. erinnert sich fast keines Lehrbuches, in dem die Optik auf eine so klare und unbefangene Art behandelt wäre, als in diesem. Fast zehn Jahre nachdem *Fresnel's* umfassende Untersuchungen bekannt geworden waren, hatte noch kein Deutscher in einem Lehrbuche darauf Rücksicht genommen, selbst in Journalen war fast gar nichts von diesen Arbeiten erwähnt, welche schon wegen der genauen Messungen stets einen bleibenden Werth behalten werden, wenn auch die theoretischen Ansichten einst als unhaltbar erkannt werden sollten. Der Vf. war der erste dem Rec. bekannte Physiker, welcher die Ansichten von *Huygens*, *Euler*, *Young* und *Fresnel* nicht blofs mit einigen Worten abfertigte, sondern ein jedes Phänomen, welches uns das Licht zeigt, aus diesen Hypothesen ableitete. Der Vf., welcher dem Undulationssysteme den Vorzug giebt, fällt dabey aber nicht in den Fehler der einseitigen Newtonianer; sowohl aus jenem Systeme als aus dem Emissionssysteme werden die Grundphänomene abgeleitet, dabey aber auch zugleich die Vorzüge und Mängel einer jeden dieser Theorieen gezeigt, so dafs also der Anfänger nicht blofs die Ansicht des Lehrers, sondern wirklich eine Lehre vom Lichte nach dem gegenwärtigen Zustande erhält. Dürften wir einen Wunsch in Beziehung auf die Anordnung der einzelnen Materien äufsern, so wäre es der, dafs der Vf. bey einer künftigen Auflage die Lehre von der Interferenz, wenigstens einige der wichtigsten Erscheinungen mit homogenem Lichte, gleich im Anfange dieses Abschnittes mittheilen möchte. Bey Vorlesungen, wo man sich zur Vermeidung der Verwirrung genöthigt sieht, der Ordnung des Compendiums zu folgen, können diese Versuche hier um so eher mitgetheilt werden, da die Erscheinungen der Interferenz der Schallwellen noch in frischem Andenken sind; einige der Hauptphänomene, welche die Lichtbeugung zeigt, namentlich die hyperbolische Fortbewegung der dunkeln und hellen Streifen, würden sogleich auf den Unterschied beider Systeme aufmerksam machen; aufserdem glauben wir, dafs die Gesetze, nach denen sich die Strahlen bey der Brechung und Reflexion richten, sich aus den Gesetzen der Interferenz leichter und dem Anfänger verständlicher beweisen lassen, wie ja dieses *Fresnel* längst gethan hat, als wenn mit *Hughenius* die partiellen Wellen dazu angewendet werden; auch läfst sich die Möglichkeit des Schattens aus dem Undulationssysteme hier am besten ableiten. — Wir wollen nach diesen Bemerkungen in der Kürze den Inhalt des Abschnittes angeben. *Erstes* Kapitel. Das Licht überhaupt. *Zweytes* Kapitel. Reflexion. *Drittes* Kapitel. Einfache Brechung. *Viertes* Kapitel. Prismatische Farben. *Fünftes* Kapitel. Sphärische (chromatische und achromatische) Linsen. *Sechstes* Kapitel. Interferenz. *Siebentes* Kapitel. Beugung. *Achtes* Kapitel. Farben dünner Körper.

Neun-

Neuntes Kapitel. Absorption des Lichtes, ein Gegenstand, der in den meisten Lehrbüchern vermifst, hier sehr gründlich behandelt wird. *Zehntes* Kapitel. Das Auge und das Sehen. *Eilftes* Kapitel. Optische Instrumente. *Zwölftes* Kapitel. Doppelte Brechung und Polarisation.

Zweyter Abschnitt. Wärme. *Erstes* Kapitel. Von der Wärme überhaupt. *Zweytes* Kapitel. Gesetze der Bewegung der Wärme. *Drittes* Kapitel. Gesetze des Gleichgewichts der Wärme. *A.* Capacität. *B.* Ausdehnung. *C.* Aenderung des Aggregationszustandes (latente Wärme). *D.* Anwendung der Dämpfe. Hier das wichtigste von den Dampfmaschinen. *Viertes* Kapitel. Quellen der Wärme und Kälte. *Fünftes* Kapitel. Wärme in Verbindung mit Licht. *Sechstes* Kapitel. Theoretische Ansicht der Wärmephänomene. Der Vf., welcher in den früheren Kapiteln dieses Abschnittes nur die Phänomene angegeben und ihre Erklärung kurz angedeutet hatte, prüft hier die gewöhnliche Ansicht, nach welcher ein Wärmestoff angenommen wird, und ist geneigt, auch hier mit *Davy* und *Rumford* Undulationen als Ursache der Erscheinungen anzusehen; dann aber ist es freylich weit schwieriger, die Phänomene zu erklären, man hat es dann nicht so leicht, wie bey der Annahme eines Wärmestoffes, den man sich nach Belieben schafft und qualificirt; man mufs mittelst Rechnung alles aus der vibrirenden Bewegung ableiten. Vor der Hand scheint es, als würden die Wärmephänomene durch Schwingungen von längeren Wellen hervorgebracht als die des Lichtes, wenigstens erklärt es sich daraus, warum die Wärme im prismatischen Farbenbilde vom rothen Ende, wo die Lichtwellen die gröfste Länge haben, zum violetten abnimmt; warum ein Körper, der eine hohe Temperatur erträgt, in der Hitze anfangs roth und endlich bey bedeutendem Wärmezuwachs gar weifs glüht; warum bey der Erwärmung die abstofsende Kraft besonders begünstigt wird u. s. w. (S. 456). Rec., welcher hierin dem Vf. völlig beystimmt, kann auch hier den Wunsch nicht unterdrücken, dafs in einer künftigen Ausgabe die Lehre von der Wärme nach der Electricität behandelt werden möge. Wenn auch manche Umstände und unter diesen namentlich der Zusammenhang und die Analogie von Licht und Wärme es wünschenswerth machen, beide neben einander zu behandeln, so giebt es doch viele andere Phänomene, welche uns die Wärme zeigt, die eine Kenntnifs der electrischen Erscheinungen erfordern, während zur Electricitätslehre fast nur die Kenntnifs der Temperaturen erforderlich ist, die ja sogleich bey den allgemeinen Eigenschaften der Körper behandelt wurden. Ist dann aber die wichtige Rolle erkannt worden, welche Temperaturdifferenzen bey den electrischen Erscheinungen spielen, hat man die grofse Wärme kennen gelernt, welche durch Electricität hervorgebracht wird, dann lassen sich die Wärmephänomene um so leichter behandeln, da es jetzt möglich wird, die Ursache der Wärmeentwickelung auf eine bestimmtere Art nachzuweisen; man ist jetzt im Stande einzusehen, dafs die specifische Wärme nicht die einzige Ursache ist, welche beym Verbrennen, bey chemischen Processen und in vielen andern Fällen so hohe Temperaturen erzeugt, und weshalb die wirklich beobachteten Temperaturen viel gröfser sind, als sie nach den Wärmecapacitäten seyn sollten; mit dem Electrometer lassen sich die Gründe dieser Differenzen nun leicht nachweisen.

Dritter Abschnitt. Magnetismus. *Erstes* Kapitel. Allgemeine magnetische Erscheinungen. *Zweytes* Kapitel. Erdmagnetismus. (Sollte es nicht zweckmäfsiger seyn, diesen Gegenstand erst beym Electromagnetismus zu behandeln, da hier von Nordlichtern und anderen Phänomenen verständlicher gehandelt werden kann?) *Drittes* Kapitel. Verfahren, um dem Eisen bleibenden Magnetismus mitzutheilen. *Viertes* Kapitel. Gesetze der magnetischen Kraft im Gleichgewicht. *Fünftes* Kapitel. Gesetze des Magnetismus in Bewegung (Rotationsmagnetismus).

Vierter Abschnitt. Electricität. Dieser Abschnitt ist in gegenwärtiger Auflage völlig umgearbeitet und die Ordnung der Materien ganz anders, als in den früheren Ausgaben und in allen übrigen Schriften; stets werden die Erscheinungen, welche uns die Contactelectricität zeigt, zugleich neben denen der Reibungselectricität behandelt. Für eine Schrift, die für den Physiker bestimmt ist, der die meisten Erscheinungen bereits kennt, ist diese Anordnung unstreitig die zweckmäfsigste; ein anderes dagegen ist es dann, wenn von Anfängern die Rede ist, welche sich aus dieser Schrift die ersten Kenntnisse erwerben wollen, wenn dieselbe namentlich bey Vorlesungen benutzt wird. Hier, wo erforderlich ist, dem Anfänger den Satz durch ihm verständliche Versuche zu beweisen, möchte es sehr schwer halten, ganz der vom Vf. gewählten Ordnung zu folgen und die Beschaffenheit des Gegenstandes fordert es gerade hier, sich einigermaafsen an die chronologische Ordnung zu halten. Denn es möchte wohl schwer seyn, den Fundamentalversuch *Volta's* ohne Condensator anzustellen, aber die Erklärung von diesem setzt wieder die Bekanntschaft mit den Gesetzen von der Vertheilung voraus. — *Erstes* Kapitel. Electrische Erscheinungen überhaupt und Quellen der Electricität. S. 498 sagt der Vf.: „Nach *Müller* soll derjenige Körper, dessen Theile am wenigsten beym Reiben von ihrer natürlichen Lage weichen, am meisten geneigt seyn, + *E* anzunehmen." Dieses Gesetz rührt aber bereits von *Coulomb* her (*Biot Traité* II, 858). — *Zweytes* Kapitel. Mittel Electricität in gröfserem Maafse zu erregen. Bey Erwähnung von *Zamboni's* zweyelementiger Säule vermissen wir die eigentliche Säule aus blofsem Silberpapier, deren Anomalien zu den interessantesten Phänomenen gehören, welche uns die Electricitätslehre zeigt und welche sich besonders dazu eignen, Anfänger darauf aufmerksam zu machen, wie behut-

hutsam sie bey ihren Folgerungen aus einigen wenigen Versuchen seyn müssen. Ob übrigens bey der S. 508 erwähnten Säule von *Watkins* aus blofsem Zink, welcher auf einer Seite polirt, auf der andern oxydirt ist (offenbar einer zweyelementigen Säule im Sinne *Zamboni's*), die Luft die Stelle des Leiters vertrete, oder ob dieses nicht vielmehr die Fugen des hölzernen Kastens thun, in welchem die Platten aufgestellt sind, ist eine Frage, die noch einer näheren Untersuchung bedarf. — *Drittes* Kapitel. Wirkung der electrischen Atmosphäre und darauf beruhende Apparate. — *Viertes* Kapitel. Electricität im Gleichgewicht (Electrische Spannung). — *Fünftes* Kapitel. Electricität in Bewegung (Electrischer Strom). *A.* Wirkungen des electrischen Stromes in Körpern, durch die er geht (physiologische, mechanische und chemische Wirkungen, Licht- und Wärmephänomene, *Ritter's* Ladungssäule). *B.* Wirkungen des electrischen Stromes in die Ferne (Electromagnetismus). *C.* Stärke und Richtung des electrischen Stromes in einem Electromotor. Rec. glaubt, dafs der Vf. in diesem sehr lehrreichen Abschnitte auf die von *Marianini* gegebenen Gesetze ein zu grofses Gewicht gelegt hat; wenn sich auch von experimenteller Seite Nichts an diesen Versuchen aussetzen läfst, so hat *M.* auf eine unbegreifliche Art stets die Ablenkungswinkel der Magnetnadel selbst mit einander verglichen, und wenn wir auch wenigstens bey kleinen Winkeln annehmen können, dafs die Ablenkungswinkel sich verhalten wie die Tangenten, so dürfen wir doch keinesweges den sich mit der Gröfse der Abweichung ändernden Abstand der Nadel vom Schliefsungsdrahte übersehen.

Dritter Theil. Erscheinungen im Grofsen. *Erster* Abschnitt. Physische Geographie. *Erstes* Kapitel. Himmelskörper überhaupt. *Zweytes* Kapitel. Tägliche Bewegung der Himmelssphäre. *Drittes* Kapitel. Gestalt und Gröfse der Erde und ihre Axendrehung. *Viertes* Kapitel. Scheinbare Bewegung der Sonne und jährliche Bewegung der Erde. *Fünftes* Kapitel. Ergebnisse aus der täglichen und jährlichen Bewegung der Erde. *Sechstes* Kapitel. Die Planeten und ihre Bewegung um die Sonne. *Siebentes* Kapitel. Bewegung der Nebenplaneten und Finsternisse. *Achtes* Kapitel. Die Kometen und ihre Bewegung. *Neuntes* Kapitel. Nähere Betrachtung der Sonne und der Planeten. *Zehntes* Kapitel. Ursache der Planetenbewegungen. *Eilftes* Kapitel. Fixsterne. Gröfse des Weltalls.

Zweyter Abschnitt. Physische Geographie. *Erstes* Kapitel. Beschaffenheit der Erde im Allgemeinen. *Zweytes* Kapitel. Festes Land insbesondere. Der Vf. scheint hier den Unterschied zwischen eigentlichen Gebirgen und den Plateau's nicht gehörig aufgefafst zu haben; auch finden wir hier noch die alte Vorstellung, welche uns so viele nicht-existirende Gebirge auf die Charten gebracht hat, dafs das Joch einer Gebirgskette mit der Wasserscheide zusammenfalle. Hätte ein Nordamerikaner, welcher die Alleghanis studirte, uns zuerst den Bau der Gebirge beschrieben, so würde derselbe wahrscheinlich den Satz aufgestellt haben, dafs die Gebirgsketten von den Flüssen durchbrochen würden. Die Kenntnifs der Wasserscheiden eines grofsen Landes ist allerdings interessant, aber man darf ja nicht behaupten, dafs diese mit den Gebirgszügen zusammenfielen; zufällig trifft es sich bey den meisten europäischen Flüssen, dafs sie in Longitudinalthälern strömen, aber wir sehen auch bey mehreren gewaltige Durchbrüche; und wo finden sich auf der andern Seite in den Sümpfen bey Pinsk und Minsk, aus denen die Gewässer dreyen Meeren zuströmen, wo in den Ebenen Nordamerikas, wo die Gewässer aus einem kleinen Districte nach Norden, Osten und Westen fliefsen, solche Höhenzüge? *Zweytes* Kapitel. Gewässer der Erde. *Drittes* Kapitel. Veränderung der Erde in Vorzeit und Gegenwart.

(Der Beschluss folgt.)

PÄDAGOGIK.

Leipzig, b. Hartmann: *Sechzehn katechetische Unterhaltungen* über mehre der wichtigsten Christenlehren u. Christenpflichten, zum Schulgebrauch von *Karl Gottlob Günther*, Schullehrer in Haynchen. 1829. VI u. 182 S. 8. (16 gGr.)

Die hier gelieferten Unterredungen über einzelne Gegenstände der Glaubens- und Sittenlehre sind zwar nicht gerade Musterkatechisationen, geben aber doch den Gang, den ein gewandter Schullehrer bey Behandlung jener Gegenstände etwa zu nehmen hat, deutlich und anschaulich an. Um jenes zu seyn, fehlen die Entwickelungsfragen, die demselben selbst zu bilden überlassen bleibt, für Viele also gerade das Schwerste. Der Vf. thut übrigens Unrecht, die Unterredungen selbst nur *Quasi*-Katechisationen zu nennen, sie sind verständig angelegt und durchgeführt, und es wäre zu wünschen, dafs recht viele Lehrer von Mittelklassen, für welche sie bestimmt sind, so zu katechisiren vermöchten. Sie haben theils biblische, theils Katechismussätze, theils Beyspiele aus Lesebüchern zum Thema.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1830.

PHYSIK.

Wien, b. Heubner: *Die Naturlehre nach ihrem gegenwärtigen Zustande mit Rücksicht auf mathematische Begründung.* Dargestellt von *Andreas Baumgartner* u. s. w.

(*Beschlufs der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Dritter Abschnitt. Meteorologie. *Erstes* Kapitel. Von der Atmosphäre und ihren Veränderungen überhaupt. *Zweytes* Kapitel. Veränderungen der Bestandtheile der Atmosphäre. *Drittes* Kapitel. Wärme und klimatische Verhältnisse. *Viertes* Kapitel. Luftströmungen. Rec. erlaubt sich hier auf einen Fehler aufmerksam zu machen, den wir hier so wie in den meisten physikalischen und geographischen Schriften antreffen. Es heifst nämlich S. 710: „Am merkwürdigsten sind die heifsen Winde Sirocco, Chamsin, Samum und Harmattan. Der *Sirocco* weht in Sicilien und Italien, und erstreckt sich oft bis nach Süddeutschland. Er ist trocken, heifs und hat eine erschlaffende Wirkung. Der *Chamsin* bläst 50 Tage nach den Nachtgleichen (in Aegypten) und führt sehr vielen Sand mit sich. Der *Harmattan* weht in kurzen Perioden auf der Westküste von Afrika, ist ungemein trocken und wegen seines vielen Staubes lästig. Der *Samum* (Gift) in Arabien und Syrien übt eine tödtende Wirkung auf lebende Wesen aus, hält aber nur einige Minuten an und weht nur bey Tage." Offenbar sind aber diese vier Winde völlig identisch und nur die Benennungen derselben local, da Sirocco von den Italienern gewöhnlich zur Bezeichnung südlicher Winde gebraucht wird, Chamsin aber eigentlich die Zeit bedeutet, um welche dieser Wind weht; Harmattan bezeichnet nach der richtigen Bemerkung von *Golberry* (*Fragmens d'un Voyage en Afrique* 1,228) was die Araber und Mauren Samum oder Samiel nennen; Samum selbst läfst sich eben sowohl durch *heifser* als *giftiger* Wind übersetzen. Merkwürdig ist es hiebey, dafs Geographen und Reisende sich an diese letztere Bedeutung des Ausdruckes gehalten haben; daher wird denn auch gewöhnlich nach den Bemerkungen *Dobson's* der Harmattan ein gesunder, der Samum ein tödtlicher Wind genannt, ja Hr. *v. Zach* ging sogar so weit, zu behaupten, der Harmattan sey ein an Oxygen, der Samum ein an Azot reicher Wind. Fragen wir nun aber, welcher europäische Reisende hat sich durch *eigene* Erfahrung von der Schädlichkeit dieses Windes überzeugt, so bleibt fast nur *Bruce* übrig; da aber die von ihm erzählte Trago-Komödie (Reisen v. *Volkmann* IV, 562) ein persönliches Abenteuer war, so ist die Wahrheit davon sehr zu bezweifeln. Alles was uns andere Reisende und unter diesen namentlich *Niebuhr* (Beschreibung von Arabien S. 8), *Volney* (*Voyage* I, 57), *Ker Porter* (*Travels in Persia* II, 230), *Beauchamp* (bey *Cotte Mémoires* II, 218) und andere von den fürchterlichen Wirkungen dieses Windes erzählen, hatten sie nur von Beduinen oder mit der Wüste unbekannten Städtebewohnern gehört. Aber jene Nomadenstämme suchen theils die Bewohner der Städte von ihren Wüsten abzuhalten, theils schildern sie den Reisenden die Gefahren der Wüste weit gröfser als sie wirklich sind, und daher erzählen sie, um eine gröfsere Belohnung für ihre Führung zu erhalten, solche Geschichten, während sie demjenigen, der die Wüste durch eigene Anschauung kennt, die Unwahrheit ihrer Erzählungen eingestehen (*Burckhardt Travels in Nubia* p. 204). Die Gefahren dieses Windes bestehen nicht sowohl in einem Gifte welches er mit sich führt, als in der grofsen Trockenheit, welche sich beym Harmattan noch in bedeutender Entfernung von der Küste zeigt (*Daniell Meteorological Essays* p. 122 u. 317); man sieht sich genöthigt oft zu trinken und das Wasser verdunstet aus den porösen Schläuchen in kurzer Zeit (*Burckhardt Travels in Nubia* p. 366), so dafs Reisende aus Wassermangel oft in grofse Verlegenheit kommen. Dafs die Araber sich auf die Erde werfen oder sich Tücher vor den Mund halten, geschieht nicht etwa deshalb, um das Einhauchen des Giftes zu vermeiden, sondern um den Sand, den der Wind natürlich erheben mufs, vom Munde abzuhalten, wie es ja auch in einigen Theilen Afrika's Sitte ist, ein Tuch vor den Mund zu binden (*Denham* und *Clapperton Narrative*, Kupfer); auch die Kameele halten den Kopf zuweilen abwärts, aber stets nur dann, wenn der Wind etwa Sand in die Höhe hebt, nie, wenn bey noch so heifser Luft diese frey von Staub ist, indem sie es in diesem Falle nicht nöthig haben, ihre grofsen hervorragenden Augen zu schützen (*Burckhardt Nubia* p. 206). Wollte man die Zahl dieser Winde vollständig angeben, so liefsen sich noch die in Hindostan (*Valentia* Reise, in der Weimar. Bibliothek Bd. I, 134 und 135. II, 258. *le Gentil Voyage* I, 477), Neu-Süd-Wales (*Cunningham* Neu-Süd-Wales p. 96. *Tuckey* Reise, in Weimar. Bibl. XXIV, 93. *Péron Voyage* I, 396), in Louisiana (*Ulloa* Nachrichten I, 59), der Solano in Spanien (*Dillon* Reise II, 95. *Townsend*

Reise II, 133), und andere erwähnen. — *Sechstes* Kapitel. Wassermeteore. Zu dem S. 725 bemerkten über die Vertheilung des Regens im Jahre fügt Rec. hinzu, dafs er durch eine grofse Zahl von Beobachtungen gefunden hat, dafs wenn die Menge des in einem Jahre herabfallenden Regens als Einheit angesehen wird, die Wassermenge im Winter (December bis Februar) an der Westküste Europa's nahe eben so grofs ist als in den drey Sommermonaten, in Bergen in Norwegen ist aber der Winterregen noch bey weitem überwiegend. Je weiter wir von den Küsten ins Innere des Continentes gehen, desto mehr herrschen die Sommerregen vor. Und dasselbe Verhalten scheint auch an der Westküste Amerika's aufserhalb der Wendekreise Statt zu finden, so wie auch an der Ostküste von Neuholland. Nur das Bassin des mittelländischen Meeres bildet eine besondere Gruppe von Klimaten, indem hier wegen des aufsteigenden heifsen Luftstromes über der afrikanischen Wüste die Sommerregen fast verschwinden, und zwar desto weniger, je weiter wir uns nach Norden bewegen; dagegen haben hier fast allenthalben die Winterregen das Uebergewicht. Es weichen diese Resultate etwas von denen ab, welche *Gasparin* in seiner bekannten Abhandlung gegeben hat, da *Gasparin* Januar, Februar und März als die drey Wintermonate ansieht; werden die Jahreszeiten so genommen, wie es jetzt unter den Meteorologen Sitte ist, so fällt *G's* Eintheilung von Europa in Regionen mit vorherrschenden Sommerregen und mit vorherrschenden Herbstregen ganz fort, da die Herbstregen sich fast nur an den Küsten des atlantischen Meeres zeigen. Mit dem eben angegebenen Verhältnisse zwischen Winter- und Sommerregen läuft dann auch die Vertheilung der Gewitter im Jahre vollkommen parallel. — *Siebentes* Kapitel. Electrometeore. — *Achtes* Kapitel. Lichtmeteore. — *Neuntes* Kapitel. Feuermeteore. Hier betrachtet der Vf. auch zugleich die Irrlichter und glaubt, dafs sie gephosphortes Wasserstoffgas seyen. Es scheint dem Rec. in hohem Grade wünschenswerth, dafs doch endlich ein Physiker, in dessen Nähe sich diese Erscheinungen zeigen sollen, zuerst untersuche, ob es denn wirklich Irrlichter gebe; Rec. wenigstens bezweifelt die Existenz derselben und glaubt, dafs jene Fünkchen, welche sich während der Nacht zeigen, anfänglich für Seelen abgeschiedener Geister, später für Irrlichter gehalten, welche die Gottlosen ins Verderben führen, weiter nichts seyen, als phosphorescirende Insecten, wie sie neuere Reisende sehr häufig über Wiesen und ähnlichen Punkten gesehen haben; während doch kein einziger Beobachter seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts von eigentlichen Irrwischen spricht. — *Zehntes* Kapitel. Einiges über Wetteranzeigen.

Rec. schliefst mit dem Wunsche, dafs der Vf. uns recht bald den schon bey der zweyten Auflage versprochenen Supplementband, der die mathematischen Untersuchungen enthalten soll, mittheilen möge. *L. F. Kämtz.*

Wien, b. Heubner: *Tafeln zur Reduction der bey verschiedenen Wärmegraden beobachteten Barometerstände auf jede beliebige Normal-Temperatur*, von *Max Weifse*, Dr. phil., ö. öff. Professor der theor. und prakt. Astronomie, Director der Sternwarte u. Mitgliede der Akademie der Wissenschaften zu Krakau. 1827. XXIV u. 195 S. 8. (1 Rthlr.)

Mit älteren Tafeln zur Reduction der Barometerstände auf eine bestimmte Temperatur unzufrieden, berechnete der Vf. die vorliegenden zu seinem eigenen Gebrauche; erst auf Ansuchen mehrerer Freunde machte er sie bekannt, und wünscht, dafs recht viele Beobachter sich ihrer bedienen und auf diese Art Beobachtungen liefern möchten, welche für die Wissenschaft von Werth sind, da alle nicht reducirten Messungen als nicht existirend angesehen werden müssen. Der Vf. hält 0° R. für die zweckmäfsigste Normaltemperatur, und Rec. der seit mehreren Jahren eben diesen Thermometerstand zur Reduction seiner Beobachtungen gewählt hat, wünscht, dafs alle Meteorologen nach dem Vorgange der meisten Astronomen diesen Punkt wählen mögen, damit auch endlich die aus den verschiedenen Temperaturen entspringende Verwirrung ein Ende habe. Die Formel, welche der Vf. bey seiner Arbeit zum Grunde legte, ist folgende. Bezeichnet L die auf 0° R. reducirte Höhe des Barometers, l die bey $\pm t$° R. beobachtete wirkliche Höhe und n die Gröfse, um welche sich eine Quecksilbersäule von der Länge 1 für 1° R. Wärmeänderung ausdehnt, so ist

$$L \pm nLt = l, \text{ folglich}$$

$$L = \frac{l}{1 \pm nt} = l(1 \mp nt \pm n^2t^2 \mp n^3t^3 \pm \ldots)$$

wo das obere Zeichen für Grade über, das untere für Grade unter 0° gilt. Indem nun der Vf. eben so wie früher *Winkler* den von *Dulong* und *Petit* gefundenen Werth $n = \frac{1}{4440}$ zum Grunde legt, unterscheiden sich diese Tafeln von denen *Winkler's* dadurch, dafs der Vf. nicht wie dieser von der obigen Reihe blofs das Glied nt behält, sondern er wendet auch noch n^2t^2 an. Dadurch wurde es erforderlich, eine besondere Tafel für die Thermometerstände über und unter 0° zu berechnen; der Vf. thut dieses von — 15° R. bis 25° R. von Zehntel zu Zehntel Grad und für Barometerhöhen von 23″ bis 29″ von Linie zu Linie. Der Vf. giebt nun diese Correction bis zu vier Decimalstellen: eine Genauigkeit, welche wohl nie erforderlich ist; denn da wir bey einem Barometer, dessen Scale auch noch so sorgfältig construirt seyn mag, nie für ein Zehntel einer Linie bey einer einzelnen Beobachtung stehen können, so scheint es überflüssig, die Tafeln zur Reduction bis zu einem zehn Tausendtel genau zu berechnen; hätte Rec., der seit mehreren Jahren zur Bestimmung der Abhängigkeit der täglichen Oscillationen von den Jah-

Jahreszeiten, an jedem Tage 10 bis 16 Beobachtungen angestellt und jede derselben einzeln auf 0° R. reducirt hat, nicht zufällig ein mit Mikroskopen versehenes Barometer, dessen Nonius unmittelbar 0‴,02 angiebt, so würde er bey seinen Reductionen vielleicht nicht einmal auf die zweyte Decimalstelle Rücksicht genommen haben; wir können ferner in dem Falle, wo sich das Thermometer am Barometer in Zeit von einer Stunde vielleicht um 2 bis 3° ändert, wie dieses doch im Winter in allen geheizten Zimmern Statt findet, nicht für einen ganzen Grad in der Temperatur des Quecksilbers stehen, welcher bey der Reduction einen Fehler von etwa 0‴,07 erzeugt. Dieses geht aus einigen vom Rec. gemachten Erfahrungen auf das bestimmteste hervor. Ein in einem ungeheizten Zimmer hängendes Barometer gab stets einen Stand welcher höher war, als der mit einem Barometer in einem geheizten Zimmer beobachtete, wenn die Wärme im letzteren stieg; sank diese aber, so war der Unterschied der entgegengesetzte, offenbar weil in jedem Falle das selbst ganz im Holze eingeschlossene Thermometer im Zimmer, dessen Temperatur sich änderte, vorauseilte. Wenn eine ausführliche Reductionstafel schon aus diesem Grunde nicht nöthig ist, so ist bey derselben noch das Zeit raubende Aufschlagen ein anderer Uebelstand, weshalb Rec. sogleich im Anfange seiner Beobachtungen die Tafeln *Winkler's* bey Seite legte. Will man aber einmal eine so grofse Genauigkeit bey der Berechnung anwenden, dann mufs man nach der Meinung des Rec. auch alle Umstände berücksichtigen, und hierin hat der Vf. gefehlt. Wenn man nämlich die Reduction vornimmt, so mufs man auch die Ausdehnung der Scale in Anschlag bringen. Der Vf. nimmt deshalb mit *Lavoisier* an, es dehne sich das Messing von 0° bis 80° um $\frac{1}{637}$ seiner Länge aus, giebt aber der Kürze halber an, es betrage diese Gröfse $\frac{1}{10}$ von der des Quecksilbers; man soll deshalb nach ihm $\frac{1}{10}$ der in den Tafeln gegebenen Reduction von diesen abziehen und nun die Correction vornehmen. Er giebt auf S. XXIII ein Beyspiel: der bey −6°,0 R. beobachtete Barometerstand ist 27″6‴,88; für das Quecksilber geben die Tafeln die Reduction +0‴,4477, also für Messing −0‴,0448, mithin die ganze Reduction +0‴,4029 und der Barometerstand bey 0° R. 27″7‴,2829. Aber dieses Resultat entfernt sich bereits in der dritten Decimalstelle von der Wahrheit, denn die für das Messing erforderliche Reduction beträgt −0‴,0462, folglich ist die ganze Reduction +0‴,4015 und der Barometerstand bey 0° R. 27″7‴,2815. Während also bey der vom Vf. empfohlenen Methode bis zur vierten Decimalstelle gerechnet wird, begeht man schon in der dritten einen constanten Fehler. Aber selbst in dem Falle wo die Ausdehnung des Messings genau $\frac{1}{10}$ von der des Quecksilbers betrüge, ist das vom Vf. angegebene Verfahren nicht richtig. Für das Quecksilber ist die Normaltemperatur gleichgültig und hängt ganz von der Laune des Beobachters ab; die Länge der Scale aber *mufs* auf die Temperatur zurückgeführt werden, bey welcher die Länge des Normalmaafses bestimmt war, also bey *Millimetern* auf 0°, bey pariser Linien (*pied du Roi*) auf 13° R. Wenn demnach auf alle Umstände Rücksicht genommen werden soll, so wird die Formel, nach welcher die Reductionen berechnet werden müssen,

$$h \cdot \frac{q(t-T)-m(t-\vartheta)}{1+q(t-T)}$$

wo h die beobachtete Höhe des Quecksilbers, t die beobachtete Temperatur des Quecksilbers und der Scale, q die Ausdehnung des Quecksilbers, m die des Messings für einen Grad des gebrauchten Thermometers bezeichnet, während T die Normaltemperatur bedeutet, auf welche das Quecksilber reducirt wird, ϑ die Normaltemperatur des Maafses, also für pariser Linien 13° R. *Schumacher* hat für $T = 0°$ in seiner Sammlung von Hülfstafeln eine solche Tafel gegeben, und Rec. hat sich zu seinem eigenen Gebrauche eine ähnliche entworfen, welche etwas von der Schumacher'schen abweichend eine für alle Messungen hinreichende Genauigkeit gewährt. Es ist nämlich nach *Dulong* und *Petit*

$$q = 0{,}0002\,25225;$$

nach einem Mittel aus den Beobachtungen von *Horner* und *Lavoisier* wird

$$m = 0{,}000023642.$$

Da es vielen Lesern der A. L. Z. zu beschwerlich seyn dürfte, sich darnach die erforderliche Gröfse der Correction zu berechnen, so theilt Rec. hier seine Tafel für pariser Linien und eine Normaltemperatur von 0° R. von 20″10‴ bis 28″9‴ von 5 zu 5 Linien und von Grad zu Grad des Reaumur'schen Thermometers mit. Die Einrichtung der Tafel bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung, indem die mit + bezeichneten Gröfsen zu dem beobachteten Barometerstande addirt, die mit − bezeichneten von ihm subtrahirt werden müssen. Für Längen und Thermometerstände zwischen den in der Tafel unmittelbar gegebenen Gröfsen ist die Interpolation so einfach, dafs man sie ohne besondere Rechnung bey einiger Uebung im Kopfrechnen sogleich vornehmen kann.

t	350″	355″	360″	365″	370″	376″	380″	386″	390″	395″	400″	405″	410″	415″	420″	425″	430″	435″	440″	445″
−15°R	+0‴,67	+0‴,68	+0‴,70	+0‴,71	+0‴,73	+0‴,74	+0‴,76	+0‴,77	+0‴,78	+0‴,80	+0‴,81	+0‴,83	+0‴,84	+0‴,85	+0‴,87	+0‴,88	+0‴,90	+0‴,91	+0‴,93	+0‴,94
14	0,62	0,63	0,65	0,66	0,67	0,69	0,70	0,71	0,73	0,74	0,75	0,77	0,78	0,79	0,81	0,82	0,85	0,85	0,86	0,87
13	0,57	0,58	0,59	0,61	0,62	0,63	0,64	0,65	0,67	0,68	0,69	0,70	0,72	0,73	0,74	0,75	0,76	0,78	0,79	0,80
12	0,53	0,55	0,54	0,55	0,56	0,57	0,58	0,59	0,61	0,62	0,63	0,64	0,66	0,66	0,68	0,69	0,70	0,71	0,72	0,73
11	0,47	0,48	0,49	0,50	0,51	0,52	0,53	0,54	0,55	0,56	0,57	0,58	0,59	0,60	0,61	0,62	0,63	0,64	0,65	0,66
10	0,43	0,43	0,44	0,45	0,46	0,47	0,47	0,48	0,49	0,50	0,51	0,52	0,53	0,54	0,55	0,56	0,56	0,57	0,58	0,59
9	0,57	0,58	0,59	0,59	0,40	0,41	0,42	0,43	0,45	0,44	0,44	0,46	0,47	0,47	0,48	0,49	0,50	0,51	0,51	0,52
8	0,52	0,53	0,53	0,54	0,55	0,56	0,57	0,58	0,58	0,59	0,60	0,61	0,61	0,62	0,63	0,64	0,65	0,66	0,66	0,67
7	0,47	0,48	0,49	0,50	0,50	0,51	0,52	0,53	0,54	0,55	0,56	0,57	0,58	0,58	0,59	0,60	0,61	0,62	0,63	0,64
6	0,42	0,43	0,44	0,45	0,46	0,47	0,48	0,48	0,49	0,50	0,51	0,52	0,53	0,54	0,55	0,56	0,57	0,58	0,59	0,60
5	0,57	0,58	0,59	0,59	0,40	0,41	0,42	0,43	0,45	0,44	0,44	0,46	0,47	0,47	0,48	0,49	0,50	0,51	0,51	0,52
4	0,52	0,53	0,53	0,54	0,55	0,56	0,57	0,58	0,58	0,59	0,60	0,61	0,61	0,62	0,63	0,64	0,65	0,66	0,66	0,67
3	0,47	0,48	0,49	0,50	0,50	0,51	0,52	0,53	0,54	0,55	0,56	0,57	0,58	0,58	0,59	0,60	0,61	0,62	0,63	0,64
2	0,42	0,43	0,44	0,45	0,46	0,47	0,48	0,48	0,49	0,50	0,51	0,52	0,53	0,54	0,55	0,56	0,57	0,58	0,59	0,60
1	0,57	0,58	0,59	0,59	0,40	0,41	0,42	0,43	0,45	0,44	0,44	0,46	0,47	0,47	0,48	0,49	0,50	0,51	0,51	0,52
0	0,52	0,53	0,53	0,54	0,55	0,56	0,57	0,58	0,58	0,59	0,60	0,61	0,61	0,62	0,63	0,64	0,65	0,66	0,66	0,67
+ 1	0,47	0,48	0,49	0,50	0,50	0,51	0,52	0,53	0,54	0,55	0,56	0,57	0,58	0,58	0,59	0,60	0,61	0,62	0,63	0,64
2	0,42	0,43	0,44	0,45	0,46	0,47	0,48	0,48	0,49	0,50	0,51	0,52	0,53	0,54	0,55	0,56	0,57	0,58	0,59	0,60
3	0,57	0,58	0,59	0,59	0,40	0,41	0,42	0,43	0,45	0,44	0,44	0,46	0,47	0,47	0,48	0,49	0,50	0,51	0,51	0,52
4	0,52	0,53	0,53	0,54	0,55	0,56	0,57	0,58	0,58	0,59	0,60	0,61	0,61	0,62	0,63	0,64	0,65	0,66	0,66	0,67
5	0,47	0,48	0,49	0,50	0,50	0,51	0,52	0,53	0,54	0,55	0,56	0,57	0,58	0,58	0,59	0,60	0,61	0,62	0,63	0,64
6	0,42	0,43	0,44	0,45	0,46	0,47	0,48	0,48	0,49	0,50	0,51	0,52	0,53	0,54	0,55	0,56	0,57	0,58	0,59	0,60
7	0,57	0,58	0,59	0,59	0,40	0,41	0,42	0,43	0,45	0,44	0,44	0,46	0,47	0,47	0,48	0,49	0,50	0,51	0,51	0,52
8	0,52	0,53	0,53	0,54	0,55	0,56	0,57	0,58	0,58	0,59	0,60	0,61	0,61	0,62	0,63	0,64	0,65	0,66	0,66	0,67
9	0,47	0,48	0,49	0,50	0,50	0,51	0,52	0,53	0,54	0,55	0,56	0,57	0,58	0,58	0,59	0,60	0,61	0,62	0,63	0,64
10	0,42	0,43	0,44	0,45	0,46	0,47	0,48	0,48	0,49	0,50	0,51	0,52	0,53	0,54	0,55	0,56	0,57	0,58	0,59	0,60
11	0,57	0,58	0,59	0,59	0,40	0,41	0,42	0,43	0,45	0,44	0,44	0,46	0,47	0,47	0,48	0,49	0,50	0,51	0,51	0,52
12	0,52	0,53	0,53	0,54	0,55	0,56	0,57	0,58	0,58	0,59	0,60	0,61	0,61	0,62	0,63	0,64	0,65	0,66	0,66	0,67
13	0,47	0,48	0,49	0,50	0,50	0,51	0,52	0,53	0,54	0,55	0,56	0,57	0,58	0,58	0,59	0,60	0,61	0,62	0,63	0,64
14	0,42	0,43	0,44	0,45	0,46	0,47	0,48	0,48	0,49	0,50	0,51	0,52	0,53	0,54	0,55	0,56	0,57	0,58	0,59	0,60
15	0,57	0,58	0,59	0,59	0,40	0,41	0,42	0,43	0,45	0,44	0,44	0,46	0,47	0,47	0,48	0,49	0,50	0,51	0,51	0,52
16	0,86	0,88	0,90	0,90	0,98	0,94	0,94	0,99	1,01	1,00	1,05	1,07	1,08	1,10	1,18	1,14	1,16	1,18	1,20	1,21
17	0,91	0,95	0,95	0,97	0,99	1,01	1,01	1,05	1,07	1,09	1,11	1,15	1,15	1,17	1,19	1,20	1,22	1,24	1,25	1,26
18	0,96	0,98	0,98	1,00	1,04	1,06	1,08	1,10	1,12	1,15	1,17	1,18	1,21	1,23	1,25	1,27	1,28	1,29	1,31	1,32
19	1,01	1,05	1,08	1,05	1,10	1,15	1,14	1,16	1,22	1,24	1,25	1,27	1,29	1,31	1,33	1,34	1,36	1,38	1,39	1,41
20	1,06	1,08	1,10	1,10	1,15	1,17	1,19	1,22	1,24	1,26	1,28	1,29	1,33	1,34	1,36	1,38	1,40	1,41	1,43	1,45
21	1,11	1,15	1,15	1,18	1,20	1,22	1,24	1,26	1,28	1,30	1,32	1,34	1,36	1,38	1,40	1,42	1,44	1,46	1,48	1,49
22	1,16	1,18	1,21	1,23	1,25	1,27	1,29	1,31	1,33	1,35	1,37	1,39	1,41	1,43	1,45	1,47	1,49	1,51	1,52	1,54
23	1,20	1,23	1,26	1,28	1,30	1,32	1,34	1,36	1,38	1,40	1,42	1,44	1,46	1,48	1,50	1,52	1,54	1,55	1,57	1,59
24	1,25	1,28	1,31	1,33	1,35	1,37	1,39	1,41	1,43	1,45	1,47	1,49	1,51	1,53	1,55	1,57	1,59	1,61	1,62	1,64
25	−1,30	−1,33	−1,36	−1,38	−1,40	−1,42	−1,44	−1,46	−1,48	−1,50	−1,52	−1,54	−1,56	−1,58	−1,60	−1,62	−1,64	−1,66	−1,68	−1,70
26	0,86	0,88	0,90	0,90	0,98	0,94	0,94	0,99	1,01	1,00	1,05	1,07	1,08	1,10	1,18	1,14	1,16	1,18	1,20	1,21
27	0,91	0,95	0,95	0,97	0,99	1,01	1,01	1,05	1,07	1,09	1,11	1,15	1,15	1,17	1,19	1,20	1,22	1,24	1,25	1,26
28	0,96	0,98	0,98	1,00	1,04	1,06	1,08	1,10	1,12	1,15	1,17	1,18	1,21	1,23	1,25	1,27	1,28	1,29	1,31	1,32
29	1,01	1,05	1,08	1,05	1,10	1,15	1,14	1,16	1,22	1,24	1,25	1,27	1,29	1,31	1,33	1,34	1,36	1,38	1,39	1,41
30	1,06	1,08	1,10	1,10	1,15	1,17	1,19	1,22	1,24	1,26	1,28	1,29	1,33	1,34	1,36	1,38	1,40	1,41	1,43	1,45
31	1,11	1,15	1,15	1,18	1,20	1,22	1,24	1,26	1,28	1,30	1,32	1,34	1,36	1,38	1,40	1,42	1,44	1,46	1,48	1,49
32	1,16	1,18	1,21	1,23	1,25	1,27	1,29	1,31	1,33	1,35	1,37	1,39	1,41	1,43	1,45	1,47	1,49	1,51	1,52	1,54
33	1,20	1,23	1,26	1,28	1,30	1,32	1,34	1,36	1,38	1,40	1,42	1,44	1,46	1,48	1,50	1,52	1,54	1,55	1,57	1,59
34	1,25	1,28	1,31	1,33	1,35	1,37	1,39	1,41	1,43	1,45	1,47	1,49	1,51	1,53	1,55	1,57	1,59	1,61	1,62	1,64
35	−1,30	−1,33	−1,36	−1,38	−1,40	−1,42	−1,44	−1,46	−1,48	−1,50	−1,52	−1,54	−1,56	−1,58	−1,60	−1,62	−1,64	−1,66	−1,68	−1,70
36	0,86	0,88	0,90	0,90	0,98	0,94	0,94	0,99	1,01	1,00	1,05	1,07	1,08	1,10	1,18	1,14	1,16	1,18	1,20	1,21
37	0,91	0,95	0,95	0,97	0,99	1,01	1,01	1,05	1,07	1,09	1,11	1,15	1,15	1,17	1,19	1,20	1,22	1,24	1,25	1,26
38	0,96	0,98	0,98	1,00	1,04	1,06	1,08	1,10	1,12	1,15	1,17	1,18	1,21	1,23	1,25	1,27	1,28	1,29	1,31	1,32
39	1,01	1,05	1,08	1,05	1,10	1,15	1,14	1,16	1,22	1,24	1,25	1,27	1,29	1,31	1,33	1,34	1,36	1,38	1,39	1,41
40	1,06	1,08	1,10	1,10	1,15	1,17	1,19	1,22	1,24	1,26	1,28	1,29	1,33	1,34	1,36	1,38	1,40	1,41	1,43	1,45
41	1,11	1,15	1,15	1,18	1,20	1,22	1,24	1,26	1,28	1,30	1,32	1,34	1,36	1,38	1,40	1,42	1,44	1,46	1,48	1,49
42	1,16	1,18	1,21	1,23	1,25	1,27	1,29	1,31	1,33	1,35	1,37	1,39	1,41	1,43	1,45	1,47	1,49	1,51	1,52	1,54
43	1,20	1,23	1,26	1,28	1,30	1,32	1,34	1,36	1,38	1,40	1,42	1,44	1,46	1,48	1,50	1,52	1,54	1,55	1,57	1,59
44	1,25	1,28	1,31	1,33	1,35	1,37	1,39	1,41	1,43	1,45	1,47	1,49	1,51	1,53	1,55	1,57	1,59	1,61	1,62	1,64
45	−1,30	−1,33	−1,36	−1,38	−1,40	−1,42	−1,44	−1,46	−1,48	−1,50	−1,52	−1,54	−1,56	−1,58	−1,60	−1,62	−1,64	−1,66	−1,68	−1,70

MONATSREGISTER

vom

APRIL 1830.

I.

Verzeichnifs der in der Allgem. Lit. Zeit. und den Ergänzungsblättern recenfirten Schriften.

Anm. Die erfte Ziffer zeigt die Numer, die zweyte die Seite an. Der Beyfatz EB. bezeichnet die Ergänzungsblätter.

A.

v. Ammon, Chr. F., Handbuch der christl. Sittenlehre. 2r Bd 1 u. 2e Abth. EB. 41, 321.

Anekdoten aus dem Leben des Fürsten Italinsky, Grafen *Suworoff-Rymninsky*. Aus dem Russ. (Herausg. vom Kais. Etatsr. *v. Fuchs*.) 78, 620.

Antony, Jos., archaeolog. liturg. Lehrbuch des Gregorian. Kirchengesanges — 75, 593.

Astraea, s. Fr. *v. Sydow*.

B.

Balling, F. A., s. P. A. *Pierry*.

Barthélemy u. *Mery*, Napoleon in Aegypten. Gedicht in 8 Gesängen; teutsch übersetzt von G. *Schwab*. EB. 38, 300.

Baumgartner, A., die Naturlehre nach ihrem gegenwärt. Zustande mit Rücksicht auf mathemat. Begründung. 3e umgearb. Aufl. 79, 625.

Beer, M., der Paria. Trsp. EB. 38, 303.

Beyträge zur Fortification. EB. 39, 305.

Bibliothek der ausländ. Lit. für prakt. Medicin. 8 u. 9r Bd. EB. 45, 356.

Bischoff, F. H. Th. u. J. A. *Moeller*, vergleichendes Wörterbuch der alten, mittlern u. neuern Geographie. 65, 513.

Block, G. W., Fortsetz. der Reformation, oder Beyträge zur Verbesser. der Theologie, Religion u. Kirche. 2 u. 3r Th. EB. 40, 313.

Bluntschli, J. C., Entwicklung der Erbfolge gegen den letzten Willen nach röm. Recht, mit bes. Rücksicht auf die Novelle 115. EB. 44, 348.

v. Buelow, G. P., Beyträge zur Geschichte der Braunschw. Lüneburgschen Lande — 64, 445.

C.

Carne, J., Reise durch die Schweiz. Aus dem Engl. von W. A. *Lindau*. 74, 590.

Cramer, Fr., s. M. G. *Lichtwer's* Schriften.

D.

Dapp, L. F., Versuch üb. die Lehre von der Legitimation zum Procefs. Vorr. von Ch. G. *Gmelin*. 2e Aufl. — EB. 39, 312.

Degerando, s. Baron *v. Gerando*.

Deinhardstein, Hans Sachs. Dramat. Gedicht. EB. 38, 302.

Dilthey, J. F. K., Geschichte des Grofsherzogl. Gymnasiums zu Darmstadt. Einladungs-Prgr. 71, 585.

F.

Ferber, C. W., Beyträge zur Kenntnifs des gewerbl. u. commerciellen Zustandes der Preufs. Monarchie. EB. 40, 317.

Forster, G., s. C. F. *v. Volney*.

Fortification, s. Beyträge zu derselben.

G.

Gallois, L., Histoire de Napoléon, d'après lui-même. 74, 585.

— — die Gesch. Napoleon's, nach dessen eigenen Angaben; aus dem Franz. 1 u. 2r Bd. 74, 585.

Gendrin's, A. N., anatom. Beschreib. der Entzündungen in den verschied. Geweben des menschl. Körpers; aus dem Franz. von Just. *Radius*. 2. Thle. Auch: Biblioth. der ausländ. Lit. für prakt. Medicin. 8 u. 9r Bd. EB. 45, 356.

v. Gerando, Baron, üb. die sittl. Vervollkommnung od. üb. die Selbsterziehung, nach der 2ten verb. Ausg. übersetzt von E. *Schelle*. 1 u. 2r Bd. 69, 545.

Grauert,

Grauert, K. A., prakt. Anweisung zur deutschen Orthographie. 74, 592.

Greiling, J. Chr., wie man grofses Unglück ohne Sünde ertrage. Predigt; zum Besten der durch Wassersnoth Verunglückten. 77, 617.

Greville, R. K., s. W. J. *Hooker*.

Guenther, K. G., sechszehn katechet. Unterhaltungen üb. mehre der wichtigsten Christenlehren. 79, 632.

Gurlitt's, J., Schulschriften. 2r Bd. die Hamburg. Schulschriften. Nach des Vfs Tode herausg. von C. *Mueller*. Auch:

— — Hamburgische Schulschriften. 70, 553.

H.

Hauff, W., Phantasieen u. Skizzen. 74, 591.

Herzog, K., Geschichte des Thüring. Volkes. EB. 37, 289.

Hooker, W. J. u. R. K. *Greville*, Icones filicum — Fasc. 1—7. 67, 529.

K.

Klaucke, A., Grundsätze der Schullehrer-Bildung in Seminarien, mit bes. Bezieh. auf Hamburg. 76, 605.

Kosegartenii, J. G. L., Chrestomathia arabica ex Codd. Mss. Parisiensibus, Gothanis et Berolinensib. collecta — 61, 481.

v. Kotzebue, O., neue Reise um die Welt in den J. 1823 bis 26. 2 Bde. 72, 569.

Kraemer, E. A. F., Gesch. der göttl. Offenbarungen für Bibelfreunde u. zur Belebung des relig. Sinnes. Auch:

— — Geschichte der Juden u. ihrer Religion bis zur Erscheinung Jesu. 71, 564.

L.

Lelièvre, X. C. E., Commentatio de Legum XII Tabularum patria. Preisschr. EB. 45, 353.

Lichtwer's M. G., Schriften; herausg. von E. L. M. *v. Pott*; mit *Lichtwer's* Biographie von Fr. *Cramer*. EB. 48, 382.

Lindau, W. A., s. J. *Carne*.

M.

Malten, Bibliothek der neuesten Weltkunde — 1 bis 12r Th. EB. 43, 343.

Mery s. *Barthélemy*.

v. Metsch, C., Versuch üb. die einfachste u. zweckmäfsigste Art die Geschützladungen mittelst Percussion zu entzünden. 76, 601.

Moetter, J. A., s. F. H. Th. *Bischoff*.

Mohnike, G. Chr. Fr., s. Es. *Tegnér*.

Mueller, C., s. J. *Gurlitt*.

P.

Piorry, P. A., de la percussion médiate et des signes obtenus dans les maladies des organes thoraciques et abdominaux. 71, 561.

— — die mittelbare Percussion und die dadurch erhaltenen Zeichen in den Krankheiten der Brust u. des Unterleibs. Aus dem Franz. von F. A. *Balling*. 71, 561.

Platon's Werke von Fr. *Schleiermacher*. 3 Thls 1r Bd; auch:

— Staat. EB. 47, 372.

v. Pott, E. L. M., s. M. G. *Lichtwer's* Schriften.

R.

Radius, Just., s. A. N. *Gendrin*.

Rapp, G., die Dichterweihe. Ein episches Gedicht. EB. 38, 299.

Rotermund, H. W., Geschichte der Domkirche St. Petri zu Bremen, des Waisenhauses u. der ehemaligen Domschule bis zum J. 1828. 66, 526.

Ruhnkenii, Dav., in Terentii Comoedias Dictata — Cura Lud. *Schopeni*. 78, 623.

S.

Schelle, E., s. Bar. *v. Gerando*.

v. Schenk, E., Schauspiele. 1r Th. Belisar, Kais. Ludwigs Traum. 73, 582.

Schleiermacher, Fr., s. *Platon's* Werke. 3 Thls 1 Bd: der Staat.

Schmaltz, M. F., üb. die in unsern Tagen überhandnehmende Scheinheiligkeit. 2 Predigten. 69, 549.

Schmidthenner, F., die Jahreszeiten. Lyrisch didakt. Gedicht. 1e Abth. der Frühling. 68, 454.

Schopeni, Lud., s. Dav. *Ruhnkenii* Dictata.

Schueler, C. F. Ch., Natur, Thier, Mensch, Engel, Gott. Philosophisch betrachtet. Auch:

Schue-

Schueler, C. F. Ch., Humanismus; eine vorläufige Schr. — 63, 502.

Schwab, G., s. *Barthélemy*.

Soeltl, Dr., der Bodensee mit seinen Umgebungen. 66, 525.

Steffens, Henr., die Familien Walseth u. Leith. Ein Cyklus von Novellen. 3 Bde. 77, 609.

— — die vier Norweger. Ein Cyklus von Novellen. 6 Thle. 77, 609.

Stein, K., allgem. Weltgeschichte für die Jugend. 4te verb. Aufl. EB. 39, 312.

v. Strombeck, Fr. K., Hennig Brabant, Bürgerhauptmann der Stadt Braunschweig u. seine Zeitgenossen — 64, 445.

Suworoff, s. Anecdoten aus dem Leben dess.

v. Sydow, Fr., Astraea, Taschenb. für Freymaurer auf das J. 1830. 5r Jahrg. 78, 617.

T.

Tegnér, Es., Axel, eine Romanze; aus dem Schwed. von G. Chr. Fr. *Mohnike*. EB. 46, 366.

Tkány, A., Mythologie der alten Teutschen u. Slaven — 1 u. 2e Abth. 63, 503.

V.

Voigt, Ch. F. J., Heirathsgeschenk für Neuverehelichte u. Verlobte — 3te verm. Aufl. EB. 39, 312.

v. Volney, C. F., die Ruinen od. Betrachtungen üb. die Revolutionen der Reiche — aus dem Franz. mit Vorr. von G. *Forster*. 7te Aufl. EB. 42, 336.

W.

Wackernagel, W., Gedichte eines fahrenden Schülers. 77, 616.

Warnungsbeyspiele für die Jugend aus der Gesch. u. dem alltägl. Leben — vom Herausgeber der „*Beyspiele des Guten.*" 66, 528.

Weiſse, Max, Tafeln zur Reduction der bey verschied. Wärmegraden beobachteten Barometerstände auf jede beliebige Normaltemperatur. 80, 636.

Weitzel, Jos., Betrachtungen üb. Deutschland von der letzten Hälfte des 8ten bis zur ersten des 13ten Jahrh., od. von Karl d. Gr. bis auf Friedrich II. 64, 505.

v. Welden, Fr., Gesch. der Errichtung des Straf-Arbeitshauses, mit der damit verbundenen Marmorfabrik zu St. Georgen bey Baireuth. 70, 558.

v. Wersebe, A., Beschreib. der Gaue zwischen Elbe, Saale u. Unstrut, Weser u. Werra — gekrönte Preisschr. EB. 39, 310.

West, Th. u. K. A., gesammelte Schriften. 1e Abth. Bilder aus dem Leben. 2 Thle. 2e Abth. krit. u. satir. Streifzüge. 2 Thle. EB. 37, 296.

Wilken, Fr., Geschichte der Kgl. Bibliothek zu Berlin. 63, 499.

Wingolf. Dem Andenken *Lessing's* an seinem 100jähr. Geburtstage; von einem Leipz. Verein für deutsche Dichtung. 64, 448.

Winterling, C. M., Sonette. 68, 453.

(Die Summe aller angezeigten Schriften iſt 67.)

II.

Verzeichniſs der im Intelligenzblatte enthaltenen literarischen und artistischen Nachrichten und Anzeigen.

A. *Nachrichten.*

Todesfälle.

Vierling in Meiningen 28, 228.

Universitäten, Akad. u. and. gel. Anstalten.

Berlin, Universit., Verzeichniſs der Vorlesungen das. im Sommerhalbenj. 1830, der öffentl. gel. Anstalten und der Directoren u. Mitglieder bey den Prüfungs-Commissionen in der Preuſs. Monarchie 27, 209—222. *Erlangen*, Universit., Verzeichniſs der Vorlesungen das. im Sommer-Semester 1830. 31, 249. *Freiburg* im Breisgau, Universit., Auszug aus dem Verzeichniſs der Vorlesungen das. im Sommer-Semester 1830. 28, 225. *Gieſsen*, Forstlehranstalt, Verzeichniſs der Vorlesungen das. im Sommer-Semester 1830. 33, 272. — Universit., Verzeichniſs der Vorlesungen das. im Sommerhalbj. 1830 u. der öffentl. gel. An-